FONDO PROVINCIA

22 E 36

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio XVI

Palchetto 8

Num.° d' ordine 57

NAZIONALE
B. Prov.
XXVI
88
BIBLIOTECA
VITT. EMANUELE III
NAPOLI

1 C 8 57

112
2
29

Solo il vol 1°
come da catalogo

B. Prov.
Incompl. 101

BIB. PROV.
XXVI
88

VA1 1525821

Gotthold Ephraim Lessing,

sein Leben und seine Werke.

Von

Th. W. Danzel, Dr. phil.
Privatdocenten bei der Universität zu Leipzig.

Nebst

einigen Nachträgen zur Lachmann'schen Ausgabe.

Erster Band.

Mit zwei Facsimiles.

Leipzig,
Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.
1850.

Herrn Professor

Karl Lachmann

dem Herausgeber

der Werke Lessing's

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Ich habe zur Bevorwortung dieses Buches nur wenig zu sagen. Wenn jetzt die Zeit der Monographieen im Gebiete der neuern deutschen Litteraturgeschichte gekommen ist — und ich glaube, sie ist gekommen, denn an Büchern, welche eine mehr oder weniger vollständige Uebersicht des Stoffes geben, ist Ueberfluß, und zu einer gewiegten Darstellung des mannichfach verschlungenen Entwickelungsganges fehlt es noch an der vollständigen Durchforschung des Einzelnen — so wird eine litterarische Lebensbeschreibung Lessing's keine der überflüssigsten und auch keine der unwürdigsten Unternehmungen sein. Auch schon in rein biographischer Hinsicht kann eine solche erwünscht kommen, denn Karl Lessing's Arbeit erschien schon den Zeitgenossen als ungenügend — wofür ich mir die Belege an einer schicklichen Stelle im zweiten Bande nachzutragen vorbehalte — und seitdem hat sich die Menge der Quellen z. B. durch Herausgabe von Briefwechseln noch ganz ungemein vermehrt. Ich muß es den Sachkundigen zu beurtheilen überlassen, in wie weit es mir gelungen ist, dem weitschichtigen und vielartigen Material einiges Leben einzuhauchen und die Einzelheiten so anzuordnen, daß sie nicht blos zur Erweiterung der Kenntniß dienen, sondern auch auf eine Erkenntniß hinleiten.

Was die Nachträge zur Lachmann'schen Ausgabe anbetrifft, so bedarf ich vielleicht eher um ihretwillen einer Entschuldigung, als daß ich mir aus der Zusammenstellung derselben ein Verdienst machen könnte. Ich kenne sehr wohl das Xenion:

> Edler Schatten, du zürnst? ja über den lieblosen Bruder,
> Der mein modernd Gebein läßet in Frieden nicht ruhn.

und ich habe nicht einmal die Entschuldigung, Lessing's Bruder zu sein. Aber wenn mein Buch einmal geschrieben werden sollte, so mußte ich es auf die größte Vollständigkeit und Genauigkeit anlegen, und da auf diese Weise so ziemlich alle im Anhange mitgetheilten Schriftstücke doch irgend einmal zur Sprache kommen konnten, so blieb nichts übrig, als sie den Lesern nur gleich selbst vor Augen zu legen.

Es ist mir bei Herbeischaffung dieses Materials und sonstiger neuer Quellen in Nähe und Ferne so viel Bereitwilligkeit und Vertrauen bewiesen worden, daß ich fast fürchten muß, Erwartungen rege gemacht zu haben, die nun nicht erfüllt werden. Am liebsten möchte ich meiner Dankbarkeit damit Luft machen, daß ich die Namen dieser Neidlosen hier aufzählte, aber es würde doch wohl gar zu viel mehr meinem Buche zur Ehre gereichen, daß es sie bei dieser Gelegenheit nennen könnte, als ihnen, daß sie hier genannt würden. Ich habe daher die Erfüllung dieser Pflicht lieber auf die besonderen Gelegenheiten versparen wollen, wo ich mich ohnehin der mir erwiesenen Gefälligkeiten noch einmal hätte rühmen müssen.

Leipzig, den 23. Juli 1849.

W. Danzel.

Inhalt.

Seite

Erstes Buch.

Das väterliche Haus und die Schule. 1729—1746 1

Zweites Buch.

Die Universität und die dichterischen Jugendwerke. 1746— 1748 47

Drittes Buch.

Berlin und Wittenberg. 1748—1752. Erste schriftstellerische Werke in Prosa . . 169

Viertes Buch.

Berlin und Leipzig. 1753—1758. Ausbildung eines eigenen Standpunctes mit Hülfe der englischen Litteratur 257

Fünftes Buch.

Berlin 1758 — 1760; Breslau 1760 — 1764. Begründung der heutigen deutschen Litteratur 367

Anhang.

Nachträge zu der Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken. Nach den Bänden geordnet. Band I—V. 499

Erstes Buch.

Das väterliche Haus und die Schule.

1729—1746.

Erſtes Kapitel.

Die moderne deutſche Litteratur nach der Reformation hatte ſich in einem Lande entwickelt, das zu den jüngſten Erwerbungen des Germanenthums gehörte, und deshalb freilich ſeinen geiſtigen Ertrag erſt in einer verhältnißmäßig ſpäten Zeit zu der Geſammternte beizutragen beſtimmt ſein mochte. An dem geiſtigen Leben, das im ſiebenzehnten Jahrhundert in Schleſien herrſchte, nahm auch die durch Nachbarſchaft und Stammesverwandtſchaft der Einwohner nah verbundene Oberlauſitz Theil. Es iſt ein kräftiges Geſchlecht, das die nördlichen Abhänge des Rieſengebirges bewohnt. Das provinzielle Leben, das ſich hier noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entfaltet — das Oberlauſitziſche Magazin, herausgegeben von der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Görlitz, gewährt einen Einblick in daſſelbe — iſt zwar, dem Charakter der Zeit gemäß, politiſcher Elemente baar, macht aber durch das Gefühl beſtimmter Zuſammengehörigkeit und innerer Einheit, von welchem wir den ganzen Landestheil beſeelt ſehen, gleichwohl einen wohlthuenden Eindruck. Und wenn im Anfangsjahre unſers Jahrhunderts ein eigenes vierbändiges oberlauſitziſches Schriftſteller- und Künſtlerlexikon erſcheinen konnte, ſo zeugt dies nicht nur für das Fortbeſtehen eines lebhaften gegenſeitigen Antheils zwiſchen den einzelnen Unterabtheilungen des Landes, ſondern es ſpricht auch für eine achtungswerthe Grundlage geiſtiger Regſamkeit. Noch heute ſtehen die Studenten aus der Oberlauſitz in Leipzig in dem Rufe, die talentvollſten zu ſein. Und ſo hat denn die Oberlauſitz ſowohl gleichzeitig mit Schleſien ein bedeutendes geiſtiges Leben entfaltet, als auch ſpäter in gewiſſem Sinne die geiſtige Erbſchaft der allmählig hinwelkenden ſchleſiſchen Bildung angetreten: was in der Lauſitz an das Licht tritt, bildete zum Theil die Brücke zwiſchen dieſer und den Richtungen der Neuzeit, die noch heute maaßgebend ſind. Es entwickeln ſich hier gerade die beiden Elemente, welche zu höherer Ausbildung zu bringen und mit einander zu durchdringen vielleicht die weltgeſchichtliche Aufgabe der Deutſchen des achtzehnten Jahrhunderts geweſen iſt. Der philosophus Teutonicus, welcher die religiöſe Myſtik des Proteſtantismus zur Speculation hinüberleitete, die denn am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Deutſchland eine wiſſenſchaftliche Ausbildung gewann, lebte in der Stadt, die ſchon nach der obigen Andeutung als der geiſtige Mittelpunkt der Oberlauſitz erſcheint, und auf eben dieſe Stadt weiſt die deutſche Geſellſchaft zurück, welche das Hauptorgan für Gottſched's Beſtrebungen war, die, je formeller und einſeitiger ſie ſind, um ſo mehr, theils unmittelbar theils durch Erweckung des Widerſpruches, den Anfang der deutſchen Litteratur der Neuzeit bilden; die deutſche

Gesellschaft bestand ursprünglich nur aus solchen, welche das Görlitzer Gymnasium besucht hatten, und war vor Gottsched's Regiment auf Reinhaltung der schlesischen Sprache bedacht; das Programm, mit welchem Clodius ihr 25jähriges Bestehen feierte, enthält eine der beredtesten Lobpreisungen der oberlausitzischen Sechsstädte.

Aus einer dieser Städte stammt Gotthold Ephraim Lessing, der beide Richtungen der deutschen Neuzeit, das Streben nach tiefem Gehalt und nach reiner Form, zuerst zu vereinigen gewußt hat; denn ihm verdanken wir sowohl eine inhaltsvolle Dichtung, als auch einen der bedeutendsten Anfänge zu einer Philosophie, die von „trüber Tiefe" und oberflächlicher Deutlichkeit gleich weit entfernt ist. Er wurde zu Kamenz am 22. Januar 1729 geboren, und nach damaliger Sitte schon zwei Tage darauf, am 24., in der dortigen lutherischen Pfarrkirche getauft.

Der Umstand, daß die Oberlausitz neben einer Mehrzahl von deutschen Bewohnern auch ein Hunderttausend wendische zählt, hat die Veranlassung herleihen müssen, dem deutschen Volke das Recht, Lessing sein nennen zu dürfen, gar abzusprechen und ihn für einen Slaven zu erklären, auf daß der Deutsche inne werde, welchem Volksthum er sein Bestes verdanke — denn auch Luther wird für einen Slaven erklärt — und wie ihm von Osten — es war ja immer so — Licht und Heil gekommen sei und ferner kommen werde*).

Angenommen, diese Behauptung ruhte auf einer urkundlichen Begründung, und Lessing stammte wirklich aus slavischer Familie, so dürfte dies den Deutschen doch nimmer grämen. Es zeugt von großer Armuth, wenn sich ein Volksstamm, was ein anderer Bedeutendes hervorgebracht, durch den Stammbaum der Individuen aneignen will, ja es liegt bei solchem Verfahren eine ganz ungebildete Anschauungsweise zu Grunde. Kommt denn etwa der Schatz geistiger Leistungen, welcher ein Volk groß macht, durch zufällig von allen Winden her herbeigetragene Scherflein der Individuen zu Stande, oder geht nicht vielmehr das Ganze seinen stillen großen Gang, dem der Einzelne bewußt oder unbewußt gehorchen muß? Wo man einen Einfluß einer Nationalität auf die andere behaupten will, muß nachgewiesen werden, wie etwas, das in der letztern auftritt, seine Grundlage und seinen Keim nicht in ihr, sondern in jener habe, dies könnte z. B. in Luthers Fall möglich sein — ich glaub' es nicht, aber ich habe es hier nicht zu untersuchen — denn seinem Auftreten ging doch eine ähnliche, eine reformatorische Bewegung in einem slavischen Lande voran, und es bedürfte also außer der Abstammung selbst nur der empirische Zusammenhang zwischen den Vorgängern und dem Nachfolger noch eines Erweises. Von etwas Derartigem kann bei Lessing nicht die Rede sein; wo ist im Slaventhum eine Erscheinung, die ihm ähnlich wäre? Lessing möchte immerhin ächtes slavisches Vollblut sein, er wäre doch einer der Unsrigen, denn er lebt ganz in unserer Litteratur, ja er nimmt gelegentlich an dem etwas rohen Spott seiner Zeitgenossen gegen die Wenden Theil (Lachm. l. 217), welcher dem Verfasser des Lustspiels „die Juden" freilich nicht recht anstehen will — oder vielmehr unsere Litteratur lebt in ihm, er ergreift ihre Aufgabe tiefer als irgend einer, und was er leistet zündet mehr als jemals eine ähnliche Anregung und zündet nur hier — und

*) Erzähler an der Spree 1843 d. 3. Febr. Wuttke, Polen u. Deutsche. 2. Aufl. S. 92.

der Menſch iſt nicht wie das Roß, blos dieſes animaliſche Ganze von feiner oder grober, blonder germaniſcher oder brauner ſlaviſcher Complexion, ſondern das was er thut und was ſich in ſeinem Geiſte vollführt.

Ueberdieß wird jene Behauptung durch die Ueberlieferung ſelbſt vielmehr widerlegt — und das ſollte Niemanden erwünſchter ſein, als dem eifrigen Panſlaviſten ſelbſt, denn dieſer hätte, verhielte ſich die Sache anders, ſo wenig Grund, den Deutſchen dieſen Umſtand vorzurücken, daß gerade die Herrlichkeit der ſlaviſchen Volksſtämme durch ſie eine empfindliche Verdunkelung erleiden würde, oder was kann einem Volke weniger zur Ehre gereichen, als wenn ſeine bedeutendſten Männer — wir Deutſchen haben davon leider an Friedrich II., inſofern er in Bezug auf litterariſche Bildung vor 1740 ſeinen Standpunkt ein für allemal eingenommen hatte, ein Beiſpiel — nur in der Einlebung in eine fremde Litteratur Befriedigung und einen inhaltsvollen Lebensberuf zu finden wiſſen?

Der fromme Familienſinn unſerer Altvordern, die auf den weißen Blättern der Familienbibel, die ſie durch's Leben begleitete, die hervorſtechenden Momente des Lebensganges ſelbſt verzeichneten, und was ſo hier und da zerſtreut war, mit Vorliebe ſammelten, ſetzt uns in den Stand, den ſlaviſchen Urſprung Leſſings ſo ziemlich in demſelben Lichte erſcheinen zu laſſen, in welchem der gleiche Urſprung des Minneliedes König Wenzels erſcheint, in deſſen angeblicher Urſchrift ein Druckfehler der Bodmer'ſchen Ausgabe auf böhmiſch zu leſen iſt.

Schon vom ſechszehnten Jahrhundert an beurkundet ſich die Familie durch eine Reihe deutſcher Beamten und Prediger, und durch thätige Betheiligung am deutſchen Geiſtesleben als eine deutſche. Der älteſte Leſſing, von dem uns erzählt wird, iſt Clemens Leſſigk, Pfarrer in Churſachſen im erzgebirgiſchen Kreiſe, unter der Chemnitzer Inſpection. Mehr wird von ihm nicht überliefert, nicht einmal der Ort, wo er Pfarrer geweſen, aber es wird angemerkt, er ſei eben der Clemens Leſſingk, welcher 1580 die Eintrachtsformel, zufolge aller gedruckten Ausgaben derſelben, mit unterſchrieben. Ein Sohn deſſelben, Matthäus (Matthias) Leſſing, iſt ebenfalls Geiſtlicher geweſen und im Jahr 1624*) als Diakon in dem Städtchen Schkeuditz, im Stifte Merſeburg, zwiſchen Leipzig und Halle, geſtorben. Dieſer hatte einen Sohn Namens Chriſtian, der, wie es in einem alten geſchriebenen Lebenslaufe hieß, ein Litteratus und Pachtinhaber unterſchiedlicher hochadliger Güter geweſen — worunter man einen Oekonomen zu verſtehen haben wird, der früher auf Schulen und Univerſitäten geweſen. Es folgt ein anderer Chriſtian Leſſing, welcher es in dem ſchon genannten Schkeuditz bis zum Bürgermeiſter gebracht hat. Und dieſer zeugete Gotthold Ephraim Leſſings Großvater, Theophilus, mit welchem die Familie nach der Oberlauſitz verpflanzt ward. Dies machte ſich auf folgende Weiſe. Er hatte, hieß es in ſeinem Lebenslaufe, Personalia betitelt, bei annoch währendem dreißigjährigen Kriege 1647 das Licht der Welt erblickt und war 1659 nach Merſeburg auf das damals ſehr berühmte fürſtliche Gymnaſium gekommen, wo er ſich dem Rector deſſelben, Dr. Georg Möbius, durch Fleiß und gute Aufführung empfohlen hatte. Als er nun auf die Univerſität gehen wollte, brannte ſeine Vaterſtadt ganz ab, wodurch ſeine Aeltern ſo gänzlich verarmten, daß ſie ihm auf die hohe Schule nur zwei Thaler mitgeben konnten.

*) Siehe Dietmann Prieſterſchaft Bd. IV. S. 1209.

Er ſah ſich alſo darauf angewieſen, in der Fremde ſein Glück zu ſuchen. Auch fand er ſich ſchon in Leipzig durch Empfehlungen des Rector Möbius in das Haus eines Bürgermeiſters Wagner eingeführt, der ihm zu Stipendien und Freitiſchen verhalf, wofür er zwei Söhne deſſelben informirte, von denen einer ſchon im 14. Jahre mit großem Ruhme Magiſter werden konnte; eine Disputation de religionum tolerantia — nicht etwa nur von der Duldung der drei Religionen im heil. Römiſchen Reiche, ſondern von allgemeiner Duldung aller Religionen, welche er hielt, darf bei dem Großvater des Verfaſſers von Nathan dem Weiſen nicht übergangen werden. Theophilus Leſſing wurde 1676 in dem churfürſtlich ſächſiſchem Amte Stolpen Actuarius, und 1681 kam er nach der Peſt in Kamenz, in den dortigen Rath. Hier war er zehn Jahr Rathsherr und Scabinus oder Gerichtsſchöppe, zehn Jahr Stadtſchreiber oder Syndicus und ebenſolange Stadtrichter, endlich vierundzwanzig Jahr Bürgermeiſter, bis er 1728, über 80 Jahre alt, ſtarb*); ſo lange er noch nicht zu den höchſten Stellen emporgeſtiegen war, hatte er auch viele Gerichtshaltereien in dortiger Gegend verwaltet. Er war zweimal vermählt geweſen und iſt der Stammvater einer weitverbreiteten Familie geworden**). Seine zweite Frau war Anne Dorothee geb. Hillmann, eine Tochter des ebenfalls kamenziſchen Bürgermeiſters

---

*) So K. Leſſing. Die Angaben in Otto's Oberl. Schriftſtellerlexicon, wonach Theophilus L. als 53jähriges Rathsglied im 89. Jahre ſeines Alters 1728 geſtorben wäre, und eine Notiz, die im Oberlauſ. Magazin 1768, bei Gelegenheit des Amtsjubiläums von Leſſings Vater gegeben wird, wo die Zahlen 53 und 89 auch vorkommen, aber die Angabe über das Todesjahr fehlt, ſtimmen damit nicht überein.

**) Der Name Leſſing begegnet uns in dem Oberlauſitziſchen Magazin und der Oberlauſitziſchen Monatsſchrift beſtändig. Da Joh. Gottfr. Leſſings Söhne, ſo viel mir bekannt iſt, alle ausgewandert ſind, ſo haben wir hier an Brüder deſſelben und ihre Nachkommen zu denken. Ein Bruder iſt jedenfalls „Joh. Traugott Leſſing, praktiſcher Juriſt in Kamenz, Amtsinſpektor in Ruhland und Juſtitiarius in Elſtra, geboren 1704 den 21. März in Kamenz, wo ſein Vater, Theophilus, Stadtrichter war († 1781);" (Supplem. zu Otto S. 247); denn der Bürgermeiſter Theophilus L. war ja unmittelbar vorher Stadtrichter geweſen, und kann es, iſt er 1728 nach 24jähriger Verwaltung des Bürgermeiſteramtes geſtorben, gerade Anfang 1704 noch geweſen ſein. Beſonders aber kommt hier in Betracht „Theophilus L., geb. zu Kamenz den 4. Dec. 1697, wo ſein Vater gleiches Namens Bürgermeiſter war, 1724–39 Actuarius, und 1739 Amtmann zu Hoyerswerda" (Frenzel, Chronik v Hoyerswerda S. 107); denn von ihm ſtammt eine zahlreiche Linie ab, zuerſt Joh. Theophilus, der 1728 geboren war (Otto II. S. 465), mit Gotthold Ephraim bis 1747 gleichzeitig in Leipzig ſtudirt hatte und ſeinem Vater im Amte folgte, und dieſer hinterläßt 7 Söhne, 13 Enkel und 1 Urenkel; von den erſteren ſind zwei als Officiere bei dem churf. ſächſ. Prinz Albrecht'ſchen leichten Reiterregimente angeſtellt, von denen der Eine der räthſelhafte Lieutenant von L in eben dieſem Regimente ſein wird, dem, nach derſelben Quelle, 1804 ein Sohn geboren wird; die im Civilfache angeſtellten Söhne des Joh. Theophilus würden ſich in den Oberl. Zeitſchriften auch verfolgen laſſen, z. B. vertheidigte K. G. Leſſing aus Hoyerswerda am 13. Februar 1776 zu Leipzig, unter dem Vorſitze des Prof. Zoller, eine juriſtiſche Diſſertation. Ungewiß iſt, welches der Verwandtſchaftsgrad des Leſſing geweſen, mit welchem G. E. Leſſing 1748 nach Wittenberg ging (XII. 6). Mohnike hat zwar (Leſſingiana S. 150) ermittelt, daß er auch aus Kamenz geweſen und Theophilus Gottlob geheißen, aber es iſt nur Vermuthung, daß er ein Sohn des Bürgermeiſters L. geweſen, der allerdings für die Zeit um 1743 als ſolcher von Gräve in einem ſpäter zu erwähnenden Aufſatze im Neuen Lauſitz. Magazin 1836, S. 309 u. 310, erwähnt wird; auch daß dieſer Mann ein Bruder des Paſtor Leſſing geweſen, wird wenigſtens von Mohnike nicht urkundlich bewieſen; vielleicht iſt dieſer Bürgermeiſter der Onkel oder Vetter, Bruder von Leſſing's Vater, der 1760 ſtirbt (XII. 139).

Gottfried Hillmann, der im 87. Jahre ſeines Alters geſtorben iſt und auch über 50 Jahre im kamenziſchen Rathsſtuhle geſeſſen hat *). Aus dieſer Ehe iſt Gotthold Ephraim Leſſings Vater, Johann Gottfried, entſprungen — er war am 24. November 1693 geboren.

Ich weiß nicht, was man zum Beweiſe der deutſchen Nationalität der Leſſing'ſchen Familie noch weiter verlangen könnte, denn bis zu Noahs Söhnen kann doch Niemand zurückrechnen, und für eine bürgerliche Familie, die nicht an einem Patrizierthum Antheil hat, iſt ein Nachweis aus dem 16. Jahrhundert ſchon ganz anſtändig. Zwar haben die Gegner doch noch weiter ins Dunkel der Zeiten hinein zu greifen verſucht; ſie haben ſich an den Namen gehalten; Leſſ, ſagen ſie, iſt ein ſlaviſches Wort, das Wald bedeutet. Nun ſo iſt dagegen ing eine ächt deutſche Endung — und Sachkenner verſichern uns, daß es mit ſolcher Namendeutung überhaupt ein mißlich Ding ſei.

Aber es handelt ſich hier nicht von G. E. Leſſings Voräldern, ſondern von ihm ſelbſt — könnte nicht er wenigſtens noch der Mutter einen Antheil ſlaviſchen Bluts verdanken? Auch dieſe Ausflucht iſt vergebens; die Gattin Gottfried Leſſings iſt, wie ſchon der Name zeigt, unbezweifelbar deutſchen Urſprungs; Juſtine Salome Feller**), mit der er ſich 1725 vermählte, war die Tochter des Mag. G. Feller, deſſen Nachfolger in der Stelle eines Paſtor Primarius Leſſing im Jahre 1733 wurde, und Feller wae im Lande Meißen geboren. Und wenn nun etwa auch die Mutter von Gottfried Leſſings Fellerin eine Slavin geweſen ſein ſollte, denn hier gehen unſere Nachrichten aus, ſo müßte die Verdünnung des ſlaviſchen Elementes in Gotthold Ephraim Leſſing doch wohl ſelbſt dem eifrigſten Panſlaviſten zu homöopathiſch werden.

Und ſo könnte die Herbeiholung dieſes ganzen genealogiſchen Apparats vielleicht als überflüſſig oder gar als leere Oſtentation erſcheinen, wenn er ſich nicht auch noch in anderer Beziehung als lehrreich erwieſe; die Geſchichte der Familie giebt uns, verglichen mit andern Thatſachen, Aufſchlüſſe über den Charakter der Familienumgebung, in welcher Leſſing ſein Knabenalter verlebte.

„Wohl dem, der ſeiner Väter gern gedenkt!" Leſſing konnte ſich auf ſeinem Lebenswege mit dem Bewußtſein ausgeſtattet fühlen, das eine tüchtige Lebensführung weſentlicher erleichtert, als diejenigen wiſſen, welche ſeiner entbehren müſſen, daß er guter Leute Kind ſei. Das Familienleben ſeiner Aeltern zeigt den Charakter würdiger Beſchränkung und patriarchaliſcher Einfachheit, und wenn ſpäter in Folge der großen Kinderzahl — Leſſing hatte 11 Geſchwiſter — allerlei äußere Bedrängniſſe eingetreten ſind, wenn dieſe Umſtände und die Einförmigkeit des Daſeins in einer kleinen Stadt, wie der Inhalt einer von Leſſing von dem Gymnaſium dem Vater eingeſandten Arbeit, daß doch die Zeiten nicht eben ſchwerer werden, belegt, ziemlich früh eine gedrückte Stimmung herbeigeführt haben, ſo wird doch der älteſte Sohn — nur eine Tochter, Juſtine Salome, war älter; ſie iſt erſt 1803 am 9. September, 76 Jahre alt, geſtorben — überwiegend den günſtigen Einfluß erfahren haben, welchen die Lebensverhältniſſe eines angeſehenen Geiſtlichen auf ein Kind ausüben müſſen. Eine ſtrenge Religioſität herrſchte im Hauſe; der Knabe ward,

*) Oberlauſitz. Magazin 1768, S. 109.

**) Ebendaſ.; ein „Vetter" Namens Feller kommt in Leſſings Brief an den Vater (XIII. 657) vor.

ſobald er nur etwas lallen konnte, zum Beten angehalten; das Leſen lernte er in der Bibel und im Katechismus, und bei den Betſtunden, die Morgens und Abends allezeit mit der Familie gehalten wurden, lernte er bei Zeiten eine Menge geiſtlicher Lieder. Auch entſprach dieſen Lebensgewohnheiten die Handlungsweiſe; wenigſtens wird die Familie wegen ihrer Mildthätigkeit gegen Arme gerühmt. Ebenſo war das perſönliche Verhältniß der Familienmitglieder untereinander, ſo viel wir von ihm wiſſen, guter alter Sitte gemäß. Die Mutter — denn ſie wird, wo es ſich von dem Einfluß auf das Kind handelt, billig zuerſt genannt — ſcheint freilich eine ganz gewöhnliche Frau geweſen zu ſein, und von einem höhern Einfluß auf den Knaben, wie ihn z. B. Schiller ſeiner Mutter verdankt haben ſoll, iſt nicht die Rede, ja im Verlaufe der Zeit iſt ſogar in ihr die Quelle der beſchränkten Lebensanſicht zu ſuchen, die den Sohn in beſter Abſicht in ſeiner freien Entwickelung zu hemmen Anſtalt macht. Eines Paſtoris Primarii Tochter und Gattin, die zugleich des Bürgermeiſters Schwiegertochter iſt, wird in einer kleinen Stadt einer ungewöhnlichen Bildung bedürfen, um nicht bei wachſendem Alter einer gewiſſen engherzigen Abſchätzung der verſchiedenen Lebensſtellungen zu verfallen, und ſo dürfen wir die Empfindlichkeit wegen Nichtachtung ſolcher Aemter und Würden, die ſpäter bei Leſſings Mutter ſichtbar wird, eben noch nicht für ein Zeichen gemeinen Sinnes halten; urſprünglich hat das Bewußtſein, von guter Familie zu ſein, bei ihr gewiß nur den Werth gehabt, daß ſie um ſo mehr auf gute Sitte hielt, und das iſt, dem Andern gegenüber, die Hauptſache. Und eine gute Gattin war ſie gewiß; weiß doch Leſſing der Schweſter gegenüber ſeine Frau nicht beſſer zu rühmen, als daß ſie eben ſo herzlich gut und rechtſchaffen ſei, als die Geſchwiſter nur immer die Mutter gegen den Vater gekannt hätten (XII. 476). Der Mutter ſcheint die Schweſter nachgeartet zu ſein, nur daß hier freilich die Gemeinheit bei wachſendem Alter und da die Verſtimmung der „einſamen Beglücktheit" hinzukommt, nicht ganz ausbleibt; Leſſing findet ſpäter Veranlaſſung in Bezug auf die Zumuthungen, die in dieſem Sinne an ihn und ſeine Brüder ergehen, einmal ein ernſtes Wort drein zu reden (XII. 458); in der Kindheit kann ſich dieſe Anlage wohl nur gelegentlich durch ein gouvernantenmäßiges Weſen gezeigt haben, das die ältere Schweſter gegen den Bruder leicht ausübt und von dem ſich der Knabe ebenſo harmlos frei macht; auch erweiſt ſich hier der weibliche Sinn bei der Frauen auch noch im fernern Lebensgange mit neuer Leibwäſche, ja wollenen Strümpfen (XII. 44) hülfreich. Von den 9 Brüdern, welche Leſſing nach und nach geboren werden ſah, dürfte nur Theophilus*), der ihm an Alter am nächſten ſtand, eigentlich ſein Geſpiele geweſen ſein, wenigſtens iſt er der einzige, mit dem er auch ſpäterhin von der Jugend her auf einem gewiſſen Fuße der Gleichheit ſteht; wir werden ſelbſt von gemeinſchaftlichen Studien, die ſie betrieben, zu berichten haben; die übrigen**) ſind

*) Geboren 1732 den 12. Nov., ſeit dem 27. Oct. 1751 (Mohnike, S. 152) Student in Wittenberg, 1768 Conrektor in Pirna, 1778 in Chemnitz, 1805 Rektor daſelbſt (Oberlauſ. Monatsſchrift v. d. J.) ſtirbt 1808, 6. Oct.

**) Außer Theophilus und Karl begegnen uns in Leſſings Briefwechſel folgende Brüder: 1) Gottfried. Wird er nicht bald auf die Univerſität geben? 1753 (XII. 24) Student in Leipzig, Oſtern 1756 (XII. 39. 44); ſtirbt 1764 (XII. 159). 2) Gottlob Samuel. Bitte an den Vater, ihm denſelben anzuvertrauen, 1753 (XII. 24). In Berlin (daſ. S. 29; Leben von K. Leſſing S. 166). In Halle 1756 (XII. 44). Student in Wittenberg 1759 (XII. 132). Beſuch in Berlin 1760 (XII. 142). Verdrießlichkeiten mit ihm 1763

bei ſeinem Austritt aus dem Vaterhauſe noch ſo jung, daß er ſie im Grunde erſt ſpäter kennen lernt, und daher faſt in einem väterlichen Verhältniſſe zu ihnen ſteht; Karl, der Lebensbeſchreiber, der jüngſte von Allen, war zu dieſer Zeit kaum geboren. Indeſſen wird ſich auf den geſunden Kern des Familienlebens, das alle dieſe verſchiedenen Verhältniſſe einſchloß, daraus ſchließen laſſen, daß der früh ausgewanderte und im Leben vielfach bedrängte Mann ſich die Unterſtützung Aller, die Erziehung der Jüngeren ernſtlich angelegen ſein läßt, und ſogar nach 25jähriger Entfernung noch ſo ſehr in der Familie fortlebt, daß er unaufgefordert die Schulden des Vaters alle übernehmen zu wollen erklärte (XII. 258). Leſſings Kindheitsverhältniſſe deuten darauf hin, und die Geſundheit ſeines Seelenlebens bürgt dafür, daß er das Erſte, was der Menſch gelernt haben muß, Liebe zu geben und Liebe zu nehmen, nicht überſprungen haben wird. Und als der Knabe allgemeinerer Blicke fähig wurde, fehlts auch hier nicht an einer einfachen geiſtigen Hausmannskoſt. Es ließe ſich von vornherein annehmen, daß jenes lebhafte locale und provinzielle Intereſſe, das oben an den Oberlauſitzern des vorigen Jahrhunderts gerühmt wurde, in dem Hauſe ſeines Vaters, das ſich vermöge der Verwandtſchaftsverhältniſſe allenfalls für den Mittelpunkt einer der Sechsſtädte halten konnte, nicht gefehlt haben werde, und dies wird noch beſonders durch das Vorhandenſein einer Schrift deſſelben belegt, welche der vaterſtädtiſchen Geſchichte gewidmet iſt*).

Alles das iſt nur das ganz Gewöhnliche, gewiß, aber gerade darum durfte

---

(XIII. 656). Placirt 1764 (XII. 160). 1765 (XII. 169). Juſtitiarius in Schleſien beim Grafen v. Boos 1766 (XII. 172). In Namslau in Schleſien 1777 (XIII. 591). Stirbt als königlich preußiſcher Domainen-Amts-Juſtitiarius und Juſtizkommiſſarius daſelbſt 1803. 3) Erdmann, ein ungerathener Sohn, will 1759 Soldat werden (XII. 132, 140). Söhne von Karl Leſſing ſind der noch lebende Juſtizrath Leſſing in Berlin, Redacteur der Voſſiſchen Zeitung, und der 1847 zu Trachenberg verſtorbene Kanzler Leſſing; der letztere war Vater des bekannten Hiſtorienmalers Karl Leſſing; die Novellendichterin Karoline Leſſing war eine Schwiegertochter Gottlob Samuels, eine von ihren Novellen, des Onkels Portrait, ſoll ſich auf G. E. Leſſing beziehen und manche Familienverhältniſſe berühren.

*) Zweihundertjähriges Gedächtniß von der 1527 an Oſtern gehaltenen erſten evangeliſchen Predigt, mit einer kurzen Reformationsgeſchichte und Entwurf von einer ausführlichen Geſchichte ſeiner Vaterſtadt Kamenz. Leipzig bei Heinſius 1727. Der Archidiaconus Leſſing ſpricht ſich hier in der Vorrede über ſein Unternehmen ſehr beſonnen und beſcheiden aus; außer den erbaulichen Gründen hat er noch einen andern. „Il. haben mich zu dieſer unternommenen Arbeit die vielen falſchen Dinge bewogen, welche man von unſerem Kamenz, ſonderlich in Kirchenſachen, geſchrieben. Ich beſcheide mich zwar gern, daß, wenn man Kirchen, Klöſter und Hoſpitäler hieſigen Ortes miteinander verwechſelt, eine und andere Prediger ſeit der Reformationszeit außen gelaſſen, oder verkehrt angeführet, ja ganz unwahre Dinge aus einem unvollkommenen Manuſcripte eines zwar gelehrten, aber passionirten Medici, in die Welt geſchrieben, an derſelben Verbeſſerung und Widerlegung keinesweges der Kirchen Wohlfahrt hange; allein weil die hiſtoriſche Wahrheit einem ſolchen Auge gleichet, das nicht das geringſte Stäubchen leidet, ſo geſchiehet wohl nichts unrechts, ſondern vielmehr der Wahrheit was zuträgliches, wenn man mit der allergrößten Beſcheidenheit die Geſchichte ſeiner Vater-Stadt von allen Verfälſchungen zu retten ſuchet. Denn die allgemeine Hiſtorie eines Landes kann nicht beſſer excoliret werden, als wenn man an allen Orten in demſelben einen geringen Beitrag zur Perfectionirung derſelben ausarbeitet; doch die, welche ſolches thun, müſſen ſich darauf wenig einbilden, denn wenn große Männer das Corpus Historicum davon bereits herausgegeben, ſo kommen mir ſolche Dii minorum gentium nicht anders vor, denn Zwärge, welche auf Rieſen ſtehen und alſo weiter denn ſelbige ſehen können."

es nicht übergangen werden. Man ſchlägt die Wichtigkeit dieſes ganz Gewöhnlichen in den Kreiſen höherer Bildung leicht zu gering an. Um nicht dem blos Naturgemäßen, dem blos Geſunden zu viel einzuräumen, vergißt man gelegentlich, daß es ohne daſſelbe doch nicht geht, daß es die unentbehrliche Grundlage für alle höhere Entwickelung bildet; der Geiſt muß ſich eben, um in reiferem Alter einer freien Entfaltung fähig zu ſein, in der frühern Jugend ſozuſagen ausgelebt und eine gewiſſe Breite und Innigkeit gewonnen haben. Oder ſollte es ganz von ungefähr ſein, wenn nicht aus den hauptſtädtiſchen Kreiſen hochgeſteigerter Cultur, in denen ſchon das Kind mit geiſtigem Confect genährt wird, ſondern aus der anſpruchsloſen Unmittelbarkeit des bürgerlichen Lebens die bedeutendſten Männer hervorgegangen ſind? Jene erzeugen prächtige aber ſchwächliche Treibhauspflanzen, aber dieſe ein geſundes Gewächs, das der Unbill des Klima's ſeine Exiſtenz wacker abzugeringen weiß. Und immer hat das Gewöhnliche den Vortheil, daß wenn ihm nichts Bedeutendes entſpringt, doch wenigſtens die hausbackene Brauchbarkeit herauskommt, deren die Welt einmal nicht entbehren kann.

In Leſſings Falle war dafür geſorgt, daß er hierbei nicht blieb. In dem engen Familienkreiſe ſelbſt machte ſich ein Einfluß geltend, der über ihn hinausdeutete und den Knaben auf allgemeinere Intereſſen und einen höhern Wirkungskreis hinwies, und dieſer Einfluß ward von dem Vater ausgeübt.

Leſſings Vater war kein gewöhnlicher Mann. Ein Paar Notizen, die uns aus ſeinem Knabenalter aufbehalten ſind, zeugen von geiſtiger Selbſtſtändigkeit. Er hatte frühzeitig ein ſtarkes Gedächtniß und einen außerordentlichen Hang zum Studium der Geſchichte gezeigt, und in der letzteren ſo große Fortſchritte gemacht, daß ſeine Lehrer ſie gegen das was er im Lateiniſchen leiſtete für zu unverhältnißmäßig hielten — und wenn dies wirklich gering geweſen war, ſo hatte der Grund darin gelegen, daß das Latein auf die geiſtloſeſte Weiſe betrieben wurde; man ließ den Knaben aus einer lateiniſchen Grammatik die Regeln ohne Anwendung auswendig lernen; ſobald demſelben der Vater eine deutſch geſchriebene Grammatik gab, und während er ihn mit den Regeln bekannt machte, zugleich einen Schriftſteller mit ihm las, gehörte er nicht mehr zu den Zurückgebliebenen. Auch in Wittenberg, wo er ſeine Univerſitätsſtudien gemacht hatte, war er nicht einfach im hergebrachten Geleiſe fortgegangen: ſo hatte er ſich die Kenntniß der engliſchen Sprache angeeignet, die in Oberſachſen noch heutigen Tages manchem Kandidaten der Theologie fremd bleibt, und mehreremale unter dem Präſidium der dortigen Profeſſoren diſputirt. Das Letztere war mit ſolchem Beifall geſchehen, daß er den Plan faßte, auf der Univerſität zu bleiben; ſeine Vindiciae Reformationis Lutheranae ab nonnullis novatorum praeiudiciis 1717 mögen ſeine Habilitationsſchrift ſein. Zwar hatte eben dieſe Schrift die Berufung zu einer Prediger- und Katechetenſtelle in ſeiner Vaterſtadt zur Folge, und äußere Verhältniſſe mögen ihn genöthigt haben, dieſelbe nicht von der Hand zu weiſen, aber weder dieſes Amt noch ſeine ſpäteren und mühevolleren konnten das einmal gefaßte wiſſenſchaftliche Intereſſe in ihm unterdrücken; ſein Lebensbeſchreiber, der Kamenzer Rector Voigt, füllt mit dem Verzeichniß ſeiner Schriften und der Recenſionen derſelben 4½ Quartſeiten; auch muß Gottfried Leſſing ſich die Achtung der Zeitgenoſſen erworben haben, denn er hat mit einer Anzahl der angeſehenſten Theologen, als Marperger, Löſcher, Mosheim, Rambach, Neumeiſter, Pleske, in Briefwechſel geſtanden.

Dieſem gelehrten Treiben des Vaters verdankte Leſſing den Grundton ſeines Lebens. Es wird in Gelehrten- und beſonders in Predigerfamilien häufig als etwas ſich von ſelbſt verſtehendes betrachtet, daß wenigſtens die älteren Söhne ebenfalls Gelehrte und vornehmlich Prediger werden. In Leſſings Familie war dies in beſonderem Grade der Fall; die Aeltern opferten ſich dem Vorſatze, die zahlreichen Söhne ſämmtlich auf Schulen und Univerſitäten zu ſchicken, mit unerhörter Selbſtverleugnung auf, und die Mutter, welche von der großen Welt nichts wußte, war eine zu fromme Frau, als daß ſie nicht gewünſcht und gebetet haben ſollte, daß wenigſtens der älteſte Sohn ein Gottesmann werden möchte. Man kann eine ſolche Anſicht als Anzeichen eines beſchränkten Zunftgeiſtes tadeln, unter deſſen Einfluß der Einzelne über ſeiner Erziehung zu einem Berufe, der für den höchſten gilt, ſeine wahre Lebensbeſtimmung nur allzu leicht verfehlt, aber wo dieſe mit dem durch das Vorurtheil vorgeſchriebenen Wege zuſammentrifft, wird eine um ſo gründlichere Vorbereitung, ein um ſo vollſtändigeres Einleben in dieſe beſtimmte Sphäre ſtattfinden. Dies war Leſſings Fall: er ward beſtimmt, Gelehrter zu werden, und iſt darum, weil er das Handwerkszeug des Gelehrten ſpielend kennen gelernt hat, gewiß kein ſchlechterer Gelehrter geworden. Seine Aeltern erzählten oft ihren übrigen Kindern, daß Leſſing von Kindheit an mit eben ſo großer Luſt als Leichtigkeit gelernt und nichts lieber gethan, als, ſogar zum Zeitvertreibe, in Büchern geblättert, wenn er auch nicht immerfort darin geleſen. Auch wird von ihm eine Geſchichte erzählt, wie ſie, nach einer Aeußerung Villemains bei Gelegenheit des Bernardin de St. Pierre, bei Jedermann vorkommen, aber von bedeutenden Menſchen eben erzählt werden: als ein Maler ihn im fünften Jahre mit einem Bauer, in welchem ein Vogel ſaß, malen wollte, hatte dieſer Vorſchlag ſeine ganze kindiſche Mißbilligung: mit einem großen, großen Haufen Bücher, läßt ihn der Biograph bei dieſer Gelegenheit mit Antieipirung einer für ſeinen Styl charakteriſtiſchen Wendung ſagen, müſſen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt ſein.

Noch wichtiger iſt für Leſſings geiſtigen Entwickelungsgang der theologiſche Standpunkt, welchen der Vater bei dieſer Schriftſtellerei einnimmt. Gottfried Leſſing iſt ein orthodoxer Lutheraner, aber nichts weniger als ein Eiferer; was er vertritt, iſt der Proteſtantismus dem Papismus gegenüber, an den Streitigkeiten mit den Reformirten und mit den Pietiſten nimmt er nicht Theil. In dieſem Sinne warnt er in ſeinen Unvorgreiflichen Gedanken vor einer jährlichen öffentlichen Gedächtnißfeier der Augsburgiſchen Confeſſion, bei welcher er die 21 erſten Artikel derſelben öffentlich vorgeleſen zu ſehen wünſcht, ausdrücklich vor vermeinter Symbololatrie. Noch bezeichnender iſt ſeine Vorrede zu der von ihm überſetzten „Glaubensregel" des Tillotſon. Hier ſchärft er zwei Grundwahrheiten ein — erſtlich, daß man weſentliche Puncte von unweſentlichen unterſcheiden und auf den letztern nicht beſtehen müſſe, und zweitens, daß man die ſogenannten polemicos an ihren Früchten erkennen ſolle; die Früchte des Geiſtes aber ſind Liebe, Freude, Geduld. Gal. V. V. 22. — Es ſei alſo die Mittelſtraße zu halten zwiſchen allzu großer Luſt an Streitſchriften und allzu großem Ekel, der auf Indifferentismus beruhte. Und da meint er nun, in dieſer Beziehung haben neben einer Anzahl deutſcher Theologen, unter denen er auch Spener nennt, die meiſten Engländiſchen Gottes-Gelehrten das Richtige getroffen. In ihren Schriften finde man keine personalia, aber deſto mehr realia, man ſuche nicht des Gegners Worte zu verdrehen, man lobe an ihm, was zu loben ſei,

und vergesse überhaupt die allgemeine Höflichkeit nicht, und dies gelte selbst von den sonst ungezogenen Gemüthern, die nicht blos das gemeine Wesen und die Kirche, sondern die Religion selbst anfallen. Endlich sehen es die Frömmsten und Klügsten unter ihnen nicht gern, wenn man die Conformisten oder Dissenters mit Sectirischen Namen beleget und sie fast so arg als die Papisten abgemalet habe. Weßhalb er denn eine Sammlung der besten antipapistischen Streitschriften englischer Theologen beabsichtige, von welcher diese Schrift Tillotson's, welche gegen die „höhern Fußstapfen" eines gewissen Sergeant gerichtet sei, den Anfang machen möge.

In späterer Zeit, als verschiedene freidenkerische Richtungen in Deutschland Eingang gefunden hatten, bestritt Gottfried Lessing auch diese.

Ein fast ausgearbeitetes Manuscript, das er in seinen letzten drei Jahren geschrieben, kann man unmöglich ganz mit Stillschweigen übergehen. Nach seiner Vorrede dazu sollte es den Titel haben: Meine Gedanken über die vor funfzig Jahren von mir widerlegten siebenzehn Vorurtheile, die man nach einem Zeitlaufe von zweihundert Jahren zum Nachtheil der Kirchenverbesserung auf die Bahn gebracht. Die Vorrede fängt so an:

„Die unverdiente Güte meines Gottes hat mich gegen das 74. Jahr meines Lebens und gegen das 50. Jahr meines Predigtamts leben lassen. In dieser verflossenen Zeit haben sich unzählige Veränderungen zugetragen, welche den Zustand der Menschen in und außer der Christenheit, obschon anders, jedoch nicht viel besser gemacht. Gewissenszwang und Verfolgungsgeist ist zwar nach und nach ziemlich verloschen; die unerhörten Grausamkeiten in Religionssachen sind abgekommen: aber dagegen hat nun eine ungemessene Freiheit und unverschämte Frechheit, von göttlichen und geistlichen Dingen zu reden und zu schreiben was man will, überhand genommen. Der um sich gefressene Unglaube hat sich auf den Thron des Aberglaubens gesetzt. Die heilige Schrift hat jedermann lesen, aber auch schänden dürfen. Gute und löbliche Anstalten in Kirchen- und Polizeisachen sind gemacht und anbefohlen worden; aber Ungerechtigkeit, Unbarmherzigkeit, Unwissenheit und Ungehorsam ist dadurch nicht weniger geworden. Die Wissenschaften sind gestiegen, aber die Sitten der Menschen nicht gebessert. Durch Gelehrsamkeit, nicht durch Gottesfurcht, will man berühmt werden."

„So denke ich, wenn ich eine Vergleichung mit den vorigen und jetzigen Zeiten und Leuten anstelle. Jene verachte ich nicht, und diese kann ich nicht allzu sehr erheben. Vieles wird unter den Menschen wohl anders, aber nicht besser. Das Alte sieht man auf der schlimmen, und das Neue nur auf der guten Seite an."

„Die Vertheidigung der Glaubenswahrheiten, die in Gottes Wort gegründet sind und einen unstreitigen Einfluß in das thätige Christenthum haben, ist für ein Hauptwerk eines ächten Gottesgelehrten beinahe zu aller Zeit gehalten worden; aber niemals ist diese Pflicht so enge eingeschränkt gewesen, als jetzt, da nichts so sehr als die Gleichgültigkeit in Religionssachen bei denen, die Christen heißen, überhand genommen; auf die nun gar Verachtung zu folgen scheint. Wer redet und schreibt gern von Religion? Wer liest gern theologische Bücher? Bei den berühmtesten Gelehrten in diesen Tagen sind sie so verhaßt und übel angeschrieben, daß sie es für Strafe halten, sie zu lesen, und wenn sie sie ja endlich lesen, nichts Gescheidtes darin finden."

„Ein anderes iſt es, etwas ohne Urſache verachten, und ein anderes, etwas mit gutem Grunde widerlegen. Lege et judica, ſagt ja die geſunde Vernunft. Wie kann ich aber richtig urtheilen, wenn ich ohne Fleiß und Aufmerkſamkeit leſe?"

„Kennt der wohl Luthers und ſeines vornehmſten Beiſtands Philipp Melanchthons Schriften; kennt der wohl was Spalatin, Johann Bugenhagen, Juſtus Jonas, Brentius, Snepfius, Urbanus Regius, Aquila und Myconius gethan und geſchrieben: der behaupten kann, daß die Gelehrten, welche in und außer Deutſchland die Reformation angehoben, Männer von ſehr mittelmäßiger Geſchicklichkeit geweſen, und daher viel niedergeriſſen, wenig aber erbauet hätten?"

„Da ich vor 50 Jahren zu Wittenberg Vindicias Reformationis Lutheri ſchrieb und auf das Katheder brachte, war mir dieſes Vorurtheil nicht bekannt, weil man noch nicht auf eine offenbar falſche Art die Kirchenbeſſerung beſtritten, und nur diejenigen alſo davon urtheilen, die beſagte Theologen ſehr wenig oder gar nicht geleſen und doch ihre innerliche Beſchaffenheit vollkommen wiſſen wollen. So weit iſt es mit den ſtolzen Freigeiſtern unſerer Zeit gekommen*)!"

---

*) Die von Gottfried Leſſing widerlegten Vorurtheile gegen die lutheriſche Reformation ſind folgende:

1) Luthers Reformation in den Lehr- und Glaubensartikeln ſei nicht ſo nöthig geweſen, als man vorgegeben, und die Kirchenverbeſſerer hätten nicht Chriſti, ſondern ihre Lehre und Ehre zum Augenmerk gehabt. 2) Die Kirchenverbeſſerung ſei mit allzu großem und noch dazu fleiſchlichem Eifer angefangen worden. 3) Luthers erſte Schriften hätten mehr Nutzen geſtiftet als ſeine letztern, weil jene mit mehr Demuth und Sanftmuth abgefaßt wären, als dieſe. 4) So ſei er auch Anfangs beſcheiden geweſen, habe Widerſpruch und Andersgeſinnte vertragen können, hernach habe ihn der Hochmuth eingenommen: er habe geſchimpft, verketzert und in keiner Kirchengemeinſchaft ſtehen wollen. 5) Er ſei von den Hohen im Lande unterſtützt worden. 6) Man habe auf eigene Glaubenslehren geſehen, nicht aber auf wahres und thätiges Chriſtenthum. 7) Luther und ſeine Gehülfen hätten die Lehrer und Zuhörer mehr verſchlimmert als gebeſſert; und 8) bei der Kirchenverbeſſerung nicht auf die Verbeſſerung der Polizei Rückſicht genommen. 9) Er ſei Schuld, daß die Kirchenzucht und der Kirchenbann gänzlich abgeſchafft worden. 10) Er habe auf die Erhaltung und Ehre des Predigtamts wenig geſehen und beides geſchwächt. 11) Er habe lieber Anfangs allen öffentlichen Gottesdienſt und äußerliche Ceremonien abſchaffen, als ſich mit denſelben lange aufhalten wollen. 12) Er habe von der Würde, dem Anſehen und der Nothwendigkeit beider Sacramente, der Taufe und des Abendmahls, im Anfange ganz andere Gedanken als hernach gehabt. 13) Er habe die unverſchämte Frechheit eingeführt, von Religionsſachen alles zu predigen und zu ſchreiben, was man wolle. 14) Er habe mit der vorgenommenen Kirchenverbeſſerung unſägliche Streitigkeiten, ohne allen Nutzen, aber mit vielem Schaden, auf die Bahn gebracht. 15) Er ſei von Zwingli und Calvinus in ſeiner Kirchenverbeſſerung nicht gehindert worden. 16) Unſere Evangeliſche Kirche habe nach der Lutheriſchen Reformation vieles noch aus dem Papſtthume beibehalten. 17) Das was Lutherus gethan, ſei nur als Vorbote und Morgenröthe der zu hoffen ſtehenden allgemeinen und vollkommenen Kirchenverbeſſerung anzuſehn. 18) Luthers Perſon, Gelehrſamkeit und Gemüthsbeſchaffenheit, ſei Urſache, daß ſeine Kirchenverbeſſerung ſchlechten Fortgang gehabt. 19) Man habe bei der Kirchenverbeſſerung das Beſte der hohen, mittlern und niedrigen Schulen nicht vor Augen gehabt; 20) Nicht für die Armuth geſorgt, und die Einkünfte der eingegangenen Klöſter, die dazu hätten angewendet werden ſollen, zu andern Abſichten verſchleudert. 21) Die Reformation ſei ein aus ſittlichen und politiſchen Urſachen zuſammengekommenes Menſchenwerk. Endlich 22) wäre es zwar kein bloßes Vorurtheil, daß Gelehrſamkeit und verbeſſerte Staatskunſt vom Reformationswerke befördert worden; allein da die gelehrteſten Staatsleute nach Religion nicht viel fragten, ſo müßte man doch die dabei waltende göttliche Fügung und Regierung erkennen, ohne welche alle menſchliche Klugheit und Gelehrſamkeit nichts zu Stande gebracht haben würde."

Mit dieſem Studium der Polemik der proteſtantiſchen Kirchen verbindet ſich bei Gottfried Leſſing unmittelbar ein beſonderes Intereſſe für Reformationsgeſchichte, wie es bei einem Studirenden der Theologie in Wittenberg wohl faſt nothwendig entſtehen mußte. Seine Schriften beziehen ſich größtentheils auf dieſen Theil der Wiſſenſchaft. Die hiſtoriſche Anlage, die er urſprünglich beſaß, kam ihm hier zu Statten; eine Reformationsgeſchichte von Kamenz iſt ſchon erwähnt worden; der ſo eben genannte Ueberſetzung einer Tillotſon'ſchen Schrift iſt eine Einleitung von den engliſchen Streitſchriften gegen das Papſtthum vorgeſetzt, mit welcher er ergänzen will, was Budden s in ſeiner Isagoge Histor. Theol. über dieſen Punct geſagt. Im Andenken an jenen alten Paſtor Leſſing, der die Concordienformel unterſchrieben, konnte ſolches Intereſſe ſogar als ein theures Familienvermächtniß erſcheinen.

Uebrigens ſtellt ſich Gottfried Leſſing als ein ganz gebildeter Mann dar. Sein Styl iſt, wie die ſo eben angeführte Probe zeigt, für ſo einen alten Theologus rein und gewandt genug; die Verbindung mit Mosheim mag hierin ihre Früchte getragen haben. Auch nach andern Seiten hin werden wir ihn uns als vorurtheilsfrei denken müſſen und ſeine 1720 erſchienenen Allgemeinen Erinnerungen bei Beurtheilung der Beſeſſenen, Geſpenſter, Zauberei und Hexerei werden doch wohl im Sinne des Thomaſius abgefaßt geweſen ſein. Vornehmlich aber ſcheint er in ſittlicher Beziehung die Durchbildung beſeſſen zu haben, welche in ſeinem Stande billigerweiſe allgemein ſein ſollte. Die Milde der Grundſätze, welche ſich in den Anſichten über die theologiſche Polemik kund giebt, ging nicht aus Schwäche und Mattherzigkeit hervor, denn er war von heftigem Temperamente, ſondern aus dem Bewußtſein deſſen, was ſein Beruf als chriſtlicher Lehrer von ihm forderte; mit welcher Selbſtverleugnung er hierbei zu Werke ging, beweiſt ein Vorfall, welchen K. Leſſing in der Biographie ſeines Bruders *) erzählt: der letztere traf 1756 ſeine Aeltern unverhofft in Dresden an, welche hergekommen waren, um mit einem Freibergiſchen Paſtor der Sühne zu pflegen, der ſie mit ſeiner Paſtoralklugheit auf ziemlich plumpe Weiſe um eine ganz anſehnliche Erbſchaft, die einzige Hoffnung in ihren dürftigen Umſtänden, gebracht hatte. Sie ſollen hier blos aus dem Grunde in einen magern Vergleich eingewilligt haben, weil die Betrügerei eines Geiſtlichen gar zu offenbar geworden wäre, und dadurch der ganze geiſtliche Stand bei Unverſtändigen leicht in ein nachtheiliges Licht hätte kommen können.

Der Einfluß, welchen dieſes Alles auf den Sohn ausgeübt, kann nicht hoch genug angeſchlagen werden. Man glaubt gemeiniglich, und auch eine Schrift, welche dieſe Seite von Leſſings Thätigkeit am gründlichſten beſprochen hat, huldigt dieſer Anſicht, daß Leſſing erſt in ſeiner letzten Lebensperiode ein lebendiges Intereſſe an theologiſchen Fragen gefaßt, und in Bezug auf ſie einen beſtimmten Standpunkt eingenommen habe, ſogar Heinrich Ritter ſagt in ſeiner Abhandlung über Leſſings religiöſe und theologiſche Anſichten: es habe ſich bei ihm, wie in der deutſchen Litteratur, das theologiſche und religionsphiloſophiſche Intereſſe erſt aus dem äſthetiſchen entwickelt. Dies iſt ganz irrthümlich; Leſſing erklärt ſich allerdings, wie wir ſehen werden, mit Entſchiedenheit gegen die Ergreifung des Predigerberufes, er macht ſich auch von dem orthodoxen

*) I. S. 180.

Kirchenglauben mit ſo großer Entſchiedenheit los, daß er ſpäter finden kann, er habe doch zuviel weggeworfen, aber ein theologiſches Intereſſe liegt bei ihm nur um deſto mehr beſtändig im Hintergrunde, auch ſind in der That in allen Perioden ſeines Lebens Schriften von ihm verfaßt, oder wenigſtens Studien gemacht worden, die direct in die Theologie einſchlagen; gerade dieſer Parallelismus des theologiſchen und äſthetiſchen Intereſſes, bei welchem beide auf das Strengſte auseinander gehalten werden, iſt einer der weſentlichſten Charakterzüge in Leſſings geiſtiger Organiſation. Gewiß wäre Leſſing der Mann nicht geweſen, an einer Sache hängen zu bleiben, weil er ſie von dem Vater betreiben ſah, aber wenn er ſelbſt in ſeiner negativſten Uebergangsperiode in der Theologie niemals das Kind mit dem Bade hat ausſchütten mögen, ſo wird man wenigſtens die Veranlaſſung zu ſolcher Bedächtigkeit darin finden können, daß ihm dieſelbe in der Perſon des Vaters gleich anfangs in achtungswerther Geſtalt entgegengetreten war. Denn Leſſing war ſtolz auf ſeinen Vater; „welche Lobſprüche würde ich ihm nicht beilegen, ſchreibt er an Michaelis, wenn er nicht mein Vater wäre; er iſt einer der erſten Ueberſetzer des Tillotſons.“ Und ſo darf man wohl noch einen Schritt weiter gehen, und ſelbſt die beſtimmten theologiſchen Anſichten, welche Leſſing ſpäter in ſich ausbildete, zum Theil, zwar nicht auf die Anſichten des Vaters, mit denen der Sohn freilich ſehr in Widerſpruch gerieth, aber doch auf den Eindruck, welchen die Perſönlichkeit deſſelben auf ihn gemacht hatte, zurückführen. Ich darf mir hier nicht darin vorgreifen, daß ich ſie genau charakteriſire, aber wenn Leſſing die Religion vornehmlich im Gefühl beſtehen läßt, wenn die wahre Religion, nach ſeinem Nathan, diejenige ſein ſoll, die uns mit Liebe zu den Mitmenſchen erfüllt, ſo mag es dabei immer in Betracht zu ziehen ſein, daß ihm das Bild eines Mannes vor Augen ſchwebte, bei welchem das wirklich der Fall war. Wenigſtens wo er zuerſt dieſe Anſichten kund giebt, in dem Luſtſpiel: der Freigeiſt, wird man ganz entſchieden an den Vater denken müſſen. Denn nicht nur mag dieſes Stück beiläufig dazu beſtimmt geweſen ſein, den Unwillen des Vaters zu beſänftigen — „ſoll denn ein Chriſt über die Laſter nicht lachen?“ ſagt Leſſing in einem Briefe an den Vater zur Vertheidigung ſeiner Komödienſchreiberei. „Und wenn ich Ihnen nun gar verſpräche eine Comödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen leſen, ſondern auch loben ſollten, wie wenn ich eine auf die Freigeiſter und die Verächter ihres Standes machte?“ — ſondern Theophan, der Geiſtliche, welcher den Freigeiſt endlich von ſeinem Theologenhaß bekehrt, iſt auch der leibhafte Vater Leſſing, wie wir ihn in ſeiner beſonnenen Milde kennen gelernt haben; die Uneigennützigkeit des Theophan in Geldangelegenheiten, wo es der Ehre ſeines Standes gilt, hat eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit der Geſinnung, aus welcher, um ein halbes Jahrzehend nach der Abfaſſung dieſes Luſtſpieles, die obenerwähnte Handlungsweiſe des alten Leſſing hervorging.

Wie ſehr ihm der Sohn in dem letzten Zuge ähnelte, werden viele Beiſpiele zeigen; eine weitere Uebereinſtimmung im Charakter beider geht aus einer Aeußerung des letztern hervor, welche durch die Yorickſche Färbung, die ſich aus der Zeit ihrer Aufzeichnung erklärt, und den Umſtand, daß der Vater damals noch am Leben war*), im Weſentlichen nicht an Glaubwürdigkeit verlieren wird. Wie Leſſing

*) Er ſtarb den 22. Auguſt 1770. (Oberlauſitzer Magazin S. 290 dieſes Jahrg.)

eben den elften antiquariſchen Brief anfangen will, bekommt er eine Nachricht von ſehr verdrießlicher Art (XI. 746). Er wünſcht, daß ſeine Iraſcibilität ſich nur lieber ſogleich recht austoben möge, und redet ſie an: „Nun mach' bald, was du machen willſt, knirſch mir die Zähne, ſchlage mich vor die Stirne, beiß mich in die Unterlippe!" Dann fährt er fort: „Indem thue ich das Letztere wirklich, und ſogleich ſteht er vor mir, wie er leibte und lebte, mein Vater ſeliger. Das war ſeine Gewohnheit, wenn ihn etwas zu wurmen anfing; und ſo oft ich ihn mir einmal recht lebhaft vorſtellen will, darf ich mich nur auf die nehmliche Art in die Unterlippe beißen. So wie, wenn ich mir ihn auf Veranlaſſung eines andern Dinges recht lebhaft denke, ich gewiß ſein kann, daß die Zähne ſogleich auf meiner Lippe ſitzen. Gut, alter Knabe, gut. Ich verſtehe dich. Du warſt ſo ein guter Mann, und zugleich ſo ein hitziger Mann. Wie oft haſt du mir es ſelbſt geklagt, mit einer männlichen Thräne in dem Auge geklagt, daß Du ſo leicht Dich erhitzteſt, ſo leicht in der Hitze Dich übereilteſt. Wie oft ſagteſt Du zu mir: Gotthold, nimm ein Exempel an mir, ſei auf Deiner Hut. Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigſtens gern in Dir gebeſſert haben. Ja wohl, Alter, ja wohl, ich fühle es noch oft genug" ꝛc.

Leſſing hat ſein ganzes Leben hindurch zu ſeinem Vater in dem beſten Verhältniſſe geſtanden, in welchem ein Sohn, der freiere Geſichtspuncte und einen ausgedehnteren Lebensberuf verfolgt, als der Vater, nur immer zu demſelben ſtehen kann. Es muß ihm ſehr angenehm geweſen ſein, daß er gerade in dem letzten Briefe noch dem alten Theologen, der an ſeinem bewegten Lebensgange bisweilen irre geworden war, die Entdeckung der Schrift des Berengarius Turonenſis gemeldet hatte, die den Lutheranern ſo erwünſcht kam. Auch würde es ſeiner würdig ſein, wenn er etwa ſein entſchiedenes Auftreten in theologiſchen Dingen abſichtlich bis nach dem Tode des Vaters aufgeſchoben haben ſollte, um ihn nicht zu kränken, denn große Männer haben Zeit im Leben und brauchen bei ihrem innern Reichthume eine bedeutende Geiſtesthat nicht mit der Verletzung der einfachen menſchlichen Pflichten zu erkaufen. Um ſo mehr dürfen wir annehmen, daß er als Knabe die volle Einwirkung liebevoller Zucht erfahren, welche in dieſem Alter das einzig wünſchenswerthe iſt, zumal da der Vater, nach ſeinen Schriften über Erziehung zu urtheilen, ſich derſelben bei ſeinen Kindern eigens dürfte gewidmet haben — ſo daß denn auch in dieſer Beziehung Leſſingen eine durchaus geſunde und normale Lebensgrundlage zu Theil geworden wäre.

Und hiermit wäre denn auch ſo ziemlich Alles geſagt, was ſich über Leſſings Kindheitsgeſchichte ſagen läßt. Wenn in dieſem Alter der Einfluß der Familienumgebung der Natur der Sache nach einen jeden andern überwiegen wird, ſo mußte dies in der kleinen Stadt, die keine von den mannichfaltigen Anregungen darbot, die z. B. Göthes Kindheit beſchäftigten, und in der ohnehin Leſſings Vater die bedeutendſte Perſönlichkeit geweſen ſein dürfte, doppelt der Fall ſein. Wenn Leſſing eine Zeit lang von einem gewiſſen Chriſtlieb Mylius unterrichtet worden ſein ſoll, der ſein leiblicher Vetter geweſen ſein muß, denn ſeine Mutter war eine geborne Leſſing, wobei man nur an eine Schweſter des Gottfried Leſſing denken kann, ſo hat das nur inſofern ein Intereſſe, als Leſſing und ſeine Familie zu einem ſeiner Brüder in mannichfaltige Verhältniſſe getreten ſind, denn der Unterricht ſelbſt kann ſich um ſo mehr nur auf die erſten Elemente bezogen haben, da der Religionsunterricht natürlich vom Vater ſelbſt ertheilt wurde. Mylius wurde bald darauf

Rector in Königsbrück bei Kamenz, wo er 1744 geſtorben iſt*). Das Rectorat der Kamenzer Schule verwaltete in Leſſings erſter Kindheit ein gewiſſer Lindner. Erſt unter ſeinem Nachfolger Heinitz, der das Amt 1737 antrat, mag der nunmehr achtjährige Knabe die Schule beſucht haben. Auch hier war er in gute Hände gerathen; es wird von dem jungen Rector — er war erſt zwei Jahre vorher in Wittenberg Magiſter geworden — gemeldet, er habe die Schule gut empor gebracht; und es iſt hier Leſſingen jedenfalls die erſte friſche Thatäußerung einer kräftigen Natur — Heinitz konnte ſpäter als Rector in Löbau ſein funfzigjähriges Lehrerjubiläum feiern — zu Gute gekommen.

Uebrigens leitet ein Vorfall, der auf Leſſings ſpätere Verhältniſſe zu ſeiner Familie in zu nahem Bezuge ſteht, als daß es nicht angemeſſen ſein ſollte, ihn gleich hier zu erwähnen, auf eine Spur, daß der Vater Leſſing mit dem zuletztgenannten Schulmanne vermuthlich wegen abweichender Religionsanſichten nicht im beſten Vernehmen geſtanden haben möge.

Als Heinitz im Jahr 1743 das Kamenzer Rectorat mit dem Löbauer vertauſchte, fertigte auf dieſen ſeinen Abgang der damals 21 Jahre alte einjährige Leipziger Student Chriſtlob Mylius, ein Stiefbruder des ſo eben genannten, und wie er, ein Sohn des Paſtor Caspar Mylius, der früher in Elſtra, dann in Reichenbach ſtand, übrigens der Leſſingiſchen Familie, von dem entfernteren Verwandtſchaftsgrade abgeſehen, ſchon darum entfremdet, weil er erſt in Reichenbach 1722 geboren worden, ein Gedicht, von welchem ein Exemplar in die Hände eines Kamenzer Schülers Namens Karl Gottlieb Kamenz gekommen war. Dem Kamenzer Magiſtrat wurde hinterbracht, daſſelbe enthalte Schmähungen auf ihn, und der Schüler wurde vor Gericht gefordert, wo ſich denn ergab, daß Mylius 100 Exemplare nach vorgängiger Cenſur des berühmten Profeſſor Chriſt, der noch manches geſtrichen, bei Breitkopf drucken laſſen, Heinitz aber davon 50 erhalten. Hierauf wurde Mylius ſofort am 25 April 1743 — wegen der Oſtermeſſe mochte er nach Hauſe gereiſt ſein — gefänglich eingezogen, und obgleich er von den Anſpielungen, die man in dem Gedichte fand, nichts wiſſen wollte, wurde doch in dem beim Wittenberger Schöppenſtuhl eingeholten Urtheil gegen ihn am 8. Mai 1743 dahin erkannt, daß er den Beleidigten vor Gericht Abbitte thun, alle Unterſuchungskoſten tragen ſolle und nach Gutdünken der Obrigkeit entweder mit einer Woche Gefängniß oder mit einer Geldſtrafe von 20 Thlr. zu belegen ſei. Das Gedicht ſelbſt**) iſt ein an Heinitz gerichteter Glückwunſch, der ſich beſonders darauf bezieht, daß dieſer eine Stadt verlaſſe, deren „Bürger Kunſt und Weisheit haſſen, und

*) Historia Myliana vel de variis Myliorum familiis, autore Joh. Christoph. Mylio. Jenae 1751, P. II. p. 105. Der Mylius in Elſtra, deſſen Leſſing in einem Briefe vom 2. Nov. 1750 Erwähnung thut, iſt der ältere Stiefbruder des genannten; noch ein anderer, und zwar ein ächter Bruder des Jugendlehrers, muß derjenige ſein, welcher 1753, nach einem andern Briefe Leſſings, in Berlin eine ſehr vortheilhafte Heirath thut, und von dem Leſſing ſagt, er möge ſein wie er wolle, er habe ſich gegen ihn immer ſehr redlich erwieſen.

**) Siehe das neue Lauſitziſche Magazin 1836, S. 306, wo H. Gräve die Sache aus den Kamenzer Archiven zuerſt bekannt gemacht hat. Mohnike erwähnt ihrer S. 171 ff. Man wird an dieſes Gedicht zu denken haben, wenn es in der histor. Myliana naiv genug heißt: Plura adhuc alia scripta minora edidit, quae autem ex rationibus longe gravissimis silentio potius premenda, quam aperte indicanda esse censet.

wo Verſtand und Wiſſen der Schmach und Unvernunſt als Sclaven fröhnen müſſen;" wie das ſo gewöhnlich die Reden junger Studenten über ihre liebe Vaterſtadt ſind. Die Anſpielungen ſind durch die Fiction, daß der Dichter einen Traum zu erzählen vorgiebt, nur wenig verhüllt; außer einer Hindeutung auf den Bürgermeiſter Leſſing — der ſich, nach den Acten, auf ſehr edle Weiſe dadurch rächte, daß er ſich erbot, für den Fall, daß gegen Mylius erkannt würde, 25 Thlr. Caution für ihn zu ſtellen — intereſſirt uns beſonders eine Stelle. Doch der Verfaſſer nimmt in der Lebensgeſchichte Leſſings eine ſo wichtige Stelle ein, daß ich meinen Leſern einen Dienſt zu erweiſen glaube, wenn ich das Gedicht, wie es von Gräve mit den Scholien E. E. Raths, die ich jedoch bis auf einige weglaſſen zu dürfen glaube, veröffentlicht worden iſt, hier einſchalte:

Der Glieder Müdigkeit verlangte Schlaf und Ruh.
Kaum drückte Morpheus mir die Augenlieder zu,
Es irrte ſchon mein Fuß durch ſaatenreiche Felder;
Ich ging, kam in ein Dorf, und als ich es verließ
Und ſich ein Mauerwerk mir auf der Höhe wieß,
Wo man im Kriege ſchaut, ob ſich die Feinde zeigen,
Fing ich begierig an den Berg hinauf zu ſteigen.
Die Spitze war erreicht, hier ſah ich eine Stadt,
Die ſich mir wachend ſonſt — dünkt mich — gezeiget hat.
Viel Gärten prangten da umher mit grünen Zäunen;
Mein Gang zur Stadt war voll von Dornen und von Steinen,
Ich kam bis an den Wall, ging durch ein altes Thor,
Hier trat manch ſtarr Geſicht mir in den Weg hervor,
Und ſuchte mir durchaus die Schritte ſchwer zu machen;
Der kränkte mich mit Schimpf, und der mit Hohn und Lachen.
Indem ich ſeitwärts wich, ſieh da! ſo winkte mir
Ein wohlbekannter Freund. — O Freund! was willſt Du hier?
Sprach er, und führte mich; — hier, wo Verſtand und Wiſſen
Der Schmach und Unvernunft als Sclaven fröhnen müſſen.
Wer Kunſt und Weisheit kennt, wer ſich vom Pöbel hebt,
Als ein Gelehrter nicht an Wort und Sylben klebt,
Vielmehr nach Weisheit forſcht, in Gott und Geiſter dringet,
Der Seelen edle Kraft durch tauſend Himmel ſchwinget;
Den haßt dies rohe Volk, kränkt und verfolget ihn,
Sucht ihm durch Spott und Schimpf die Ehre zu entziehn,
Die er ſich da erwirbt, wo die Vernunft regieret,
Wo man Gelehrten giebt, was ihrem Werth gebühret.
Komm, ſprach er, zum Beweis zeig' ich Dir einen Mann,
Den dieſe tolle Stadt durchaus nicht leiden kann,
Weil er zu richtig denkt, des Wahns Altar zerſtöret,
Der Jugend Beſtes ſucht und nicht pedantiſch lehret.
Ich ging, ob zwar beſtürzt, dennoch begierig mit.
Wir eilten durch ein Thor; und als mein ſchneller Schritt,
Durch manchen krummen Gang ein alt Gebäu erreichte,
Sah ich, daß dieſer Ort faſt einem Kloſter gleichte,
Hier zeigte mir mein Freund den Mann, den er genannt.
Ein Lehrſtuhl war ſein Sitz. Ich ſah ihn unverwandt
Und mit Verwund'rung an, indem ich eifrig hörte,
Wie ſchön, wie gründlich er die ſtille Jugend lehrte;
Dies iſt — ſo ſprach mein Freund, der Mann, von dem ich ſprach,
Den man ſo ſchlecht belohnt. Nun folge Du mir nach;
Komm, ſchau die Weiſen an, die ihn am meiſten kränken.
Verwunderſt Du Dich da; ich kann Dir's nicht verdenken.
Wir kamen in ein Haus, wo man verſammelt war,

Hier ſaß ein ſtolzer Mann und drohte mit Gefahr,
Weil er ſehr grauſam ſah, die dürren Backen blehte,
Und uns gleich, als der Oſt, beinah zu Boden wehte.
Ein andrer ſchien ſehr fromm*), ein andrer überklug,
Der hub die Augen auf, die jener niederſchlug,
Und alle ſchrien zugleich mit Ungeſtüm und Freuden:
Der Mann im Kloſter muß ſammt ſeiner Jugend leiden!
Mit Schrecken und Verdruß verließ ich dieſen Ort,
Wir ſtiegen ſchnell herab und gingen weiter fort,
Und kamen in ein Haus**), wo tauſend fromme Mienen,
Und ſo viel Heuchler auch, uns auf einmal erſchienen.
Ein ſchwarz und weißer Mann***) ſtund da erhöht und ſchrie.
Er preßte Wort auf Wort mit ungemeiner Müh,
Mit laut und klarem Ton aus angeſtrengter Lunge;
Der rohen Jugend Herz — ſchrie er — iſt laſtervoll!
Sie hört nicht Gottes Wort! weil, der ſie lehren ſoll,
Sie durch ſein Leben ſelbſt in aller Bosheit ſtärket!
Ach! meine Lieben! ach! das werde ja vermerket!
Wir machten uns davon, verſtärkten Schritt und Lauf
Und eilten vor uns hin den langen Weg hinauf.
Hier kam der Lehrer ſelbſt, von ſeiner Schaar umfangen,
Und — wie es ſchien — ganz froh vom Kloſter hergegangen.
Sobald er mich erblickt und meinen Schmerz erkannt,
Den mir ſein Schimpf erregt, nahm er mich bei der Hand,
Und ſprach: Verlaß die Stadt, ich muß ſie auch verlaſſen,
Weil ihre Bürger mich und Kunſt und Weisheit haſſen,
Ihr Grimm verfolget mich, weil ich ihr Heil geſucht;
Mein Fleiß und meine Treu wird — welch ein Dank! — verflucht.
Jetzt ruft mich eine Stadt, wo kluge Leute leben:
Drum will ich dieſem Volk auf ewig Abſchied geben.
Hier wacht' ich plötzlich auf, und was das Bild betraf,
Das mir in einer Stadt mein unruhvoller Schlaf
Durch einen Traum gezeigt, das ſind mir Dunkelheiten.
Wo Pharao nicht träumt, kann Joſeph ſelbſt nicht deuten.
Um mich verdienter Mann! verzeihe, daß dies Blatt
Ein nie geſehenes Ding, ein Traum, erfüllet hat.
Doch Du haſt ſchon verzieh'n. Zeuch denn, geſchickter Lehrer!
Dein Glück erwartet Dich und macht Dir keine Störer.

Es paßt, nach Gräves Nachweiſungen, Alles ſo vollkommen, daß man kaum begreift, wie Mylius habe hoffen können, mit dem Leugnen durchzukommen — und die Verſe, welche auf Leſſings Vater zielen, deuten, welche Uebertreibungen ſie auch enthalten mögen, jedenfalls auf eine Abneigung deſſelben gegen Heinitz hin.

Vielleicht erklärt es ſich hieraus, daß Leſſing ſchon im Jahr 1741 das Vaterhaus verließ, um als Alumne in die Meißner Fürſtenſchule einzutreten. Es ward ihm hier die Freiſtelle zu Theil, über welche, nach Müllers Geſchichte der Landesſchule zu Meißen (I. S. 84), das Haus Carlowitz zu verfügen hat; der Collator, welcher ihm dieſelbe ertheilte, dürfte Joh. Georg, königl. polniſcher, churfürſtl. ſächſiſcher Obriſtlieutenant im Regimente Prinz Xaver ge-

*) Bürgermeiſter Leſſing.

**) Die Kirche.

***) Der Paſt. prim. M. Leſſing.

weſen ſein*). Ehe er aber nach Meißen abging, nahm ihn vermuthlich für die Zwiſchenzeit von Oſtern bis zum Juli — denn mit dem Juni ging in Meißen das Schuljahr damals zu Ende, weil das Stiftungsfeſt am 3. Juli gefeiert wurde; Leſſing hielt auch ſpäter ſeine Abſchiedsrede in dieſem Monat — der Paſtor Joh. Gotthelf Lindner, damals in Putzkau bei Biſchofswerda, zu ſich, ein Verwandter der Leſſingſchen Familie, und vermuthlich auch jenes Rectors Lindner in Kamenz, und Altersgenoſſe von Leſſings Vater, der mit ihm alſo nahe befreundet ſein und ihm ein beſonderes Vertrauen ſchenken mochte. Lindner war ein Schüler des Afraneums geweſen, und alſo am beſten geeignet, über die Aufnahmefähigkeit des jungen Leſſing zu urtheilen und ihn allenfalls noch ein wenig vorzubereiten — er hatte damals, wie L. in dem Briefe an Klotz ſagt, „ſeine Unterweiſung über ſich genommen." Vielleicht aber ſind ſeine Verdienſte um denſelben noch größer; nach einer Aeußerung deſſelben aus dem Jahre 1749: er wolle an Lindner ſchreiben, ſobald es nicht mehr ſcheinen werde, als ſollten ſeine Briefe nur Aufmunterungen zu neuen Wohlthaten ſein, verdankte er ihm ſehr viel**); man kann auf die Vermuthung kommen, daß eben Lindner es geweſen, welcher jene Gönnerſchaft des Obriſtlieutenants von Carlowitz vermittelt habe. Wenigſtens iſt ſonſt nicht zu ermitteln, wie er zu derſelben gelangt ſein ſollte; daß ſich ſpäter der Oberjägermeiſter v. Carlowitz in Braunſchweig***) dafür intereſſirt, daß Theophilus, der die gleiche Wohlthat genoſſen hatte, ſich um die Stelle des Vaters bewirbt†), kann ſehr wohl nur eine Folge der durch Lindner eingeleiteten Verbindung mit dieſer Familie ſein††).

In Biſchofswerda war damals Klotzens Vater, welcher ſeinen Sohn und

---

*) v. Uechtritz diplomat. Nachrichten adl. Familien. IV. S. 4.

**) Dieſe Aeußerung bezieht ſich zugleich auf einen „Herrn Inſpector," welcher derſelbe ſein dürfte, den L. nach dem Tode ſeines Vaters ſeinen „Vetter" nennt, er ſetzt hinzu, er habe ſich immer die beſte Idee von ihm gemacht und ihn jederzeit für einen rechtſchaffenen Mann gehalten. Ich muß es den Kennern Kamenziſcher Specialgeſchichte überlaſſen, zu entſcheiden, was für ein Familienglied nun dieſer wieder ſei, und worin ſeine Verdienſte um Leſſing beſtanden haben dürften; in kleinen Städten iſt auch wohl heutigen Tages noch der Umfang des Begriffs der Vetterſchaft beinahe ſo weit, wie unter den Souveränen.

***) Georg Wolff, geb. zu Liebenau 1721, herzogl. braunſchweigiſcher Oberjägermeiſter. Ebendaſ. V. S. 22.

†) XII. 279. S. auch S. 305.

††) Die Angabe K. Leſſings (S. 35), man habe Leſſing um ein Jahr älter machen müſſen, weil keiner unter dem dreizehnten und über dem ſechzehnten Jahre habe aufgenommen werden dürfen, iſt theils an ſich widerſinnig, denn der im Januar 1729 geborne Leſſing ſtand doch im Juni 1741 bereits im dreizehnten Jahre, theils hat auch eine ſolche Beſtimmung nie beſtanden; nach Müller (I. S. 83) ſollten nach den alten Verordnungen die Aufzunehmenden nicht unter 11 oder 12, und nicht über 15 oder 16 Jahre alt ſein, und in der erneueten Schulordnung (1769) wurde das Alter von 13—15 Jahre feſtgeſetzt; auch mußte das Alter durch einen richtigen Schein aus den Kirchenbüchern belegt werden, wie in dem in Dillers Schrift: Erinnerungen an Gotthold Ephraim Leſſing, Zögling der Landesſchule in Meißen, S. 20 abgedruckten, kurz vorher am 3. März 1741 erlaſſenen königl. Reſcript noch beſonders eingeſchärft worden war; dabei würde ſich Leſſings Vater doch keine Fälſchung erlaubt haben. Es iſt ein ſehr weſentlicher Zug in der Charakteriſtik eines Familienlebens, ob man in ihm Bedenken trägt, einen jungen Menſchen zum Mitwiſſer ſolcher kleinen Unredlichkeiten zu machen oder nicht.

den Ruhm deſſelben weit überlebt hat, Superintendent; er iſt auch dadurch merkwürdig, daß er mit Gottſched zugleich von 1725 an auf einige Zeit Hauslehrer bei Burchard Mencke geweſen iſt. Daß Lindner nicht verfehlt hat, ſeinem Vorgeſetzten den ihm anvertrauten Sohn eines wegen ſeiner Gelehrſamkeit rühmlich bekannten Amtsbruders vorzuſtellen, erhellt aus dem ſchon angeführten Briefe Leſſings an den jüngern Klotz, wenn aber Leſſing hinzuſetzt, er werde dieſen bei dieſer Gelegenheit nothwendig geſehen und gekannt haben, doch wohne ihm davon nur ein ſehr dunkles Bild bei, ſo erſcheint das Letztere um ſo wahrſcheinlicher, und Klotzens Berufung auf dieſen Umſtand um ſo lächerlicher, wenn man bedenkt, daß dieſer, welcher im Jahre 1738 geboren iſt, damals nur zwei oder drei Jahre alt geweſen ſein kann.

Mindeſtens von größerem Einfluſſe auf Leſſings Bildungsgang und ſpätere Geiſtesrichtung könnte es geweſen ſein, daß der Rector Heinitz im Jahre 1740 ein Programm geſchrieben hatte, „daß die Schaubühne eine Schule der Beredſamkeit ſei," ſo wie, daß er von dem bereits genannten Maler, der nach ſeinem Urtheil kein ganz ſchlechter Künſtler geweſen wäre, und ſogar etwas Kunſtgelehrſamkeit beſeſſen hätte, Unterricht im Zeichnen genoſſen hatte und ſein Geſchmack an bildender Kunſt erweckt worden war, worin er wohl bei dem damaligen Bildungszuſtande einer kleinen Stadt wie Kamenz eine beſondere Gunſt des Schickſals erblicken durfte.

Zweites Kapitel.

Die Schule zu St. Afra, in welche Leſſing am 21. Juni 1741*) eintrat, trug ganz das Gepräge ihrer Stiftungszeit. Sie war eine jener Fürſtenſchulen, die, wenn ſie in den Gebäuden der aufgehobenen Klöſter errichtet und mit ihren Gütern dotirt wurden, zugleich dem Ueberbleibſel klöſterlichen Geiſtes, das dem Reformationszeitalter ebenſowohl noch anklebte, wie jener Reſt ſcholaſtiſcher Auffaſſung, der ſich ſpäter auf ſo traurige Weiſe bemerkbar gemacht hat, zur Ablagerungsſtätte dienten. Was in dieſer Beziehung von der Pforta erzählt wird, galt größtentheils auch von der Schule zu Meißen. Auch hier dieſelben mönchiſchen Lebensformen, denen ſich freilich für eine bloße

*) Das Gedächtniß dieſes Tages wurde 1841 feierlich begangen. Nachdem — ſo berichtet das Neue Lauſitziſche Magazin Bd. XIX. S. 216 — ein Primaner eine Rede gehalten, in der er Leſſing als Vorbild im redlichen Wahrheitsforſchen darſtellte, trug Prof. Diller Notizen über Leſſings Studien und ein lateiniſches Gedicht auf ihn vor, worauf der Rector Baumgarten-Cruſius mit einem Vortrage ſchloß. Gedicht und Notizen Dillers bilden den Inhalt der ſchon angeführten Schrift, welche für dieſen Abſchnitt von Leſſings Leben die Hauptquelle bildet.

Männergeſellſchaft eine gewiſſe Nothwendigkeit nicht abſprechen läßt, und die jedenfalls auf die zuchtbedürftige Jugend angewandt, einen beſſern Sinn haben, als ausgebildeten Männern gegenüber, bei denen die Zucht zur Knechtung wird. In vier Tabulaten befanden ſich zweiundfunfzig Zellen; in jeder dieſer letzteren, die aus einer Studir- und einer Schlafkammer beſtanden, wohnte ein Primaner als Obergeſell, ein Secundaner als Untergeſell und zwei ihrer Aufſicht und zum Theil auch ihrem Unterricht anvertraute Tertianer oder Quartaner als Untere oder Unterlectioner. Außerdem gab es noch in den Klaſſen ſogenannte Decurionen oder Bankälteſte oder Bankaufſeher, und dreizehn der bewährteſten Primaner waren zu Tiſch-, Hof- oder Tabulatinſpectoren beſtellt, bis denn endlich dieſer reiche Bau des wechſelnden Beamtenperſonals ſich in dem Lehrer gipfelte, welcher als Hebdomadarius je eine Woche in der Schule wohnte, die Betſtunden mit den Schülern hielt und ſich ſeinerſeits in ſchwierigen Fällen zunächſt auf die ſonnabendliche Lehrerconferenz zu berufen hatte. Auch in der übrigen Lebensweiſe trat die Erinnerung an das Kloſter ſehr in den Vordergrund. Oeffentlicher Gottesdienſt, Gebet und Bibelerklärung nahmen wöchentlich 25 Stunden in Anſpruch, bei Tiſche trat aus der Reihe der Schüler ein Vorleſer auf, der Mittags aus den hiſtoriſchen Büchern der heiligen Schrift, Abends aus einem lateiniſchen Hiſtorienbuche vortragen mußte, auf daß, wie es in der Schulordnung mit einer Anſpielung auf das Leben des T. Pomponius Atticus hieß, wie der Leib mit der Speiſe geſättiget, alſo zugleich auch das Gemüth genähret werde, ja ſelbſt die äußere Erſcheinung war einer Regel unterworfen; ſämmtliche Schüler trugen die ſogenannte Schalaune (Scholana), die freilich ſchon zu Leſſings Zeit als ein Merkmal von Pedantismus in Mißcredit kam und ein eigenes Programm des Rector Grabener veranlaßte.

Ich glaube keiner ausdrücklichen Rechtfertigung dafür zu bedürfen, daß ich dieſe Einzelheiten anführe. Abgeſehen davon, daß es von Intereſſe ſein muß, eine Anſchauung des Lebenskreiſes zu gewinnen, in welchem ſich Leſſing in dieſer wichtigen Periode bewegte, lohnt es wohl der Mühe, darauf hinzuweiſen, daß der Freieſte, ja der Befreier, der ſtrengſten Zucht unterworfen geweſen ſei und ſich gerade an ihr zur gründlichſten Selbſtſtändigkeit geſtählt habe. Und in dieſem Sinne wird der Leſer es ſich auch gefallen laſſen, einen Blick auf den damaligen Lehrplan der Schule zu thun, zumal da ſich hier für Leſſings ſpätere Wirkſamkeit bereits manche merkwürdige Anknüpfungspunkte finden.

Die Schüler zu St. Afra waren ſeit 1664 in zwei Hauptabtheilungen geſchieden, und jede Abtheilung wieder in zwei Klaſſen. Je zwei Klaſſen hatten gemeinſchaftlichen Unterricht, nur bei der Correctur der lateiniſchen und griechiſchen Arbeiten, Emendation genannt, ſo wie in den mathematiſchen Vorträgen galt die Abtheilung in vier Klaſſen. Die vereinte erſte und zweite Klaſſe hieß die Oberlection, die dritte und vierte die Unterlection. In der letztern waren für die fünf Religionsſtunden Heinſius Fragen aus der Kirchengeſchichte, das Compendium Hutteri und Catechismus parvus Hutteri cum scholiis (Lips. 1580) von Matthias Dreſſer ſchon lange vor der Zeit Leſſings zu Grunde gelegt und wurden auch jetzt noch benutzt. Der lateiniſchen Stunden waren im Sommer funfzehn; es wurden Cicero (Epp. ad fam.), Cornelius Nepos, Eutropius, Phaedri fabulae, Ovid (Tristia und Epp. ex Ponto) geleſen, und außerdem Syntaxis und Proſodie getrieben. Der griechiſche Unterricht beſchränkte ſich in vier Stunden auf das Neue Teſtament und die Halleſche Grammatik. Außerdem

waren zwei französische, zwei mathematische, eine arithmetische und zwei geschichtliche und geographische Lehrstunden, wobei das Französische — Diller verbessert hier ausdrücklich eine Angabe K. Lessings — zu den regelmäßigen Unterrichtsgegenständen gehörte. Fast dieselbe Vertheilung der Zeit unter die verschiedenen Lehrgegenstände fand in der Oberlection statt. Auch hier fünf Stunden Theologie, nämlich Griechisches Neues Testament, und Erklärung von Schreberi lineae doctrinae fidei — eines Buches, das die Jugend mit der Art des theologischen Vortrags auf Universitäten im Voraus bekannt machen sollte — und Rechenbergii summarium historiae ecclesiasticae. Ferner wiederum funfzehn Stunden Latein — nämlich Cicero (Orat. oder Offic.), Livius, Virgil, Horaz und außerdem Etymologie und Syntaxis nach Melanchthon's Grammatik, und Prosodie, jedoch im Winter statt dieser drei Gegenstände Logik und Rhetorik. Griechisch auch hier nur vier Stunden, Isokrates, Plutarchus, Sophokles und Dolscii versio graeca Augustanae confessionis. Uebrigens drei Stunden Hebräisch, zwei Stunden Französisch; ferner Philosophie, nämlich neben der Logik Sittenlehre, Mathematik wöchentlich in jeder Klasse zweimal, in Prima sphärische und theoretische Astronomie, allgemeine Geographie, d. h. mathematische und physische, Chronologie; in Secunda Geometrie, endlich Geschichte zweimal, Geographie einmal nach den Büchern des Cellarius: historia — und geographia — antiqua media und nova. Uebrigens wurde beim Lateinischen sehr viel Werth auf Stylübungen gelegt und ein großer Theil der für dasselbe bestimmten Stunden war der Emendation gewidmet, und die lateinische Poesie war Lieblingsstudium, wie denn aus der Schule viele lateinische Dichter hervorgegangen, unter denen auch Theophilus Lessing noch mitzählt.

Bei dieser Lebensweise und diesen Beschäftigungen mußte sich denn freilich der Knabe in eine ganz andere geistige Sphäre versetzt fühlen, als die das Vaterhaus und die Vaterstadt ihm dargeboten hatten. Die Entfremdung von der Heimath, welche sich auf den Fürstenschulen ausbildet, ist nicht ihre schönste Frucht. Lessing erlebte in sich nur die guten Folgen der Entfernung aus der Umgebung seiner Kindheit. Dem Vaterhause blieb er immer in kindlicher Liebe zugethan, aber die localen und provinzialen Interessen seiner Vaterstadt, in denen er aufgewachsen war, hat er schon hier gänzlich abgestreift; von dem Ehrgeiz, den ihm doch die Familie gern eingeflößt hätte, auch einmal in der Lausitz auf der Kanzel oder im Rathsstuhl eine bedeutende Rolle zu spielen, findet sich bei ihm so wenig eine Spur, daß er sogar darüber hinaus ist, diese Interessen, wie Mylius zu verspotten, und seine Schriften sind so ganz frei von irgend einem provinziellen Gepräge, daß in einer Anzahl von litterarischen Handbüchern, Meusels gelehrtes Deutschland an der Spitze, der Irrthum Eingang finden konnte, er sei in Pommern (zu Pasewalk) geboren.

Im Uebrigen wurde Lessing in Meißen, so viel an der Schule und ihren Einrichtungen lag, genau auf dem Wege fortgeleitet, auf welchen ihn der Vater hingeführt hatte. Sie pflanzte eben den Geist der Zeit fort, in welcher dieser mit seiner Bildung wurzelte. Daß Gelehrsamkeit in Meißen über Alles galt, lag in der Natur der Sache, und wenn einer bezweifeln wollte, daß die Anstalt völlig orthodox gewesen, so wäre er, abgesehen davon, daß der damalige Rector Grabner in Wittenberg gebildet war, und von dem Conrector Höre ausdrücklich überliefert wird, er sei strenggläubig gewesen, schon dadurch zu widerlegen, daß Lessing ihr überhaupt anvertraut worden. Daß die Schule eine Pflanzstätte

des evangeliſchen Glaubens ſei, war im Grunde der Hauptgeſichtspunkt der Stifter; Sprache und Wiſſenſchaften ſollten, ganz im Sinne Luthers, zu einer Schutzwehr für das Evangelium dienen. Heißt es doch in der Stiftungsurkunde ausdrücklich: es ſolle in denen Land-Schulen die Jugendt zu Gottes Ehre vnd in gehorſam erzogen, in den Sprachen vnd Künſten vnd dann fürnemlich in der heiligen Schrifft gelernt vnd vnterweiſet werden, Auf daß es mit der Zeit an Kirchendienern vnd andern gelerten Leuthen in vnſern Landen nicht Mangel gewinne.

In der That iſt bei Leſſing von einer Losſagung von den Feſſeln der Orthodoxie in Meißen noch nichts zu bemerken. Die Glückwünſchungsrede an ſeinen Vater am erſten Januar 1743 hat ſogar in ihrer Anlage und Ausführung etwas entſchieden Predigthaftes, und daß Leſſing auch ſpäter die theologiſchen Dinge wenigſtens hat auf ſich beruhen laſſen, beweiſt der Umſtand, daß man ihn ſeiner Zeit mit günſtigen Zeugniſſen entließ.

Dagegen hat allerdings der friſche kecke Sinn des Knaben ſich der ſtrengen Zucht und der vorgeſchriebenen Studienordnung nicht ſogleich fügen wollen. Er ward zwar gleich anfangs, um der guten und gleichmäßigen Vorbildung willen, die er dem Paſtor Lindner verdankte, um eine Decurie höher geſetzt, als dies einem Novitius gewöhnlich widerfuhr, aber zunächſt eilten ihm manche von ſeinen Mitſchülern voran. Er ſcheint namentlich das Lateinſchreiben etwas vernachläſſigt zu haben, was doch kein geringer Mangel war, denn in den churfürſtlichen Examenreſcripten, welche auf den Lehrerbericht über Ausfall der halbjährigen Prüfungen eingingen, wird einmal erinnert, daß er auch hierin ſeine profectus zu zeigen ſich angelegen ſein laſſen möge. Freilich mag das nur in Bezug auf die auf dieſen Punkt vorzugsweiſe gerichteten Forderungen Geltung haben, denn mag auch die lateiniſche Ueberſetzung des Anfangs der Meſſiade der Hauptſache nach auf Theophilus zurückzuführen ſein, der gerade in dieſer Fertigkeit ſich auszeichnete und eben von der Schule kam, und könnten die lateiniſchen Epigramme der ſpäteren Beſchäftigung mit Martial allein zu verdanken ſein, ſo urtheilt doch der Philolog Diller über die lateiniſche Briefſtelle an den Vater aus dem Jahr 1749 (XII. 14), welche noch dazu ganz aus dem Stegreif und nachdem Leſſing mehrere Jahre wohl nichts weniger als das Lateinſchreiben getrieben hatte, man könne in einem Briefe nicht leichter und gefälliger Latein ſchreiben. Auch wird uns ſpäter — im 3. Kap. des II. Buches — noch ein überraſchendes Beiſpiel von Leſſings lateiniſcher Verskunſt begegnen. Dagegen iſt uns ein anderer Tadel gegen ihn begreiflich genug. „Ein guter Knabe," hatte einer der adligen Inſpectoren in ſeinem Schülerverzeichniß bei Leſſings Namen bemerkt, „aber etwas moquant." Und daß hier denn wohl gelegentlich ein in ſolcher Umgebung nicht zu duldendes Ueberſprudeln des kecken Jugendmuthes vorgekommen ſein mag, beweiſt folgende Geſchichte. Da Leſſing ſchon einer der erſten Schüler war und zu den Inſpectoren gehörte, wohnte er als ſolcher einſt einer der Sonnabendconferenzen bei. Der Rector fragte, warum die Schüler in dieſer Woche — der Conrector Höre war gerade Hebdomadarius geweſen — ſo ſpät ins Gebet gekommen. Alles ſchwieg, nur Leſſing nicht, der voreilig genug war, ſeinem Nachbar zuzuflüſtern: das weiß ich. Der Rector, der es hörte, befahl ihm, es laut zu ſagen. Anfangs wollte er nicht, endlich platzte er heraus: der Herr Conrector kommt nicht gleich mit dem Schlage, daher denket jeder, das Gebet gehe nicht ſogleich an! Der Herr Conrector mochte es nicht mit gutem Gewiſſen in Abrede ſtellen können, und rief nur aus:

Admirabler Lessing. Seit dem hießen diesen seine Schulkameraden nicht anders, als aber Lessings Bruder, kurze Zeit nachdem Lessing auf die Universität gegangen war, so daß die Sache noch in frischem Andenken sein mochte, auf die Schule kam*) entließ ihn Höre bei der Aufnahmeprüfung mit den Worten: „Nun geh in Gottes Namen, sei fleißig, aber nicht so naseweis wie dein Bruder."

Indessen bald hatte sich Lessing in die vorgeschriebenen Formen eingelebt und wir sehen ihn in raschem Fortrücken begriffen. Diller hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die Stufenfolge, in welcher er von den niedern Klassen in die höheren aufstieg, aus den Schülerverzeichnissen zusammenzustellen. Zuerst war es langsam gegangen. Es ist schon oben erwähnt worden, daß alle Schüler damals zwar nur in zwei Hauptabtheilungen aber doch in vier Klassen geschieden waren. Jede Klasse hatte drei Decurien, die von der ersten bis zur vierten in fortlaufender Nummer gezählt wurden, also von 1 bis 12. Bei seiner Aufnahme war Lessing in die vierte Klasse auf die elfte Decurie gekommen, und nach der ersten Herbstprüfung 1741 war er auf die zehnte versetzt. Im Frühling 1742 hatte er, obgleich von zwei anderen Schülern übersprungen, die dritte Klasse und neunte Decurie, nach der Herbstprüfung die achte und wieder nach einem halben Jahre einen seiner Vorgänger selbst überspringend, die siebente erreicht. Im Herbst 1743 ward er Secundaner, und jetzt fing er an, sein Licht leuchten zu lassen. Schon bei der Frühlingsprüfung 1744 zeichnete er sich aus, und die Herbstprüfung war für ihn noch günstiger. Indem er sechs seiner Mitschüler übersprang, was damals wie jetzt in höhern Klassen ein seltener Fall war, ward er Primus der zweiten Klasse: ein Beweis, wie vortheilhaft der Klassenlehrer, der Conrector Höre, damals über ihn dachte. In dieser Klasse, wo er fleißig das Griechische und Lateinische betrieb, als Primus aber anfing, auch die mathematischen Studien eifriger zu pflegen, durchlief er die sechste bis vierte Decurie. Bei seinem Aufrücken in die erste Klasse im Frühjahr 1745 gelangte er auf die zweite, rückte nach der Herbstprüfung in gewöhnlicher Ordnung weiter und ward im Frühjahr 1746 auf der ersten Decurie der sechste Primaner, in einem Alter von siebenzehn Jahren. Jetzt hätte er noch ein Jahr und drei Monate auf St. Afra bleiben müssen, denn damals ward viel auf das Sexennium gehalten; wer dieses durchgemacht, mußte abgehen, reif oder nicht, und ebenso war früher abzugehen nur in Folge besonderer Erlaubniß des Obereonsistoriums erlaubt. Lessing, der der Schule innerlich bereits entwachsen war, ging wiederholt seinen Vater an, ihm zum Abgange behülflich zu sein. Dieser mag sich bei dem Rector Grabner in Bezug auf die Reife seines Sohnes erkundigt, und dabei das Zeugniß empfangen haben, welches K. Lessing überliefert, „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter

*) Am 6. September 1746 nach Diller. Karl Lessing läßt mit einiger Ungenauigkeit den Conrector Höre unterdessen Rector geworden sein, was er auch nach Grabners Tode 1750 nicht sogleich wurde, sondern erst 1755. Dies wäre eine Kleinigkeit, die schwerlich Jemand interessiren würde. Aber K. Lessing läßt sich S. 43. verleiten nun auch in die Briefstelle vom 6. Febr. 1751 (XII. 19) „dem guten Hrn. Conrector hat es gefallen, seinen Groll gegen mich auch noch in diesem Briefe ein Wenig zu verrathen," wie sie bei Lachmann nach dem Original heißt, den Rector hineinzucorrigiren, und das ist um so beklagenswerther, je mehr man sich in Bezug auf manche Angaben allein auf die Glaubwürdigkeit seines Berichtes verlassen muß.

haben muß. Die Lectiones, die andern zu ſchwer werden, ſind ihm kinderleicht. Wir können ihn faſt nicht mehr brauchen.“ Darin lag ein offenbarer Wink zu Gunſten des Abgangs. Der Vater wendete ſich alſo an das Obereonſiſtorium, ward aber am 2. Mai 1746 abſällig beſchieden. Aber der ungeduldige Primaner ſcheint dem Vater keine Ruhe gelaſſen zu haben, auf ein wiederholtes Geſuch erging an den Rector und Schulverwalter folgendes Reſcript:

Friedrich Auguſt, Churfürſt ꝛc.

Uns iſt zwar unentfallen, was wir auf des Paſtoris Primarii zu Camenz Mag. Joh. Gottfried Leſſing's, wegen der Dimiſſion ſeines Sohnes Gotthold Ephraim Leſſing's aus der Landſchule Meißen beſchehenes unterthänigſtes Anſuchen unter 2. Mai a. c. an euch reſcribiret haben:

Nachdem wir aber von demſelben in der Beifüge hierum anderweit demüthigſt angegangen worden, ſolchem ſeinen Suchen auch, benannten Umſtänden nach, und dafern ihr diesfalls nichts erhebliches einzuwenden findet, in Gnaden endlichen ſtatt zu geben gemeinet;

Als iſt unſer Begehren hiermit, ihr wollet euch darnach gehorſamſt richten, und beſagten ſeinen Sohn zu der gebethenen Zeit mit einem gewöhnlichen testimonio dimittiren.

Daran geſchieht unſere Meinung.

Datum Dresden am 8. Junii 1746.

Hierauf hielt Leſſing am 30. Juni ſeine Abgangsrede; daß ſein Abgangszeugniß, welches nirgends aufbehalten iſt, günſtig ausgefallen, verſteht ſich nach dem Angeführten von ſelbſt.

Und ſo dürfen wir denn wohl nicht zweifeln, daß wenigſtens was die Gelehrſamkeit anbetrifft, der Zweck der Schule und die Abſicht, in welcher er derſelben vom Vater übergeben war, bei ihm vollſtändig erreicht worden ſei. Leſſing ſoll ſelbſt oft verſichert haben, daß wenn ihm etwas Gelehrſamkeit und Gründlichkeit zu Theil geworden ſei, er es ihr allein verdanke. Ja er verdankte ihr in dieſer Beziehung vielleicht mehr, als ihr ſelber, hätte ſie reden können, lieb geweſen wäre. Die Gelehrſamkeit ſtand hier, nach den obigen Andeutungen, der urſprünglichen Anlage nach im Grunde nur im Dienſte der Religion, und der Zweck der Anſtalt war, Prediger zu bilden, die Sprachen wurden zuletzt doch nur getrieben weil ſie im Proteſtantismus nun einmal zur Bibelauslegung nöthig ſind; der Zuſtand des griechiſchen Unterrichts beweiſt dies ſattſam. Eine ſolche Beziehung iſt für die reine Wiſſenſchaft tödtlich, denn da für die theologiſche Anſchauungsweiſe die letzten Ergebniſſe im Voraus feſtſtehen und die Gewohnheit der willkürlichen Auslegung der Bibelſtellen per la predica den Sinn für die reine Thatſächlichkeit abſtumpft, kann bei ihr der Begriff der Wiſſenſchaft, der unbefangene Wahrheitsſinn gar nicht aufkommen. Leſſing hat ſchon in Meißen jene Beziehung gänzlich bei Seite geſetzt; bei der Wahl und dem Gange ſeiner ſelbſtſtändigen Studien, von denen noch die Rede ſein wird, ignorirte er ſeine Beſtimmung zum Predigtamte eben ſo ſtillſchweigend, wie ſie von ſeiner Familie ſtillſchweigend angenommen war. Daß Leſſing hier wirklich bereits die freie Wonne des reinen Wiſſens ohne theologiſchen Hinterhaltsgedanken koſtet, zeigt der Umſtand, daß er ohne Weiteres, was nur Mittel ſein ſollte, zum Zweck macht und ſich dem Studium des Alterthums ohne Rückhalt hingiebt. Käme es darauf an, Leſſings Thätigkeit in einer Klaſſification der Wiſſenszweige unterzubringen, ſo läge es am nächſten, ihn

als Philologen zu bezeichnen. In seinem bedeutendsten wissenschaftlichen Werke ist die Beförderung richtiger Auffassung antiker Werke der Litteratur und Kunst mehr als beiläufiger Zweck; in einer Reihe von Schriften oder gelegentlichen Aeußerungen sehen wir das Interesse an Litteraturwerken des Alterthums, die ihm schon auf der Schule vorgeführt waren, fortleben; ich erinnere nur daran, daß hier Phädrus, Horaz, Sophokles und Isokrates gelesen wurden. Zwar nahm der Geist der Wissenschaftlichkeit bei ihm im Lauf der Zeit eine tiefere Form an, als die der bloß philologischen Auffassung und alsdann ward er auch fähig, der religiösen Sphäre selbst in dieser Weise etwas abzugewinnen, aber auch hier noch spielt der streng philologische Gesichtspunct eine bedeutende Rolle, z. B. wenn er die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtsschreiber betrachten will, so wie er denn auch mit Vertretern der kritischphilologischen Schule der Theologie, mit Michaelis und Ernesti noch am ersten einverstanden ist, und will man unter Philologie etwas Allgemeineres, nämlich geschichtliche Auffassung der Geisteswerke und Geistesformen der Menschen verstehen, so gehört ihr von dem Höchsten, was Lessing auch nach dieser Seite hin geleistet, ein guter Theil an.

Gleichwohl liegt es schon in dieser gründlichen Auffassung der Gelehrsamkeit ihrem allgemeinen Wesen nach, daß wir bei Lessing in Meißen nicht an eine Unterdrückung des frischen Jugendgeistes durch dieselbe, nicht an ein unfreies Versinken in die Kleinlichkeiten der Stockphilologen denken dürfen. Nur in der ersten Zeit, am Ende des Jahres 1742, da er den Glückwunsch an den Vater schrieb, der den zu erhärtenden Satz doch gar zu regelrecht durchführt und den Brief an die Schwester, welcher dieselbe schilt, daß sie es nicht so weit gebracht, einen ordentlichen Brief schreiben zu können, und dabei die Gellertsche Vorschrift, Schreibe wie du sprichst, so schreibst du gut, anzuführen nicht vergißt, und ihr altklug-stoisch zum Neujahr wünscht, ihr möge ihr Mammon gestohlen werden, ist er, so bezeichnend diese Ueberbleibsel auch im Uebrigen sind, allerdings ein kleiner Pedant. Aber die späteren so sehr über das gewöhnliche herausgehenden Leistungen lassen sich nur daraus erklären, daß Lessing inne geworden, es finde jener kecke Jugendsinn, jene frische Lebensauffassung voll sprudelnder Productivität, denen zuerst die Wissenschaft einen harten Zwang anzuthun schien, auch wohl in ihrem Gebiete selbst eine Stätte, und damit wäre denn auch der Umstand, daß der Aufschwung von Lessings Geist so plötzlich und gerade von dem Zeitpunkte seines Eintrittes in die Oberlection an, wo er neue Lehrer und neue Lehrgegenstände antraf, eingetreten, ganz im Einklange.

Die Zeit von Lessings Aufenthalte in Meissen hat für die Geschichte seiner Geistesentwickelung eine Bedeutung, die uns Heutigen unerwartet sein kann. Uns dünkt, vornehmlich wohl im Hinblick auf Goethe und Schiller, eine solche einen normalen Verlauf nur dann zu haben, wenn der Geist erst im Mannesalter in Folge trüber Kämpfe und gewaltsamer Umwälzungen den Standpunct erreicht, auf dem er zu beharren bestimmt war; wir meinen, es gehöre dazu, daß Einer von einem totalen Bruch mit seiner Vergangenheit zu erzählen habe, und thun uns nicht wenig darauf zu Gute, wenn es uns so schlimm geworden, und sollten wir uns auch das innere Zerwürfniß, welches dabei vorausgesetzt wird, erst nachträglich eigens zu diesem Zwecke antäuschen. Nicht so das ältere, einfache, und zum mindesten nicht weniger gesunde Geschlecht, wel-

ches noch nicht gelernt hatte, mit ſich ſelber ſchön zu thun. Hier gewann der Geiſt zu der Zeit, in welcher ſich überhaupt der Menſch phyſiſch und ſittlich zu einem Individuum erfeſtigt, ſeine Grundſtellung zu Welt und Wiſſenſchaft, und wählte ſich, was er lieben wollte; es war dies ſeine Urform, die ſich dann nicht eben in gradliniger Fortbildung ſondern auf dem Wege vielfältigen Hinzu- und auch Umlernens, aber doch in continuirlicher Metamorphoſe theils in der Breite hin fortentwickelte, theils immer ſchärfer beſtimmte und mit gründlicherem Selbſtverſtändniß vertiefte. So iſt von Klopſtock ſchon auf der Schulpforte nicht nur der Meſſias, das Werk ſeines Lebens, entworfen und begonnen worden, ſondern die Rede, welche er bei ſeinem Abgange auf die Univerſität hielt, ſpricht auch das klarſte Bewußtſein über ſeinen Standpunct aus. Auf ähnliche Weiſe hat auch Leſſing ſchon in Meißen jene That geiſtiger Selbſterſchaffung vollführt, durch welche der Mann iſt, was er iſt, und wenn er nicht ſogleich eben ſo vollſtändig wie jener wurde, was er zu werden beſtimmt war, wenn nicht ſein erſtes Aufleuchten ſein Glanzpunct ward, nach welchem ſein Leben nur ein langſames Erlöſchen war, ſondern dasſelbe bis ans Ende den Charakter eines unabläſſigen Fortſchreitens trägt, ſo war es nur, weil das, was ſich in ihm als das Geſetz ſeines Daſeins feſtſtellte, eben nicht eine todte Form, ſondern die Formel einer lebendigen Entwickelung war.

Von der geiſtigen Nahrung und Anregung, welche Leſſingen in der Oberlection zu Theil werden mochte, vermögen wir uns eine ziemlich deutliche Anſchauung zu bilden. Der vorzüglichſte Vertreter des klaſſiſchen Alterthums auf der Anſtalt ſcheint den Lehrſtunden nach, die er ertheilte, der ſchon genannte Conrector Johann Gottfried Höre geweſen zu ſein. Er war ſtreng orthodox — in ſpäterer Zeit hat er ein Programm unter dem Titel: Delectus discipulorum a Spiritu sancto ductorum in Afraneo geſchrieben, mit welchem er eine Sage zu widerlegen ſucht, als hätte Luther ſich einmal tadelnd über die Schule geäußert — und jedenfalls ein guter Schulmann von altem Schlage. Er las mit den Schülern der Oberlection Virgil, Horaz und Sophokles, auch vertrat er das Lieblingsſtudium des Afraneums, die lateiniſche Verskunſt, und daß er auch der deutſchen Dichtkunſt ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte, wird noch weiterhin zu erwähnen ſein. Es iſt ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß er gerade in Leſſings Abgangsjahre den Aias des Sophokles mit Anmerkungen und einer doppelten, proſaiſchen und metriſchen, lateiniſchen Ueberſetzung herausgab. Wegen ſeines eigenthümlichen obgleich ächt römiſchen lateiniſchen Styls ſoll ihn ſpäter ſein ehemaliger Schüler Klotz gefliſſentlich zum Ziele ſeines Tadels gemacht haben. Uebrigens war er ein ſehr rechtſchaffener Mann, aber bei eifrigem Lobe antiker Urbanität ohne Weltbildung, wie denn auch die oben angeführte Anekdote den über der kleinlichen Beſchäftigung in eine kleinliche Empfindlichkeit verfallenden Schulmeiſter verräth; es ſtimmt mit jenem Aufruf: Admirabler Leſſing, ganz wohl überein, wenn uns von ihm berichtet wird, der erſte Ausbruch ſeiner Mißbilligung ſeien demoſthenieſche Complimente geweſen, wie ſie Reiske verdeutſcht, ſei er aber im Ernſt böſe geworden, ſo habe er zu ſatyriſiren und zu höhnen angefangen.

Feiner organiſirt war der Rector Theophilus Grabner. Es charakteriſirt ihn dem Conrector gegenüber vollſtändig, daß jener Vorfall auch ſo erzählt wird, er habe ſelbſt das Zuſpätkommen deſſelben bemerkt und um ihm dies zu verſtehen zu geben, die Schüler in der Hoffnung, daß ſchon einer mit

der Wahrheit herausfahren werde, wegen ihres Vergehens gegen die Schulordnung befragt. Auch in wissenschaftlichen Dingen nahm er einen höheren Flug. Neben dem Lateinischen unterrichtete er besonders in der Philosophie, und zwar ließ er sich dies so sehr angelegen sein, daß er die auf der Schule gebräuchlichen Lehrbücher unbenutzt ließ, und hier wie in der Rhetorik, nach eigenen Sätzen lehrte. Man wird dieß erklärlich finden, wenn man in Betracht zieht, daß er nahe daran gewesen war, in Wittenberg, wo er studirt hatte, für immer zu bleiben; übrigens wird sein Philosophiren um so weniger die alte Heerstraße des Aristotelismus verlassen haben, wenigstens ist ein Einfluß des Wolffianismus auf den 1685 geborenen und in der Mutterstadt der protestantischen Orthodoxie gebildeten Mann nicht wahrscheinlich. Doch war es gewiß nicht mehr als wohlverdient, wenn ein solcher Mann bei dem Oberconsistorium in hohem Ansehen stand, zumal da uns auch überliefert wird, er habe sich in seiner Stellung als Rector bei Lehrern und Schülern wohl geltend zu machen gewußt.*)

Gleichwohl verdankte Lessing nicht ihm, sondern gerade demjenigen unter seinen Lehrern, welcher sowohl seiner persönlichen Stellung als dem Fache nach, dem er angehörte, in dem kleinen Schulstaate so ziemlich die letzte Stelle einnahm, die gründlichste Weckung seines Geistes und die folgenreichsten Anregungen.

Es ist schon oben angeführt worden, daß Lessing in Secunda eine besondere Vorliebe für die Mathematik gefaßt. Er sagt selbst in der Vorrede zu Jerusalems Aufsätzen, was ihn zu ihr hingezogen: sie behagte seinem Verstande. Auch werden seine Fortschritte in derselben 1745 in den halbjährigen Examenberichten mit besonderem Lobe erwähnt. Freilich dürfen wir deßhalb nicht etwa meinen, daß er es darin besonders weit gebracht habe; es wird uns überliefert, er habe das zweite, dritte und vierte Buch des Euklides übersetzt**) und zu einer Geschichte der Mathematik — nämlich vermuthlich bei den Alten — gesammelt und seine Abgangsrede von der Schule hat de mathematica barbarorum gehandelt;***) dagegen handelt es sich wenigstens in dem Artikel

*) Grabener, der Verfasser einer Reihe von Programmen über das Heldenbuch, den Lessing in einem Briefe an Eschenburg 1776 (XII. S. 443), sowie auch in der Abhandl. über das Heldenbuch (XI. 30) erwähnt, ist Christian Gottlieb, der Sohn des Meißners; seine Schrift veranlaßte einen Streit mit Gottsched und hat Lessing zu weitläufigen Untersuchungen angeregt, wovon später.

**) Diese Uebersetzung, so wie die Collectaneen zur Geschichte der Mathematik, ferner das bald zu erwähnende Gedicht an v. Carlowitz und Anderes hat K. Lessing noch in Händen gehabt (Leben I. S. 36. 39.) sie werden aber mit dem größten Theil des anderweitigen Nachlasses, als 1812 Karl Lessing gestorben war, verschleudert worden sein. M. s. über das Schicksal von L. Nachlaß Guhrauer in den Bl. für litterarische Unterhaltung 1843 No. 244. Vielleicht ist noch Manches hier oder da verborgen. Indessen hat wenigstens Guhrauers Aufsatz nicht, wie es doch sonst zu geschehen pflegt, den Erfolg gehabt, etwas davon ans Tageslicht zu locken; es ist ihm laut gefälliger brieflicher Mittheilung vom 29. Jan. 1848 auch jetzt noch nicht gelungen etwas Weiteres zu entdecken.

***) Müller sagt zwar (Gesch. d. Landesschule zu St. Afra I. S. 54.) diese Reden seien schriftlich auf der Schulbibliothek beigelegt, aber Diller hat die Lessingsche nicht auffinden können S. 87. Ueberhaupt verdankt dieser seine Notizen weniger den im Lauf der Jahrhunderte, besonders auch wohl noch im siebenjährigen Kriege, arg mitgenommenen Schularchiven, als einer vom Cultusministerium mitgetheilten Sammlung von Ausfertigungen des ehemaligen Oberconsistoriums an die Schulinspection aus den Jahren 1740 — 50.

Mathematik in den Collectaneen, wo er anmerken will, in welche lächerlichen Fehler witzige Köpfe verfallen, wenn ſie gar nichts von der Mathematik wiſſen, um ſehr einfache Dinge, und zur Auflöſung der arithmetiſchen Räthſel mit denen Leſſing die griechiſche Anthologie vervollſtändigen wollte, bedurfte er fremder Hülfe. Auch ſchreibt er ſelbſt 1758 an Mendelsſohn indem er von ihm eine Auskunft über die Schönheitslinie verlangt: „Schreiben Sie mir aber ſo, daß ich es verſtehe, denn von der Geometrie weiß ich jetzt weniger, als ich jemals gewußt habe," und wenn er hinzuſetzt: „Komme ich aber wieder nach Berlin, ſo ſollen Sie erſtaunen, wie ſehr ich mich darauf legen will," ſo wird daraus eben auch nicht viel geworden ſein. Deſto gewiſſer ſind die indirecten Folgen dieſer Studien, die für Leſſing daraus hervorgingen, daß er durch ſie mit dem Mathematicus und fünften Collegen Johann Albert Klimm, der dieſe Stelle ſeit 1729 bekleidete, näher bekannt wurde. Dieſer Mann wußte ſich als Lehrer und wöchentlicher Aufſeher keine Autorität zu verſchaffen; ſein Vertrauen und ſeine Gutmüthigkeit wurden häufig von der Jugend mißbraucht, auch fehlte es ihm an einem guten Vortrag, und daß die Philologen nicht eben beſtrebt zu ſein pflegen, das Anſehen ihrer mathematiſchen Collegen zu erhöhen, kann man noch jetzt, mehr als ein Jahrhundert ſpäter, beobachten. Um ſo weniger war Klimms geiſtiger Geſichtskreis durch die Mauern der Schule begränzt. Er muß ein nicht unbedeutender Mann geweſen ſein; er hatte dem Hanſchius 1717 bei der Ausgabe der ungedruckten Werke Keplers beigeſtanden und 1735 und 36 einen wiederholten Ruf an die Academie der Wiſſenſchaften zu Petersburg ausgeſchlagen; Käſtner ſagt 1778 in der Recenſion einer Abhandlung von Klimm, die freilich nicht erheblich geweſen zu ſein ſcheint, mit Erſtaunen müſſe man den Mann ehren, der noch ſo viel Scharfſinnigkeit in einer Wiſſenſchaft zeige, in der er ſchon vor 52 Jahren, da er de la Hire's aſtronomiſche Tabellen überſetzt und erläutert, Deutſchlands Lehrer geweſen. Außerdem hatte er reiche Sprachkenntniſſe, und hat vielleicht, da er für ſeine mathematiſchen Vorträge Wolffs Auszug zu Grunde gelegt,*) auch inſofern einer neuern Bildungsepoche angehört, daß er ſich auch der Philoſophie deſſelben angeſchloſſen. Uebrigens war er höchſt bereitwillig, den Wenigen, die ſich ihm anſchloſſen, nicht nur in ſeiner Wiſſenſchaft fortzuhelfen, ſondern auch im freien Geſpräch ihre Fortbildung zu befördern; einer ſeiner letzten Schüler, ein Bürgermeiſter Chladenius zu Großenhayn erzählt in einer Handſchrift, die er dem Afraneum übergeben,**) er habe mit andern Günſtlingen oft bis 12 Uhr in ſeiner Inſpectionsſtube geſeſſen. Das wird auch Leſſingen geſtattet geweſen ſein, und hier hat er denn zuerſt freiere und geiſtigere Anſichten über Wiſſen und Wiſſenſchaft ausſprechen hören, daß Sprachſtudien immer nur Mittel zum Zweck ſein könnten, daß ein Gelehrter ohne Mathematik und Philoſophie nicht viel ſei u. dgl.; wenn Leſſingen ſpäter der Sinn für Naturwiſſenſchaft keineswegs abgeht, obgleich er auch in dieſem Fache nur bei der Lehre von geſchnittenen Steinen gelegentlich ſelbſtthätig auftritt, ſo dürfte dieſer ſchon hier geweckt worden ſein; die Aſtronomie gehörte zu den ordentlichen Unterrichtsgegenſtänden, Klimm

*) Müller I. 78.
**) Diller S. 41.

hat sich von Anfang bis zu Ende seiner Laufbahn mit ihr beschäftigt, wie er denn gerade um diese Zeit 1744 in Gottscheds Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit eine Nachricht von dem Durchgange des Mercurs durch die Sonne drucken läßt — und eins der ersten Geistesproducte Lessings dürfte das Gedicht über die Mehrheit der Welten gewesen sein, zu welchem ihn, wie er selbst angiebt, die Whistonsche Kometentheorie und der Kosmotheoros des Huygens angeregt hatten, und das liegen geblieben war, als ihm in den bekannten Gesprächen des Fontenelle sur la pluralité des mondes, die er bis dahin nur den Namen noch gekannt hatte, eine geistreichere Behandlung desselben Stoffes in die Hände gekommen.*)

Daß der Conrector Höre von diesem Gange in Lessings Studien wenig erbaut gewesen, und daß Lessing bei denselben in seinen Augen sogar unfleißig geworden, versteht sich so sehr von selbst, daß es uns gar nicht überliefert zu sein brauchte. Aber gerade eine Freimachung von seinem Standpuncte war es, was Lessing hier gewann. Er schreibt später (den 2. Nov. 1750) an seinen Vater, es freue ihn, daß er mit Theophilus in Meissen so wohl zufrieden sei. „Wenn ich Theophilus wäre" — der es in seinem ganzen Leben wenig über das hinausgebracht hat, was in Meissen am meisten galt, das lateinische Versificiren; er ist ein guter lateinischer Poete, heißt es in Ottos Schriftstellerlexikon — „so hätten Sie es auch mit mir sein sollen. Da er so fleißig studirt, so möchte ich gar zu gerne wissen, was er, und wie er studirt. Ich habe es in Meissen schon geglaubt, daß man vieles daselbst lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kann, und jetzt sehe ich es noch viel deutlicher ein." Und im Verfolg der schon angeführten Stelle über den Conrector setzt er hinzu, er habe alle Hochachtung gegen ihn, doch reue es ihn gar nicht, ihm nicht in Allem gefolgt zu sein. „Ich weiß wohl, daß es seine geringste Sorge ist, aus seinen Untergebenen vernünftige Leute zu machen, wenn er nur wackere Fürstenschüler aus ihnen machen kann, das ist, Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht, ob sie nicht Pedanten sind," und Gottlob möge, wenn er nach Meissen komme, dem Beispiel des Theophilus lieber nicht folgen, sondern so leben, wie er, wenn er aus der Erfahrung lernen werde, was nöthige und unnöthige Studien seien, gelebt zu haben, sich wünschen möchte. Es ist nicht schwer zu sagen, was Lessing hier meinen mag; es ist die bloß formale Philologie insoweit sie als Zweck betrachtet wird, ich erinnere dann, daß er im Lateinschreiben nicht eben so sehr, wie in andern Fertigkeiten, ein besonderes Lob eingeerndtet. In der That gehört Alles, was Lessing im Fache der Alterthumswissenschaft geschrieben, eher der realen Philologie an, wenn man diese Benennung überhaupt auf die Richtungen jener Zeit übertragen darf; das Ediren der Autoren war nicht seine Sache, und die Wortkritik und die Interpretation des Einzelnen wenigstens nicht seine Stärke; er war nur darauf bedacht, irgend etwas Wichtiges, eine kunst- oder literargeschichtliche Frage, den sittlichen Charakter eines alten Schriftstellers u. dgl. in's Licht zu setzen, mit jener Uebersetzung einiger Bücher des Euklid, und den Sammlungen und Ausarbeitungen, welche auf die Geschichte der Mathematik Bezug

*) Siehe „Briefe," Eilfter (III. S. 298.) Inwiefern Zeitangaben und] Aehnliches bei diesen Briefen nicht bloß fingirt sei, wird an seinem Orte untersucht werden.

haben, ſchlägt er ſchon ganz dieſen Weg ein. Ja noch mehr, auch die Kenntniß des Alterthums nach dieſer Seite hin iſt ſein letzter Zweck nicht, da iſt keine Spur von dem Hängengebliebenſein an den Dingen, die auf der Schule getrieben werden, das bei den Philologen gewöhnlichen Schlages ſo widerlich iſt, und ſelbſt bei berühmten Gelehrten dieſes Faches bisweilen ein Wenig durchblickt; man erkennt überall den Mann, der in der Erörterung der Fragen, die ſeine Zeit bewegen, lebt. Es iſt ihm nicht um die hiſtoriſche Kenntniß deſſen zu thun, was die Alten von den Dingen dachten, ſondern darum, wie es ſich mit ihnen ſelbſt verhält, die philologiſchen Unterſuchungen gruppiren ſich bei allem ſelbſtändigen Werth, den ſie in Anſpruch nehmen können, unmerklich und unwillkürlich zu einem hierauf bezüglichen Ergebniß zuſammen, wovon der Laokoon das ſchlagendſte Beiſpiel iſt, und auch dies iſt nur wieder ein Beiſpiel ſeines Gebahrens mit aller ſeiner mannigfaltigen hiſtoriſchen Kenntniß und weitſchichtigen Gelehrſamkeit.

Und hiermit wäre denn auch ſchon auf das bedeutendſte Ergebniß von Leſſings Schulzeit, das ihm freilich, wenn wir von Klimms Einwirkung abſehen, nicht ſowohl durch die Schulerziehung, als trotz derſelben zu Theil ward, nämlich die Urform ſeines Geiſtes, die ſich hier feſtſtellte, die Alles überdauernde und Alles beherrſchende Stellung zu den Dingen, die er hier gewann, hingedeutet.

Jeder gebildete Deutſche hat von Leſſings Eigenthümlichkeit eine eigene, unzerſtörliche, man möchte ſagen, kryſtalliniſch ſcharfe Anſchauung, wie von keinem andern hervorragenden Manne ſeines Volkes. Das muß ſeinen Grund in dem Objeet der Anſchauung haben, denn wie man ſonſt gerade von Leſſing eine beſonders klare Vorſtellung haben ſollte, iſt nicht abzuſehen, da er nichts weniger als der bekannteſte von unſern großen Schriftſtellern iſt. Es muß ſich mit ihm eben wie mit dem Kryſtall ſelbſt verhalten, deſſen Form wir auch von vornherein nicht ſo auffaſſen, daß er durch die umgebenden Media nur ſchlechthin ſo begrenzt ſei, ſondern daß er in keuſcher Verſchwiegenheit eine gewiſſe reinliche That in ſich ſchließe, vermöge deren er die Form, in der er vor uns liegt nur eben ſo gewiß beſitze, als er ſie, wenn man ihn zerſchellte, wieder annehmen würde. Leſſing iſt uns der Hauptſache nach ein fleiſchgewordener Geiſtesact, worauf ſchon das hindeutet, daß Jeder zugiebt, er ſei in hervorſtechendem Grade ein Mann, denn ein Mann ſein, heißt ſich ſelber gemacht haben; nur daß freilich dieſe Beſtimmung viel zu weit iſt, um Leſſings Weſen ausdrücken zu können, denn ein Mann wird jeder, ſobald er das, wozu ihn die Natur beſtimmt, die Grundform ſeines Weſens, durch ſeine eigene Wahl beſtätigt hat, und auch ein weicher Wieland wird doch als Individuum zum Manne herangereift ſein, hier aber handelt es ſich darum, eine beſondere Grundform der Art auszuſprechen.

Zu dieſem Zwecke ſchiene es vielleicht am nächſten zu liegen, Leſſings Styl zu charakteriſiren, und in der That hat man ihn oft genug als das hervorgehoben, was ihn am ſchärfſten bezeichne. Aber dies würde hier nicht ausreichen. Der Styl iſt nicht immer der Menſch. Der Menſch macht ſich oft einen Begriff vom Styl, wie er ſein ſolle, und dann wäre er wenigſtens nur dieſer Begriff, und da dieſer etwas Allgemeines iſt, das er mit Vielen theilt, ſo kann auch dies nicht er ſein. Auch in andern Fällen, z. B. bei mangelnder Durchbildung, die nicht zu einem eigenen Style gelangen läßt, iſt die phy-

ſiognomiſche Bedeutung des Styles nur eine negative. Und wo ſie etwa einmal mehr iſt, da iſt ſie doch auch immer nur eine phyſiognomiſche, d. h. der Styl zeigt uns wohl das Ergebniß, in welchem das innere Weſen ſich auf einem Außenwerk abſpiegelt, aber in das lebendige Räderwerk des Weſens läßt er uns doch nicht hineinblicken; er iſt immer nur ein Gethanes, aber nicht die That ſelbſt.

Und doch tritt dieſe letztere bei Leſſing ſo zu ſagen ganz nackt in die Erſcheinung, und zwar in demjenigen, was die Schreibart zwar auch in ſich ſchließt, aber weit über dieſelbe hinausreicht, in ſeiner allgemeinen ſchriftſtelleriſchen Form, ſeiner Methode.

Die Methode eines Schriftſtellers iſt in allen Fällen charakteriſtiſch für ihn, denn ſie zeigt uns ihn ſelbſt, wie er mit den Dingen umgeht, von welchen Seiten er ſie angreift, und welchen Standpunct er ihnen gegenüber einnimmt. Wenn man aus dem allgemeinen Gerede der ſchöngeiſtigen Beſchreibungen, wie ſie auf dieſem Felde gäng und gebe ſind, einmal herauskommen will, ſo wird man ſich entſchließen müſſen, auf die einfachen Grundelemente der formalen Logik zurückzugehen, die freilich heut zu Tage Wenigen ſo geläufig ſind, wie Leibnitz, der ſelbſt von ihnen ausgegangen zu ſein bekennt. Wenn Einer wie der Geometer rein ſynthetiſch wie der Naturforſcher in manchen Fällen rein inductoriſch verfährt, ſo mag darüber nicht viel zu ſagen ſein, obgleich die Sachverſtändigen in dieſen Fächern auch hier Unterſchiede zu bemerken wiſſen, aber ſo einfach iſt die Sache eben nur hier. Bei allen Schriftſtellern, die nur einigermaßen auf ſchöne Form Anſpruch machen, flicht ſich ſynthetiſches und analytiſches Verfahren auf das mannigfaltigſte durcheinander, den geiſtreich gewendeten Erörterungen liegt bald dieſe, bald jene Schlußfigur zu Grunde, und vor Allem iſt es für jeden Einzelnen bezeichnend, in wiefern er von einem Bewußtſein dieſer Formen ausgeht — wie man es denn Manchem anmerkt, daß ſein Gewiſſen ihn geradezu z. B. an die mathematiſche Methode mahnt, oder wie heutigen Tages Manche das Schema der Hegelſchen Methode nicht los werden können. Es iſt ganz unbegreiflich, daß man auf die Grundeigenthümlichkeiten, die in dieſer Beziehung jeder Schriftſteller hat, noch nicht mehr geachtet, und namentlich wo es über die Aechtheit oder Unächtheit abhandelnder Werke z. B. des Platon ein Urtheil zu fällen galt, nicht die logiſchen Formen in ihnen förmlich durchgezählt hat, ſo wie man in ſolchen Fällen durchzählt, wie oft dieſe oder jene ſprachliche Form in ihnen vorkommt.

Nur daß freilich dieſe Eigenheiten die Eigenthümlichkeit eines Schriftſtellers allerdings immer noch nicht erſchöpfen. Eine rein feſtgehaltene Methode, wie es die mathematiſche bei Spinoza oder Wolff iſt, kann man ſo gut wählen, oder äußerlich annehmen, wie eine Schreibart, und wenn auch die Verſchlingung von mannigfaltigen Denkformen, die das freiere Verfahren charakteriſirt, zum größten Theile das Werk eines unbewußten Bildungsproceſſes ſein muß, ſo iſt doch das, was ſich hier darſtellt, immer nur eine Combination von Allgemeinheiten, die das Individuum zwar unterſcheiden, aber nicht bezeichnen kann; es muß etwas durch ſie nicht Gegebenes jedenfalls wenigſtens inſofern hinzukommen, als der Grund, weßhalb ſich jene Elemente hier gerade ſo combiniren, doch nicht in ihnen ſelbſt liegen kann, denn warum hätten ſie ſich alsdann in andern Fällen anders combinirt.

Und ſo müßten wir denn alſo, um die Grundform von Leſſings Weſen

zu bezeichnen, zuerſt jenen allgemeinen Formen nachgehen, und alsdann jenes Weitere aufſuchen, bei welchem es doch ſehr bedenklich iſt, ob man von ihm jemals etwas Anderes wird ausſagen können, als daß es eben der Grund jener Combinationen ſei?

Gewiß verdiente es Leſſing vor Allen, daß man das ſchärfſte anatomiſche Meſſer an ſeine Werke legte, und wer über ihn auf wiſſenſchaftliche Weiſe reden will, ſollte es billiger Weiſe gethan haben — oder muß nicht auch der Muſiker die Intervalle zu nennen wiſſen, die ein wirkungsreiches Tonſtück bilden? Auch behalte ich mir vor, gelegentlich auf derartiges hinzuweiſen, wie das ja bei der Beſprechung von Leſſings dichteriſchen Werken ohnehin nöthig ſein wird — allein hier ſteht uns noch ein kürzerer Ausweg offen.

Nämlich welche intellectuelle Charakterzüge auch in der angegebenen Beziehung bei Leſſing ſtattfinden mögen, ſeine tiefſte geiſtige Eigenthümlichkeit beſteht nicht in ihrem Vorhandenſein, ſondern in einem gewiſſen Verhältniß, in das er ſie in ihrer Geſammtheit ſetzt, in einer Stellung, die ihre ganze Sphäre bei ihm einnimmt.

Leſſing gebraucht alle wiſſenſchaftlichen Formen mit der größten Gewandtheit, was hat er nicht Alles abgehandelt, was hat er nicht Alles unterſucht, mit welcher Schärfe der Analyſe, mit welcher Bündigkeit des Schließens hat er nicht etwa bloß ſeine oftmals ziemlich elenden Gegner, ſondern ſelbſt die klarſten Köpfe ſeiner Zeit beſchämt, z. B. Wieland in der Frage über Enthuſiasmus und Schwärmerei, und Winkelmann, wenn dieſer die Behauptung aufſtellt, daß die Künſtler die Farben nicht auf gleiche Weiſe ſehen müßten, weil ſie dieſelben verſchiedentlich nachahmten*). Und hierbei iſt ſein einziger Zweck, ſo ſehr er es jemals bei einem Menſchen geweſen ſein kann, die Wahrheit zu ermitteln. Aber giebt er uns nun in ſeinen zum Druck ausgearbeiteten Schriften auch wirklich bloß die Wahrheit als ſolche und was zu ihrer Ermittelung erforderlich iſt? Wenigſtens den hergebrachten Weiſen ſolcher Mittheilung, die doch auf die Darſtellung eines rein objectiven Sachverhältniſſes ſehr gut berechnet ſind, geht er aus dem Wege, und wo er ſie nicht ganz vermeiden kann, ſagt er ſich gleichſam ausdrücklich von ihnen los. Leſſing hat kein eigentlich ſyſtematiſches Buch geſchrieben, ſo daß man bis auf die neueſte Zeit an ſeinem ſyſtematiſchen Denken hat zweifeln können; die Erziehung des Menſchengeſchlechts, die allenfalls für eine ſyſtematiſche Darſtellung gelten kann, verobjectivirte er ſich ſogleich wieder dadurch, daß er ſie für das Werk eines Andern und ſich für den bloßen Herausgeber erklärt. Auch nicht einmal eine Abhandlung, die ſich für eine ſolche gäbe, hat Leſſing herausgegeben; den Laokoon nennt er nicht ein Buch, ſondern Materialien zu einem Buche, oder er verhüllt, wie in der Dramaturgie, die abhandelnde Form in eine Menge von zufälligen Zuthaten, die zu den allgemeinen Betrachtungen nur gelegentlich Veranlaſſung zu geben ſcheinen, endlich giebt er der Erörterung auch wohl eine halb äſthetiſche Form, wie in den Dialogen Ernſt und Falk, von wo denn ſogar zum Nathan, zu den Juden, zu dem Freigeiſt, und ähnlichen Werken, in denen es

*) Dieſer Satz, ſagt Leſſing in den Collectaneen zur Literatur (XI. 240), hat keinen Verſtand, denn, wie der Mahler die Farbe in dem Object erkennt, ſo erkennt er ſie auch in der Nachahmung, und wenn die Mahler die Farben nur vollkommen ſo nachahmen, wie ſie ſie ſehen, ſo muß ſich in ihren Nachahmungen kein Unterſchied finden.

ſich um allgemeine Geſichtspuncte handelt, das heißt, von wiſſenſchaftlichen zu äſthetiſchen Werken, ein ganz continuirlicher Uebergang ſtattfindet.

Alſo Leſſing unterſucht, aber er ſchreibt keine Unterſuchungen, er ſyſtematiſirt, aber er ſchreibt keine Syſteme, er handelt ab, aber er ſchreibt keine Abhandlungen — was thut er denn?

Er ſchreibt Monologe. Das heißt, er unterſucht und ſyſtematiſirt nicht ſchlechthin, ſondern er behandelt die Dinge ſo, daß ſich uns ein Menſch darſtellt, der das Alles thut, oder er faßt, indem er ſelbſt dieſes thut, dies ſelbſt auf, inſofern er es thut, und thut es von vornherein nur im Sinne dieſer Selbſtergreifung und Selbſtanſchauung — dieß erklärt Alles. Vor Allem den Umſtand, daß er nur Werkchen geſchrieben, nicht Werke. Dieß kommt nicht daher, wie J. J. Engel, deſſen Anſichten über Leſſing übrigens, ſo ſehr man den Verfaſſer des „Philoſophen für die Welt" belächelt, noch jetzt in vielen Stücken Berückſichtigung verdienen, in ſeiner „Mimik" meint, daß ſeine außerordentliche Gelehrſamkeit und ſein ungemeiner Scharfſinn ihn in der Bearbeitung einer ganzen Wiſſenſchaft eine unendliche Aufgabe habe erblicken laſſen, denn Leſſing legt ja gerade in ein Einzelnes das Ganze hinein, und oft mehr als das Ganze Einer Wiſſenſchaft — und obendrein hätte ja auf dieſe Weiſe die Behandlung des Einzelnen ihm gerade zu einem weitſchichtigen Werke anſchwellen müſſen, ſondern daher kommts, daß ſyſtematiſche Behandlung keine Form der unmittelbaren menſchlichen Aeußerung iſt, auf der man das Individuum gleichſam ertappen könnte. Darum bedient ſich auch Leſſing am allerliebſten der Briefform, denn der Brief iſt ohne Weiteres ein ſchriftlicher Monolog. Und wie ſehr die zufällige Anknüpfung, die Leſſing allerdings ſo ſehr liebt, daß man wohl ſagen kann, er habe niemals etwas anderes geſagt, als gelegentlich, der Erörterung — ich will nicht ſagen, einen individuellen Anſtrich giebt, ſondern die individuelle Lebendigkeit, welche ſie bei ihm an ſich hatte, erhält, liegt auf der Hand. Auch das dramatiſche, das man von jeher in Leſſings Verfahren anerkannt hat, und das ihm ſeine Feinde gelegentlich ſelbſt zum Vorwurf machen, wie man auch Göthen bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken aufmutzte, daß er zuerſt als Dichter aufgetreten *), muß auf dieſen monologiſchen Charakter ſeiner Darſtellung zurückgeführt werden — er geht von einem beſtimmten Puncte aus, findet einen allgemeinen Geſichtspunct, zweifelt, macht ſich ſelbſt Einwürfe, es fallen ihm neue Umſtände ein, und er gelangt zum Reſultat. Vor Allem wird die wunderbare Magie einer ungemeinen Anziehungs- und Ueberzeugungskraft, die Leſſings Schriften inwohnt, durch dieſe Auffaſſung erklärt.

*) Es heißt in den Göttinger gel. Anzeigen, 1773 den 1. Febr. in einer Recenſion des erſten Beitrages zur Geſchichte und Litteratur: „Hr. Leſſing behandelt mit einer Kunſt, die wir bewundern, jeden ſeiner Artikel, wie im Drama ſchürzt er ſeinen Knoten mühſam, läßt uns lange warten, und dann löſt er ihn. Dieſe Methode thut, wenn man nur die Löſung des Knotens nicht gleich voraus ſieht, und die Sache des Knotens werth iſt, ihre gute Wirkung, müßige Leſer in Erwartung und Aufmerkſamkeit zu ſetzen, und auch Kleinigkeiten ein Anſehen von Wichtigkeit zu geben. Aber ſie führt auch unvermeidlich in das Weite und ermüdet. Was durch einen Strich abgethan war, wird eine Iliade, und am Ende ſagt man ſich: und das war es Alles?" Auch Engel glaubt in der angeführten Stelle hinzufügen zu müſſen — „wenn dieſe Art des Vortrages bei Materien von Wichtigkeit angewendet wird."

Dieſe Art des Vortrags verpflanzt, wie Engel ſich ein andermal (Fragmente über Handlung, Geſpräch und Erzählung S. 71. Ausg. v. 1846.) in Anſchluß an eine Aeußerung des Kanzler Baco über Leſſings Methode ausdrückt, die Wahrheit ſo in die Seele des Leſers, wie ſie in des Schriftſtellers eigener Seele gewachſen iſt; ſie giebt ihm nicht bloß den abgehauenen unfruchtbaren Stamm, ſondern die ganze Pflanze mit der Wurzel und ein wenig anhängender Erde, ſo daß ſie in dem Leſer ſelbſt lebendig fortwuchern kann. Das habe das Selbſtgeſpräch, ſagt Engel weiterhin, mit den Dialogen der Sokratiker gemein, und wirklich weiſt Leſſing einmal auf bedeutungsvolle Weiſe auf dieſelben hin, „zu unſern Zeiten ſagt er, kann die Sokratiſche Lehrart mit der Strenge der jetzigen Methode auf eine ſo geſchickte Art verbunden werden, daß man die allertiefſinnigſten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzuſuchen ſcheint.“ „Ich will, ſetzt er hinzu, geſchwind ſchließen; Sie möchten mich um die Weiſe dieſer Art des Vortrages fragen,“ dergleichen freilich erſt etwa der Laokoon war. Warum es ſich hier handelt, ſpricht die Stelle des Kanzler Baco aus, auf welche Engel hinweiſt; ſie ſteht de augm. scientiarum lib. V. cap. I. und handelt von einer methodus initiativa deren Benennung von dem Initiiren in Myſterien hergenommen iſt, alſo von der Verpflanzung eines wahren Lebensproceſſes in unſer Inneres. Eine ſolche kann Leſſings Methode hervorbringen, weil ſie ſelbſt auf einem Erleben beruht und ein Erleben iſt; denn wo wir erleben ſehen, da erleben wir unwillkürlich mit. Und darum iſt auch Alles von Leſſing ohne Ausnahme intereſſant. Was gehen uns die Verſehen des Geheimenraths Klotz in der Gemmenkunde und die Frage an, ob der Name Achatonyx einen Sinn habe, oder nicht? Was haben wir mit des Paſtor Lange Donatſchnitzern zu ſchaffen? — das hat bei Leſſing eben ſo viel Sinn, wie wenn Hamlet in Bezug auf den Schauſpieler fragt, what's Hecuba to him or he to Hecuba, und muß ebenſo beantwortet werden. Heeuba leidet menſchlich, und darum muß in jeder Menſchenbruſt bei ihrem Anblick die gleichgeſtimmte Saite erzittern, und die antiquariſchen Briefe und das Vademecum für Samuel Gotthold Lange muß Jeder, der ihren Erörterungen nur zu folgen vermag, mit Antheil leſen, weil Leſſing dieſelben durchaus als menſchlichen Seelenvorgang, als die Rede eines in gerechtem Zorn Erglühenden zu conciviren gewußt hat.

Um nun Alles in zwei Worte zuſammenzufaſſen: es giebt eine Forderung an den Gelehrten, die ſich ſo ſehr von ſelbſt verſteht, daß ſie herzlich trivial herauskommt, nämlich, daß er nicht bloß Gelehrter, ſondern auch Menſch ſei. Daß Leſſing ihr genügt haben werde, ginge ſchon daraus hervor, daß er ſich auf der Schule der heiligen Afra nicht recht daran gewöhnen konnte, Gelehrter zu ſein, denn das ſollte man da in der Weiſe ſein, wie man in einem Cadettenhauſe Militär iſt. Aber er ging einen Schritt weiter — er blieb nicht nur Menſch nebenbei, daß er Gelehrter ward, ſondern er wußte ſich, inſofern er Gelehrter ward, als Menſchen zu ergreifen, die gelehrte Thätigkeit sub specie der menſchlichen zu conciviren — und darum iſt er immer eben ſowohl vollkommen ein Gelehrter geblieben, als auch niemals auch nur im Entfernteſten zum Stockgelehrten geworden.

Und eben dieſe Selbſtergreifung, dieſe Verobjectivirung des eigenen pſychiſchen Lebensproceſſes, die, wenn ſie dieſen widerſtrebenden Stoff aufzuſchmelzen vermochte, den gefügigeren um ſo leichter bewältigt haben wird, iſt die Urthat ſeines Geiſtes, deren zeitliche Verwirklichung wir zu verfolgen haben werden, die

Urform desſelben, von welcher, „was nur der Theure jemals vorgenommen,“ eine Metamorphoſe iſt.

In Meiſſen macht ſich dieſe Urthat zunächſt nur dadurch geltend, daß wir hier eine Grundvorausſetzung derſelben eintreten ſehen; dann entwickelt ſie ſich hier ſelbſt in ihrer einfachſten und der Natur der Sache nach anfänglichſten Geſtaltung.

Leſſing iſt im Grunde ein unruhiger Menſch geweſen; ſeine beſtändigen Ortsveränderungen — der Bruder rechnet ihn nicht ganz mit Unrecht unter die Leute, die es an keinem Orte lange aushalten können — die vielfältigen Plane und Unternehmungen, die ſich in ihm kreuzen, und von denen der größte Theil unausgeführt bleibt, geben ſeinem Lebensgange eine mehr als dramatiſche Lebendigkeit, ja er iſt ſogar gelegentlich Enthuſiaſt und muß es bitter büßen. Das ſcheint nun der Auffaſſung, als ſei ihm eine gewiſſe Selbſtergreifung und Selbſtanſchauung eigen, in deren Sinne er Alles gethan und gelebt, geradezu zu widerſprechen; denn eine ſolche ſetzt doch die tiefſte innere Ruhe voraus. Aber wirklich geht auch Leſſing in jene Beweglichkeit nicht auf; das bunte Spiel wird von einer epiſchen Ruhe begleitet. Das läßt ſich von mehr als Einer Seite her beweiſen. Zunächſt durch die unerſchütterliche Männlichkeit, die niemals den Zügel aus den Händen verliert. Wir haben Leſſings Leben in ſeinem reichen Briefwechſel ziemlich vollſtändig vor uns: er irrt, und um ſo entſchiedener, je energiſcher er ſtrebt, er läßt ſich in Verhältniſſe ein, von denen er ſich eine falſche Vorſtellung macht, aber man zeige uns ein ſolches unſtätes Litteratenleben, das von allem unbedachtſamen Sichgehenlaſſen, von aller Uebereilung ſo frei wäre. Darum bleibt ihm auch bis zuletzt der freie Geiſtesblick ungetrübt; wie nimmt ſich neben ihm etwa Herder aus, der das Selbſterleben der Dinge noch entſchiedener zum Princip machte, aber über das bloße Erleben nicht hinauskam, und von welchem daher, nachdem er mit der Hervorziehung der Volkslieder angefangen hatte, zuletzt nichts übrig blieb, als ſeine eigene hochwürdige Nervoſität und Griesgrämlichkeit. Ferner muß auf die Formvollendung hingewieſen werden, die ſich gerade in den Aeußerungen Leſſings, die in den Zeiten tiefſter perſönlicher Ergriffenheit gethan ſind, am wunderbarſten offenbart. „Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn!“ ſchreibt er am 3. Jan. 1778 an Eſchenburg, „denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andre Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“ Karl Leſſing erzählt, Leſſing habe in ſpäteren Jahren von allen Briefen, ſelbſt von denen an ſeine Geſchwiſter, vorher Cladde gemacht. Von dieſem Billet wird er nun doch wohl keine gemacht haben. Alſo ganz unmittelbare Aeußerung — aber wenn es etwa darauf ankäme, den Yorick im Triſtram Shandy in ſolcher Lage ein Billet ſchreiben zu laſſen — ließe ſich etwas Vollendeteres erſinnen? — Talent! wird man ſagen. Ja Talent — aber worin beſteht das Talent in dieſem Falle, als daß man den prägnanteſten Ausdruck zu treffen verſteht? Und alſo bleibt dies Leſſingen eigenthümlich, daß er im Schmerze ſelbſt, der an ſich doch

ſtumm oder diſſolut iſt, den Schmerz ſelbſt zu belauſchen und jenen Ausdruck zu treffen — nicht wußte, ſondern nicht umhin konnte. Endlich finden ſich auch einzelne Aeußerungen, die uns auf Augenblicke in jenes ruhige Auge, das klar und tief über das bunte Leben hinblickt, hineinſchauen laſſen. „Noch ſind mir in meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen, ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten, aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erleſen zu ſein glauben konnte.“ Das iſt nicht eine Aeußerung der Verſtimmtheit oder Blaſirtheit, der Zuſatz beweiſt es, ſondern der Ausdruck der Geſinnung, es habe eben zu ſeiner Zeit Alles ſeinen Werth, denn es ſei doch menſchliche Geiſtesthätigkeit — er ſchreibt an Heyne am 13. Jan. 1773, wie es ſcheint in Bezug auf den erſten Beitrag zur Litteratur aus der Wolffenbüttler Bibliothek: „Wenn Sie ſo gütig ſind, und glauben, daß ich wohl etwas Beſſeres hätte ſchreiben können, ſo vergeſſen Sie nicht, daß ein Bibliothekar nichts beſſeres ſchreiben ſoll, der bin ich nun einmal, und möchte es nicht gern bloß dem Namen nach ſein.“ Und doch ſtand gerade in dieſem Beitrag der Aufſatz über die Ewigkeit der Höllenſtrafen, der die religionsphiloſophiſche Thätigkeit der letzten Lebensperiode Leſſings eröffnet! Man hat viel von Leſſings Ironie geredet — ſie kommt darauf hinaus, daß er, was er leiſtet, mit verächtlichem Namen belegt — das Ding z. B. — oder als etwas ganz Einzelnes bezeichnet und einführt, während es doch häufig eine ſchlechthin allgemeine und deshalb wahrhaft umgeſtaltende Bedeutung hat. Das iſt bei ihm ſo wenig wahre Beſcheidenheit wie erkünſtelte — es iſt gar keine Beſcheidenheit, es war ein menſchlich Thun, was er da vollbrachte — ſo angeſehen iſts freilich an und für ſich ſelbſt Etwas, das unendlich viel Anderes neben ſich hat, und ebendarum abgemacht iſt, wenn es einmal gethan iſt. Und genügt das Alles nicht, um die epiſche Ruhe zu beweiſen, mit welcher Leſſing im tiefſten Innern das Leben überſchaute, ſo wird das doch ſeine Aeußerung über die Unſterblichkeit leiſten: „Ich ſehe nicht ein, warum man nicht ein folgendes Leben ſo ruhig erwarten kann, wie den folgenden Tag.“

Gerade dieſe Aeußerung findet ſchon in Meiſſen ein Seitenſtück, welches den gültigſten Beweis liefert, daß er ſchon hier den entſcheidenden Schritt gethan hatte, zu werden, was er zu ſein beſtimmt war, und zugleich die Feſtigkeit und Klarheit ſeiner ganzen geiſtigen Erſcheinung und den gleichmäßigen Gang ſeiner Entwickelung vollkommen erklärt. Es iſt das Thema des Glückwunſches an den Vater am 1. Jan. 1743. Der Vater, erzählt uns K. Leſſing, äußerte mit der Mutter bei aller Gelegenheit, daß die Welt ſchlimmer werde. In Leſſings Jugendzeit mögen ſolche Klagen noch nicht ſo oft vorgekommen ſein, denn die Eltern waren noch jünger als da K. Leſſing dergleichen von ihnen hörte, doch iſts ja Jedem bekannt, wie leicht ſich in einem engen Kreiſe des Lebens und Wirkens und mannichfaltiger perſönlicher Bedrängtheit eine ſolche Mißſtimmung ausbildet. Leſſing wählte im Gegenſatz dazu für den Glückwunſch das Thema, „daß ein Jahr dem andern gleich ſei,“ und das belegt er denn freilich zum Theil mit Bibelſtellen, daneben aber doch auch damit, daß das Weſen der Natur und des Menſchen immer dasſelbe bleibe, und eben darum ſagt er, könne es gar keine beſſere Zeit als die unſrige, gar kein vergangenes goldenes Zeitalter geben, denn von Natur und Menſchenſeele ſei anzunehmen, daß Alles in ihnen auf die relativ vollkommenſte Weiſe einge-

richtet sei. Mag dem Knaben hier schon etwas von der vollkommensten Welt zu Ohren gekommen sein, immer ist die einfache Art, wie diese Lehre in seine Denkungsart übergangen ist, und wie er sie mit dem Salomonischen Nichts Neues unter der Sonne verschmelzt, höchst charakteristisch. Auch findet der damit erworbene Standpunct noch während dieses Meißner Aufenthaltes Gelegenheit, sich zu bewähren; der Brief an den Vater nach der Kesselsdorfer Schlacht ist von einer Ruhe und Klarheit, wie sie sich nicht leicht ein siebenzehnjähriger Jüngling in solcher Umgebung und bei solchen Gefahren bewahren wird, und die Sicherheit, mit welcher der verschiedenartige Inhalt des Schreibens zu einem ansprechenden Ganzen gegliedert wird, ist eben so ungewöhnlich; der zweite Absatz — „zwar, Ihnen es frei zu gestehen" u. s. w. stellt uns bereits den ganzen Lessing mit der siegenden Besonnenheit seiner durchgreifenden Reflexion vor Augen, es lassen sich für ihn in den spätern Schriften die entsprechendsten Parallelstellen auffinden.

So viel über die Voraussetzung der Urthat. Und nun ihre erste Gestaltung?

Die Fürstenschulen verdanken einen großen Theil der bedeutenden Erfolge, welche sie hervorbringen, der Anregung zum Privatstudium, die auf ihnen gegeben wird. Der kürzlich verstorbene Lehrer an der Meißner Schule, der uns die Urkunden derselben, welche Lessing betreffen, zugänglich gemacht hat, erklärt dasselbe sogar für die Hauptsache; die Lehrstunden seien nur da, um zu zeigen wo und wie die geistige Nahrung gesucht und aufgenommen werden müsse. Daß Lessing diese Gelegenheit im ausgedehntesten Maaße benutzt habe, ist kein Zweifel: es ist wohl nicht bloße Uebergangsphrase, wenn K. Lessing sagt, er studirte auch in denjenigen Stunden, die zur Ruhe und Erholung ausgesetzt waren. Zwar wird überliefert, daß auf die Woche nach der strengen Tageseintheilung zu jener Zeit nur 25 Studierstunden kamen, doch setzt der Bericht zugleich hinzu, durch allerlei Ausfälle seien im Jahre wohl 60 Feiertage herausgekommen, die dem Schüler nach seinem Gutdünken zu benutzen frei stand. Wir wissen schon zum Theil, was Lessing in solchen Tagen getrieben haben wird: was ihm die Verbindung mit Klimm unmittelbar an die Hand gab. Aber dies war nicht Alles. Waren ihm die philologischen Studien nicht mehr die einzigen, so wurden sie doch nicht von ihm vernachlässigt; ward er ihrer Behandlung durch seine Lehrer überdrüssig, so gewann er ihnen dafür ein eigenes Interesse ab. Er las eine Anzahl Classiker, die auf der Schule nicht gelesen wurden — und welche von ihnen er mit besonderer Vorliebe las, erzählt er selbst in der Vorrede zum dritten Bande der gesammelten Schriften: „Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte. Wie gern," setzt er hinzu, „wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen in denen ich glücklich gelebt habe." Es ist ein Urphänomen in Lessings Geiste, daß gerade diese Schriftsteller seine Welt gewesen, in der er sich ganz heimisch gefühlt. Nicht allein in Bezug auf seine spätere Beschäftigung mit dramatischer Dichtkunst und Kritik und Theorie des Drama's, die hier jedem sogleich einfallen muß, denn diese herbeizuführen ist noch ein ganz anderes Element erforderlich gewesen, auch nicht wegen der unverkennbaren Spuren, welche diese Jugendbeschäftigung, wie dies eine solche immer thut, in der ganzen Eigenthümlichkeit seines Geistes zurückgelassen, seine Anlage zum Witz und zur Satyre mögen auf diese Weise geweckt sein, und wenn für seinen Styl in irgend

einer Erſcheinung der Litteratur ein Muſter nachgewieſen werden müßte, ſo könnten es etwa die Prologe des Terenz ſein; auch bei Plautus erinnert manches an gewiſſe Eigenthümlichkeiten von Leſſings Darſtellungsweiſe ſo entſchieden, daß man kaum umhin kann, an mehr als bloßen Zufall zu denken; ſo in der Aulularia (II. 2) im Munde des Enclio die Anwendung einer bekannten Fabel vom Ochs und Eſel auf ſeine eigenen Verhältniſſe, oder in den Gefangenen (II. 2) die Ausſpinnung einer ganz gewöhnlichen, ja ſprüchwörtlichen Metapher (Nun iſt der Alte in der Barbierſtube ꝛc.), dergleichen Leſſing bei ſeiner Polemik bisweilen ausgezeichnete Dienſte geleiſtet haben. Leſſing las dieſe Schriftſteller um ihres Inhalts willen, denn der Zuſammenhang, in welchem er dieſe Aeußerung thut, beweiſt es, und der Inhalt derſelben iſt der Menſch, iſt das Leben. Dies iſt die Hauptſache. Das war es alſo — der pſychiſche Vorgang in der Menſchenſeele, was er einſtweilen mittels der Gelehrſamkeit, ſo zu ſagen, hinter ihr ſuchte, wenn er auch noch nicht im Stande war, ſie ſelbſt unter dieſem Geſichtspunct zu faſſen. Es war ihm damit ernſt genug. Die Formeln, in die er hier das Leben gefaßt gefunden hatte, dienten ihm einſtweilen als Organe, die wirklichen Verhältniſſe aufzufaſſen; wir ſehen es aus einem Brief an den Vater vom 11. April 1749 — auch hier ſagt er demſelben, was er ihm über größere Freiheit, die man ihm einräumen, größeres Vertrauen, das man ihm ſchenken möge, zu verſtehen geben will, mit Worten des Plautus. Kam doch ſolchem Mit- und Nachleben deſſen, was ihm die alte Komödie ſchilderte, der Zufall auf eine eigene Weiſe zu Hülfe. Die auffallendſten Geſtalten in beiden römiſchen Komikern, und die daher den Blick des Jünglings gewiß zuerſt auf ſich gezogen haben werden, ſind Soldaten — und die Soldaten von ganz anderer Seite zu ſchildern, war ſpäter einer ſeiner eigenthümlichſten Griffe — muß es nun nicht bedeutungsvoll erſcheinen, daß gerade Krieg und Soldatenleben das erſte Stück Leben geweſen iſt, das ſich ſeinem Blick nicht nur dargeboten, ſondern ungeſtüm genug aufgedrängt hat? Die Schlacht bei Keſſelsdorf hatte die ganze Schule auseinandergeſprengt; drei Viertel der Schüler wurden nach Hauſe entlaſſen, weil es an Lebensmitteln fehlte; in der Stadt lagen, wie Leſſing in dem ſchon angeführten Briefe dem Vater meldet, faſt in jedem Hauſe 30 – 40 Verwundete, es herrſchten in ihr anſteckende Krankheiten, und die Schulgebäude ſelbſt ſcheinen von Einquartirung nicht frei geblieben zu ſein.

Aber damit noch nicht genug. Auch ſeines eigenen innern Lebens Herr zu werden, indem er es ſich objectivirte, mußte ihm die Leſung des Plautus und Terenz dienen. Wo er ſeiner Mutter gegenüber am 20. Januar 1749 ſeine Aufführung zu rechtfertigen ſucht, nennt er es den Hauptvortheil, den ihm die Komödien gebracht, „daß er ſich aus ihnen ſelbſt kennen gelernt habe, und ſeitdem habe er gewiß über Niemand mehr gelacht und geſpottet als über ſich ſelbſt.“

Doch wie dies nichts weniger als eine allgemeine Redensart ſei, ſondern vielmehr eine für unſern Zuſammenhang und die Geſchichte von Leſſings geiſtiger Entwickelung gar wichtige Beziehung in ſich berge, zu erörtern, muß vorher ſein Schulleben noch von einer andern Seite geſchildert werden.

In dem oben mitgetheilten Lehrplan des Afraneums vermiſſen wir jede Rückſicht auf Kenntniß und Uebung der Mutterſprache. In der That war dieſe nach der älteſten Einrichtung gefliſſentlich in den Hintergrund geſtellt; es war hier vorgeſchrieben, daß Lehrer und Schüler, ſo viel wie möglich, nur lateiniſch

mit einander reden sollten*). Zwar war dies gegen Lessings Zeit etwas anders geworden. Jetzt ist doch schon vorgeschrieben, daß, wenn Einer oder der Andere in der deutschen Poesie etwas zu elaboriren Lust oder Zeit habe, er solches zwar thun, die Carmina aber dem Rectori oder einem andern Präceptori zur Durchsehung und Verbesserung vorweisen solle; aber wenn auch die Lehrer überdies angewiesen worden, die Untern in deutschen Briefen nach dem üblichen Canzleistyl zu üben — in welchem freilich doch schon Lessings Brief an die Schwester, den er als Unterer schrieb, nicht verfaßt ist — und außerdem alle im Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche, wobei auf die Reinigkeit der deutschen Sprache zu sehen, so ist doch damit der Sache immer nur nebenher einige Aufmerksamkeit geschenkt. Nichts destoweniger war schon früh das Interesse für deutsche Sprache und Litteratur auch in diese Mauern eingedrungen. Die Schüler hatten, in Nachahmung des Palmenordens und der ihm ähnlichen Gesellschaften einen „Pflanzenorden" unter sich gestiftet, der 1684 „wegen Versäumniß an ordentlichen Studien" beschränkt wurde. Doch hatte sich seit jener Zeit immer eine Neigung zu deutscher Poeterei unter den Schülern erhalten, wie denn Gärtner, Gellert und Rabener, die zu gleicher Zeit auf der Landesschule waren, hier zu ihrer Schriftstellerei angeregt sein mögen. Und zu Lessings Zeit erhielten diese Bestrebungen gar noch von oben eine Bekräftigung, die ihnen bisher gefehlt hatte; der Conrector Höre, der bereits mehre Male genannt worden, machte wohl einen deutschen Vers mit, und schloß alle seine Erklärungen der Bibel mit einem Denkreime, ja er hatte sogar im Jahre 1740 eine deutsche Chrestomathie unter dem Titel „Edle Früchte deutscher Poeten nach gesundem Geschmack berühmter Kenner für die lehrbegierige Jugend ausgesucht," herausgegeben, und es war ihm ganz recht, wenn die Schüler nebenbei deutsche Reimerei trieben.

Lessing fand sich also in Meißen in jeder Weise so entschieden darauf hingewiesen, sich in der Dichtkunst zu versuchen, daß es eine ungewöhnliche Abneigung gegen sie vorausgesetzt haben würde, wenn er es nicht gethan hätte. Aber er schlug auch hier sogleich einen ganz andern Weg ein, als den man ihm vorschrieb.

Die Sammlung des Conrector Höre gehörte ihrem Geiste nach gänzlich der alten Zeit an. Sie sollte aus neun Büchern bestehen, und eben so viele Dichter umfassen. Nur die zwei ersten sind erschienen und umfassen Martin, Opitz und Johann von Besser. Mit Bezug auf Opitz sagen in der Einleitung einige Worte Neukirch's: „wenn wir uns alle bemühten, den Weg zu gehen, den er gegangen, das ist, durch Lesung derer Griechen und Römer klug zu werden, ihre Gedanken mit Anmuth anzubringen und eigene aus unserm Gehirn auszubrüten, so würden wir denen Franzosen bald näher kommen," und bei den „berühmten Kennern," die auf dem Titel genannt sind, wird man doch wohl an Gottsched zu denken haben.

Dagegen schloß sich Lessing schon hier einer Dichterschule an, die damals die jüngste war, und wirklich das Morgenroth eines neuen Tages gebildet hat. Das Gedicht von der Mehrheit der Welten weist auf Haller hin, und schon das ist viel, aber es sind sichere Spuren vorhanden, daß er bereits auf der Schule mit den hallischen Dichtern bekannt wurde, denen man ihn später ganz beireihete. Auf den Wunsch des Vaters und um seiner persönlichen Verbind-

*) Diller S. 31.

lichkeiten willen, hatte er ein poetiſches Sendſchreiben an den Obriſtlieutenant von Carlowitz gerichtet*). Aber er ſchreibt über daſſelbe an den Vater: wenn er die Zeit bedenke, die er damit zugebracht, ſo müſſe er ſich den Vorwurf machen, er habe ſie unnütz verſplittert. Er ſcheint ſich alſo bereits hier zu Meiers Verwerfung der Gelegenheitsgedichte, die er bald darauf im „Jungen Gelehrten" und in der „Alten Jungfer" mehrfältig verſpottet, bekannt zu haben; auch iſt nur noch Ein Werk der Art von ihm bekannt (I. 89): Ode auf eine vornehme Vermählung. Ferner ſagt der Profeſſor Nicolai in Frankfurt in einem Briefe, durch welchen er den Streit zwiſchen Leſſing und Samuel Gotthold Lange gern ausgleichen möchte, Leſſing habe ihm ſelbſt geſagt, er ſei früher ein eifriger Leſer des letztern — der mit Meier nahe verbunden war, denn er iſt es, der die lateiniſchen Dichterſtellen in Meiers Bearbeitung der Baumgartenſchen Aeſthetik im Anhange in deutſchen Verſen giebt — geweſen — was man gewiß in eine ſo frühe Zeit ſetzen wird, wie möglich; und Lange's und Pyra's Gedichte waren 1745 erſchienen. Und endlich weiſt hierauf auch der Umſtand hin, daß Leſſing auf der Schule den Anakreon überſetzt und nachgeahmt**). Er hätte freilich von ſelbſt auf den Einfall kommen können, aber da Gleim's anakreontiſche Lieder — Gleim war wieder mit Lange nahe befreundet; in ſeinen Briefen ſpielt Laublingen eine große Rolle — ſchon vorhanden waren, ſo dürften doch wohl dieſe den nächſten Anſtoß gegeben haben. Und wenn man etwa fragen wollte, wie Leſſingen dies Alles habe in die Hände kommen mögen? ſo darf man nur auf Klimm hinweiſen, der, wenn er dem halliſchen Philoſophen anhing, auch wohl um die halliſchen Dichter ſich bekümmert haben kann, und ohnehin ein Mann der neuen Zeit war; wird er es doch auch ſein, der Leſſingen die gelehrten Zeitſchriften in die Hände gegeben, da ſich Auszüge aus ihnen in dieſer Zeit gerade in den Sammlungen derſelben zur Geſchichte der Mathematik fanden.

Daß Leſſing ſich gerade den halliſchen Dichtern anſchloß, darf nicht als zufällig betrachtet, oder nur daraus hergeleitet werden, daß dieſelben damals erſt auftraten; es lag hiebei eine wahre Geiſtesverwandtſchaft zu Grunde, und es iſt nicht zu berechnen, wieviel dieſe Männer dazu beigetragen haben mögen, ihn auf den Weg, welchen er jetzt einſchlug, zu leiten, oder wenigſtens in Verfolgung deſſelben zu beſtärken. Es iſt allgemein anerkannt, daß die halliſchen Dichter von Hagedorn angeregt waren; wie er den Horaz, ſo ſtudirten ſie den Anakreon; auch erklärt Leſſing Hagedorn noch 1749 in einem Briefe an den Vater für den größten Dichter der damaligen Zeiten, und Hagedorn iſt in der That derjenige, mit welchem die neue Zeit beginnt. Vilmar ſagt von ihm in ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie, die zwar der Form nach populär, aber an tief eingehenden Bemerkungen reich iſt, in Bezug auf Hagedorns Zurückgehen auf Horaz, ſeine Poeſie ſei die erſte gute Frucht, welche die zwei Jahrhunderte lang nur ſchädlich, ja oft geradezu giftig auf unſere deutſche Poeſie einwirkende klaſſiſche Philologie getragen habe. Warum? Weil er eben den Horaz in Saft und Blut verwandelt hatte.

---

*) Welches die Keſſelsdorfer Schlacht in deutſchen Verſen beſang, ſagt K. Leſſing, der es vor Augen hatte; es iſt nicht recht begreiflich, wie ſich dieſer Inhalt in ein Sendſchreiben an einen ſächſiſchen Offizier habe ſchicken wollen.

**) Wie er ſelbſt ſagt XII. S. 11.

Man legt Leſſings Perſönlichkeit häufig einen gewiſſen antiken Charakter bei; auch der ſoeben genannte ſinnige Beobachter ergeht ſich in einer weitläuftigen Erörterung über dieſen Punct. Man ſollte doch endlich aufhören, wenn man loben will, immer wieder auf dieſe Formel zu verfallen. Je mehr die Völker der alten Welt wirklich einen von dem unſern verſchiedenen Charakter tragen ſollten, um ſo weniger kann es in unſern Zeiten ein Lob bedeuten, daß Einer der Grundform ſeines Geiſtes nach ihnen angehöre; denn es giebt kein anderes Lob, als daß einer die Stelle, die er im Leben und in der Geſchichte einmal einnimmt, vollkommen ausfülle, und die Stelle des Heutigen iſt im Heute. Aber der Begriff des Antiken iſt in dieſer Anwendung obendrein nur eine wächſerne Naſe, die man von jeher hingedreht hat, wohin man wollte. Das Alterthum galt nun einmal aus Tradition für etwas Herrliches, Hohes, wobei man es aber keineswegs als das, was es iſt, auffaßte; denn eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Ergründung, z. B. des Weſens der homeriſchen Gedichte, iſt erſt in unſern Zeiten verſucht worden, und ſo wurde der Name des Antiken ein bloßer Rahmen, in welchen man einpaßte, was man nach der eignen geſchichtlichen Entwickelung für etwas Hohes und Herrliches zu erklären nicht umhin konnte. Man müßte eine ganze Geſchichte der Litteraturrichtungen des ſechzehnten, ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ſchreiben, wenn man dieſen Stoff erſchöpfen wollte. Und wenn nun vollends in Leſſing etwas Antikes gefunden wird — ſo denkt man gar nur an jene ruhige Männlichkeit, mit der, wie oben ſchon bemerkt worden, ſchon an und für ſich nicht viel geſagt iſt, „denn einer iſt doch verdammt wenig," ſagt Leſſing ſelbſt, „wenn er nichts iſt, als ein ehrlicher Kerl" — das ſoll etwas ſpecifiſch Antikes ſein? Man ſollte ſich doch ſchämen, unſern Zeiten, ja der Menſchennatur überhaupt ein ſo ſchlechtes Compliment zu machen, denn wenn die Antiken allerdings zum Theil recht wackere Leute geweſen ſind, ſind ſie denn das als Antike geweſen und nicht vielmehr als Menſchen, und könnte dergleichen nicht alſo allenfalls auch bei uns vorkommen, wenn's auch gar keine Antike gegeben hätte?

Gerade Leſſing iſt derjenige, welcher auch in der Litteratur den Bann des Antiken zuerſt gebrochen hat, wie ich ſpäter zu zeigen haben werde; aber die erſten Anſätze, oder wenn man will, die Vorbereitungen dazu, müſſen ſchon hier zur Sprache kommen.

Die Alten waren der Neuzeit urſprünglich nichts als ihre Lehrer; man ſah zu ihnen hinauf, wie der Knabe, der lateiniſche Exercitien ſchreibt, zum Magiſter, der ſchon lateiniſch ſchreiben kann; das moderne Geſchlecht übertrug, während es in religiöſer und ſittlicher Beziehung gewaltig hoch über ihnen zu ſtehen glaubte, den chriſtlichen Geiſt demüthiger Zerknirſchung darauf, ſich in äſthetiſcher Beziehung ihnen gegenüber ſchlechthin als Barbaren zu betrachten. Die Alten gelten den modernen Jahrhunderten je länger je mehr als ein bloßer Inbegriff der zu befolgenden Regeln, und in dieſem Sinne wurden ſie verehrt; ſie blieben alſo dem lebenden Geſchlechte fremd, und konnten auf die freie und eigenartige Schöpferthätigkeit nur ertödtend wirken; endlich mußte dieſes Verhältniß in Deutſchland den allerſtarrſten und mechaniſchſten Charakter annehmen, weil hier nicht, wie bei den romaniſchen Völkern, den antiken Formen urſprünglich verwandte antike Bildungselemente entgegen kamen. Wir Deutſche haben uns ſeitdem vollſtändiger von ihnen losgelöſt, als irgend eine andere Nation — aber wodurch? Es klingt paradox genug — weil wir mit

ihnen vertrauter wurden, weil wir es dahin brachten, ihnen ſtatt der Verehrung, Liebe zu ſchenken, denn was man liebt, dem ſtellt man ſich gleich, und wem man ſich gleich ſtellt, von dem hat man ſich emancipirt. Man wurde gewahr, daß der Gehalt der alten Dichter eben nur der ganz einfache menſchliche ſei, der doch auch in uns lebe — da las man ſie in dieſem Sinne, dann ahmte man ihre Werke in dieſem Sinne nach, und endlich erkühnte man ſich ſogar, das rein Menſchliche ganz allein, ohne das Gängelband der antiken Nachahmungen und den Fallhut der antiken Regeln in die Welt hinausſchreiten zu laſſen, wie einen ganzen Kerl. Der dieſe Entwickelung eingeleitet hat, iſt Hagedorn mit ſeiner lebendigen Auffaſſung des Horaz: wenn er die ſogenannte Schwätzerſatyre nach Hamburg verſetzt, ſo iſt das zuerſt weder ein Hineindichten in ein fremdes Coſtüm, noch eine Parodie, ſondern eine ganz unbefangene Aeußerung der Anſicht, daß was in der alten Stadt Rom vorgegangen ſein ſollte, auch wohl in der neuen Stadt Hamburg müßte vorgehen können, denn es wäre ja auch in Rom nicht vorgegangen, weil es Rom hieß, ſondern weil es eine große Stadt mit Gerichtshöfen, öffentlichen Plätzen und einer großen Menge von müſſigen Leuten war. Freilich hatte Hagedorn dieſe Auffaſſung von England herübergebracht*), wo die Alten längſt im Sinne des Lebens geleſen wurden — vielleicht bleibt gerade deshalb England in philologiſcher Wiſſenſchaft neuerlich hinter Deutſchland zurück — und gerade den Geſchmack am Horaz möchte er dem Grafen von Shaftesbury verdanken, aber in Deutſchland war das damals immerhin etwas Neues. Auch kann man es nur natürlich finden, daß hier ein friſches Mit- und Nachleben zuerſt in Bezug auf die Gedichte des Horaz und dann des Anakreon Verbreitung gewann. Iſt doch Horaz, nach Goethe's treffender Bemerkung mit ſeiner Sehnſucht nach der Stille des Landlebens, mit ſeinen lockern Liebſchaften, ſo modern, wie irgend einer der Modernſten, und die ſogenannten Anakreontiker ſind es noch mehr, und ohnehin wird ſich doch ſolcher Rundgeſang fröhlicher Brüder beim Becherklang, wie er an ſich die alleroberflächlichſte Art von Leben iſt, in allen Zeiten am unverkennbarſten gleichgeſehen haben.

Wenn Leſſing ebenfalls eine Weile auf dieſem Wege mitging, ſo darf dies um ſo weniger auffallen, da ein fröhliches Gelage wohl das einzige Stück Leben war, das dem reinen Jüngling auf ſeiner Kloſterſchule aus Erfahrung bekannt ſein mochte. Aber er blieb dabei nicht ſtehen. Ich darf hier das Bisherige wohl dahin zuſammenfaſſen — in demſelben Sinne, wie Hagedorn den Horaz anredet: „Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter," und Gleims geſammelte Werke in unverkennbarer Nachahmung dieſer Stelle mit den Worten beginnen: „Anakreon mein Lehrer" — konnte auch Leſſing vom Plautus und Terenz reden — ja er hat es gethan, denn er nennt ſie ſeine Freude und ſeine Welt. Und das war ſchon ein viel tieferer Blick ins Leben, eine viel intenſivere Aufſchmelzung des Lebens, das in den Alten liegt, als ſo eine Nachahmung eines Trinkliedchens, denn hier handelte es ſich von ſittlichen Verhältniſſen, von pſychologiſchen Vorgängen, die er zwar noch nicht immer ganz

*) Wie Hagedorn ſelbſt im Einzelnen den Engländern nachlebte, erhellt aus der Herausgabe der Gedichte des Gottlieb Fuchs unter dem Titel: die Gedichte eines Bauernſohnes. Gerade ein ſolches Buch hatte bei ſeinem Aufenthalt in London großes Aufſehen gemacht, ſ. Gottſched und ſeine Zeit S. 117.

gefaßt haben wird, denn „anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius," die er doch aber im Allgemeinen verstanden haben muß, denn er suchte ähnliche hervorzubringen. „Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden, ungeachtet" — so leitet er die obenangeführte Aeußerung ein — „gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich den Menschen nur aus Büchern kannte, beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Dasein mir nichts gelegen war."

Aber bildete er wirklich nur Thoren, die er allein aus Büchern kannte? „Von diesen ersten Versuchen schreibt sich," fährt er fort, „zum Theil der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten mir die Mühe gab. — Ich glaube die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satyrischen Waffen wider dasselbe wandte?"

Und an dem Dasein dieses Narren — oder vielmehr seinem Nichtdasein — dürfte ihm doch auch wohl etwas „gelegen gewesen sein."

Wir müssen in dem „jungen Gelehrten," wie wenig auch Lessing in Meißen in seiner Ausarbeitung vorgeschritten sein mag, in jeder Beziehung den Gipfelpunct der Ausbildung, die er auf der Schule erreichte, den concentrirtesten Ausdruck der Richtung, die er hier einschlug, erblicken. Dies ist er nicht blos, weil er die einzige ästhetische Schöpfung, die einzige aus dem Leben gegriffene und auf einen größern Umfang berechnete Darstellung aus dieser Zeit ist, welche zur Vollendung gediehen ist — denn solche Ergreifung des Lebens war es ja, womit Lessing sich von der bloßen Gelehrsamkeit frei machte — sondern auch wegen seines Inhaltes, denn dieser vollführt diese Lossagung ganz ausdrücklich. Und daß man nun nicht etwa fürchte, es möge hinter dem „poetria nicht poetrix," hinter den Plautinischen Schimpfwörtern des Damis der gute Conrector Höre stecken. „Die Komödie lehrte mich mich selbst kennen," haben wir Lessing sagen hören. Sich selbst, den schulfuchsigen pedantischen Lessing der frühern Zeit, wie er uns besonders in dem Brief an die Schwester in voller Pracht entgegenleuchtet, stellt Lessing in diesem Stücke dem Gelächter bloß. Will man den bestimmtesten Beweis? „Tempora mutantur," wie wir Lateiner sagen, sagt Chrysander im zweiten Auftritt (I. S. 219) „Tempora mutantur?" antwortet der Sohn: Ich bitte Sie, legen Sie doch die Vorurtheile des Pöbels ab, die Zeiten ändern sich nicht. Denn lassen Sie uns einmal sehen: was ist die Zeit? — Schweig, sagt Chrysander, die Zeit ist ein Ding, das ich mir mit deinem unnützen Geplauder nicht will verderben lassen." Wenn das nicht auf die Rede über die Gleichheit eines Jahres mit dem andern geht! „Sie dürfen aber nicht meinen, Herr Vater," heißt es hier (XI. S. 2) „als wenn diese kindischen Vorurtheile und abgeschmackten Irrthümer mit unsern uralten Vorfahren alle wären begraben worden..... So vieles Mitleiden ich mit den kindischen Klagen der Schwachen habe, so gewiß getraue ich mir doch jetzt bei meinen schwachen Kräften zu erweisen, daß eigentlich eine Zeit vor der andern keinen Vorzug habe, sondern daß ein Jahr dem andern gleich sei. Die Zeit ist eine Ordnung der Dinge, die in der Welt aufeinander folgen; sie wird durch die Ordnung unserer Gedanken begriffen, welche sich die Dinge bald als

vergangene, bald als gegenwärtige, bald als zukünftige vorſtellen. Alles was nach und nach geſchiehet, geſchiehet in der Zeit" — u. ſ. w.

Bei ſo ungemein ſelbſtſtändiger Entwickelung des Geiſtes iſt es erklärlich, wenn Leſſing einen Genoſſen ſeiner beſondern Studien in Meißen nicht gefunden zu haben ſcheint. In dem zu Breslau aufbewahrten Original ſeiner Collectaneen nennt er einen gewiſſen Zſchaſchler, polniſch Czaczler, damals Profeſſor bei der königlichen Ritterakademie in Warſchau, als einen alten Bekannten von der Fürſtenſchule her, doch iſt von einem nähern Verhältniſſe zu ihm nichts erſichtlich. Auch Diller haben alle Andeutungen in Betreff derer, mit denen Leſſing etwa näher befreundet geweſen ſein könnte, nur auf die Anfangsbuchſtaben der Namen geführt. Von Chriſtian Ernſt Birckholz, der 1747 die Schule mit ausgezeichnetem Lobe verließ, iſt aufbehalten, er habe dem abgehenden Leſſing ein Jahr vorher im Namen der bleibenden Mitſchüler den Abſchiedsgruß gebracht, was immer den Nächſtbefreundeten oblag, ſo wie 14 Jahre früher Gellert dem abgehenden Gärtner reſpondirte. Ferner glaubt Diller, der den „Brief," in welchem einige Fragmente des Gedichtes über die Wahrheit der Welten aufbewahrt worden, für einen im Ernſte an eine wirkliche Perſon gerichteten hält, bei dem in ihm genannten Freunde, der vor mehr als 6 Jahren, von 1752 an zurück gerechnet, das Gedicht geſehen, an Carl Daniel Freiberg denken zu dürfen, der damals ebenfalls in Wittenberg ſtudirte und dort ſpäter Adjunct der philoſophiſchen Facultät und ordentlicher Profeſſor wurde. Am vertrauteſten ſoll endlich Leſſing mit dem Extraneer Johann Heinrich Schlegel, nachmaligem Profeſſor der Geſchichte und königlichem Hiſtoriographen zu Kopenhagen, umgegangen ſein. Dieſer mochte von ſeinen älteren Brüdern ſchon einiges Intereſſe an deutſcher Litteratur überkommen haben, auch kann Leſſing an ihm einen Genoſſen ſeiner mathematiſchen Studien beſeſſen haben, denn es wird überliefert, daß er nicht nur, wie Leſſing, wegen ſeiner beſondern Fortſchritte in mathesi belobt worden ſei, ſondern ſich ſogar die Mahnung zugezogen habe, „neben der mathesi die übrigen nöthigen Studia nicht zu verſäumen**)."

*) Diller S. 62. Vor dieſer beſtimmten Notiz muß die Angabe der litterarhiſtoriſchen Handbücher, z. B. Jördens IV. 534, J. H. Schlegel habe die Schulpforte beſucht, zurücktreten. In der That findet er ſich in dem Verzeichniß der Pförtner, welches Bittcher im Pförtner-Album 1843 giebt, nicht, wo doch ſeine Brüder J. Elias und J. Adolph S. 290 u. 295 genannt ſind. Daß der Vater ihn in Meißen behalten hatte, wird durch die Notiz im Artikel J. Adolph Schlegel bei Jördens (a. a. O. S. 521) erklärt, daß derſelbe von der Zeit an, da dieſer auf die Univerſität ging — den 1. Juni 1741 hielt er ſeine Abſchiedsrede in Pforta — die Söhne nur wenig mehr habe unterſtützen können. Noch bleibt die Schwierigkeit, daß J. Heinrich Schlegel ſchon 1724 geboren, mithin 5 Jahre älter als Leſſing war, und alſo ſein Coätane auf der Meißner Schule nach den dortigen Geſetzen gar nicht hätte ſein können. Allein abgeſehen davon, daß dieſe Geſetze für Extraneer vielleicht nicht gegolten haben, muß, nach der Eintheilung der Schüler in nur 2 Abtheilungen, ſchon bei ziemlich verſchiedenem Schulalter eine Gemeinſchaft der Studien möglich geweſen ſein. Nur wenn J. Heinrich Schlegel ſchon 1741 auf die Univerſität gegangen ſein ſollte, wie Jördens ſagt, wäre das Alles freilich nicht möglich — aber ſollte er es ſchon in demſelben Jahre mit ſeinem um drei Jahre älteren Bruder Adolph ſo weit gebracht haben? Nach K. Leſſings Angabe (S. 49), die ohne Zweifel auf einer von Chr. Felix Weiße gegebenen Notiz beruht, wäre J. Heinr. Schlegel zu gleicher Zeit mit Leſſing auf die Univerſität gekommen, und dies ſcheint auch durch Weiße's Selbſtbiographie (S. 11) beſtätigt zu werden.

Zweites Buch.

Die Universität und die dichterischen Jugendwerke.

1746—1748.

Erſtes Kapitel.

Nachdem Leſſing auf wenige Wochen ins Vaterhaus zurückgekehrt war, ward er*) am 20. September 1746 zu Leipzig, unter dem Rectorate Johann Erhard Kapps, Eloq. Prof. P., immatriculirt. Der Grund, daß wir ihn hier und nicht in Wittenberg, dem doch der Vater entſtammte, ſeine akademiſchen Studien beginnen ſehen, wird darin zu ſuchen ſein, daß ihm eins der hundert Stipendien zuertheilt ſein mag, welche, nach einer bei Diller abgedruckten churfürſtlichen Verordnung, für ausgezeichnete Schuler der Fürſtenſchulen gleich bei Errichtung derſelben in Leipzig geſtiftet worden waren.

Wenn der Uebergang von der Schule auf die Univerſität den Jüngling immer in eine neue Welt einführt, ſo iſt vielleicht kein vollkommenerer Gegenſatz denkbar, als der zwiſchen der Stille einer Kloſterſchule der damaligen Zeit und dieſer Univerſitätsſtadt beſtand.

Leipzig war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Stadt, der ſich in ihrer Art keine andere an die Seite ſtellen konnte. Freilich war ſie räumlich von ſehr geringem Umfang; die Danzigerin Gottſched, welcher ihr Gemahl im Voraus viel von den dortigen Herrlichkeiten erzählt haben mochte, kann in ihrem erſten Briefe in die Heimath ein hanſeſtädtiſches Naſerümpfen „wie klein der Ort ſei" nicht unterdrücken, und in dem Programm über die glorreiche Reiſe nach Wien meint Gottſched ſelbſt, der freilich ein verunglückter Potsdamer Grenadier war, wo er Leipzig mit Wien vergleicht, in einem halben Stündchen laſſe ſich das erſtere umſchreiten. Aber um ſo merkwürdiger iſt es, welch ein reiches und vielſeitiges Leben in dieſen engen Kreis zuſammengedrängt war. Leipzig war zugleich für die Intereſſen der Wiſſenſchaft und des Lebens ein Mittelpunkt, wie er vor der Errichtung von Univerſitäten in großen Hauptſtädten in Deutſchland anderweitig nicht beſtanden hat, und beſaß dabei in einem jeden von dieſen Gebieten einzeln genommen eine relative Bedeutung, von der heutigen Tages nicht mehr die Rede ſein kann, ſo ſehr die abſolute geſtiegen ſein mag. In der Wiſſenſchaft mochte das benachbarte Halle, wo zuerſt Thomaſius und dann Wolff einen freieren Aufſchwung verſuchten, Leipzig an nachhaltiger Wirkung auf Gegenwart und Zukunft übertreffen, aber dieſes behauptete, ſeitdem nur einmal die Theologie, welche freilich nach alter Tradition ihren Hauptſitz in Wittenberg haben mußte, etwas

*) Nach gefälliger Mittheilung aus der Matrikel der Univerſität Leipzig.

in den Hintergrund getreten war, und ehe Göttingen gegründet war oder erstarkte, schon als Sitz des damals noch schwerfälliger organisirten Buchhandels, insofern durch ihn den dortigen Gelehrten alle litterarischen Erscheinungen zuerst und am bequemsten zugänglich waren und ihre eigene Schriftstellerei die meisten Begünstigungen genoß — man denke nur an Gottsched, dessen Einfluß ganz auf dieser Grundlage ruht — so wie seiner durch den Besitz der Acta eruditorum, in welche die ganze gelehrte Thätigkeit der Zeit einregistrirt wurde, eine Art von Principat unter den deutschen Universitäten: auch war es damals ganz eigentlich die vornehme Universität; es fehlte nie an großen Herren, die hier ihre Studien machten, und die Anwesenheit des Grafen von Manteuffel, königl. polnischen Staats- und Cabinetsministers, der sich hieher zurückgezogen hatte, das Jubiläum seiner Inscription feierlich begehen ließ und den Leipziger Gelehrten allezeit ein gnädiger Mäcen war, fügte noch einen besonderen Glanz hinzu. Eine noch bedeutendere Rolle nahm die Stadt als Handelsplatz ein. Die zeitweilig wiederkehrenden Messen, diese patriarchalische Form des Handelsverkehrs, mußten zu jener Zeit der langsamen Verbindungen und des weniger rasch pulsirenden Lebens eine bei weitem größere Wichtigkeit haben, als dies jetzt der Fall sein kann, wo die Hereinziehung in den allgemeinen Weltverkehr sich seinen Forderungen anzubequemen nöthigt, und z. B. dem Stockleipziger ebenso erstaunlich, wie dem Ausländer dieses Erstaunen selbst es ist, ganz unmittelbar nach den Messen wieder Waaren ankommen; und wenn jene Form den Orientalen, die über dieselbe zu Hause überall noch nicht weit herausgekommen sind, besonders erwünscht sein muß, so kann ihr Meßbesuch durch die damalige Verbindung Sachsens mit Polen nur befördert worden sein. Ueberhaupt muß es Leipzig vielfach zum Vortheil gereicht haben, daß es damals die erste Handelsstadt eines großen Reiches war, zumal da es im Uebrigen vieler Gerechtsame, z. B. mit keiner Garnison belegt werden zu dürfen, und einer fast republikanischen Unabhängigkeit genoß. Und selbst, daß diese letztere freilich nicht vollständig sein konnte, kam ihm den Zuständen jener Zeit gegenüber zu Nutze, denn wenn sich hier ein aristokratisches Patriciathum nicht ausgebildet hat, dergleichen doch in großen Handelsstädten, wenn auch nicht dem Rechte, so doch der That nach fast immer besteht, so wird es doch zum Theil dem Umstande zuzuschreiben sein, daß der churfürstliche Hof dergleichen gewiß nicht hätte aufkommen lassen. Endlich kam das Zusammentreffen aller dieser Umstände auch wiederum den geistigen Interessen zu Gute; Leipzig ist eine der Pflanzstätten der modernen deutschen Bildung; und wenn Niemand zweifeln kann, daß es seit jener Zeit von andern „Provinzen" in dieser Beziehung gründlich überflügelt worden, so ist es eben so gewiß, daß es ihnen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts voranging; es nahm in dieser Beziehung ungefähr die Stellung ein, die gegenwärtig in Deutschland Berlin nicht sowohl zugestanden erhält, als sich selber zugesteht, und noch spät erklärt Göthe es für ein klein Paris, das seine Leute bilde. Ganz natürlich: die moderne deutsche Bildung ist wesentlich eine bürgerliche, hat aber nur durch eine gewisse Erhebung des Bürgerstandes über seine engen Standesinteressen mittels gelehrter, vornehmer, und selbst französisch abglättender Einflüsse zu Stande kommen können, und diese Elemente haben sich — das letztere fügte eine französische Kolonie hinzu — nirgend so früh und so vollständig zusammengefunden, als in Leipzig.

Mit Einem Worte, das Treiben, in welches der neue Ankömmling sich hier versetzt sah, hatte nicht nur im Verhältniß zu Allem, was er in der Vaterstadt

und in Meißen kennen gelernt hatte, ſondern auch an und für ſich einen durchaus großſtädtiſchen Anſtrich.

Gewiß iſt es ſchon für Jünglinge gewöhnlicher Art im höchſten Grade bezeichnend und in den meiſten Fällen auch beſtimmend für das ganze Leben, in wie weit ſie ſich beim Eintritt in einen ſolchen Lebenskreis einerſeits für die mannichfaltigen Elemente, die hier auf ſie eindrängen, empfänglich zu zeigen, und andrerſeits ihnen Widerſtand zu leiſten wiſſen; man denke nur wiederum an Berlin; um wieviel mehr muß ſich in einer ſolchen Umgebung bei einem bedeutenden Menſchen, der eben durch das Bedeutende zu Bedeutendem angeregt wird, das eigenthümliche Verhältniß zur Welt und zum Leben ausbilden, das er einzunehmen beſtimmt iſt.

Leſſing hatte, als er nach Leipzig kam, bereits eine zu beſtimmte Grundanſchauung gefaßt, als daß nicht das, was ihm hier entgegentrat, ihn in ihr lediglich hätte bekräftigen und auf dem Wege der tiefern Erfaſſung und vielſeitigeren Anwendung derſelben hätte fortbilden ſollen.

Indeſſen macht ſich hier doch noch immer nur erſt jene anfängliche Form ſeiner geiſtigen Urthat, von welcher oben die Rede war, geltend, und nur in der Entſchiedenheit, mit welcher ſie auftritt, und der ſtoffbewältigenden Kraft, die ſich in ihr äußert, iſt ein Fortſchritt bemerkbar.

Was ſuchte Leſſing in Leipzig, und was fand er? Er fand, wenn auch ſein Vater und ſeine früheren Lehrer hinterher geurtheilt haben mögen, er habe dort ein Paar Eſelinnen gefunden ſtatt des Königreichs, in Bezug auf ſeine Lebensbeſtimmung immer noch etwas beſſeres, als was er zu ſuchen wenigſtens hingeſchickt war, denn was er ſelbſt ſuchte, ward er freilich erſt inne, indem er es fand.

Es iſt leicht einzuſehen, was der Vater von ihm erwartete. Er ſollte ein Paar Jahre dem Studium der Theologie eifrig obliegen, die Collegien mit muſterhafter Regelmäßigkeit beſuchen, ſich im Predigen fleißig üben, alsdann Magiſter werden und nachdem er ſich mit Diſputiren und durch dieſe oder jene Schrift auf der Univerſität einen Namen gemacht, in die Vaterſtadt zurückkehren, wo ihm dann, als hoffnungsvollem Sohne derſelben und Mitgliede einer der erſten Familien, ein Predigtamt, und damit die Hoffnung dereinſt des Vaters Nachfolger im Primariat zu werden, nicht hätte fehlen können. Oder wenn er ſich in das akademiſche Treiben ſo eingelebt hätte, daß ſich ihm hier eine glückliche Laufbahn zu eröffnen ſchiene, ſo hätte er allenfalls auch in Leipzig bleiben und der Kirche durch Bildung künftiger Lehrer nützlich werden mögen. Dieſen Gang hätte ihm der Vater vorſchreiben müſſen, auch wenn er in ihm den ungewöhnlichen Menſchen erkannt hätte, der er war, denn das unfehlbarſte Mittel einen ſolchen in ſeiner Entwickelung zu hemmen, würde darin beſtehen, daß man es ihm nicht ſelbſt überließe, ſich vom Gewöhnlichen frei zu machen. Aber Leſſing machte ſich eben davon los, und ſo fiel denn freilich Alles ganz anders aus.

Nach jenem Lebensplan hätte für Leſſing in der großen Stadt nichts anders vorhanden ſein ſollen, als die Univerſität, und nach der Schilderung zu urtheilen, welche er in einem Briefe an die Mutter aus dem Januar 1749 von ſich giebt — „ich komme jung von Schulen, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern beſtehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen ſehen kann. Ich lebte die erſten

Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt habe" — scheint dies anfangs auch wirklich der Fall gewesen zu sein.

Es würde sehr anmaßend sein, von dem Zustande einer solchen Anstalt zu einer bestimmten Zeit eine erschöpfende Darstellung geben zu wollen. Wenn man auch von der Stellung, die ein jedes ihrer Mitglieder in seiner besonderen Wissenschaft einnimmt, Rechenschaft abzulegen wüßte, was doch allein schon eine umfassende Aufgabe wäre, so würde damit doch nur der ersten Voraussetzung Genüge geleistet sein, denn eben wie sich diese zusammengefunden, wie sie durch allgemeine Verhältnisse in ihrer Thätigkeit gefördert oder gehemmt worden, und wie wiederum diese Verhältnisse gestaltet sind, macht das Eigenthümliche aus, welches zwar leicht herauszufühlen ist, zu seiner Entwickelung aber nicht viel weniger als eine allgemeine Geschichte der Welt und Wissenschaft erfordert. Zum Glück bedarf es, um den Einfluß, welchen die Leipziger Universität auf Lessing ausgeübt, und die Stellung, welche er ihr gegenüber einnahm, begreiflich zu machen, einer so umfassenden Darstellung nicht.

Gleich von vorn herein fällt es ins Auge, wie er dem geistlichen Berufe, den der Vater für ihn gewählt hatte, hier keineswegs zugeführt werden konnte. Nicht als ob nicht die Professoren der Theologie wackre Männer gewesen, und in der That eine große Anzahl tüchtiger Diener des göttlichen Wortes gebildet hätten. Aber Lessing hatte sich schon auf der Schule in philologische, mathematische und poetische Studien so selbstständig eingelebt, daß es eines mächtigen Reizes bedurft hätte, um das theologische Interesse, das übrigens auch hier, wie aus dem Umstande erhellt, daß der Vater bei einem später zu erwähnenden Besuche in der Heimath ganz leidlich mit ihm zufrieden war, nicht ganz erloschen gewesen sein kann, in den Vordergrund zu stellen, und einen solchen gab es hier nun gar nicht. Die alte Orthodoxie war hier im ungestörten und darum wahrscheinlich ziemlich langweiligen Alleinbesitz; weder ist im 18. Jahrhundert eine eigenthümliche Richtung von hier ausgegangen, wie etwa die pietistische und die Wolffische von Halle, noch sind auch nur die Gegensätze, die anderweits entstanden waren, hier heftig aufeinandergestoßen; selbst von Streitigkeiten, wie die damalige Bosesche in Wittenberg, verlautet hier nichts, und die gelinde Opposition, die Gottsched im Sinne des Wolffianismus unterhielt, wäre wie ein furchtsames Kind im Dunkeln, gar sehr erschrocken, wenn sie sich selbst stark hätte auftreten hören.

Lessing erzählt selbst in dem oben angeführten Briefe an die Mutter, daß man seiner Unentschlossenheit, welchem Studium er sich widmen solle, über Jahr und Tag nachgesehen; es wird uns von ihm berichtet, er sei aus einem Collegium ins andere gelaufen, und in einem Briefe an Michaelis vom Jahre 1754 gesteht er naiv genug: er habe zwar in Leipzig und Wittenberg studirt, man setze ihn aber in große Verlegenheit, wenn man ihn frage, was? Es ist natürlich, daß der lebhafte Jüngling, der bereits in mehr als Eine Wissenschaft einen Blick gethan hatte, und auf dem Wege war, einen Standpunct zu erreichen, der alle Wissenschaft gleichmäßig beherrscht, als ihm das ganze Feld derselben eröffnet wurde, sich auf ihm in fröhlichem Jugendübermuthe bald hier bald dort herumgetummelt hat.

Es wird weiterhin zu entwickeln sein, wie Lessing sich in der Masse Stoffs, welche ihm dadurch zufließen mußte, zurecht gefunden; hier mag nur der Gesichtspunct hervorgehoben werden, daß es doch wirklich die ganze Univer-

ſtät geweſen, deren geiſtige Einwirkung er erfahren, und zu welcher er demzufolge ein beſtimmtes Verhältniß eingenommen habe.

Ein glückliches Ungefähr giebt uns Gelegenheit, eine ungefähre Anſchauung davon zu gewinnen, welche geiſtige Nahrung ihm dieſelbe etwa geboten haben möge. Eigentliche Lectionscataloge gab es zu jener Zeit noch nicht, aber die Vorleſungen der ordentlichen Profeſſoren wurden von dem Rector ex officio in einem lateiniſchen Anſchlage bekannt gemacht*). Dieſe Anſchläge ſind für die

---

*) Dieſe officielle Ankündigung fand nur Einmal im Jahre ſtatt, und zwar am Sonntage Rogate; ob nun die ſo angekündigten Vorleſungen durch beide Semeſter gewährt, weiß ich nicht zu ſagen; von den Programmen, mit denen die außerordentlichen Profeſſoren und Magiſter, wenn ſie ſich mit dem Anſchlag nicht begnügen wollten, ihre Vorleſungen kund machen — auch die ordentlichen Profeſſoren bedienen ſich derſelben bisweilen, wie ich denn von Gottſched dergleichen in Händen gehabt habe — erſchienen wohl zwei im Jahre, ſo 1746 unterm 1. Mai und 29. September von dem Juriſten Abraham Käſtner, dem Vater des bekannten Mathematikers.

I. Theologiſche Facultät. Deyling, Decan, zeigt, nachdem er im Jahr vorher Exegetik geleſen, die Ausübung der Regeln derſelben am Briefe an die Römer; privatim hält er ein Examinatorium und Diſputatorium über Baiers Compendium der Theologie. Börner erklärt die Briefe an die Korinther, und lieſt privatim Hermeneutik, ſowie er auch ein Examinatorium und Diſputatorium über theologia symbolica hält. Teller: über die Sünde und über die institutiones theologiae dogmaticae von Burgius, ſowie privatim theologiſche Moral nach dem Compendium des Abt Jo. Andr. Schmid, und Hermeneutik nach Rambach, auch erbietet ſich dieſer zu Uebungen im Diſputiren, Predigen und Katechiſiren. Hebenſtreit, der eben jetzt ſein Amt antrat, erklärt die Propheten, lieſt theologia thetica nach Baier, hält Diſputatorien über Jo. Olearius Synopsis Controversiarum und die Symboliſchen Bücher, und Lectoria über ſchwierigere bibliſche Bücher, ſowie er auch die jüdiſchen Alterthümer nach Iken's Compendium, Rabbiniſche Litteratur und was ſonſt zur altteſtamentlichen Philologie gehört, vorzutragen ſich erbietet.

II. Juriſtiſche Facultät. Rechenberg, Ordinarius, Kirchenrecht ad methodum speciminis a B. Titio olim editi. Rivinus Proceß nach Griebner, privatim Pandecten, Diſputatorien. Bauer über den Titulus de regulis iuris; die Privatvorleſungen werden am gewöhnlichen Orte angekündigt werden. Hommel im Sommer über Gaertneri Institutiones iuris criminalis, im Winter über Mencke's usus theoreticopracticus Institutionum Imperialium; die Privatvorleſungen wie Bauer. Kunhold Digeſten. Dinckler ausgewählte Rechtsfälle; privatim Heineccii elementa iuris Germ. Siegel Erklärung der notabiliores textus iuris feudalis Germanici et Longobardici; privatim Vorleſungen über Griebner's principia iuris processualis, ſowie über ſeine eigenen principia iuris feudalis.

III. Mediciniſche Facultät. Walther, Decan, Therapie; privatim Medicina forensis, Diſputatorien. Platner über die Semiotik des Boerhave. Ferner continuabit medendi methodum singulis morbis accommodatam, quam vulgo praxin clinicam vocant. Endlich praelectiones in Chirurgiae rationalis institutiones. Quelmalz: Ueber die animaliſchen Functionen, Chemie und Materia media, Encyclopädie der Medicin. Hebenſtreit Oſteologie und Knochenkrankheiten, privatim Pathologie und Therapie; im Winter Sarkologie und Krankheiten der weichen Theile bei öffentlichen Sectionen, privatim Materia medica. Pezoldt Chemie.

IV. Philoſophiſche Facultät. Gottſched, Decan, Geſchichte der älteſten Philoſophie nach der neueſten Auflage ſeiner Anfangsgründe. Poetik ad Critices sanioris normam. Christ absolutis nuper in Horatium Flaccum praelectionibus Venusinis artis poeticae canssa Fastorum libros Ovidii Nasonis propter insignem historiae fabularis rerumque antiquarum in hoc opere copiam, iam nunc publice enarrabit; ante tamen, quam ad poetae verba venturus est, praefatione utetur de studiis artium ac scientiae in conversatione academica prudenter regendis. Privatim rem litterariam, rerum antiquarum notitiam, reliquas litteras .... ut solet, docebit. Menz Phyſik und Uebungen mit den Alumnis Electoralibus. Ueber die gelehrten Zeitungen. Privatim erbietet er ſich zu philoſophiſchen Vorleſungen und Diſputatorien. Joecher Geſchichte der Reformation und Kirchengeſchichte des 16. Jahr-

Zeit von 1739—56 in den von Kriegel herausgegebenen nützlichen Nachrichten von den Bemühungen der Gelehrten in Leipzig, abgedruckt, und hier finden wir denn für das Jahr 1746 die in der Anmerkung angegebenen Vorlesungen angekündigt.

Meine Leser müssen es mir schon verzeihen, daß ich ihnen dieses trockene Verzeichniß, das indessen, auch von dem nächsten Zwecke abgesehen, in manchen Beziehungen interessant und sogar curios genug ist, nicht erspart habe — denn es kommt alles darauf an, vor Augen zu führen, in welches Meer sich schon damals ein junger Mensch stürzte, der auf der Universität der Beschränkung auf ein bestimmtes Fach, wie sie uns Neigung und Gewohnheit einimpfen, verlustig ging, und der Begierde, Alles zu wissen, die Zügel schießen ließ.

Gewiß war die Masse des Stoffs, welche die Leipziger Universität dem Studirenden bieten konnte, ungemein groß; und doch hat nichts von dem Allen Lessing bleibend gefesselt, und von allen diesen Männern, welche den Stamm der Universität ausmachten, hat nur etwa Einer, und gerade derjenige, der wenigstens der Benennung seiner Professur nach im Reiche der ernsten Wissenschaft die letzte Stelle einnehmen mochte, eine nachhaltige Wirkung auf ihn ausgeübt.

Wenn wir auf den Standpunkt zurückblicken, den Lessing schon in Meißen erreicht hatte, so ist leicht einzusehen, daß ihm die Form, in welcher hier die Wissenschaft vorgetragen, die Art des Ernstes, mit welchem sie behandelt wurde, nicht zusagen konnte.

Der hergebrachten Methode des akademischen Unterrichts fehlt es, wie Allem, was sich erfahrungsmäßig festgestellt hat, an einer gewissen Zweckmäßigkeit nicht.

---

hunderts nach Schmid, Litterargeschichte nach Heumann, über Gebauers Abriß der Staatengeschichte von Europa. Winckler Ueber das Enchiridion des Epictet und die stoische Philosophie. Müller Logik. Privatvorlesungen noch anzuzeigen. Kapp wird einige paränetische Anreden an die studirende Jugend halten, und sie darin zu Frömmigkeit, Fleiß und Sittsamkeit ermahnen. Ferner Vorlesungen über den neuesten Zustand der Litteratur in Europa, und Heineccii stili cultioris fundamenta; Privatvorlesungen vorbehalten. Heinius Geometrie und geradlinige und sphärische Trigonometrie nach Segner, dann Astronomie. Privatvorlesungen noch anzukündigen. May hatte bis jetzt Naturrecht, Politik und Ethik gelesen. Cum vero haec non sufficiant, sed opus sit: ut ad obtinendam felicitatem viribus quoque instructus sit homo, imposterum artem, qua ad eas acquirendas perducimur, docebit, quam si dilescendi artem vocare velis, nun repugnat. Die Vorlesung heißt im folgenden Jahre de vita beata, und es wird in ihr unter anderm von der Kindererziehung gehandelt. Ludovici Logik nach Wolffs Compendium.

Die Abweichungen oder Hinzufügungen im Jahre 1747, das für Lessing auch noch in Betracht kommt, bestehen, einige Kleinigkeiten abgerechnet, darin, daß Deyling Pastoraltheologie liest, Hebenstreit theologische Polemik, auch kommt ein ordentlicher Professor Linguae Sacrae, Kießling, hinzu, der aber auch institutiones theologicas nach Baier und Kirchengeschichte liest. Unter den Juristen liest Dinckler über das sächsische Recht; Siegel ius cambiale, über Ludovici doctrina pandectarum. In der medicinischen Facultät theoria ex anatome petenda, Physiologie und Botanik. Quelmalz Oeteologie, Chemie. Es kommt Günz hinzu, der über den physiologischen Theil der Institutionen des Boerhave liest, sowie Chirurgie, Geburtshülfe, über Platners institutiones chirurgiae, Anatomie und Medicina forensis. Bei den Philosophen sind die Veränderungen nicht erheblicher. Gottsched liest, um dem sich immer mehr verbreitenden Atheismus einen Riegel vorzuschieben, über des Petrus de Villemandy Scepticismus debellatus; Privatvorlesungen vorbehalten. Jocher Geschichte des römischen Reichs deutscher Nation nach Struve, Geschichte der Philosophie nach Buddeus. Winkler über der Griechischen Sprache Ursprung, Alterthum, Dialekte u. s. w. Ludovici Metaphysik nach Wolff.

Ein unmittelbarer Uebergang von dem Zwange der Schule zur Freiheit des vollkommen ſelbſtſtändigen Studiums würde zu ſchroff ſein; die Univerſität, die den Geiſt im Allgemeinen vom Gängelbande entläßt, ihm aber zu ordnungsgemäßer Aneignung des wiſſenſchaftlichen Stoffes in den regelmäßig und in ziemlich weiten Zwiſchenräumen wiederkehrenden Vorleſungen noch eine äußere Stütze an die Hand giebt, tritt hier vermittelnd ein. Nur iſt damit im Grunde nur für die mittelmäßigen Köpfe geſorgt, die freilich bei Anordnung ſolcher allgemeinen Einrichtungen den Maaßſtab abgeben müſſen. Wenn einer, wie dies von Leſſing galt, bereits ſelbſtſtändige Studien anzuſtellen und ein Ganzes mit raſchem Blicke zu erfaſſen weiß, muß ihm dieſes langſame Zuzählen des wiſſenſchaftlichen Stoffes im höchſten Grade widerlich ſein; können doch auch wir andern, wenn wir in ein männliches Alter vorgerückt ſind, und uns gewöhnt haben, unſere Kenntniſſe aus Büchern zu ſchöpfen, über deren Inhalt ſich in wenig Stunden ununterbrochener und deſto tiefer eindringender Lectüre ein Ueberblick gewinnen läßt, uns kaum mehr vorſtellen, wie wir es ausgehalten, einen ähnlichen Inhalt über halbe oder ganze Jahre verdünnt einzunehmen. Dazu kommt bei ausgezeichneten Menſchen, daß der Mechanismus ihres Geiſteslebens demjenigen des ſyſtematiſchen Katheder-vortrags gerade entgegengeſetzt iſt. Leibnitz erzählt von ſich, er habe in allen Wiſſenſchaften immer mit dem Schwerſten angefangen. Die Aeußerung iſt paradox, aber ſie gilt nichts deſto weniger von jedem productiven Menſchen. Ein ſolcher fängt eben, nachdem er ſich den nothwendigen Ueberblick einer Wiſſenſchaft angeeignet, ſein eigentliches Studium damit an, daß er ſich Probleme ſtellt, deren Auflöſung denn freilich, wenn ſie wirklich neu waren, hinterher bei der ſyſtematiſchen Darſtellung der Wiſſenſchaft als das Letzte und Schwerſte erſcheinen muß; von dieſen Problemen gehen ſie, um die Auflöſung zu finden, rückwärts, und ſo eignen ſie ſich die Anfangsgründe zwar vielleicht nicht ohne einige kleine Lücken, die doch bei nächſter Gelegenheit auf demſelben Wege ausgefüllt werden, aber dafür deſto lebendiger an, weil ſie Alles ſogleich in Bezug darauf, wozu es dienen und was ſich aus ihm entwickeln kann, auffaſſen, während man bei ſyſtematiſcher Erlernung doch oftmals nicht weiß was denn die Dinge, welche man dem Gedächtniß aufbürden ſoll, eigentlich wollen. Leſſing gehörte zu dieſen productiven Genies durchaus: er hat nie ein Compendium, oder eine ſyſtematiſche Darſtellung geſchrieben, ſondern immer nur einzelne Fragen, die auf dem höchſten Gipfel der Wiſſenſchaft ſtanden, mit umfaſſender und gründlicher, aber zum Theil erſt zu dieſem Behufe erworbener Gelehrſamkeit behandelt; ſchon jene Abhandlung de mathematica barbarorum iſt davon das erſte Beiſpiel. Auch auf der Univerſität ſtudirte er ſelbſtſtändig und trug überall her Bücher zuſammen; beſonders las er die Wolfiſchen deutſchen Schriften fleißig, die ihn ja auch ſchon an ſich nicht viel Würgen gekoſtet haben werden, ohne daß er ſie mit Gottſched'ſchen oder Ludovici'ſchen Erläuterungen hätte hinunterſpülen dürfen. Und ſo würde Leſſing auch vielleicht in unſerer Zeit, wo freilich die hochgetriebene Bildung auch in ſolchen Köpfen, die zumal bei unſerer verbeſſerten Methode nur immer den gewöhnlichen Weg gehen möchten, eine Productionsluſt und einen Selbſtſtändigkeitskitzel entzündet, der auf nichts weniger als auf wahrer Zeugekraft beruht, ein fleißiger Collegienbeſucher nicht geweſen ſein. Wie hätte er es in jenem Jahrzehend ſein können, als man ſich, wie das mitgetheilte Verzeichniß ausweiſt, allgemein darauf beſchränkte, nach einem Compendium zu leſen, und, wie Göthe ſich zu Leipzig abſtrahirt hat,

nichts zu ſagen, als was im Buche ſteht, es ſei denn, daß einer nach eigenen Dictaten las, d. h. Paragraphen dictirte, um dann, ein leichtes Tagewerk! — darüber zu ſchwatzen, und wo die alljährliche Wiederholung einer und derſelben Vorleſung nach dieſer Methode dem mechaniſchſten Treiben Thür und Thor eröffnete? Dazu kam noch die ungemeine Mittelmäßigkeit, welche in den meiſten Vorleſungen geherrſcht haben muß. Muß — vermöge allgemeiner Verhältniſſe, und ſelbſt wenn die Individuen keineswegs mittelmäßige Köpfe waren. Es fand nämlich ein Aufrücken durch die verſchiedenen Profeſſuren einer Facultät, wie ſie einträglicherwaren oder für höher galten, ja bisweilen von der einen Facultät in die andere Statt, vermöge deſſen ein Docent nicht etwa, wie es jetzt Gebrauch iſt, einer einzigen Seite der Wiſſenſchaft z. B. der Therapie oder der Materia medica, ſein ganzes Leben widmete, ſondern im Verlaufe der Zeit und oft kurz nacheinander ſämmtliche Disciplinen derſelben vortragen mußte, wo denn unter zwei Fällen Einer nicht wohl ausbleiben konnte: daß er entweder das, worin er ſchon eine Stärke gewonnen hatte, bei Seite ſetzte, um ſich in vorgerücktem Alter aus äußern Gründen einem neuen Fache zuzuwenden, oder daß er mit ſeiner Vorliebe und ſeinem Fleiß in dem alten Studium heimiſch blieb und ſein nunmehriges Amt nur nachläſſig und oberflächlich verwaltete. Weil er ſich das letztere nicht erlauben mochte, weil er, wie es bei Jördens heißt, ſich ein Gewiſſen daraus machte, Namen und Einkünfte von einem Theile der Gelehrſamkeit zu haben, an dem er etwa nur als an einem Nebenwerke Gefallen fände, verließ der bekannte Käſtner Leipzig, wo man ihm die erſte außerordentliche Lehrſtelle in der Philoſophiſchen Facultät, die etwa erledigt würde, zudachte. Andere waren nicht ſo ängſtlich. Gottſched's akademiſche Stellung war z. B. die eines ordentlichen Profeſſors der Logik und Metaphyſik — wer weiß aber nicht, daß das, womit er ſich Verdienſte erworben, nur dem außerordentlichen Profeſſor der Poetik angehörte, der er früher geweſen. Derſelbe wollte einmal, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe, zu Einer Zeit Profeſſor der Mathematik und Philoſophie in Marburg, an Wolff's Stelle, und Profeſſor der Theologie und Hofprediger in Königsberg werden. Auch die oben mitgetheilten Lectionscataloge weiſen von ſolchem Stellentauſch gleich zwei Beiſpiele auf. Im Laufe des Jahres 1746 war der erſte Profeſſor der Medicin, Walther, geſtorben, und daher ſind in dieſer Facultät die Veränderungen in den Vorleſungen des Jahres 1747 gegen das Vorhergehende am größten; man wird bemerken, daß die Einzelnen in den Vorleſungen die ſie hatten, förmlich um eine Stufe höher rücken. Noch auffallender iſt das andere Beiſpiel: Hebenſtreit war bis 1746 Profeſſor der altteſtamentlichen Philologie geweſen — und lieſt auch jetzt, da ihm in dieſem Amte ſchon ein Nachfolger gegeben iſt, vorzüglich dahin einſchlagende Collegia, dagegen kündigte 1747 dieſer Nachfolger, Kießling, neben mehreren theologiſchen Collegien, die er als außerordentlicher Profeſſor vielleicht ſchon lange gehalten hatte, ob munus Linguam Sanctam eamque Hebraicam docendi sibi clementissime demandatum, nichts als Lectiones cursorias in Libros Veteris testamenti historicos an. Man ſieht, der Mann weiß gar nicht wie er dazu kommt, und will Zeit gewinnen, nur erſt ordentlich Hebräiſch zu lernen.

Dieſe Zuſtände, welche die Jugend, bei der die fetten Pfründen noch nicht in die Wagſchale fallen, am vorurtheilsloſeſten zu beurtheilen pflegt, haben auf Leſſing eine tiefere Wirkung hervorgebracht, als daß ſie ihn nur zu einem nachläſſigen Collegienbeſuch veranlaßt hätten. Wir würden es größtentheils auf

ihre Wahrnehmung zurückführen dürfen, wenn er eben ſo wenig wie in Bezug auf die Erlangung eines Predigtamtes durch ernſtliche Bewerbung um eine akademiſche Stellung den Erwartungen ſeines Vaters entſprochen hat. Er war ſchon in Meißen an ſeinen dortigen Lehrern inne geworden, daß es ein Ding gebe, das man Stockgelehrſamkeit nennt; ſollte es ihm ſo ſchwer geworden ſein, das Compendienweſen der Leipziger unter denſelben Begriff zu bringen? So viel wenigſtens ſteht feſt: es iſt nicht die mindeſte Spur zu entdecken, daß er ſich jetzt oder ſpäter mit Disputiren und Opponiren in den akademiſchen Kreiſen Geltung zu verſchaffen geſucht hatte; daß das Profeſſoriren ſeine Sache gar nicht geweſen, wie ſich Karl Leſſing (XIII. 526) ausgedrückt hatte, und wie er ſelbſt beſtätigt (XII. 429)., verſteht ſich nach den obigen Andeutungen über die eigenthümliche Methodik ſeines Geiſtes von ſelbſt, und wenn er überhaupt der Mann nicht war, ſich durch Titel und Würden blenden zu laſſen, wie er denn den Hofrathstitel vom Braunſchweiger Hofe nur mit hat in den Kauf nehmen müſſen, (XII 457)., ſo imponirt ihm auch, nachdem er ſich aus guten Gründen bequemt, Magiſter zu werden, die Herrlichkeit, die darin liegt, ſo wenig, daß er gar nicht einmal ſo angeredet werden will.

Wer nur etwas Weniges von Leſſing weiß, dem iſt es bekannt, daß er bei aller Gelehrſamkeit niemals ein zünftiger Gelehrter geworden iſt, ja daß Niemand die Zunft bitterer bekämpft hat, als er, daß Niemand mehr dazu beigetragen hat, die Wiſſenſchaft aus ihren Händen loszuwinden, und eine freie und geiſtige Auffaſſung derſelben auch unter denen zu verbreiten, denen zufolge ihrer bürgerlichen und ſtaatlichen Stellung beſtändig die Verſuchung nahe liegt, ſich als Alleinbeſitzer derſelben zu denken. Schwerlich würde er dieſen Standpunct ſo entſchieden in ſich durchgebildet haben, wäre er nicht von dem Orte ausgegangen, an welchem das zünftige Gelehrtenweſen ſo hoch getrieben war, wie ſonſt vielleicht nirgends. Bis in die neueſte Zeit als die alte Steifheit einer Zugänglichkeit und Geſchmeidigkeit der Formen Platz machen mußte, wie man ſie bei den beſtehenden Verhältniſſen billigerweiſe nur immer verlangen kann, war die Univerſität Leipzig bekanntlich eine mittelalterliche Corporation im vollen Sinne des Wortes. Ihre Rechte waren ſehr ausgedehnt, und obgleich die Fürſtenwillkühr des achtzehnten Jahrhunderts ſich auch hier bisweilen gewaltſame Uebergriffe erlaubte, genoß ſie doch im Ganzen vielleicht gerade darum eines um ſo bedeutenderen Reſtes von Unabhängigkeit, weil die Herrſcher einer andern Confeſſion angehörten; denn wenn ſie dadurch einerſeits den Intereſſen einer proteſtantiſchen Univerſität entfremdet werden mochten, ſo war der Confeſſionswechſel ſelbſt zu ſehr aus rein politiſchen Gründen erfolgt, als daß er nicht der Reflexion Raum gelaſſen hätte, aus eben ſolchen Gründen die proteſtantiſchen Unterthanen in ihrem Glauben nicht anzutaſten. So konnte denn das alterthümliche Räderwerk der Univerſität ziemlich ungeſtört ſeinen Gang gehen. Es war ſehr zuſammengeſetzter Natur. Die Haupteintheilung bildete neben den Facultäten die vier Nationen, die meißniſche, ſächſiſche, baierſche und polniſche; jeder Angehörige der Univerſität, ſowohl der Lehrer als der Lernende, war von Einer von ihnen Mitglied; auch waren ſie keine leeren Namen, ſondern theils eröffnete ſich in ihnen für ihre Angehörigen die Quelle von Einkünften, wie denn z. B. Burkhard Mencke vom Kurfürſten aus der meißniſchen in die reichere ſächſiſche verſetzt wurde, theils hatten ſie auch eine politiſche Bedeutung indem aus ihnen der Reihe nach, und zwar von ſämmtlichen Magiſtern

der ganzen Universität, wenn auch mittels eines complicirten Wahlactus, der Rector ernannt wurde, und dieser Rector Magnificus, was für ein hoher Würdenträger war der! Obgleich er jedes halbe Jahr wechselte, und eine Wahl also etwas ziemlich oft wiederkehrendes war, ward er doch immer in Prosa und Versen unsäglich gefeiert; und damit keiner, der die Stelle einmal bekleidet, seiner damaligen Bedeutsamkeit jemals uneingedenk würde, verblieb nach alter Leipziger Observanz so einem fortan bis an seines Lebens Ende der Titel einer hochedelgebornen Magnificenz, wie dafür z. B. der handschriftliche Gottschedsche Briefwechsel einen Beleg giebt; das ganze Concilium Professorum möglicher Weise eine Versammlung von Magnificenzen! War doch ein bloßer Professor schon ein großer Mann, wenn z. B. nur die Wittwe eines ehemaligen ordentlichen Professors starb, ward eine feierliche lateinische Rede gehalten und ein Programm dazu geschrieben*). Dazu rechne man den übrigen weitschichtigen Apparat von lateinischen Disputationen, Reden und Gelegenheitsschriften in Prosa und Versen, die nicht, wie heutigen Tages, als lästiger Ballast der Vergangenheit betrachtet wurden, sondern immer für einen gewissen Kreis, oft aber für die ganze Universität und Alles, was ihr angehörte, z. B. auch für den Frau Gottsched und den Grafen Manteuffel ein wichtiges Ereigniß waren — und man hat das Bild einer vollständig in sich abgeschlossenen kleinen Republik vor sich. Auch hatte die gelehrte Gemeinschaft wirklich ganz den Charakter einer bürgerlichen angenommen. Es hatte sich ein förmliches Patricierwesen gebildet, gewisse gelehrte Familien erzogen bloß gelehrte Kinder; man beförderte zuletzt nur die Angehörigen, sie mochten sein wie sie wollten, und diese fanden es nach und nach bequemer, mehr auf die Mitgliedschaft der angesehenen Corporation, als auf Gelehrsamkeit stolz zu sein. Wer weiß nicht die Männer zu nennen, gegen welche diese Republik sogar einen Ostracismus ausübte, Leibnitz und Thomasius? — Und daß man bei dieser altl ipzigischen Gelehrtengravität nur nicht etwa an Gottsched denke, der sie freilich in Kreise übertrug, wo sie am ersten lächerlich werden mußte. Gottsched war als geborner Preuße nur erst ein novus homo und repräsentirt sogar, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe, ein gewisses Jungleipzig. Eher war schon sein Gönner Burkhard Mencke, in dessen Familie die Redaction der Acta eruditorum, die im Anfange des Jahrhunderts eine Hauptzierde von Leipzig waren, durch drei Generationen forterbte, und der bei seinem zweiten Rectorat im Jahre 1715 es dahin brachte, daß die Stadtsoldaten vor dem Rector das Gewehr präsentiren mußten, von ächtem Vollblut, gleichwohl war auch dessen Vater erst aus Oldenburg eingewandert, und er selbst fand sich veranlaßt, als er von seinen Reisen zurückkehrte, das berühmte Buch de charlatanaria eruditorum zu schreiben. Doch mögen diese Stufen der Leiter darauf hinweisen, wie es ganz oben, bei den Inhabern der ersten theologischen und juristischen Professuren aussah. Und es war, wie oben schon angedeutet, ein großes Glück für die deutsche Wissenschaft, daß es dort so aussah, denn nun mußte Lessing das wohl inne werden, daß das Alles zur Wissenschaft gar nicht gehöre; bei minder ausgebildeter Monstrosität hätte er sich vielleicht an den Anblick des Kropfes an ihrem Halse

*) Treitschke, Burkhard Mencke S. 16. woher auch noch andere Notizen entnommen sind.

gewöhnt, wie ſo viele andere gethan, oder ſich wohl gar in ihn als eine ſüße Eigenthümlichkeit verliebt.

Will man daran zweifeln, daß Leſſing „der moquante Knabe" wohl ſchon hier den Spott über die „jungen Gelehrten" eigentlich auch auf die alten ausgedehnt haben werde? Da hätte er nicht mit dem keckſten Jugendmuthe zu ſeinem nächſten Freunde jenen Chriſtlob Mylius wählen dürfen, der in der Vaterſtadt kaum ſein Geſpiele geweſen ſein kann, denn er war ſchon 1742 auf die Univerſität gegangen, deſſen Unehrerbietung gegen Leſſings Vater und Oheim aber, die höchſten geiſtlichen und weltlichen Würdenträger der Stadt, dieſem doch gewiß nach Meißen gemeldet worden iſt.

Aber könnte nicht eben aus dieſer Verbindung Leſſings mit Mylius Jemand den Schluß herleiten, wir griffen doch wahrlich zu tief, wenn wir Leſſings ſchlechten Collegienbeſuch in Leipzig aus ſo einer gründlichen Emancipation von dem Gelehrtenweſen herleiten wollten? Nämlich Mylius galt für einen ſchmutzigen, leichtſinnigen und lockeren Menſchen. Er hatte das Unglück gehabt, ſeinen Vater zu verlieren, als er ſo eben die Univerſität bezogen hatte, und war dadurch in tiefe Armuth und was ſich leicht daran knüpft, in eine unordentliche Lebensart gerathen. Schon durch ſeine äußere Erſcheinung gereichte er dem zierlichen Leipzig zum Anſtoß, wenn er mit niedergetretenen Schuhen, durchlöcherten Strümpfen und zerriſſenem Kleide umherging, und Käſtner erzählt in einem Briefe an v. Murr*) einen Zug noch tieferer Vernachläſſigung: es gab in Leipzig manchmal einer oder der andere aus Mitleiden dem Mylius die Stube frei, alsdann aber mußte er Herr auf der Stube ſein, und nicht der, der ſie ihm gab. Auch in ſeinem ſpäteren Benehmen werden wir, ſo ſehr das gewöhnliche Urtheil über ihn zu berichtigen ſein wird, eine höhere Sittlichkeit zu vermiſſen nicht umhin können. Und ſo wäre denn das Lange und das Kurze von der Sache am Ende wohl bloß, daß Leſſing, nachdem er eine Weile fleißig und eingezogen gelebt, ſich im Verlauf ſeiner Univerſitätsjahre in Folge dieſes böſen Beiſpiels nicht bloß von der Form der Wiſſenſchaft, wie ſie ihm hier entgegentrat, ſondern auch von der Wiſſenſchaft ſelbſt abgewendet und wie ſo viel andere gute Chriſten auch, ein wenig liederlich geworden wäre? Allerdings dürfen wir annehmen, daß Leſſing es ſich im Kreiſe froher Jugendgenoſſen, zu denen nach einer Weile auch einige Schauſpieler gekommen ſind, oftmals möge haben wohl werden laſſen. Es giebt dafür einen ganz directen Beweis. In Mylius' von ihm herausgegebenen Schriften findet ſich S. 590 ein Gedicht an Hrn. L. und Hrn. O. welches ſo beginnt:

Ihr meines treuen Herzens Meiſter
Bei Wein und Liebe große Geiſter

und in welchem es weiterhin heißt:

Ich weiß nicht vor Vergnügen voll
Was ich zuerſt ergreifen ſoll?
An eurem Leichtſinn mich zu rächen
Will ich friſch, wie ein L** zechen
Und meinem O** gleich
Bin ich ein Held in Venus Reich.**)

*) v. Murr Journal zur Kunſtgeſchichte V. S. 343.

) Für O paſſt in den Vers der Name Offenfelder, der nach Mohnike Leſſingiana S. 175. in den „Ermunterungen" — von denen weiter unten — als Unterſchrift

Auch läßt ſich gar nicht in Abrede ſtellen, daß dieſe erſte Einweihung in die Kunſt, das Leben zu genießen, bei Leſſing recht tief gegriffen haben möge. Man denke nur an den Breslauer Aufenthalt, wo ſogar ſeine beſten Freunde ihn zu ſehr dem Spiel und der luſtigen Geſellſchaft hingegeben zu ſehen glaubten. Ja es iſt durch ſein ganzes Leben ein gewiſſes Oſcilliren zwiſchen dem ſtatariſchen Fleiß des einſamen Gelehrten, und der bunten Lebensweiſe des Weltmenſchen bemerkbar; er ſehnt ſich oftmals nach dem einen, wenn er das andre hat, er wünſcht ſich z. B. vom Braunſchweiger Hofe ins ſtille Wolffenbüttel, und dann iſt ihm dieſes doch auch wieder zu ſtill; vielleicht kann man ſelbſt ſeine häufigen Ortsveränderungen zum Theil auf dieſe Quelle zurückführen.

Es würde mehr als überflüſſig ſein, hierfür Rechtfertigungsgründe aufzuſtellen, denn das Leben iſt unter anderm auch dazu da, daß man ſich ſeiner freue, und wer das in irgend einer Beziehung nicht vermag, hat deshalb nie für ein tüchtigeres Individuum gegolten. Gleichwohl liegt bei Leſſing jener zeitweiligen Hingabe in das Leben noch etwas Tieferes zu Grunde.

Wer auf Univerſitäten nicht ganz fremd iſt, weiß, daß der Uebergang auf ſie für Niemand gefährlicher iſt, als für die Fürſtenſchüler. Die Ueberbleibſel von der Studentenroheit früherer Zeiten, die man etwa noch jetzt antrifft, werden zum großen Theil unter ihnen zu finden ſein. Natürlich, hört man ſagen, ſie kommen aus einem klöſterlichen Zwang zu plötzlich in ein völlig ungebundenes Leben. Das erklärt nicht Alles. Nicht bloß das rohe Leben niedrer Kreiſe, ſondern auch die verfeinerte Geſelligkeit der gebildeteren liegt offen vor ihnen da, wenn ſich die Pforten der Schule öffnen — ja um das erſtere zu finden, müſſen ſie ſich erſt wieder unter ſich von der allgemeinen Geſelligkeit und ihren Formen abſchließen: warum wählen ſie nun nicht das letztere. Die Antwort iſt, weil es ihnen an den nöthigen Vorausſetzungen fehlt, um in dieſelbe einzutreten. Sie ſind meiſtens in ganz beſonderm Grade ſchüchtern, linkiſch und unbeholfen. Natürlich, denn ſie ſind mit der Welt noch gar nicht in Berührung gekommen. Das wäre nun zwar, wenn es ſonſt unverdorbene Jünglinge ſind, ein ſo großer Schade nicht; ſie würden immer noch im Vortheile ſein gegen die, welche, weil ſie aus Familien kommen, in denen in irgend einer Beziehung die Verkehrtheit heimiſch iſt, noch erſt zu verlernen haben. Aber die Meiſten werden des Mangels gar nicht gewahr, oder wollen ihn ſich nicht geſtehen, und da wird es denn dem Zufall überlaſſen, in wiefern er eine Umwandlung hervorbringt, und bei manchem berühmten Gelehrten bleibt's, wenn man auf den Grund ſieht, ſein ganzes Leben hindurch beim Alten.

Leſſing iſt in jene Rohheit nicht verſunken; er hat ſich dem Leben nicht bloß hingegeben, ſondern mit der tiefen Energie und der Objectivität, mit wel-

---

eines Mitarbeiters vorkommt. Um ſo mehr wird man L. auf Leſſing beziehen dürfen. Dieſer Oſſenfelder ſcheint Verfaſſer zweier elenden Luſtſpiele: „die Weiberſtipendien oder die wohlfeile Miethe der Studenten," und „der Faule und die Vormünder" geweſen zu ſein, denn Leſſing nennt als den Verf. einen gewiſſen O. in D — und in dem Epigramm, das der Kritik angehängt war, hieß derſelbe „Knochenacker" (III. 142. u. I. 32). Beide Stücke würden dann wohl eigene Lebenserfahrungen des Verfaſſers zum Inhalte gehabt haben. Gedichte von Oſſenfelder 1753 10 Bogen werden in der Voſſ. Zeitung recenſirt, ob von L. iſt nicht klar, (1753 N. 153). Nach dem Theaterkalender 1779 S. 124 hatte Oſſenfelder auch Antheil an den Beiträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters.

cher er ſich ſelbſt ergriff, dasſelbe zugleich als ernſte Aufgabe gefaßt, und es ſich entſchieden angelegen ſein laſſen, ſich ſeine Formen anzueignen.

Ich habe oben eine Stelle aus einem Briefe an ſeine Mutter angeführt, in welcher er erzählt, wie er zuerſt nur in Büchern ſein Glück geſucht habe. Doch es habe nicht lange gedauert, fährt er fort (XII. 5.) ſo ſeien ihm die Augen aufgegangen. „Ich lernte einſehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meinesgleichen. Guter Gott! Was vor eine Ungleichheit wurde ich zwiſchen mir und andern gewahr. Eine bäueriſche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwiſſenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen Jedermann ſeine Verachtung zu leſen glaubte, das waren die guten Eigenſchaften, die mir bei meiner eigenen Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierinnen zu beſſern, es koſte, was es wolle. Sie wiſſen ſelbſt, wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in dieſem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann alſo auch das Gute von mir ſagen. Ich kam in dieſen Uebungen ſo weit, daß mich diejenigen ſelbſt, die mir im voraus alle Geſchicklichkeit darinnen abſprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieſer gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geſchickter geworden, und ich ſuchte Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen," wozu ihm dann, heißt es weiter, beſonders die Komödien förderlich geweſen, aus denen er eine gezwungene und eine natürliche Aufführung habe unterſcheiden lernen.

So ſyſtematiſch und planvoll, wie ſich die Sache hier darſtellt, wird es nun wohl nicht mit ihr zugegangen ſein; wer wüßte nicht aus eigener Erfahrung, wie bei einer ſolchen rechtfertigenden Geſchichtserzählung das kantiſche regulative Prinzip der Zweckmäßigkeit gar leicht ganz unvermerkt als ein conſtitutives auftritt? Aber die Aeußerung iſt darum nicht weniger wichtig, ſie zeugt von dem freien umfaſſenden Standpunkte, den Leſing ſchon damals eingenommen hatte, und würde noch davon zeugen, wenn er auch ſeinem Benehmen den Sinn, welchen ſie ihm beilegt, ganz und gar erſt, da ſie gethan wurde, untergeſchoben hätte, denn ſie ward ſehr bald nach ſeinem Abgang von Leipzig gethan. Wenn Leſſing in Leipzig auf eine Weile der Wiſſenſchaft und was zu ihr hinzuführen beſtimmt war, den Rücken gekehrt haben ſollte, ſo iſt es nur geſchehen, um das andere Element, das ſich hier darbot, die große Stadt, nicht unbenutzt zu laſſen, und zugleich ſehen wir, daß dieſe ihm nicht bloß eine Quelle mannichfaltigen Genuſſes oder müſſiger Befriedigung der Schaubegierde geweſen, ſondern daß er ſogleich herausgefunden, was ſie ihm, dem einſam herangewachſenen Fürſtenſchüler, zur Ergänzung ſeiner Bildung werden könne. Oder wenn auch dieſer Geſichtspunct noch nicht umfaſſend genug ſein ſollte — auch ſich in das Leben ſelbſt hineinzuſtürzen und es in ſich zu erfahren, mußte für den, welcher den Weg eingeſchlagen hatte, den Leſſing ſchon in Meißen betreten, der dasſelbe ſchon im Bilde und ſo zu ſagen, durch das Buch hindurch in ſeiner friſchen Urſprünglichkeit dem Buche ſelbſt gegenüber geahnt hatte, nicht nur Bedürfniß, ſondern innerer Beruf, und alſo ſchon in ſofern ein Fortſchritt über die bloße Wiſſenſchaftlichkeit hinaus ſein.

Und ſo hat Leſſing denn auch, was ihm, im Einklang mit dieſer Idee

des Lebens und im Gegensatz zu trockener Buchstabengelehrsamkeit, schon vom Gymnasium her Wissenschaft hieß, in Leipzig keineswegs vernachlässigt.

Es ist oben schon auf Lessings frühe Vorliebe zu mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien hingewiesen worden. Diese fand in der Bekanntschaft mit Mylius reiche Nahrung und durfte zunächst den Anknüpfungspunct zwischen beiden Freunden abgegeben haben. Mylius war von der Natur zum Naturforscher berufen. Schon als Knabe hatte er sich mit Mond und Sternen und dem Kalender viel zu thun gemacht und einmal ein ganzes Jahr von 3 zu 3 Stunden die Wetterveränderungen aufgezeichnet. In Leipzig widmete er sich der Medicin, studirte aber in der That meistens Physik, Mathematik und Naturgeschichte, so wie er auch was er irgend auftreiben konnte aus allen drei Naturreichen sammelte, und wenn sich diese Notizen auf seine eigenen Angaben stützen, die man für ruhmredig halten könnte, so bezeugt Kästner*) seinen vielseitigen Sammlerfleiß, und erzählt von ihm, daß er ihn auf einer Reise nach Freiberg begleitet, um auch den Bergbau aus eigner Anschauung kennen zu lernen, ja sein Eifer sei so groß gewesen, daß er in Leipzig, „wo weder der Ruhm einer hohen Schule, der in andern Wissenschaften groß genug ist, noch eine Handlung, die unmittelbar nur Fuhrleute, und keine Piloten gebrauchet, Anstalten erforderte, die allzu eigennützige Liebhaber der Naturkunde wünschen mochten," und er also nicht observiren können, schon 1745 ein Verzeichniß der Sonnenflecken gemacht, da er sie von Tag zu Tag mit bloßen Augen beobachtet. Auch als Schriftsteller im Fache der Naturwissenschaften war er, als Lessing ihn kennen lernte, schon aufgetreten; es finden sich dahin einschlagende Abhandlungen von ihm in Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes, so wie in den von Mylius und Cramer herausgegebenen Hallischen Bemühungen, 1744 — 45, und die physikalischen Aufsätze in den philosophischen Untersuchungen und Nachrichten rühren nach Kästner ausschließlich von ihm her. Während Lessing in Leipzig war, gab Mylius den Naturforscher heraus, eine Zeitschrift, von der noch weiterhin die Rede sein wird, so wie eine Schrift über die Saamenthierchen und eine andere über die Atmosphäre des Mondes — so wie endlich eine Preisschrift: „Versuch von den Gesetzen der Winde, wenn die Erde überall mit einem tiefen Meer bedeckt wäre"; sie führte die regelmäßigen Winde so wie Ebbe und Fluth, auf die Anziehung des Mondes zurück, und ward von der Akademie zwar nicht gekrönt, aber doch würdig befunden, mit der gekrönten d'Alemberts und einer andern von Bernoulli eingesandten gedruckt zu werden, wie sie denn auch Veranlassung zu einer weiterhin zu erzählenden Ortsveränderung des Verfassers wurde, die ihm Gelegenheit zu einer umfassenden Thätigkeit in seinem Fache gab, welche zuletzt selbst Hallers Aufmerksamkeit auf ihn lenkte.

Lessing war, wie oben erwähnt worden, eine Zeit lang unschlüssig, welchem Studium er sich widmen sollte. Natürlich war dabei die Schwierigkeit nur, in welchem Fache er etwa dereinst einen praktischen Lebensberuf finden sollte; innerlich war sein Lebensgang bereits entschieden, und unvermerkt fand

*) Das Denkmal auf Mylius, das Kästner kurz nach Mylius Tode herausgab, die Abhandlung in den Schriften der Gesellschaft der freien Künste und der Aufsatz in Bernoullis Archiv, die bei Jördens als verschiedene Aufsätze Kästners über Mylius angeführt werden, sind vollkommen identisch.

er auch noch in dieſer Periode ſeinen äußern Beruf, falls man, was er fand ſo nennen will — aber bei jener Vorliebe und dieſem Beiſpiel vor Augen war es ganz erklärlich, daß er eines Tages mit der Erklärung in Weiſſes Stube getreten ſein ſoll, er wolle Medicin ſtudiren, und daß die Collegien die ihn dazu veranlaßt, die Chemie und Botanik eines D. Hundertmark geweſen. Später hat er ſich wohl darüber luſtig gemacht, wenn er erzählt hat, das erſte Collegium, das er gehört, ſei über Geburtshülfe geweſen; doch trug er, wie wir ſehen werden, den Namen eines Studenten der Medicin ein Halbdutzend Jahre.

Was oben ſchon über die Bedeutſamkeit dieſer Vorliebe für Leſſings geiſtige Lebensſtellung geſagt worden, muß hier in erhöhtem Maaße wiederholt werden. Er hat damals das Element in ſich aufgenommen und ſelbſtthätig durchlebt, welches das Leben und die Wiſſenſchaft beherrſchte und vor Allem zukunftsvoll ſchien. Alle Welt experimentirte damals, ſogar Friedrich Wilhelm I. ſchickte der Leipziger Facultät einen Mauleſel, um zuzuſehen, warum ſo ein Thier nicht ſeines Gleichen zeugen könne, und wenn Chr. Wolff ſich auch mit Händen und Füßen dagegen wehrte, daß Newtons Lehre Philoſophie ſei, ſo trieb er die Phyſik darum nicht minder eifrig. In der That war in jener Zeit die Phyſik ungefähr dasſelbe, was im Anfang unſeres Jahrhunderts in Deutſchland die Philoſophie war, und wenn Leſſing Medicin ſtudiren will, ſo muß man das gerade ſo auffaſſen, wie wenn Otfried Müller von Steffens Vorleſungen begeiſtert, einmal in einem Briefe, den er von Breslau nach Hauſe ſchrieb, erklärte, an der Philoſophie läge ihm mehr als an der Philologie.

Man wird dieſe Parallele vielleicht um ſo eher gelten laſſen, da es auch bei Leſſing die Philologie iſt, die zunächſt die Oberhand behalten hat.

„Ich wollte Medicinam ſtudiren, ſagt L. weiter in dem oben angeführten Briefe an die Mutter. Wie übel Sie aber damit zufrieden waren, will ich nicht wiederholen. Bloß Ihnen zu Gefallen zu leben, erklärte ich mich noch über dieſes, daß ich mich nicht wenig auf Schulſachen legen wollte, und daß es mir gleich ſein ſollte, ob ich einmal durch dieſes oder jenes fortkäme„.

Damit mochten ſich die Aeltern denn allenfalls zufrieden geben. War doch eine ſolche Combination zu jener Zeit, da die Wiſſenſchaften noch weniger umfangsreich waren, ſo unerhört gar nicht. Bald darauf ward Daniel Wilhelm Triller, ein Medicus in Weiſſenfels, der auch den Philologen machte, und überdies als deutſcher Dichter aufgetreten war, in Wittenberg Profeſſor, und wenn dieſer durch die Medicin nur „fortgekommen" war, ſo wurde der Doctor der Medicin Reiske, zu dem Leſſing in ſpäteren Jahren in ein Verhältniß trat, ein berühmter Philolog und Rector der Nicolaiſchule in Leipzig. Und Leſſing that mit einem ſolchen Abkommen ſeinem Genius auch keine Gewalt an, denn er hatte ſich in die philologiſchen Studien ja ſchon auf der Schule ſo eingelebt, daß er ſie jedenfalls unter keiner Bedingung ganz wieder hätte bei Seite ſetzen können. Auch nehmen ſie gerade jetzt in Leipzig in der That neben der Beſchäftigung mit naturwiſſenſchaftlichen Dingen, und einem andern Intereſſe, von welchem weiterhin die Rede ſein wird, ſeine Zeit vornehmlich in Anſpruch. Erneſtis Vorleſungen werden als die einzigen genannt, die er einigermaßen regelmäßig beſucht habe.

Leſſing hätte nicht das Talent, von dem wir ſo eben ſchon eine Aeußerung kennen gelernt haben, und viele andere künftig kennen lernen werden,

beſitzen müſſen, das was ein Ort Eigenthümliches zu bieten habe, mit Einem Blicke herauszufinden, und es ſich mit ruhiger Beiſeiteſetzung anderer Intereſſen, bis ſich für ihre Verfolgung etwa eine gleich günſtige Gelegenheit darböte, anzueignen, wenn er im Stande geweſen wäre, in Leipzig ſeine philologiſchen Studien ruhen zu laſſen. Wie Halle die Univerſität der Philoſophie, Göttingen die der Geſchichte und Staatswiſſenſchaft, Wittenberg die der Theologie, ſo iſt Leipzig immer die Univerſität der Philologie geweſen. Ja zu Wittenberg ſtand Leipzig durch dieſe Grunderhebnng ſogar in einem entſchiedenen Gegenſatze, der gelegentlich zu einer gegenſeitigen Mißachtung geführt haben mag, wie ſie nun einmal nicht ausbleiben zu können ſcheint, wenn ein Einzelner oder eine Geſammtheit ſich einer beſtimmten Eigenthümlichkeit bewußt wird. Die Reformation, deren Mutterſtadt Wittenberg war, begünſtigte die Phllologie, weil ſie auf das Buch zurückführte, aber gerade in Wittenberg hatte ſich die proteſtantiſche Scholaſtik der dogmatiſchen Orthodoxie entwickelt, welche das Buch doch am Ende wieder vergaß, und die Philologie als Nebenwerk betrachtete. Dagegen war in Leipzig die letztere Selbſtzweck geworden und hatte ſich von der Beziehung auf die Erklärung der bibliſchen Bücher freigemacht, und wäre ein Rückſchlag, der von hier auf die Theologie erfolgte — es wird ſogleich von ihm die Rede ſein, — nicht von einem ſo vorſichtigen Manne ausgegangen, hätte ſich nlcht auch unterdeſſen der Geſichtspunct erweitert, ſo hätte es ganz nahe gelegen, daß die beiden Unlverſitäten im Vaterlande der Reformation einander eines Abfalls von dem Princip derſelben beſchuldigten. Es iſt oben aus individuellen Gründen abgeleitet, daß Leſſing in Leipzig nicht Theologie ſtudirte, doch wird der Verfolg zeigen, daß ihm dles, wo der Ort dazu war, doch näher lag, aber Philologie zu treiben, war Leipzig der rechte Ort ganz und gar.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Philologie in Leipzig durch zwei Männer vertreten, die, jeder in ſeiner Art, einen weitgreifenden Einfluß ausübten. Die Standpuncte, welche ſie in der Fortentwickelung der Wiſſenſchaft einnahmen, allſeitig und in aller Tiefe zu erörtern, iſt nur in einer vollſtändigen Geſchichte der Wiſſenſchaft möglich; hier kann es nur die Aufgabe ſein zu zelgen, was ſie für Leſſing geweſen, und was ſie an ſich geweſen, nur inſofern, als dleſer ſich freilich gerade durch die objectivſte Auffaſſung aller Bildungselemente, die ihm nahe getreten, zu dem auferbaut hat, was er geweſen iſt.

Johann Auguſt Erneſti iſt ſchon genannt. Er war ſeit 1742 außerordentlicher Profeſſor an der Univerſität, und hatte bereits auch als ſolcher elne ausgebreitete Wirkſamkeit. Welche Vorleſungen er damals gehalten, iſt zwar nicht ausdrücklich verzeichnet, doch erhellt aus den Lebensbeſchreibungen derer, die Magiſter geworden, wie ſie ſich in der oben angeführten Kriegel'ſchen Zeitſchrift im Auszuge finden, — Erneſti wird in ihnen öfter als irgend ein anderer Profeſſor als der liebſte Lehrer, und dem man am meiſten verdanke, geprieſen — daß er über den Callimachus und über die römiſchen Alterthümer geleſen.

Namentlich die letztere Vorleſung iſt von Leſſing, nach der Ueberlieferung, beſucht worden. Man könnte dies, in Bezug auf dle Richtung auf reale Philologie, im Gegenſatz zum bloßen Buchſtabenkram, die ſich, wie oben erörtert worden, bei Leſſing bemerken läßt, ſehr bedeutungsvoll finden. Allerdings hat Leſſing die wichtigſten Impulſe nach dieſer Seite hin in Leipzig empfangen, und daß ihn die Vorleſung gerade als ein Unterricht über den Inhalt eines Theils

der alten Schriftſteller angezogen, iſt gewiß nicht in Abrede zu ſtellen, auch hat Erneſti in dieſer Beziehung in der Geſchichte ſeiner Bildung jedenfalls eine wichtige Stelle eingenommen, aber ſo direct, wie es ſcheinen möchte, iſt dies nicht zu verſtehen.

Inſofern es Leſſingen lediglich auf einen Lehrer ankam, bei dem er in ſeiner jüngſt errungenen Losſagung vom Buchſtabenweſen geiſtloſer Schulmeiſter eine Stütze fände, konnte ihm Erneſti vollkommen genügen. Erneſti gehörte nicht zu den Philologen, die nichts wiſſen als Griechiſch und Latein. Schon im Jahre 1736 waren ſein Initia doctrinae solidioris erſchienen. Dieſes Buch könnte als ein kurzer Inbegriff desjenigen bezeichnet werden, womit ſich Leſſing zu höherer Ausbildung des Geiſtes aus eigenem Antriebe ſchon auf dem Gymnaſium beſchäftigt hatte, wie es denn auch ſpäter, und zwar in Meißen ebenſowohl wie an andern Orten, lange Zeit eine Grundlage für den Gymnaſialunterricht geweſen iſt. Es enthält, nach einer kurzen Einleitung über die allgemeinen Erkenntnißprincipien, zuerſt eine Arithmetik, dann eine Geometrie und ein wenig Stereometrie, hierauf folgen initia philosophiae, deren erſter Theil Metaphyſik, Pſychologie, Ontologie und natürliche Theologie enthält; der zweite die Dialektik; der dritte das Naturrecht und die Ethik; der vierte die Politik; der fünfte die Phyſik, und an dieſe Encyklopädie der Philoſophie ſchließt ſich endlich eine Rhetorik an. Ein ſolcher Mann mußte Leſſingen von vorn herein in einem ganz andern Lichte erſcheinen, als ein Conrector Höre und Seinesgleichen, und daß es bei ihm auch an einer geiſtigeren Auffaſſung der Philologie ſelbſt nicht fehlte, verſtand ſich von ſelbſt. In der Rede, mit welcher er ſeine Profeſſur antrat, hatte er die Grundanſchauung, von welcher er ausging, ausgeſprochen. Er erwähnt hier das Vorurtheil, welches man gegen die Philologie als eine Kleinigkeitskrämerei hege, und giebt zu, daß ſie bei Manchen nichts anders ſei; das ſei aber eine ganz irrige Auffaſſung. Latius regnat humanitatis disciplina, multoque est, quam illi opinantur, et rerum magnitudine amplior et utilitate uberior. Nam ea veros illos et puros omnis sapientiae eloquentiae poeseos historiarumque fontes interpretando aperit, a corruptelarum sordibus iudicando purgat, ac denique omnium rerum pulcrarum gustum quendam et intelligentiam affert. Haec docet, quod ii, quos omnis aetas sapientissimos iudicavit, de rebus divinis et humanis praeceperint: haec res, pace belloque, a summis hominibus gestas, tradit, et suis quasque locis temporibusque assignat: haec eloquentiam rerum humanarum pulcerrimam amplectitur et rebus obscuris lucem dare incredibilibusque fidem facere, animis denique hominum dominari dicendo, docet; haec poetarum suavissimis cantibus et cum sensu audiendis aures animosque, et recte scienterque imitandis ingenia assuefacit. Hier waren alſo die philologiſchen Studien wiederum in einem liberalen Sinne, als Humanitätsſtudien gefaßt. Und will man noch eine beſtimmtere Anknüpfung an Leſſings bereits gefaßte Vorliebe oder Abneigung, ſo nehme man an, was doch wahrſcheinlich genug iſt, daß ihm Erneſtis 1738 geſchriebene Proluſio, in die Hände gefallen qua demonstratur, maius utiliusque esse latinos autores intelligere, quam probabiliter latine scribere.

Nur eine Richtung auf Realphilologie, auf antiquariſche Studien im engern Sinne des Wortes liegt hierin freilich nicht. Erneſti war, wie ſchon ſeine Initia lehren könnten, von der Wolffiſchen Philoſophie ausgegangen; ſeine allererſte Diſſertation (1730) iſt philoſophiſchen Inhaltes und handelt de

emendatione voluntatis per saltum. Auch wird er, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe, von den Wolffianern zu den Ihrigen gerechnet, bis seine Abhandlung de necessitate revelationis divinae adversus eos, qui eius cognitionem rationi humanae assertum eunt, (1739) auf dieser Seite und namentlich bei Gottsched eine Verstimmung gegen ihn hervorrief. Aber völlig wie er selbst dies von dem zuletzt Genannten erzählt, hatte er diese Philosophie nur von der Seite der klaren und deutlichen Darstellung her aufgefaßt, und wie Gottsched sie auf eine verständigere, mäßigere, klarere Behandlung der deutschen Sprache und Litteratur übertrug, so verhalf sie Ernesti zu einer bessern philologischen Methode. Schon 1732 hatte er eine dissertatio philos. philol. geschrieben, qua philosophia perfectae grammaticae asseritur ad. Quinctil. Instit. Orat. Lib. I. cap. 9, und so ist denn die Frucht, welche aus jenem allgemeineren Gesichtspuncte für ihn erwachsen, auf eine höhere formelle Ausbildung seiner Wissenschaft beschränkt geblieben.

Es bedarf keines Beweises, daß schon diese reine Verstandesmäßigkeit auf Lessing, bei welchem diese zwar nur ein einzelnes Moment ist, das auf einem viel tieferen Grunde beruht, der aber in dieser Zeit noch ganz ein werdender war, einen wohlthätigen und erkräftigenden Einfluß geübt haben muß. Dazu hat sich auch Ernesti durch seine formale Philologie ein Verdienst erworben, das ihm sowohl in der Geschichte der Wissenschaften eine abgesonderte Stelle sichert, als auch für Lessing insbesondere wichtig geworden ist. Er ist bekanntlich der Mann von welchem, was die griechisch geschriebenen Theile der Bibel anbetrifft, der oben angedeutete Rückschlag von der mit wissenschaftlicher Besonnenheit betriebenen Philologie auf die Methode der Theologie ausging. Kurz nachdem Lessing Leipzig verlassen hatte, 1749, trat er mit der ersten darauf bezüglichen Schrift, einem programma pro grammatica interpretatione librorum imprimis sanctorum auf. Hier trat ihm die Grammatik gänzlich an die Stelle der Philosophie und sogar in Gegensatz zu derselben; er schrieb 1750 de vanitate philosophantium in interpretatione N. T., aber wie schüchtern er auch auf diesem Wege, den wir hier nicht zu verfolgen haben, fortschreiten mochte, denn er räumte der analogia fidei noch ein, daß sie zwar die richtige Erklärung allein zu beweisen nicht fähig sei, wohl aber die falsche zurückzuweisen hinreiche, so mußte doch gerade die Gezwungenheit dieser Ausrede zum Weitergehen anregen. Es ist nicht ersichtlich, in wiefern Lessing, der für die Herausfindung und Aufdeckung einer jeden Halbheit, sie mochte sein welche sie wollte, einen ganz eigenen Sinn und ein ganz eigenes Geschick besaß, schon jetzt diese Auffassung an ihren Ort zu stellen gewußt habe; ich will nur daran erinnern, daß er in späterer Zeit, als er den Laokoon längst und den Berengarius Turonensis kürzlich hatte drucken lassen, Ernesti, der als guter Lutheraner das zuletzt genannte Buch mit sehr günstigen Augen ansah, von ihm, in seinem Sinne nur allzu voreilig, ein bekräftigendes Beispiel hernahm, daß wer in den philologicis einen guten Grund gelegt, zu allen Dingen, das heißt auch in der Theologie, wohl zu brauchen sei *).

*) Ein begeisterter Schüler Ernesti's, Carl Ludw. Bauer, Rector zu Hirschberg, faßt in seiner Schrift über der formulae ac disciplinae Ernestianae indoles et conditio vera (1782) die Verdienste desselben in folgende Worte zusammen, die wenigstens zel-

Allein was reale Philologie anbetrifft, ſo ſtand Erneſti dieſer eher feindlich gegenüber. Zwar hat er, als mehrere Zweige derſelben eine unerwartete Ausbildung gewonnen hatten, ſich dem nicht entziehen können, ſie gelegentlich zu berückſichtigen; er gab im Jahre 1768 ſeine archaeologia litteraria heraus, welche Vorleſungen enthält, die er ſchon ſeit einer Reihe von Jahren gehalten, aber die Vorleſungen, wie das Buch, haben offenbar nur die Abſicht gehabt, den drohend anſchwellenden Strom in ſeine Kanäle abzuleiten. Er erzählt in der Vorrede, einſt habe eine Schule die Oberhand gehabt, in welcher man ohne rechte Kenntniß von den alten Schriftſtellern und ohne in ihren Geiſt eingedrungen zu ſein, bei ihrer Leſung lediglich auf politiſche Geſichtspuncte ausgegangen ſei. Dem ſei von J. F. Gronov und Graevius ein Ende gemacht worden, aber ein neues Babel ſei bald an die Stelle getreten, ein Jagen nach der Kenntniß alter Sitten und Gebräuche, wobei an einen wahren geiſtigen Gewinn aus den Schriften der Alten eben ſo wenig zu denken geweſen ſei. Dem ſei er vereint mit Jo. Math. Geßner in Leipzig entgegengetreten — und dem will auch dieſe archaeologia litteraria entgegengetreten, denn ihre Tendenz iſt, wie Erneſti ſelbſt den Titel erklärt, die Sachkenntniß in Dingen des Alterthums darauf einzuſchränken, daß man ſich nur inſofern auf ſie einlaſſe, als ſie zum Verſtändniß der Schriftſteller erforderlich, daß man ſich mit dem begnüge, was für daſſelbe unentbehrlich ſei. Und in dieſem Sinne werden denn auch jene von Leſſing beſuchten Vorleſungen über römiſche Alterthümer gemeint geweſen ſein; ſie haben ohne Zweifel zu der Lectüre des Cicero ungefähr in demſelben Verhältniß geſtanden, wie bei den Juriſten gewöhnlichen Schlages die Kenntniß der römiſchen Geſchichte zu dem Studium der Rechtsbücher.

Wenn man weiß, wie noch zu der Zeit, als Erneſti als Conrector und Gesner als Rector der Thomasſchule in Leipzig zuſammenwirkten, die antiquariſchen Studien betrieben wurden, ſo kann man Erneſti dieſe Auffaſſung keineswegs verargen. Man leſe nur in den Theſauren dieſe Abhandlungen über der Alten Schuh und Strümpfe, und Tag und Nachtgeſchirre, und wie ihnen die unerträglichen Menſchen mit geſpenſtiſcher Beharrlichkeit all ihr Räuſpern und Spucken einregiſtriren. Freilich iſt für die Wiſſenſchaft nichts zu klein, denn was einmal werth war zu ſein, wird doch auch werth ſein, gewußt zu werden, aber dann ſuche man das Kleine auch zu wiſſen, wie es wahrhaft iſt, nämlich im Zuſammenhange mit dem Bedeutenden und Großen, und wie es daſſelbe vorbereitet oder ſich ihm anreiht. So lange davon nicht die Rede ſein konnte, hatte der Einwand gegen ſolche Beſchäftigung, daß der Geiſt dabei leer ausgehe, was Erneſti ſeiner oben gegebenen Auffaſſung der Philologie zufolge offenbar im

---

gen können, was Erneſti ſeinen Zeitgenoſſen war: Quis, ut, paucis complexos, veluti perorem, rite habere veteres docuit? Quis contemtum bonis literis ioter Germanos abstersit? Quis liberaliorem rationem docendi omnia io scholas atque Academias introdoxit? Quis nugarum, miootiarum, falsae interpretationis, etymologicae, argutantis, dogmaticae, emphaticae, commenta fugavit? Quis doctrinae formolam (fidei analogiam, quam vocant,) ita oti monuit iure suo, in falsis interpretationibus repudiandis, ut tamen iotra fines suos contineretur, nec veras constituere sola vellet? Quis Ebraismorum metu nos liberatos eorum usu instroxit? Quis LXX viralem notationem quasi portam aperoit recte interpretando Novo maxime Testameoto? Barbariem denique, revocatam Germaois post Melanchthooem, expulit? Unum obiqoe omnes Erpestium nominaut.

Grunde meinte, seine volle Berechtigung. Wenn Ernesti von solcher Alterthumskunde Lessing zurückzuhalten beigetragen hat, oder wenn er, da dieser die Beziehung der einzelnen Kenntnisse auf den Menschengeist überhaupt in noch viel höherem Sinne gefaßt hat, als Ernesti jemals gethan — wenn er dazu beigetragen hat, diesen Sinn in Lessing auszubilden, so ist schon darum sein Verdienst um ihn unberechenbar. Bei Ernesti bezog sich wie bei den älteren Philologen, die ihre Wissenschaft als Humanitätsstudium betrachteten, zuletzt Alles auf die Poesie, sie kennen und fühlen zu lehren, war ihr höchster Endzweck — und es ist höchst bezeichnend, wie Ernesti in der so eben angeführten Vorrede zur Archaeologie seinen tiefen Schmerz darüber aussprechen muß, es habe sich gerade aus seiner Schule eine belletristische Richtung entwickelt, welche nur auf den Genuß der Dichter und die Zergliederung ihrer Annehmlichkeiten hinauswolle, und das ernste Studium des Alterthums versäume. Diesen Irrweg hat Lessing vermieden, aber wenn er ein lebendiges und ächtes Gefühl der Schönheit der alten Dichter hat, wie vor ihm keiner, so wird er es zum Theil Ernesti's Anregung verdanken.

Und doch hat Lessing — ich muß es wiederholen, gerade zu seinen antiquarischen Studien in Leipzig den Anstoß erhalten.

Es ward ihm hier nämlich ein Gebiet derselben bekannt, welches in der That würdige Gegenstände enthielt, und eine geistige Befriedigung zu gewähren vermochte, welche derjenigen, die die Dichtkunst gewährt, vollkommen ebenbürtig an die Seite tritt.

Und zwar war es der zweite von jenen beiden Vertretern der Philologie, auf welche oben hingedeutet wurde: Johann Friedrich Christ, der seit 1739 die Stelle eines ordentlichen Professors der Poesie bekleidete, welcher ihm dasselbe aufschloß.

Ich habe Ernesti's Stellung in der Wissenschaft einigermaßen genetisch zu entwickeln gesucht; mag es mir bei Christ erlaubt sein, zur Abwechselung von seinem Ende anzufangen.

Die officielle Denkschrift, welche 1757 erschien, nachdem Christ als Rector der Universität am 3. Mai 1756 unmittelbar nach dem preußischen Einfalle der den siebenjährigen Krieg begann, und zum Theil in Folge der Aufregung, in welche ihn derselbe, während er mit diesem Amte bekleidet war, nothwendig versetzen mußte, gestorben war, beginnt mit einem Preise der bildenden Kunst der Alten. Nur dürfe man sie nicht bloß unter dem Gesichtspuncte betrachten, daß ihre Beschauung uns Vergnügen gewähre. Illi ipsi, heißt es dann weiter, qui omnem antiquitatis scientiam ad veterum scriptorum divinorum humanorumque intelligentiam et historiam antiquam referunt, etsi honorificentius et verius iudicant: est enim ea res permagna, tamen longe angustius utilitatem eius circumscribunt, quam res et usus patiuntur. Itaque recte iudicat intelligentissimus ille et elegantissimus operum antiquorum spectator et interpres Caylus Comes, non optime fecisse antiquorum monumentorum interpretes, cum aut nihil aliud aut maxime id egerint, ut per reliquias antiquitatis graecae atque latinae lucis aliquid scriptoribus historiaeque adferrent: sapienterque ipse in operibus antiquis, quae mirifica artis elegantia expressit, hoc maxime et videndum praecipit et ipse videt, ut artium elegantium incrementa et perfectio artificumque ingenia cognoscantur, eaque intelligentia ad imitationem artificum h. e. ad usum perfectionemque artium conferatur. Dazu, sagt die Denkschrift weiter, gehöre nun viel Uebung des Auges,

große antiquariſche Gelehrſamkeit, einige techniſche Fertigkeit wenigſtens im Zeichnen, endlich eine unermüdliche Beharrlichkeit im Beſchauen und Wiederbeſchauen der Kunſtwerke. In quibus rebus quanta difficultas, quam paucis superanda ostendatur, quis non sua sponte intelligit? Einen ſolchen nun, der dieſe Schwierigkeiten überwunden, habe man ſoeben an Chriſt verloren, dieſer habe alles Erforderliche bei ſich vereinigt: die größte Kenntniß der alten Schriftſteller, in denen etwas über die Kunſt vorkomme, namentlich des Plinius, die rechte Beleſenheit in den Dichtern, eine große Kupferſtich- und ſelbſt eine kleine Kunſtſammlung; endlich habe Chriſt auch ſelbſt gezeichnet und in Kupfer geſtochen, und auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland und einen Theil von Italien, ſich eine ſo reiche Kunſtkenntniß erworben, daß er ein eigenes Buch über die Monogramme der Maler habe ſchreiben können, das neuerlich zu Paris ins Franzöſiſche überſetzt worden.*)

Wirklich erkennt noch die Nachwelt Chriſt als denjenigen an, welcher die Wiſſenſchaft, welche die Kunſt rein als ſolche betrachtet, zuerſt begründet und die Archäologie von dem alten Antiquitätenſtudium zu ſondern angefangen habe. Winckelmann ſoll von ihm gelernt haben, und wie Klotz ganz und gar auf ſeinen Schultern ſtand, ja ſeine Weisheit großentheils aus ſeinen Heften ſchöpfte, welche ſpäter unter dem Titel Johann Friedrich Chriſts u. ſ. w. Abhandlungen über die Litteratur und Kunſtwerke vornehmlich des Alterthums, durchgeſehen und mit Bemerkungen begleitet von Johann Karl Zeune 1776, gedruckt worden ſind, iſt bekannt.

---

*) Und von wem rührt dieſe Denkſchrift her? — Von Niemand anders als von Erneſti, wie allbekannt, denn ſie iſt in ſeine Opuscula aufgenommen. — Woher nun aber der Widerſpruch dieſer Aeußerungen mit dem Grundgedanken der Archaeologia litteria? denn in der That iſt dieſer ſo ſchneidend wie möglich; die Aeußerungen in dieſem Buche, daß die Kenntniß der Alterthümer nur in Beziehung auf die Schriftwerke anzuſtreben ſei, bezieht ſich, was ich in dem obigen Zuſammenhange nicht ohne mir ſelbſt vorzugreifen, anführen konnte, wirklich geradezu auf die Kunſtarchäologie. Er hatte, ſagt er in der angeführten Vorrede, die Archaeologia eine litterariam genannt, ut non artificibus, pictoribus, caelatoribus, architectis, sed studiosis liberalis doctrinae destinatam eorumque studiis et rationibus accommodatam esse appareat. Itaque raro et parce attigi rationem eam, quae artifici coniunctior est, et tum demum, cum necessitas aliqua extabat, admonens etiam subinde, ubi desinendum esset archaeologiae litteratae ne fines artificum temere ingrederetur, quod raro audebit sine periculo, ne ab iis irrideatur. Atque utinam his commemorandis, et multo magis tota re ita in scholis tractanda, possim efficere, ut ne qui vel antiquitatis huius studii vel elegantiae nomine capti, declinent ab illa litterata ratione ad alteram, quae magis est artificis quam hominis docti, quo visa est ab aliquo tempore res vergere, cum nonnulli eruditionem professi, nimis multa de artificiis ipsis dicere et pulcritudine operum, panca ad usum litterarum et doctrinae, tamquam magisterium artium ipsarum profiterentur. — Ich glaube, die Sache wird ſich ſo verhalten. Einerſeits mag Erneſti in der Denkſchrift nicht ganz ſeine Meinung ausgeſprochen haben, denn hier mußte hergebrachter Weiſe, was dem Verſtorbenen, und vollends dem im Purpur Dahingeſchiedenen, eigenthümlich war, als lobenswerth dargeſtellt werden — und andrerſeits mag er auch gegen die Chriſt'ſchen Anfänge der Kunſtarchäologie wirklich noch nicht eine ſo beſtimmte Stellung eingenommen haben, wie ſie ihm Winckelmannen einerſeits und Klotzen andrerſeits gegenüber nothwendig ſcheinen mochte. — Aber es iſt hier noch etwas Anderes zu bemerken. Die beiden Bücher, Chriſts Vorleſungen, wie ſie uns nun unter dem Titel von Abhandlungen vorliegen, und Erneſtis Archaeologia litteraria ähneln einander in der Anlage ganz ungemein. Ich ſtelle die Titel der Abſchnitte einander gegenüber:

Von dieſem Manne wurde auch Leſſing angeregt. Daß Chriſt jene Vorleſungen ſchon 1746—48 gehalten — ſie würden unter diejenigen gehören, welche, als feſte Collegia, in dem obigen Verzeichniß nicht namentlich angeführt werden, wird man wahrſcheinlich finden, wenn man bedenkt, wie große Wirkung er mit ihnen ausgeübt, und daß er ſchon 1756 geſtorben und ſeit 1752 ſehr kränklich geweſen; auch werden in den oben angeführten Magiſterverzeichniſſen Vorleſungen über lateiniſche Alterthümer von ihm erwähnt. Auch war er bereits mehrfältig im Gebiete der Kunſtarchaeologie als Schriftſteller aufgetreten. Es werden Diſputationen de murrinis und de poculis veterum von ihm angeführt, und im Museum Richterianum 1743 findet ſich eine bei Adelung fehlende Abhandlung „musei Richteriani dactyliotheca“ in denen er zu erörtern über-

---

Chriſt's Vorleſungen.	Erneſti's Vorleſungen.
	Prolegomena.
	Pars I. die Stoffe.
I. Von der Litteratur Beſchaffenheit, Zugehör und Inbegriff überhaupt.	I. De scriptura antiqua.
II. Von der Eintheilung, Benennung und allgemeinen Begriffen der Sachen, womit die Litteratur ſich beſchäftiget.	II. De marmoribus.
III. Von Aufſchriften, Architectur und Marmor der Alten.	III. De Gemmis et aliis lapidibus.
IV. Von alten Münzen und beſonders den römiſchen.	IV. De Metallis.
V. Von den Statuen oder den in die Runde gearbeiteten Bildern.	V. De varia materia operum antiquorum.
VI. Von dem erhabenen Bildwerke der Alten.	Pars II. Die Verarbeitungweiſen.
VII. Von den Gemmen.	I. De libris scriptis.
VIII. Von der Mahlerei der Alten.	II. De Titulis, tabulis legum, Decretorum et similibus, vulgo Inscriptionibus.
IX. Von den Gefäßen und Geräthe der Alten.	III. De Diplomatibus.
X. Von der Diplomatik, oder von dem Gebrauch und der Beurtheilung der Briefſchaften aus den mittleren Zeiten.	VI. De re numaria.
XI. Von den alten Handſchriften.	V. De Torentice.
XII. Von gedruckten Büchern.	VI. De Plastice.
	VII. De pictura.
	VIII. De architectura.

Wenn alſo Riedel in der Erfurter gel. Zeitung N. V. S. 25. über Chriſt's Collegium über die Litteratur ſagt, „Chriſt hat es Mode gemacht, Vorleſungen von dieſer Art zu halten, und ſeine nachgeſchriebenen Hefte ſind noch immer eine geſegnete Quelle, aus welcher viel grundgelehrte und berühmte Männer ihre Bächlein ableiten,“ ſo könnte dieſe Stelle, welche Leſſing in einem Artikel in ſeinen Collectaneen, welchen man im Anhange finden wird, auf Klotz anwenden will, mit dem aber Riedel gut Freund war, urſprünglich wohl auf Erneſti gezielt haben. Wie kommt nun das? Chriſt ſtarb, wie oben geſagt, 1756, zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges. Und Erneſti erzählt in der oft angeführten Vorrede, er habe jene Vorleſungen über Archaeologia litteraria zuerſt auf Veranlaſſung der Stiftung der Maleracademie — der leipziger ohne Zweifel, — des letzten Werkes des Kurfürſten Chriſtian Friedrich, gehalten. Dieſe aber ward gleich nach dem Ende des ſiebenjährigen Krieges gegründet. Da nun dieſer in dem Gange den wiſſenſchaftlichen Anſtalten in Sachſen eine große Störung und faſt eine Unterbrechung hatte eintreten machen, ſo iſts ſo gut, als hätten ſich Erneſtis Vorleſungen denen des verſtorbenen Chriſt unmittelbar angeſchloſſen. Und das iſt die Auflöſung des Räthſels. Man fühlte eine Lücke — Erneſti als Philologus par eminence unternahm, ſie auszufüllen, und da ließ er ſich denn natürlich die Gelegenheit nicht

nimmt, Gemmarum quidem qui sint colores, quae nomina, mox manus, veteres sint et an recentes? doctae an idoctae? dehinc argumenta verane an falsa an nulla? Ueber die Zeichen, in denen man das Alter ſolcher Werke erkennen könne, iſt eine eigene Abhandlung beigefügt; die Beſchreibung der Steine, die zum Theil abgebildet ſind, iſt zugleich lateiniſch und deutſch; das letztere bittet Chriſt in re nova, in argumento insueto, mit nachſichtigem Auge anzuſehen. Alſo in jeder Beziehung ein Ei der Leda, außer etwa in Betreff der brüderlichen Einigkeit der Beiden, welche ihm entſproſſen: Und wenn etwa Leſſing dieſe Schrift nicht gekannt haben ſollte, denn er führt ſie allerdings in den antiquariſchen Briefen nirgend an, ſondern nur erſt (VIII. 68.) die Abhandlung in dem 1753 erſchienenen Erſten Bande des Commentarii Lips. litterarii, ſo ſagt er doch (VIII. 814.), wo er von den Gemmen ſpricht: „Ich habe Chriſten gekannt und Chriſten gehört, und ihn über dieſe Sachen ſelbſt gehört."

Erſt nach beinahe zwei Jahrzehenden betheiligte ſich Leſſing im Laokoon an der ſelbſtſtändigen Fortbildung dieſer Studien. Es wird an ſeinem Orte zu ermitteln ſein, warum das nicht eher geſchehen und was ihn endlich dazu veranlaßt. Daß er aber während ſeiner Univerſitätsjahre in Leipzig Chriſts Thätigkeit in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt, ja daß er ihm vielleicht gar perſönlich nahe getreten, wird, wenn dies eines äußern Beweismittels bedarf, durch einen Umſtand wahrſcheinlich gemacht, deſſen Erwähnung ſich dem Zuſammenhange des folgenden Kapitels anreihen wird. Und wäre auch ein ſolcher Umſtand nicht nachzuweiſen — Leſſing muß ſich, zumal wenn dieſer Umſtand die äußere Veranlaſſung wurde, ſchon jetzt von Chriſts gelehrter Thätigkeit angezogen gefühlt haben, ſo zahlreich ſind die Puncte, an denen er namentlich in der nächſten Folgezeit mit ihm zuſammentrifft, ſo groß iſt ſelbſt die Geiſtesverwandtſchaft, in welcher er zu ihm ſteht.

Ich müßte ganzen ſpätern Abſchnitten vorgreifen, wenn ich die einzelnen Anknüpfungspuncte namhaft machen wollte; ich begnüge mich daher, darauf hinzuweiſen, daß Chriſt, nach der mehrfach angeführten Quelle, über Plautus und Horaz geleſen hat, die zu den erſten Gegenſtänden von Leſſings wiſſenſchaftlicher Schriftſtellerei gehören; was aber die Geiſtesverwandtſchaft anbetrifft, glaube ich behaupten zu dürfen, daß, wenn es darauf ankäme, anzugeben, wer Leſſings Lehrer im inhaltvollſten Sinne des Wortes geweſen, oder, da Leſſing freilich nur auf ſich ſelber ruht, wer etwa die gleichgeſtimmte Saite geweſen, durch deren Vorklingen ſein Geiſt ſeinen eigenthümlichen Ton gefunden, möchte dieſer auch ſpäter in Accorde abgeklungen ſein, die an jener

---

entgehen, die Sache in ſeinem Sinne zu nehmen, und dem archäologiſchen Studium als Selbſtzweck betrachtet, indem er es zu befördern ſchien, vielmehr einen recht böſen Streich zu ſpielen. Er war ſolcher Verfahrungsweiſe wohl fähig, man kennt ſeinen Character. Giebt er doch auch zu verſtehen, dieſes Fach ſei eben ein ſolches, das man ganz gut nebenbei beſtreiten könne. Id mihi erat expeditius, ſagt er, quod ante hos quatuor et viginti annos, Plinii Historiam naturae uno tenore legens, tum alia ad antiquitatis cognitionem, tum maxime ad totum hoc genus pertinentia, notaram, eaque subinde cognoscendis operibus antiquariis tum superioribus, tum post illud tempus editis, suxeram, unde sumere, quae consilio prodessent, haud difficile erat. Ihm war das Alles ganz von ſelbſt geläufig; er brauchte es nur zuſammenzuſtellen! — nur daß er doch auch gelegentlich Winckelmann anführt.

nicht angeſchlagen waren, an Niemand, als an Johann Friedrich Chriſt gedacht werden könne.

Chriſt war nicht bloß Philolog, ſelbſt nicht in der Bedeutung wie Erneſti, welcher die Dinge, die in ſeinen Initiis doctrinae solidioris vorkommen, noch nur im Sinne einer formellen Schulbildung betrachtete, vielmehr verfolgte er die mannichfaltigſten Intereſſen auf ſelbſtthätige Weiſe; ſeine Schriften haben den bunteſten Inhalt; die Sammlung von Abhandlungen, welche er mit Hinweiſung auf den Gellius 1728 unter dem Titel noctes academicae herausgab, enthält in Einem Hefte eine Unterſuchung de ritu vindiciarum apud antiquissimos Romanorum, Verbeſſerung und Erläuterung eines Capitels im Gellius, Verbeſſerung der Annales Francorum Pithoeani aus einer Handſchrift, eine Unterſuchung über das Haisband, mit welchem der Erzbiſchof Hatto Heinrich dem Vogler nachgeſtellt, eine andere über die Bildniſſe des Machiavell mit Radirungen von Chriſts eigner Hand, und noch mehrere Andre. Man könnte ihn alſo eher zu den Polyhiſtoren rechnen, deren es in ſeiner Zeit ſo viele gab. Aber auch von dieſen unterſcheidet er ſich weſentlich; die Aufſpeicherung mannichfaltiger Kenntniß iſt nicht ſein letztes Augenmerk, die Maſſe des Wiſſens wird bei ihm zwar nicht, wie bei Leibnitz, von einem höhern wiſſenſchaftlichen Princip, aber doch von einer geiſtigeren Auffaſſung beherrſcht.

Chriſt war ein Mann von freier und feiner Bildung. Schon in ſeiner Vaterſtadt Coburg, wo er 1701 geboren war, hatte er Gelegenheit gehabt, ſich für die Welt auszubilden, denn ſein Vater, welcher Director der Schule war, ſtand, wie dies in dem kleinen Staate natürlich war, mit dem Hofe in Verbindung und ſcheint eine Art Mittelpunct der guten Geſellſchaft gebildet zu haben. Später trat Chriſt zu zwei vornehmen Familien in Beziehung, welche in der Geſchichte der deutſchen Litteratur bedeutend geworden ſind; er führte die Söhne des damaligen meiningiſchen Premierminiſters v. Wolzogen nach Halle, und mit dem Grafen Rudolph v. Bünau, einem Bruder des bekannten Reichshiſtorikers, bei welchem Winckelmann zuerſt eine ſeiner würdigere Stellung fand, machte er die oben erwähnten Reiſen. Auch iſt er mit der zuletzt genannten Familie immer in vertrauter Verbindung geblieben, eins ſeiner Hauptwerke iſt dem Heinrich v. Bünau geweiht, und ein andres dient zur Verherrlichung eines Bünau'ſchen Landgutes. Und damit man nicht zweifeln könne, daß Chriſt die Bildung, welche dieſe Verhältniſſe theils vorausſetzen, theils herbeiführen mußten, von Anfang an in höherem Sinne aufgefaßt habe, trifft es ſich, daß er in einer ſeiner Schriften, welche an eine Abhandlung des Chr. Thomaſius anknüpft, ganz ausdrücklich erklärt, dieſer Mann, den Luden einen Vorgänger Leſſings nennt, und der überhaupt in der Geſchichte des deutſchen Geiſtes Epoche macht, habe ihn ſeit ſeinen Knabenjahren ungemein angezogen, und um ſeinetwillen ſei es ihm beſonders erwünſcht geweſen, nach Halle zu kommen.

In Folge dieſer Geiſtesrichtung findet ſich unter den mannichfaltigen Gebieten, auf denen Chriſt heimiſch iſt, eins, das dem bloßen Philologen ſowohl, als dem eigentlichen Polyhiſtor fremd geweſen wäre, und ſein Intereſſe für die übrigen bekommt eine Wendung, die eben auch nicht im Bücherſtaube wurzelte.

Chriſt ſchätzte die antike Kunſt als ſolche, ohne unmittelbare Beziehung auf die Schriftdenkmäler des Alterthums — dies iſt ſchon oben angeführt

worden. Aber dieſer Kunſtſinn beurkundete ſich bei ihm auch dadurch als einen ächten, daß er ſich nicht bloß auf die antike Kunſt richtete. Chriſt war vielleicht noch mehr Kenner der neuern Malerei, als der antiken Sculptur, wie er denn auch in jener ungleich mehr eigene Anſchauung beſitzen mußte, da er in Holland, Frankreich und Venedig, in Rom aber nicht geweſen war. Seine Schrift über die Monogramme der Maler und Kupferſtecher iſt ſchon genannt worden; ſie beruht ganz auf eigner Anſchauung, und legt von einem ausgebreiteten Studium Zeugniß ab; ihre Brauchbarkeit erhellt daraus, daß ſie 1756 ins Franzöſiſche überſetzt wurde. Auch in der Abhandlung über die geſchnittenen Steine des Museum Richterianum, die oben erwähnt worden, geht Chriſt auf die moderne Kunſt ein; er beſpricht hier die Aechtheit einiger Bilder italieniſcher und niederländiſcher Schule, welche jener Nachlaß enthalten ſollte.

Mit dieſer Empfänglichkeit für den Werth moderner Geiſteserzeugniſſe verband ſich bei Chriſt bei dem Studium des Alterthums ſelbſt eine Bezugnahme auf das Geiſtesleben und die geiſtigen Bedürfniſſe der Neuzeit, wie ſie in freierer Weiſe und in höherem Sinne ausgeübt, einen der Grundzüge von Leſſings Thätigkeit ausmacht.

Hieher gehört beſonders ſeine Schrift über den Machiavell, die auch inſofern merkwürdig iſt, als ſie zeigt, wie ſich bei ihm gerade in jenen vornehmen Kreiſen ein merkwürdig unbefangener politiſcher Standpunkt ausgebildet hatte. Machiavell wird nämlich in dem Buche, welches dem Grafen Heinrich von Bünau gewidmet iſt, vertheidigt. Zwei Secten von Politikern gebe es, ſagt Chriſt, die Monarchomachae und die Monarcholatrae. Man habe Machiavell den letztern beigezählt, er gehöre aber vielmehr zu den erſteren. Der principe habe lediglich die Abſicht gehabt, die Mediceer verhaßt zu machen; ſeine Berechnung ſei geweſen, daß ſie entweder dem Rathe, ganz Italien zu unterjochen, folgten, und dann durch Mißlingen des Verſuchs geſtraft würden, oder daß das Volk wenigſtens glaubte, in dem Buche ſeien die Pläne des Hauſes aufgedeckt, und dieſes alſo um ſo verhaßter würde. Freilich hatte ſchon Caspar Schoppe hierauf hingedeutet, aber in einer Schrift, welche nicht einmal den Namen des Machiavell nennt; Chriſt ſucht dieſe Auffaſſung zu beweiſen, indem er mittels der übrigen Schriften des Florentiners, welche als die wahre Quelle für die Kenntniß ſeiner Ueberzeugungen zu betrachten ſeien, die durchaus republikaniſche Färbung derſelben darlegt. Zwar will er es nicht gelten laſſen, daß auch er ſo denke; es ſollen nur Machiavells Anſichten ganz objectiv dargeſtellt ſein, und namentlich wird das deutſche Reich wegen ſeiner Verfaſſung gerühmt, aber das geſchieht nur anſtandshalber. Chriſt ſpricht ſeine wahre Geſinnung ganz deutlich aus, indem er*), wo es gilt, den Machiavell gegen Conring zu vertheidigen, welcher gemeint hatte, die Politik des Ariſtoteles mache die Bücher des Machiavell überflüſſig, darauf hinweiſt, daß jener ſich allzu ſehr der Alleinherrſchaft zuneige; die politiſche Weisheit, der die Freiſtaaten bedürften, ließe ſich am beſten aus der römiſchen Geſchichte erkennen, welche Machiavell in dieſem Sinne behandelt habe.

Noch auffallender tritt die lebendige Beziehung der Gelehrſamkeit auf die Neuzeit, ja auf die Gegenwart bei Chriſt nach einer andern Seite hin hervor, wo man es am wenigſten erwarten möchte.

*) J. Fr. Christii de N. Macchiavello libri III. 1731. 4. p. 82.

Chriſt hatte in ſeiner Jugend viele deutſche Gedichte und ſelbſt Komödien gemacht, welche ungedruckt geblieben ſind. Später verachtete er die deutſche Poeſie und wandte ſich gänzlich der lateiniſchen zu. In dieſer nimmt er eine bedeutende Stelle ein; man hat von ihm außer den Gedichten auf die Magiſterpromotionen, die er als Profeſſor der Poeſie anfertigen mußte, Suselitium, ein längeres elegiſches Gedicht auf das Bünau'ſche Landgut Seuſelitz, variorum carminum silva, Aeſopiſche Fabeln und Anderes. Aber dieſe Abwendung von der deutſchen Poeſie trägt einen ſo eigenthümlichen Charakter, daß Chriſt's Schriften, weit davon entfernt, den damaligen Aufſchwung der deutſchen Litteratur zu hemmen, ihn vielmehr weſentlich befördert haben müſſen.

Er verachtete nämlich nicht, wie andere Latiniſten, die deutſche Sprache und Dichtung an ſich, ſondern nur ihren damaligen Zuſtand, ohne in Abrede zu ſtellen, daß wohl noch einmal etwas aus ihr werden könnte; ja er machte Vorſchläge, um ihren Zuſtand zu verbeſſern — nur einſtweilen, ſagte er, ſei ſie ſo beſchaffen, daß man lieber lateiniſch dichten möge.

Sowohl die Vorrede zum Suselitium, als auch die zu der Silva — ſie ſind in die Sammlung von allerlei Aufſätzen aufgenommen, welche Chriſt 1746 unter dem Titel Villaticum drucken ließ; man findet hier jenes Gedicht Suselitium noch einmal, daneben unter dem Titel von Excurſen, in wunderlicher Miſchung Abhandlungen über die Geſchichte dieſes Ortes und des Bünau'ſchen Geſchlechtes, Emendationen zum Statius, Horaz u. ſ. w. — behandeln nebſt noch einem Aufſatze dieſe Frage. Chriſt nimmt hier beſonders Anſtoß daran, daß das Deutſche keine eigentliche Zeitmeſſung habe, oder daß dieſelbe vielmehr nicht beobachtet werde, dann polemiſirt er gegen diejenigen, welche aus mißverſtandenem Eifer die Sache anders darſtellten, beſonders in dem dritten Aufſatz gegen eine Recenſion der Vorrede zu der Silva, bei welcher ich, obgleich ich ſie nicht habe auffinden können, an Gottſched denken möchte, zuletzt ſtellt er die Regeln einer wahren Zeitmeſſung im Deutſchen auf. Dieſe Aufſätze enthalten ſo viele richtige und ſchlagende Bemerkungen, daß ſie ein Geſchichtſchreiber der deutſchen Sprache und Grammatik nicht wird überſehen dürfen. Aber was ſowohl dieſen Erörterungen als auch Chriſt's Abneigung gegen die damalige deutſche Dichtung eine eigenthümliche Bedeutung giebt, iſt, daß er eine aufrichtige Liebe zur ältern deutſchen Sprache hegt, und in dieſer allein das wahre Deutſch erkennt, das theils an ſich der damaligen Wäßrigkeit vorzuziehen ſei, theils die Keim zu etwas Beſſerem enthalte. Er ſagt in ſeiner prolusione de Phaedro, von der noch die Rede ſein wird, bei Gelegenheit des Steinhöwel, nachdem er eine Stelle angeführt: Praevideo fore aliquos, qui sermonis, non vere Theotisci litterata cura intellegendi, sed praesentis et qualiscunque studiosi, iudicium hic requirant nostrum, iudicantium haec tersa ac munda facetaque esse, quae ipsis casca incultaque et rustica videantur; sua contra, quae nos inscita et semibarbara esse aimus, longe meliora (sic). Sed ut aegre non fero, amare eos, et in re studium collocare, quam non assequuntur aut natione aut institutione prava alieni ab his litteris intelligendis: ita suadeo, ne sibi vanam studiorum fiduciam aut iudicii ferendi facultatem sumant, super ea litteraturae parte, quae sine naturae quadam bonitate, et institutione praeclara, dein usu multo ac lectione, litterisque raris ac diversis, nunquam cognoscitur. Sciant, haec Theotisca vetusta non multa quae ego munda esse aio exempla et velut canones veros fuisse, ex quibus Lutherus, qui ipsis quoque iam cascus per im-

peritiam opicusque videtur, scitissimam elegantemque orationis suae formam extunderet. Nam hodie quoque nullum esse sermonis nostri habitum bonum, nisi, ut ait Opitius, Lutheranum. In dieſem Sinne beklagt er es denn auch im Villaticum (S. 127), daß man die Lutheriſchen Kirchenlieder jetzt mit allerlei Verneuerungen ſinge; er habe ſich ſein Exemplar ganz nach den alten Drucken durcheorrigirt, auch ſucht er ſeine Lehre von der Zeitmeſſung der deutſchen Sprache ganz wie Klopſtock in den grammatiſchen Geſprächen durch den Otfried und mittelhochdeutſche Gedichte zu belegen. Und wie er ſich dieſen Dingen mit offenem Sinne hingegeben, beweiſen einige der poetiſchen Ueberſetzungen kurzer Abſchnitte römiſcher Dichter, die er gelegentlich beiſpielshalber einſchaltet; ſie haben eine geſunde Kernhaftigkeit, mit welcher ſie damals, wenn ſie umfangreicher geweſen wären, eine große Wirkung hätten ausüben können*). Und ſo iſt er auch im Uebrigen den damaligen Richtungen in der deutſchen Litteratur nach mehreren Seiten hin verwandt; in ſeinen äſopiſchen Fabeln, die 1748 erſchienen, als Gellert ſchon aufgetreten war, nimmt er auf die Manier des Lafontaine Rückſicht, und die anakreontiſche Dichtung jener Jahre dürfte urſprünglich von ihm angeregt ſein, denn das Vorwort zu einem Aufſatze in den Noctes academicae 1728: Veneres anacreonticae carmine latino elegiaco expressae, in welchem er einige Anakreontica in lateiniſche Diſtichen überſetzt, und allerlei lateiniſche und franzöſiſche Uebertragungen derſelben vergleicht, ſchließt mit den Worten: si quid haec te iuvare possunt, lector, videbis fortasse, alio tempore, cum ludere vacat, Anacreontem Germanicis versibus iocantem, quibus et memet et Fossaeum, si futurum est, superare annitar. Wenigſtens daß Gottſched, von dem bekanntlich die erſten und dazu recht glücklichen Uebertragungen der Anakreontica in reimloſe Verſe herrühren, durch dieſe Aeußerung zu einem ſolchen Verſuche veranlaßt ſei, wird kaum zu bezweifeln ſein.

Es wird kaum nöthig ſein, daß ich auf die Analogie, welche zwiſchen dieſem Auftreten Chriſt's und Leſſings Verfahrungsweiſe obwaltet, ausdrücklich hinweiſe. Die Anknüpfung der eigenen Production an die Behandlung deſſelben Gegenſtandes durch Andere, die in dem zuletzt angeführten Aufſatze zu bemerken iſt, ſelbſt die Hindeutung auf „das nächſte Mal" iſt ganz in Leſſings Manier. Und wenn Chriſt lieber lateiniſch dichtet, weil man nun doch einmal jetzt nicht wahrhaft und ächt deutſch dichten könne, liegt dem nicht dieſelbe Abweiung aller Halbheit, ja dieſelbe Gedankenwendung zu Grunde, wie wenn Leſſing denen, die einmal nicht ganz Philoſophen ſein wollten oder könnten, gerathen hat, lieber ganz Theologen zu ſein? Dazu nehme man das auf der gründlichſten Sachkenntniß beruhende kecke Auftreten gegen verjährte Irrthümer, das aber nicht umreißt, ſondern aufbaut, die Neigung „Rettungen" zu ſchreiben, die ſich im Macchiavell kund giebt. Und endlich noch eins. Leſſing ſpricht ſelbſt von Chriſt's kühnen und oft ſeltſamen Einfällen, die er aber wenigſtens mit

*) Eine Probe: Absentem qui rodit amicum u. ſ. w.

Wer hinterm Rücken ſeiner Freunde Ruhm benagt:
Nichts, ſie zu retten, gegen andre Tadler ſagt:
Hält ſich's für Ehre, wenn er andre lachen macht:
Giebt auf die Reden, um darob zu ſpotten, acht:
Kann falſche Dinge dichten, aber ſchweigen nicht:
Den meide, Bruder, denn er iſt ein Böſewicht.

einer sehr ausgesuchten Belesenheit zu belegen gewußt (X. 369). Ist's nicht, als wollte er damit sich selbst schildern, oder findet nicht zwischen dem Chabrias und dem ἀντίπυγος congressus der Aphrodite kallipyga*), zwischen der Ansicht, in dem Verse parturiunt Montes sei das letztere Wort der Accusativ**), und Christ's Berufung auf den Otfried und Wolfram zu Gunsten der reinen Jamben eine innere Verwandtschaft statt?

Nun wird man mir vielleicht erwidern, die innere Verwandtschaft könne zugegeben werden, wodurch aber sei man zu der Ansicht berechtigt, daß sie nicht eine blos zufällige sei, daß Lessing wirklich eine bedeutende Einwirkung von Christ erfahren habe. Denn daß Lessing in Leipzig studirt und eine Vorlesung bei Christ gehört, daraus folge doch nicht, daß er seine Bücher schon damals gelesen und so gelesen habe, wie hier vorausgesetzt werden müßte. Nun, daß er dieselben wenigstens sehr bald darauf schon gelesen hatte, wird seiner Zeit erwiesen werden. Aber es läßt sich noch ein ganz anderer Schlag ausführen; Lessing ist gerade von dem Theile von Christ's wissenschaftlicher Thätigkeit, an den er später am entschiedensten anknüpft und in welchem überdies Christ's geistige Verwandtschaft mit ihm am deutlichsten hervortritt, Zeuge gewesen, er hat sie wohl beinahe selbstthätig mit durchlebt.

Es herrschte damals in Leipzig noch die Sitte, daß die Professoren, mit Hinzuziehung eines ausgezeichneten Studenten, um sich zu zeigen und auch wohl um diesen in die wissenschaftliche Welt einzuführen, dann und wann eine öffentliche Disputation hielten, in der sie irgend eine eigenthümliche Ansicht gegen Jedermann zu vertheidigen sich anheischig machten. Natürlich konnte die Veranlassung dazu auch gelegentlich von einem Studenten ausgehen, der ihnen befreundet war und sich auszuzeichnen wünschte. So war denn auch eines Tages Johann Friedrich Fischer, der spätere Rector der Thomasschule in Leipzig, ein Landsmann Christ's und ihm nahe verbunden, denn dieser hatte ihn selbst eine Zeit lang bei sich wohnen lassen***), mit einem solchen Anliegen zu Christ gekommen, und dieser hatte ihm vorgeschlagen, sie wollten, da man doch bei solcher Gelegenheit nicht mit einer Wahrheit, wie: Wenn's regnet wird's naß, auftreten könne, zusammen die Frage aufstellen, ob Phädrus ein antiker Dichter oder seine Fabeln ein modernes Machwerk seien†). So entstand Christ's den Kennern der philologischen Litteratur wohlbekannte prolusio de Phaedro, die 1746 in 4. erschienen ist; sie ist Fischer's Vater gewidmet. Die Disputation fand am 22. April dieses Jahres Statt, zu welcher Zeit zwar Lessing noch nicht in Leipzig war; da aber jener Fischer, wie wir weiterhin aus seinem eigenen Munde hören werden, in Leipzig einer seiner genauesten Bekannten gewesen ist, so wird er der Sache schon kundig geworden sein.

Christ behauptet in dieser Schrift, die sogenannten Fabeln des Phädrus seien ein Werk des Nic. Perottus, des Freundes des Cardinal Bessarion, und eine bloße Versificirung der unter dem Namen des Romulus bekannten

*) Noctes Academicae Obs. VIII. De Veneris leucopygae statua illustrandae Ciceronis ad Paetum de verbis praetextatis epistolae.

**) Collectaneen s. v. Horaz XI. S. 314.

***) Kuinoel narratio de J. F. Fischero p. VIII.

†) Christ de moribus et Phaedro p. 2.

proſaiſchen Fabeln; die Beweiſe dafür fand er vorzüglich in der ſchlechten Latinität, um deren willen ſchon Andere das Alter derſelben angezweifelt und in einer Aeußerung des Nic. Perottus ſelbſt, der ſich ſelbſt in ſeinem Cornu copiae eine der Fabeln, welche wir in dem ſogenannten Phädrus leſen, beizulegen ſcheint*). Nur wenn er mit eignen Augen ſähe, daß die Handſchriften, aus denen man die Fabeln herausgegeben, älter ſeien als die Zeit des Perottus, könne er von dieſer Anſicht abgehen.

Als hiergegen Joh. Nic. Funck, Profeſſor in Rinteln, eine apologia pro Phaedro eiusque fabulis 1747 geſchrieben, antwortete Chriſt in der Schrift de moribus simul de Phaedro eiusque fabulis ad eruditos quosdam verior expositio 1747. Hier tritt uns der Mann in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit entgegen. Die Anſicht über den Phädrus war von ihm in der erſten Schrift mit großer Liberalität vorgetragen, aber da es nun gilt, ſie gegen einen ungehörigen Angriff zu vertheidigen, macht er mit offener und herzgewinnender Ueberzeugungstreue von ſeiner Ueberlegenheit Gebrauch. Er habe neulich, ſagt er, der wiſſenſchaftlichen Welt eine Geſchichte vom Phädrus, der kein Phädrus ſei, erzählt. Da ſei nun einer gekommen und habe ein ganz unſinniges Epimythion dazu geſchmiert. Nun müſſe er noch eine andere Geſchichte erzählen. Ein junger Mann, der ihm befreundet ſei, habe ihn um ein Thema zu einer Diſputation gebeten. Da habe er ihm die Abhandlung über Phädrus geſchrieben; als eine prolusio, wie die Alten die Behandlung einer Frage nannten, über die ſich hin und herſtreiten ließe. Was ſei daran auszuſetzen — das ſei doch beſcheiden genug — dürfe der Gelehrte nicht mehr ſeine Anſichten der Prüfung eines Standesgenoſſen vorlegen? Aber die Sache habe einen, der auf der Schule den Phädrus geleſen und ſein bischen Latein zum Theil aus ihm gelernt, gewaltig verdroſſen; der ſei ihm auf das illiberalſte über's Maul gefahren, habe von Wuth berühmt zu werden und dgl. geredet u. ſ. w. Und nun nimmt er ſeinen Gegner vor, gegen den er keine Rückſicht mehr kenne, denn ſeine Kenntniſſe möge man mißachten, ſeinen Charakter aber laſſe er nicht antaſten, zerpflückt ihm ſeine Behauptungen jämmerlich, macht ihn beſonders damit lächerlich, daß er zeigt, wie er es durchaus nicht habe faſſen können, daß er (Chriſt) nicht den Phädrus als Perſon angreife, ſondern ſeine Exiſtenz leugne, und ſchließt damit, er möge ſich nur aber die Sache nicht zu ſehr zu Herzen nehmen. Man werde ihn zwar auslachen, aber auch der Dümmſte finde immer noch Dümmere, die ihn für weiſe hielten. So könne er zwar kein Latein, doch würde man es ihm doch noch nachrühmen te habere aliquod dicendi genus, te habere einen netten Stiel quia ansatus videlicet ut ille apud Plautum in Persa amhulas. Alia id genus fient Milesiis omnibus veriora. His te interea solatus acquiescas et quod Graeculi veteres in poculis Pie Zeses. Nihil est rectius. Namque mortales multi, mihi crede, spirant recteque valent, quibus nihil est aliud vivere, quam bibere. Itaque vive tu quoque, ut dixi, ac bibe, et, quantum potest, sapere incipe.

Es bedarf nichts, als daß man nur auf dieſe Schriften aufmerkſam macht, um zu beweiſen, daß ſie einen ungemeinen Einfluß auf Leſſing ausgeübt. Wie viel er ſich in verſchiedenen Perioden ſeines Lebens mit der äſopiſchen

*) Eiusd. prolusio de Phaedro eiusque fabul. p. 39.

Fabel zu thun gemacht, iſt bekannt. Zwar hängt dies an verſchiedenen Fäden, wie denn überhaupt Leſſing eine hiſtoriſche Unterſuchung nicht leicht ohne ein im Hintergrunde liegendes geiſtiges Intereſſe der Gegenwart anſtellte, aber da hierbei die rein gelehrte Erforſchung des beſondern Gegenſtandes immer die Grundlage und den Ausgangspunct bildete, darf das, was ihn zuerſt auf denſelben aufmerkſam machte, in dieſen Fällen wohl als Veranlaſſung der ganzen Unternehmung betrachtet werden. Auch ſagt Leſſing ſelbſt *), es habe eine Zeit gegeben, wo er keinen Dichter mit mehrerem Fleiße ſtudiret habe, als den Phäder, und daß das ſo viel heißt, als, er habe zu dieſer Zeit keinen Schriftſteller ſo fleißig ſtudirt, als den Chriſt, beweiſt die Aeußerung **), daß dieſer in der Hauptſache vom Phädrus unſtreitig Recht habe, in der er bisher weder widerlegt worden, noch ſchwerlich jemals widerlegt werden dürfte ***). Aber dies iſt nur Nebenſache †), die Hauptſache iſt die allgemeine geiſtige Anregung, welche Leſſing von dieſen Schriften, und beſonders von der zweiten, erhalten mußte. Hier trat ihm eine kecke Bekämpfung eines alt hergebrachten Vorurtheils entgegen, die er um ſo mehr ganz eigentlich mit durchlebt haben wird, da er dem letzteren bis dahin ſelbſt angehangen haben muß — und dabei zugleich eine eben ſo rückſichtsloſe wie geiſtreiche Kritik vordringlicher wiſſenſchaftlicher Unzulänglichkeit. Niemand hat jene Bekämpfung wie dieſe Kritik muſterhafter ausgeübt, als Leſſing, Niemandes Geiſtesform iſt ſo ganz eigentlich auf ihre Ausübung berechnet geweſen — der Schlußſatz, welcher daraus folgt, braucht nicht gezogen zu werden. Auch fehlt es an beſtimmten Belegen nicht. Die erſte ſelbſtſtändige kritiſche Schrift Leſſings iſt das Vademecum für Samuel Gotthold Lange. Man hat von jeher die Bemerkung gemacht, es ſei mit etwas mehr Luſt und Liebe zum Dinge geſchrieben, als eben unumgänglich nöthig geweſen wäre — es iſt nicht blos eine Aeußerung der Nothwehr, es regt ſich wirklich ein wenig litterariſche Mordluſt darin. Leſſing war erſt 25 Jahre alt, als er es ſchrieb — wie wenn ihm, verſteht ſich, ganz unbewußt, die Gelegenheit recht erwünſcht gekommen wäre, auch einmal ſo ein Gericht auszuüben, wie Chriſt gegen Funck — etwa wie ſeit dem Erſcheinen des Vademecum gar manche Streitſchrift und Kritik ungeſchrieben geblieben wäre, hätten die Verfaſſer der Verſuchung widerſtehen können, auch einmal den Leſſing zu ſpielen? Ich kann das Vademecum und die Schrift de moribus et Phaedro nicht im Einzelnen vergleichen, aber ich dächte, man könnte ſchon durch den oben von der letzteren gegebenen Auszug an das erſtere erinnert werden, das Motiv,

*) Romulus und Rimilius IX. S. 37.

**) Ueber den Anonymus des Nevelet X. S. 369.

***) Meine Leſer wiſſen es viel beſſer als ich, daß ſeit Leſſings Zeit das Gegentheil gezeigt worden, daß der Codex des Pithoeus vorhanden iſt, und daß man ihn für älter als die Zeit des Perottus erkannt hat u. ſ. w., daß ſich aber zuletzt herausgeſtellt, wie Chriſt's Vermuthung doch gar nicht ſo thöricht geweſen, indem wenigſtens die neu aufgefundenen Fabeln, welche man am Anfange unſeres Jahrhunderts als ein Supplement zum Phädrus herausgegeben, ein Erzeugniß des Nic. Perottus ſeien.

†) Daß die Lehre von der Fabel überhaupt Leſſingen damals noch nicht beſchäftigte, erhellt daraus, daß ihm Gottſched's ebenfalls während ſeiner Leipziger Studentenjahre am 17. Dec. 1746 erſchienene Einladung zur Baccalaureuspromotion de quibusdem philosophiae moralis apud Germanos antiquiores speciminibus damals ſo wie noch viele Jahre unbekannt geblieben, X. S. 361.

bei Erörterung der wissenschaftlichen Frage, den Gegner zugleich mores zu lehren, ist wenigstens in beiden ganz dasselbe, so auch die directe Anrede, die Erklärung über die Antastung der sittlichen Persönlichkeit der Verfasser, und endlich halte man den Schluß des Vademecum gegen den oben angeführten. „Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden.... Ich habe weiter nichts zu thun, als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten; zu einem Vademecum, das ich Ihnen zur Besserung Ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rathe..... Ich wünsche guten Gebrauch!"

Auch die dritte der Christ'schen Schriften, welche sich auf die Fabelsache beziehen, Fabularum veterum Aesopiarum libri duo 1748, zeugt von einer der Lessing'schen ähnlichen Anschauungsweise. Schon in dem Büchlein de moribus hatte Christ am Schluß für ein Paar Fabeln den Anonymus und den Romulus Nilantii, den Phäder und eine eigene Bearbeitung des in den ersteren beiden gegebenen Stoffes nebeneinander gestellt, um einerseits vor Augen zu stellen, daß der sogenannte Phäder nur eine Verstümmelung jener sei, und zugleich zu zeigen, es sei so etwas Großes nicht, wenn ein Neuerer diese verfertigt habe; man könne es mit leichter Mühe auch wohl noch besser machen. Die Fabulae Aesopiae enthalten nebst einer Vorrede, welche die Sache, ohne Funcks weiter Erwähnung zu thun, noch einmal bespricht, eine ganze Sammlung von Fabeln, welche auf diese Weise entstanden waren. Wie es Lessings Art gewesen, wissenschaftliche Untersuchungen mit einer productiven Leistung zu begleiten, oder diese auf jene folgen zu lassen, ist bekannt; gleich seine Fabeln bieten davon ein Beispiel dar, dann kann man auch an die Emilia denken, welche der Dramaturgie folgte, und wie sich in der Miß Sara Sampson die früheren Versuche über dramatische Kunst und Litteratur abschließen, werde ich an seinem Orte zeigen.

Es trifft sich eigen, daß die letzten Worte, welche Lessing drucken lassen, sich auf Christ beziehen. Er spricht in dem Aufsatze über den Anonymus des Nevelet von dem Urtheil, das Christ über denselben fälle — dann führt er an: „Scilicet, sagt er ausdrücklich" — und damit bricht, nach Eschenburgs Bemerkung, die Handschrift, die er nicht lange vor seinem Tode in die Druckerei gab, ab.

Zweites Kapitel.

Wenn die Lehre, daß im Weltganzen Alles zu vollkommener Zweckmäßigkeit zusammenstimme, ihre Belege in dem Einzelnen, welches innerhalb jenes Ganzen steht, finden könnte, so möchte man dafür am ersten auf die Bildungsgeschichte bedeutender Menschen verweisen. Von einem gewöhnlichen Lebensgange läßt sich dies durchaus nicht behaupten; hier muß sich die Beziehung des Einzelnen häufig ganz verstecken, denn sie geht auf einen außerhalb des Individuums liegenden

Mittelpunct; auch giebt es Menſchen, die durch eine gewiſſe verkehrte Anlage ihres ganzen Weſens von vornherein mit der Welt in Disharmonie zu ſtehen, ja in ihr eine ganz und gar excentriſche Stellung einzunehmen ſcheinen, und bei Allem, was in ihre Entwickelung fördernd hätte eingreifen können, entweder zu früh oder zu ſpät kommen. Der bedeutende Menſch kommt immer zur rechten Zeit, denn er iſt ſelbſt ein relativer Mittelpunct. Es reicht nicht aus, zu ſagen, er ſei eben empfänglicher und gewandter und wiſſe eine jede Gelegenheit beim Schopfe zu faſſen und ſich an Allem fortzubilden, denn es ſind wirklich immer die beſten Gelegenheiten, die zur Heranbildung zu demjenigen, was er zu werden beſtimmt iſt, ganz vorzüglich und vielleicht einzig geſchickten Elemente, welche ſich ihm darbieten, und dieſe ſcheinen ganz eigentlich auf ihn zu warten. Es ſind hier Weltkräfte thätig, die vielleicht erſt eine ferne Zukunft, welcher es aufbehalten ſein mag, auch in den Beziehungen der Seelen unter ſich und auf die materielle Welt beſtimmte Geſetze zu entdecken, in einen Begriff faſſen wird — wir müſſen uns mit einem Bilde begnügen: der bedeutende Menſch übt eine Art von ideeller Anziehungskraft auf die Verhältniſſe aus, er iſt eine herrſchende Monas, deren Zuſtände als das Reſultat einer Reihe von Entwickelungen erſcheinen, die ganz eigens dazu beſtimmt ſein mußten, eben hierzu zuſammenzuſtimmen, ohne daß doch ein realer Einfluß von ihr auf die letzteren irgendwie denkbar wäre.

Leſſings Anregung durch Chriſt und beſonders der Umſtand, daß ſeine Schriften über den Phäder gerade in die Zeit von Leſſings Aufenthalt in Leipzig fallen, mußte zu dieſer Betrachtung auffordern; und ſogleich findet ſich noch ein anderes Verhältniß, das ſie gleicherweiſe beſtätigt und das wiederum nur in ihrem Lichte angeſehen in ſeiner ganzen Bedeutung aufgefaßt wird.

Kurz nach Leſſings Ankunft in Leipzig, am 23. November 1746, hatte Abraham Gotthelf Käſtner eine außerordentliche Profeſſur der Mathematik angetreten, und vom Mai 1747 iſt der Inhalt eines Programmes aufbehalten, in welchem er ſeine Vorleſungen ankündigte, nämlich 1) über Thümmig's Institutiones philosophiae Wolfianae, Logik, Metaphyſik und praktiſche Philoſophie; 2) Phyſik nach Seguers Einleitung in die Naturlehre, wobei zugleich das Allgemeine aus der Geſchichte der drei Naturreiche — als Theil eines philologiſchen Curſus; 3) Elemente der Mathematik nach Wolff; 4) Algebra nach demſelben; 5) Natur- und Völkerrecht; 6) Civil- und Kriegsbaukunſt nach Wolff; 7) Logiſch praktiſche Uebungen; 8) Colloquia disputatoria consueto tempore continuabuntur.

Daß Leſſing die Vorleſungen dieſes Mannes nicht unbeſucht gelaſſen habe, wäre bei der Vorliebe für mathematiſche und naturwiſſenſchaftliche Studien, welche er von der Schule mitbrachte, im Voraus anzunehmen; ſie verſprachen ihm eine ſummariſche Ueberſicht, und da ſie wie der Unterricht Klemm's von Wolff ausgingen, ſo mußte er ſich ganz heimiſch in ihnen fühlen. Ueberdieß war Mylius, mit welchem ihn gerade dieſe Intereſſen zunächſt verbanden, ein vertrauter Schüler und Freund Käſtners. Dieſer ſei es geweſen, ſagt Mylius in der bereits mehreremale angeführten Selbſtbiographie, welcher ihn in der Mathematik unterwieſen und dem er ſeine naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe größtentheils verdanke; ſogleich da ſie mit einander bekannt geworden, hatte er ihm ſeine Gunſt, ſpäter ſeine vertraute Freundſchaft geſchenkt; ſie ſeien halbe Sommertage zuſammen auf den Feldern herumgeſtrichen, um Steine, Pflanzen und Inſecten zu ſammeln,

er könne ihm das Zeitlebens nicht vergelten. Bei einem so nahen Verhältnisse — aus einer ganz bestimmten Stelle in Kästners Kometengedicht entstand, nach Lessings Angabe (IV. S. 448) Mylius Gedicht von den Bewohnern der Kometen — ist nichts wahrscheinlicher, als daß Mylius auch Lessing bald mit Kästner bekannt gemacht habe; vielleicht dürfen wir uns diesen als dritten Theilnehmer von einigen von jenen naturwissenschaftlichen Excursionen denken; das persönliche Verhältniß wird durch die Notiz verbürgt, daß Kästner der einzige von Lessings Lehrern gewesen, mit dem er in Verbindung und der Lebenslang sein Freund geblieben.

Aber dabei lagen freilich noch andere Anknüpfungspuncte zu Grunde als das bloße naturwissenschaftliche und mathematische Interesse, das bei Lessing doch bald ganz zurücktrat.

Lessing mußte sich zu Kästner aus denselben Gründen wie zu Klemm in Meißen hingezogen fühlen: Kästner konnte ihm geradezu als ein in der großen Stadt und in der akademischen Umgebung reicher und tiefer ausgebildeter Klemm erscheinen, denn er war, wie dieser, nicht blos Mathematiker und Physiker. Kästner gehört zu den Schriftstellern der älteren Schule, die, weil sie sich in veraltete Gattungen festgerannt, von vornherein den Stempel der Beschränktheit zu tragen scheinen, überdies hat er das Unglück gehabt, sich selbst weit zu überleben, und auch in seinem wissenschaftlichen Fache gehörte er den hervorragendsten Geistern nicht an. Nichts desto weniger muß derjenige, welcher sich in jene Zeit und ihre Individualitäten hineinzuleben weiß, den Ruhm, welchen er eine Zeitlang genossen, gerechtfertigt finden und ihn als eine eigenthümliche Erscheinung anerkennen. Er hatte einen merkwürdigen Bildungsgang gehabt. Sein Vater Abraham, Doctor und zuletzt außerordentlicher Professor der Rechte hatte ihn nie eine öffentliche Schule besuchen lassen und ihn in allen Dingen zu einer ganz lebendigen Kenntniß und eigener Forschung angeleitet. So hatte er z. B. lesen gelernt, ohne die Folge der Buchstaben des Alphabets zu kennen, und auch bei der Erlernung der fremden Sprachen die Regeln der Grammatik sich erst nach erlangter Uebung angeeignet; das Einmaleins wurde ebensowenig auswendig gelernt. Daneben besuchte Kästner von seinem zehnten Jahre an die juristischen Vorlesungen seines Vaters, und hatte es 1733, in seinem vierzehnten Jahre — er war 1719 geboren — so weit gebracht, daß er Notar werden und sich mit Ausübung dieses Amtes bisweilen etwas verdienen konnte. Dann hatte er 1737 das Examen als Rechtscandidat mit dem größten Lobe bestanden, aber gerade von dieser Zeit an war die Mathematik sein Hauptstudium geworden, obgleich er zu seiner Habilitation über den Cartesischen Beweis vom Dasein Gottes aus dem Begriff des vollkommensten Wesens zu disputiren beabsichtigt hatte. Außerdem gab er sich auch mit den schönen Wissenschaften ab; er hatte noch als Magister bei Gottsched gehört, und ist bekanntlich einer der Verfasser der Belustigungen; doch auch hier schlug er einen eigenthümlichen Weg ein; er war Mitarbeiter an den kritischen Beiträgen und auch an den Nachrichten der Leipziger deutschen Gesellschaft, welche diese, nach Gottsched's Austritt, den Beiträgen entgegensetzte, und die erheblichste Anregung, die er Gottscheden zu verdanken bekennt, war wenig in dem Sinne desselben — er war dadurch, daß dieser im Colleg einmal den Vers vorlas:

Wahr ist's, dem Menschen ist Verstand genug geschenket,

auf Haller aufmerksam geworden*), wie denn auch sein bedeutendster Beitrag zu den Belustigungen sein Gedicht von den Kometen ist.

Diese wenigen Züge werden hinreichen, um es begreiflich zu machen, was Kästner für Lessing sein mußte. Es handelte sich hier nicht um eine tiefere geistige Anregung, die erst später ihre Früchte tragen konnte, nicht um eine erste Hinweisung auf ein Gebiet der Wissenschaft, in welchem Lessing dereinst Epoche zu machen bestimmt war, sondern er fand bei ihm, was er eben jetzt brauchte, was ihn auf dem Wege, den er zunächst eingeschlagen hatte, ermuthigen und stärken konnte; er lernte in ihm einen Mann kennen, der nicht nur bei jugendlicher Frische und ungelähmter Thatkraft — die lange Reihe der angekündigten Vorlesungen zeugt von diesen Eigenschaften — eine mannichfaltige Durchbildung besaß, sondern der auch gerade auf derjenigen Grundlage, von der Lessing selbst zur Erlangung einer freieren Bildung ausgegangen war, eine solche errungen zu haben schien. Hier fand Lessing Mathematik, Naturwissenschaft, Philosophie, sprachliche, ja poetische Fertigkeit in Einem Manne vereinigt — die glücklichste Gelegenheit, dem Bedürfniß einer formellen Einschulung, das er in Bezug auf gewisse gesellige Erfordernisse so deutlich gefühlt, und dem er eine so besonnene Befriedigung verschafft hatte, auch nach der Seite der Verstandesthätigkeit hin Genüge zu thun.

Es ist unter Kästners Vorlesungen zuletzt auch ein philosophisches Disputatorium angeführt. Dieses ist das einzige Colleg, welches Lessing in Leipzig regelmäßig von Anfang bis zu Ende besucht hat. Kästner faßt die wiederholte Ankündigung desselben im Jahr 1749**) in folgende Worte: Colloquia de controversiis philosophicis quanta voluptate hucusque cum lectissimis commilitonibus habui, eadem etiam illa in posterum sedulo continuaturus sum. Wenn dies beweist, wie lieb ihm diese Stunden geistiger Wechselwirkung mit jüngeren Männern gewesen, und also darauf zu schließen erlaubt, daß er sie auch wohl in ihrer Art mit Geschick zu leiten gewußt habe, so ist es vielleicht auch keine zu kühne Vermuthung, daß er bei Erwähnung der ausgezeichneten Commilitonen, welche sie ihm lieb gemacht, vorzüglich an Lessing gedacht haben möge.

Die Theilnahme an dieser philosophischen Gesellschaft hat in Lessings Leben jedenfalls Epoche gemacht, denn eine ursprüngliche Anlage seines Geistes erwachte hier zuerst zu lebendiger Aeußerung. Wir finden ihn später überall als Theilnehmer oder Mittelpunct und Stifter geselliger Kreise, welche die bedeutendsten Männer seines jedesmaligen Aufenthaltsortes vereinigten. So ging es in Berlin, so später in Leipzig und Hamburg. Eine lebhafte geistige Wechselwirkung war ihm eben so sehr Bedürfniß, wie das einsame Studium, und er konnte sich an einem Orte, wo sie ihm versagt war, wie in Wolfenbüttel, auf die Länge nie wohl fühlen; das Schwanken zwischen rein wissenschaftlicher Beschäftigung und einem heitern Lebensgenuß, das ich oben bei Lessing bemerkt habe, bezieht sich größtentheils auf diese Art von Erhöhung des geistigen Wohlseins. Und wie er ganz eigens dazu geschaffen gewesen, dasselbe zu em-

*) Baldinger, Biographien jetztlebender Aerzte und Naturforscher, I. Band. Jena 1772. S. 53. Die hier eingerückte Selbstbiographie Kästners ist die Quelle der meisten literarhistorischen Notizen über ihn; Jördens z. B. folgt ihr ganz.

**) Kriegel, Nützliche Nachrichten II. S. 531. Aus dieser Zeitschrift waren auch die frühern Notizen entlehnt.

pfinden und um ſich zu verbreiten, zeigt jeder Blick auf ſeine der lebendigſten Mittheilung zugewendete geiſtige Organiſation. Dieſes angeborne Bedürfniß fand in den Käſtner'ſchen Diſputatorien ſeine erſte Befriedigung, dieſes Talent ſeine erſte Gelegenheit ſich zu bethätigen, und ſo wird denn das lebhafte Bewußtſein von beiden, das ihn ſpäter begleitet, hier auch zuerſt aufgewacht ſein. Wäre doch die Geſellſchaft, die er bei Käſtner fand, wohl geeignet geweſen, auch einem Stumpfen den Geſchmack an lebhafter geiſtiger Mittheilung einzuflößen. Außer Mylius ſollen an jenen Diſputatorien Johann Heinrich und Johann Adolph Schlegel, Zachariä und Andere, die ſpäter rühmlich bekannt wurden, Theil genommen haben — alle freilich damals, wie Leſſing, noch jung und unberühmt, aber darum deſto friſcher an Geiſt und empfänglicher für fremde Einwirkung.

Es beſtand zu jener Zeit in Leipzig noch ein anderer und viel glänzenderer Kreis von hoffnungsvollen jungen Leuten, in welchen Leſſing vielleicht hätte Aufnahme finden können: die Geſellſchaft der ſogenannten Bremer Beiträger. Daß er die Mitglieder derſelben alle perſönlich gekannt, iſt gar nicht zu bezweifeln, denn die ſoeben genannten Theilnehmer des Käſtner'ſchen Diſputatorii gehörten zu derſelben; ferner hatte Mylius mit Johann Andreas Cramer bereits die Hälliſchen Bemühungen herausgegeben, und mit Fuchs ſteht Leſſing ſpäter in perſönlicher Verbindung*), wir werden in Folge dieſer Verhältniſſe ſelbſt annehmen können, daß ihm Klopſtock, der einige Monate vor ihm in Leipzig eingetroffen und nicht lange darauf der Geſellſchaft beigetreten war, nicht unbekannt geblieben ſei. Gleichwohl findet ſich keine Spur, daß Leſſing ſich bei derſelben betheiligt habe, ja es wird überliefert, daß ihm der Umgang mit ihren Mitgliedern nie ganz habe behagen wollen. Zum Theil mag dies daher kommen, daß ſein Freund Mylius, der damals ſchon für einen Freigeiſt und lockeren Menſchen galt, ſich mit ihnen, obgleich er ihrer Geſellſchaft, ohne Zweifel in Folge jenes Verhältniſſes zu Cramer, urſprünglich beigetreten war, nicht hatte vertragen können. Allein der wahre Grund lag tiefer; es machte ſich hier vorläufig in den perſönlichen Verhältniſſen eine Scheidung geltend, deren für die deutſche Litteratur höchſt folgereichen Aeußerungen wir ſpäter begegnen werden. Die Geſellſchaft der Bremer Beiträger hat Leſſingen vermöge ſeiner ganzen geiſtigen Anlage und Bildung nicht gefallen können. Weiße giebt als Grund an, weshalb er ſeinerſeits zu den Bremer Beiträgern nicht in ein näheres Verhältniß getreten ſei, daß ſie nicht nur einen geſchloſſenen Kreis gebildet, ſondern auch einen zu großen Glanz um ſich geworfen hätten, als daß er nur von Weitem ſich ihnen zu nähern getraut hätte. Was Weiße einſchüchterte, mußte Leſſing abſtoßen, denn jener Glanz, den die Geſellſchaft der Bremer Beiträger um ſich verbreitete, war nicht der reine Wiederſchein ihrer Verdienſte. Die jungen Leute hielten etwas auf ſich, und dies war lobenswerth; ſie entſagten der Kritik, weil dieſe damals gänzlich zur litterariſchen Zankſucht ausgeartet war, und gingen entſchieden auf poſitive Leiſtungen aus, aber die würdige Stellung, welche daraus für ſie hervorging, ward nicht ganz ſo anſpruchslos behauptet, wie es zu wünſchen geweſen wäre. Man fühlt es der Geſellſchaft deutlich an, daß ſie von Gottſched herſtammt. Ihre Mitglieder hatten ſich von einem guten Theil der

*) Ein Stück aus einem Briefe Fuchſens an Leſſing ſiehe XI, 298.

Vorurtheile des Letzteren losgemacht, aber Eins war unvermerkt auf sie übergegangen: daß die deutsche Litteratur beherrscht und zwar von Leipzig aus beherrscht werden müsse und könne. Wenn Gottsched eine Monarchie gewollt hatte, so arbeiteten sie unbewußt auf eine Aristokratie hin, als deren Patricier sie sich selbst voraussetzten. Dazu kam noch ein anderes Element, bei welchem die Gefahr, in eine falsche Würde zu verfallen, ganz besonders nahe liegen mußte: die Gesellschaft war eine vorwaltend theologische. Man braucht dabei gar nicht sogleich an Klopstock zu denken; auch Cramer und Johann Adolph Schlegel wurden später gar stattliche Säulen der Kirche, und Gellerts nicht sowohl pietistische als sentimentale Aengstlichkeit ward hier geduldet. Zwar macht sich auch ein gewisser Geist frohen Lebensgenusses und heiterer Geselligkeit geltend, aber der sokratische Becher und die himmlische Freundschaft, wie sie später Klopstock im Wingolf verewigte, und die Liebe „zu der Unsterblichen," die zuletzt in der Liebschaft der beiden Gestorbenen und von Christo wieder auferweckten im Messias auf ihren höchsten Punct getrieben wurde, sind so körperlose und sublimirte Dinge, daß sie den Anstrich von Hoherpriesterlichkeit, welchen die Gesellschaft für den unbefangenen Beobachter haben mußte, nur verstärken konnten. Endlich die Organisation der Arbeiten der Gesellschaft! Die Einrichtung, daß jedes Mitglied seine Arbeiten der Prüfung der Gesellschaft unterwarf, und daß erst, nachdem sie von ihr durchcorrigirt waren, der Druck gestattet wurde, setzte die jüngeren oder Neueingetretenen einer Bevormundung von Seiten der Aelteren und Einflußreicheren aus, und mußte zuletzt gerade dem gewohnheitsmäßigen gegenseitigen Wohlgefallen an einander, dem schwächlichen Heben und Tragen, in welches solche Gesellschaften so leicht verfallen, den größten Vorschub leisten. Wenn diese Charakterzüge für uns so widerlich sind, daß der Geschichtsschreiber sich ihres Eindrucks mit Gewalt erwehren muß, um nicht gegen die Verdienste der Gesellschaft ungerecht zu werden, wie hätte sich nicht Lessing, dem wir Alle es verdanken, daß wir der freien kräftigen Gesinnung fähig sind, die solche Aeußerungen geistreichen Zusammenhockens von sich weist, vom Anschluß an diesen Kreis abschrecken lassen sollen.

Lessing bedurfte eines Umganges, bei welchem es ihm gestattet war, in vollkommen freier Discussion und ohne alle hergebrachten Rucksichten seinen ganzen Menschen einzusetzen. Daher in verschiedenen Perioden seine Verhältnisse zu Schauspielern, Juden und Soldaten, unter denen er die beengenden Lebensformen vergessen konnte. In Kästners philosophischer Gesellschaft mag solchem genialen Uebermuth zuerst eine freie Aeßerung gestattet worden sein; denn Kästner war zwar in seinen religiösen Ansichten streng orthodox, indessen kam gerade diese Seite bei Lessing damals noch nicht besonders in Betracht; im Uebrigen erhellt aus den Proben, welche er selbst von seinem spätern Briefwechsel mit Mylius giebt, daß in diesem Kreise ein ziemlich freier Ton geherrscht haben müsse, und die formelle Durchbildung dieses Mannes, der zugleich Jurist und Mathematiker war, so wie seine joviale, ja kaustische Laune, die ihn später zu dem fruchtbarsten deutschen Epigrammendichter machte, mußte Lessings verwandte Anlage rasch zur Zeitigung bringen. Und wär' es auch nur das Disputiren gewesen — es ist bekannt, wie sehr Lessing dasselbe geliebt, und mit welcher Meisterschaft er es ausgeübt; reden doch seine Berliner Freunde, die es ihm darin nicht gleich thun konnten, schon 1757 von Rechthaberei und Eigensinn, und später suchen sie sich sogar über seinen ganzen ihnen so unbequemen Dissens

in theologiſchen Fragen damit zu beruhigen, daß ſie denſelben auf ſeine Paradoxienſucht und ſeine Gewohnheit in geſellſchaftlichen Diſputen ſich auf die ſchwächſte Seite zu ſchlagen*), zurückführen. Auch an ſeinen Schriften iſt keine Seite öfter und ſtärker hervorgehoben worden, als die ſchlagende Dialektik, welche ſie enthalten, und dieſer Charakter iſt ſchon in ſeinen wiſſenſchaftlichen Erſtlingswerken ſo deutlich ausgeprägt, daß wir, wären wir von der Käſtner'ſchen philoſophiſchen Geſellſchaft und Leſſings Theilnahme an derſelben nicht unterrichtet, geradezu die Hypotheſe würden aufſtellen müſſen, daß ihm eine ſolche beſondere Gelegenheit zur Ausbildung nach dieſer Seite hin nothwendig irgendwo müſſe zu Theil geworden ſein.

Es wird nach dieſem Allen nicht nothwendig ſein, daß ich den Eindruck, welchen Karl Leſſings Bericht über die Univerſitätsjahre Gotthold Ephraims machen muß, noch ausdrücklich abweiſe. Wer nicht tiefer zu blicken weiß, kann durch ihn zu der Meinung verleitet werden, daß dieſer hier ſeine Zeit auf eine eines bedeutenden Menſchen nicht würdige Weiſe verſplittert habe. Aber Karl Leſſing war ein oberflächlicher und zu einem lockeren Gehenlaſſen geneigter Geſelle, der ſeinem Bruder dann freilich unwillkürlich die Läſſigkeit unterſchieben mochte, in welche er ſelbſt in ähnlichen Verhältniſſen verfallen ſein würde oder auch vielleicht wirklich verfallen iſt. Was ſich über Leſſings Thun und Treiben in dieſen Jahren ermitteln läßt, iſt nicht nur eines bedeutenden Menſchen keinesweges unwürdig, ſondern ſetzt ſogar im Gegentheil einen ſolchen voraus. Oder mußte es nicht ein bedeutender Menſch ſein, der eine ſolche Mannichfaltigkeit von Intereſſen, wie ich ſie bei Leſſing nachgewieſen zu haben glaube, zu umſpannen wußte, der ſo tiefe Anregungen, wie er ſie in der kurzen Zeit empfangen, in ſich aufzunehmen fähig war, zumal da dieſe zum Theil gar nicht einmal ſogleich ihre Ausbildung finden ſollten, ſondern in ſtiller aber mächtiger Entwickelung einer ſpäten Zeitigung entgegenzureifen beſtimmt waren?

Wird doch ſelbſt durch Alles das, was in dieſem und dem vorigen Kapitel über Leſſings vielgeſchäftige Regſamkeit während ſeines Aufenthaltes in Leipzig in den Jahren 1746—1748 geſagt worden iſt, die Bedeutung, welche dieſe Periode für ſeine ganze Lebens- und Entwickelungsgeſchichte hat, bei Weitem noch nicht erſchöpft.

Leſſing hatte Alles benutzt, was ihm die Univerſität Leipzig in wiſſenſchaftlicher Beziehung darbieten konnte, und dies war, bei ſeiner vielſeitigen Empfänglichkeit, wie wir geſehen haben, nicht wenig, ja er hatte mehr durch ſie gewonnen, als ſie an und für ſich zu geben im Stande war, nämlich einen allgemeinen Ueberblick über alle Wiſſenſchaft, wie ihn keines ihrer Mitglieder beſaß. Nichts deſtoweniger iſt ihm die Univerſität nach Einer Seite hin keineswegs das geworden, was ſie zu werden beſtimmt iſt, und was ſie Tauſenden von weit weniger bedeutenden Menſchen geworden iſt und beſtändig wieder wird.

Die Univerſität würde einſeitig aufgefaßt werden, wenn man ſie als eine rein wiſſenſchaftliche Anſtalt betrachten wollte; ſie ſoll auch zu einem beſtimmten

---

*) Siehe z. B. Nicolai's Bericht über die Predigt über zwei Texte; Leſſings Werke VIII. 311.

Lebensberuf ausbilden. Wäre dies nicht der Fall, so müßte sie vor Allem nicht Anstalt, wenigstens nicht Staatsanstalt sein. Denn was den Zweck einer solchen bildet, muß sich dem Zwecke des Staates unterordnen, und dieser ist vernünftige Organisation der Interessen des Lebens, die Wissenschaft aber ist nicht ein Interesse des Lebens, sondern sie steht über dem Leben, dasselbe ist ihr mit allem andern reines Object; sie ist die reine Theorie, die unbetheiligte Abspiegelung des Sachverhaltes der Dinge. Und damit wird die Universität nicht etwa für eine bloße äußerliche Abrichtungsanstalt zu einem bestimmten Lebensberufe erklärt — vielmehr unterhält der Staat sie so, wie sie besteht, gerade darum, weil er erkennt, daß jenen Interessen des Lebens, dem religiösen, rechtlichen, dem Interesse des physischen Wohlbefindens seiner Bürger und dem Bedürfniß der Erziehung nur dadurch in Wahrheit Genüge gethan werden kann, wenn man das Ding auf die gründlichste und tiefste Weise angreift — was denn eben die wahrhaft wissenschaftliche Weise ist — und insofern läßt er auch lehren und lernen, was nicht unmittelbar auf den Staatszweck Bezug hat — allein dies thut er eben nur, weil es ohne dies nicht geht, keineswegs um der Wissenschaft selbst willen, die für ihn gar nicht existirt. Also muß wenigstens der Staat verlangen, daß man die Universität mit einer für seine Zwecke nach der einen oder der andern Seite hin nutzbaren Ausbildung verlasse. Und daß man nur auch nicht etwa im Sinne der reinen Wissenschaft gehandelt zu haben glaube, wenn man die Erwerbung einer solchen Ausbildung versäumt hat. Denn für sie ist freilich die Ausübung des Lebensberufs des Predigers, Sachwalters, Arztes oder Lehrers eben so sehr Nebensache, wie sie selbst für den Staat, dem es nur auf die Vorbereitung zu einem solchen Beruf ankommt — aber diese Eintheilung der Lebensformen ist zugleich die Eintheilung der Wissenschaft, weil sie auf der Grundeintheilung der Formen alles Daseins beruht, und insofern wird sich, wer mit der Wissenschaft selbst wirklich Ernst gemacht hat, einer von ihnen entschieden zugewendet, und, wie er auch sonst seine Aufgabe allgemeiner und tiefer gefaßt haben möge, sich das, was ihr angehört, um so mehr wenigstens in so weit angeeignet haben, daß er die entsprechende praktische Thätigkeit auszuüben nicht unfähig sein wird. Und darum urtheilen die Stimme des Volks und der gesunde Verstand ganz richtig, wenn sie von einem jungen Menschen, der die Universität verläßt, ohne eine praktische Brauchbarkeit erworben zu haben, ohne alle Rücksicht auf mannichfaltige Kenntnisse und vielen Geist, die er besitzen mag, mit dürren Worten sagen: es ist nichts aus ihm geworden.

Lessing war in diesem Falle. Wir haben schon im vorigen Kapitel gesehen, daß er sich zur Wahl eines bestimmten Studiums nicht hatte entschließen können. Mit der Theologie mochte er nichts zu thun haben, die Jurisprudenz hat ihm immer fern gelegen, seinen Entschluß, Arzt zu werden, hat er nicht ausgeführt, daß er sich „auf Schulsachen gelegt," was er ohnehin nur „nebenbei" hatte thun wollen, hat nicht die Folge gehabt, daß er sich um ein Schulamt beworben hätte, denn zum Professoriren hatte er keine Lust — *es war eben nichts aus ihm geworden.*

Aber der Unterschied ist freilich, daß er dieses Nichts zu Etwas gemacht, daß er einem neuen Lebensgebiete und Lebensberufe das Recht erkämpft hat, als integrirendes Glied des Lebens zu gelten — und dieses Lebensgebiet fand er schon in Leipzig für sich heraus.

Lessing war, wie er von Mylius (IV. 445) sagt, auf eine Akademie ge-

kommen, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Es wurde ein Schriftsteller aus ihm.

Nicht als ob er der Erste gewesen wäre, der nicht nur geschrieben hat, sondern seinem Stande und Erwerbszweige nach Schriftsteller gewesen ist. Es gab schon damals der Litteraten genug in Leipzig. Gottsched's litterarische Betriebsamkeit war es neben dem Aufschwunge der deutschen Litteratur überhaupt vorzüglich, was sie in's Leben rief; seine Zeitschriften, sowie Schwabe's Belustigungen, gaben ihnen Beschäftigung, die Uebersetzungen, welche er anfertigen ließ, sicherten ihre Existenz, wie denn namentlich Gellert eine ganze Weile von der Uebersetzung des Bayle gelebt haben mag. Und so fährt auch Lessing über Mylius fort: „Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten — durch einen alten Reck, wie Zachariä von Fuchs sagte (V. 38) — manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft mit besserm Nutzen hätte weihen können." Auch außerhalb Leipzig gab es eigentliche Litteraten im heutigen Sinne; der Buchhändler Haude bezieht durch Gottsched nach einander Lamprecht, Rost, Spener aus Leipzig, um seine Zeitung zu schreiben. Aber mit allen diesen Leuten stand Lessing nicht auf Einer Stufe. Er fiel nicht Gottscheden in die Hände, obgleich er ebenfalls arm war, er arbeitete nicht in seinem Lohne, er vergeudete nicht sein Dichtertalent an Gelegenheitsgedichten, er ließ nicht sein Studium um seiner Schriftstellerei willen liegen — sondern diese diente ihm im Gegentheil zum Mittel, Gottscheden für immer den Garaus zu machen, sein eignes Talent auszubilden und der Wissenschaft die bedeutendste Förderung angedeihen zu lassen. Wenn Göthe von Klopstock sagt: er habe den Dichternamen zu Ehren gebracht, so kann man von Lessing dasselbe in Bezug auf den Schriftstellerstand behaupten.

Nämlich Lessing hat zuerst, oder wenigstens im modernen Deutschland zuerst wieder begriffen, was das heiße, ein Schriftsteller sein, und daß das überhaupt etwas für sich Bestehendes bedeute.

Ich muß mich näher erklären.

Die ursprüngliche mündliche Mittheilung findet durchaus von Person zu Person statt. So wie sie von der Besprechung blos persönlicher Angelegenheiten ausgeht, knüpft sie auch, sei es im Gespräch mit dem Einzelnen, oder in der Anrede an mehrere, ganz ungezwungen an die Begriffe und Anschauungsweisen an, welche sie vorfindet, oder vielmehr es ist von einem Anknüpfen, das von außen her oder von obenherab stattfinden müßte, gar nicht die Rede, sondern der Mittheilende ist von Haus aus mit seinem Zuhörerkreise innig verwebt, und kennt und begehrt nichts anderes, als sich an ihm und mit ihm, wie er nun einmal ist, fortzubilden.

Dies wird sogleich anders, sobald der Weg schriftlicher Mittheilung eingeschlagen wird. Ursprünglich ist diese freilich nur ein Ersatzmittel der mündlichen, zu welchem man greift, um auf einen größeren Kreis zu wirken, oder um gewisse Ergebnisse der Forschung bleibend zu fixiren. Die Anfänge der Wissen-

ſchaft laſſen dieſen Urſprung deutlich erkennen: die Sophiſten reiſen noch umher, um ihre Anſichten auszubreiten, und Sokrates lehrt noch ausſchließlich mündlich — daher ſind Platon's Schriften noch nicht Abhandlungen in wiſſenſchaftlicher Form, ſondern nur erſt Geſpräche, die mit Reden, wie die Sophiſten ſie hielten, untermengt ſind, und ebenſo ſind die Reden in den Griechiſchen und Römiſchen Geſchichtſchreibern zu erklären; wo ein neuer Anfang eintritt, erlaſſen die Apoſtel Sendſchreiben, die nichts anderes als ſchriftliche Predigten ſind. Und inſofern würde denn allerdings die ſchriftliche Mittheilung der mündlichen an Werth immer nachſtehen müſſen, ſo wie Alles was ein bloßes Erſatzmittel iſt, die eigenthümliche Tugend deſſen, was es erſetzen ſoll, niemals erreicht; die Unmittelbarkeit und Friſche der mündlichen Mittheilung und ihr lebendiges Eingreifen in die augenblicklichen Stimmungen und Zuſtände müſſen der ſchriftlichen abgehen. Aber bald erlangt dieſe eine eigenthümliche poſitive Bedeutung, welche wiederum die mündliche nicht haben kann. Sie löſt ſich von der Beziehung auf einen beſtimmten Lebenskreis, welcher ſie doch nur unvollſtändig genügen kann, los, und wird das Werkzeug einer lediglich in der Sache ſelbſt lebenden und dieſelbe nach ihren rein objectiven Bezügen herausbildenden Geiſtesthätigkeit.

Die ſchriftliche Mittheilung iſt das Organ der Wiſſenſchaft; darin liegt ihr Werth und ihre Würde. Daß ohne ſie die Wiſſenſchaft nicht möglich iſt, liegt auf der Hand. Platon mag darüber klagen, daß der Gebrauch der Schrift das Gedächtniß ſchwäche und folglich der Wiſſenſchaft Nachtheil bringe, aber dieſe Auffaſſung ſetzt ſelbſt einen noch unvollkommenen Zuſtand der Wiſſenſchaft voraus. Die höheren Stufen derſelben verlangen einen reichhaltigen Apparat von Mitteln zu fernerer Forſchung, deſſen Aufbewahrung im Gedächtniß oder Reconſtruction für den einzelnen Fall der Anwendung nicht möglich iſt; wenn Jemand verlangen wollte, daß man die Logaritbmentafeln oder die bibliographiſchen Werke auswendig wiſſen oder gar zu entbehren im Stande ſein ſollte, ſo müßte er auch die Sammlungen von anatomiſchen Präparaten zum Fenſter hinauswerfen und die Kupferſtichwerke verbrennen; denn wenn das Ideal eines Gelehrten ein asmus omnia sua secum portans ſein ſoll, ſo iſt auch das vom Uebel. Ja noch mehr. Es äußert ſich gerade darin, daß der Einzelne nicht Alles weiß und wiſſen kann, und daß dennoch Wiſſenſchaft ſtattfindet, die Höhe des Standpunctes der letzteren. Was weiß denn in uns überhaupt irgend etwas? Der Menſchengeiſt überhaupt, dem es gegeben iſt, die Welt rein objectiv abzuſpiegeln. Nun, dieſer weiß Alles, was irgend ein einzelner Menſch einmal gewußt hat; auch in der beſtaubteſten und vergeſſenſten Manuſcriptenſammlung iſt er der Geiſt, welcher über den Waſſern ſchwebt; wenn das Individuum in einer ſolchen Etwas wieder entdeckt, ſo iſt das im Großen und Ganzen nichts anders, als wenn ich mich auf einen Umſtand beſinne, der mir entfallen war.

In der ſchriftlichen Mittheilung, wo ſie ihren Höhepunct erreicht hat, redet Niemand, als dieſer allgemeine Menſchengeiſt, und zu Niemanden, als zu ſich ſelbſt. Die Wiſſenſchaft iſt eine ſchlechthin allgemeine, und die Geſtaltung des Lebenskreiſes, in welchem der Einzelne, der ſich ihr gewidmet hat, lebt, geht ſie gar nicht an, es ſei denn, daß ſie dieſelbe zu ihrem Object zu machen gedächte.

Und ſo hätte denn die Litteratur zum Leben gar keine Beziehung, ſie wäre beſtimmt, nur aus olympiſcher Höhe auf daſſelbe herabzublicken? Von der rein wiſſenſchaftlichen muß dies behauptet werden — es muß um ſo entſchiedener

behauptet werden, je öfter man heutigen Tages dem Irrthum begegnet, als sei die Wissenschaft berufen, die Gegenwart zu machen. Nur daß es freilich noch eine Nebengattung der schriftlichen Mittheilung giebt, welche diese Aufgabe allerdings hat, weil sie die Eigenthümlichkeit der mündlichen in sich aufnimmt.

Wie fern nämlich auch der Inhalt der wissenschaftlichen Thätigkeit einer Beschäftigung mit dem geschichtlichen Charakter der Gegenwart stehen mag, z. B. in der Mathematik, und wie hoch dieselbe überhaupt darüber erhaben sein mag, eine bloße Aeußerung desselben zu sein, immer wird sie nach Einer Seite hin derselben angehören, denn sie ist doch Unmittelbarkeit, menschliche Wirklichkeit; es geht mich, wenn ich der Wahrheit nachforsche, zwar schlechterdings nicht an, inwiefern mein Resultat dem, was man die Zeit nennt, gemäß sein werde, oder wie es gar aus den Ideen dieser Zeit hervorgehe, aber hinterher wird sich allerdings immer entdecken lassen, wie dasselbe entweder eine Färbung von jenen Ideen angenommen, oder wenigstens von der reinen Wahrheit gerade die Seite enthält, welche diesen verwandt war, und überhaupt nicht bloß einen Fortschritt in der Geschichte der Wissenschaft als solcher, sondern auch in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft oder der Nation bezeichne. Außerdem giebt es geistige Gebiete, auf denen, wie auf dem politischen, nur das zuletztgenannte in Betracht kommt. Es muß also doch möglich sein, diese Dinge unter dem Gesichtspuncte zu betreiben, daß man nicht bloß auf den rein objectiven Fortschritt ausgehe, sondern mit diesem zugleich auf den zeitweiligen Zustand der Welt hinblicke — daß man nicht blos in der Sphäre der reinen Wissenschaft als solcher, sondern auch in der geschichtlichen Gegenwart lebe, daß man endlich nicht blos in sich den Geist der Wahrheit zu sich selber reden lasse, sondern sich als wirklicher Mensch von Fleisch und Blut mit der Wahrheit an die Gegenwart, an die Nation wende, und indem man ihren Fortschritt vermittelt, sich zugleich von demselben getragen fühle.

Diejenigen, welche dieses Talent, diesen Anschauungskreis, diesen Lebensberuf haben, möchte ich als Schriftsteller in dem Sinne, daß diese einen besondern Stand bilden, bezeichnen.

Der Schriftsteller kann nicht besser beschrieben werden, als wenn man ihn einen Volksredner mit der Feder nennt, nur daß der letztere Zusatz schon auf einen weiteren Umfang und eine tiefere Gründlichkeit seiner Thätigkeit hindeutet. Wie der Volksredner in die politischen und socialen Angelegenheiten eines kleinen Gemeinwesens, dessen Angehörige ein Raum faßt, den die menschliche Stimme ausfüllt, durch frische Einlebung in die Zustände lebendig einzugreifen befähigt ist, so arbeitet der Schriftsteller mittels der Presse an der Entwickelung einer ganzen Nation mit, und zwar nach allen den mannichfaltigen Richtungen hin, in welche das Leben eines Volkes auseinandergeht, welches nur überhaupt so weit fortgeschritten ist, daß ihm das Buch oder das gedruckte Blatt einem lebendigen Menschenstamme gleich gilt. Der Schriftsteller wird in verschiedenen Perioden an der litterarischen, der religiösen und der politischen Entwickelung der Nation Theil nehmen, und ist's ein tüchtiges Individuum, so überdauert er wohl auch einen solchen Wechsel des Interesses, und weiß in mehreren aufeinanderfolgenden Perioden der Nationalbildung das Gesetz ihrer Zukunft abzulauschen. Immer aber wird er wie in gründlichster Kenntniß der Gegenstände und vollkommen unbefangenem Wahrheitssinn ein Mann der Wissenschaft, so auch in Raschheit und Schlagfertigkeit des Verfahrens und glücklichem Sinn für die Auf-

ſpürung deſſen, was das Leben bewegt, ein Volksredner ſein müſſen, und ſo wird es jedenfalls als ein Ergebniß eines eigenthümlichen Zuſammentreffens mannichfaltiger Begabungen gelten können, wenn Einer auch nur in einem beſondern Kreiſe zuerſt eine ſolche Stellung einzunehmen weiß.

In der Periode, welche Leſſings Auftreten zunächſt vorhergeht, findet ſich in Deutſchland Niemand, der in dieſer Weiſe zu wirken verſtanden hätte. Man lebte nur in der Gelehrſamkeit, die freilich oft genug die reine Wiſſenſchaft, die ſoeben beſchrieben wurde, auch nicht war, ſondern nur ihre todte Form; was das Leben ſei und die Unmittelbarkeit des geſchichtlichen Fortſchrittes der Nation, war Keinem aufgegangen. Es war zwar ein Intereſſe für deutſche Litteratur und ihre Fortbildung vorhanden, ja die Mittel dazu wurden in erbittertem Streite abgewogen, aber es ging her, wie gemeiniglich auf der Grenzſcheide zweier Zeitalter; man zog den neuen Moſt auf die alten Fäſſer, Gottſched ſowohl als die Schweizer betrieben ihre Angelegenheit mit mehr oder weniger gelehrter Miene, und mochten ſie immerhin Aufſehen machen, mochten ſie Anhänger und Gegner finden, an das Herz der Nation wußten ſie mit ihren ſyſtematiſchen Rhetoriken und Poetiken, und wie ſonſt die dickleibigen Bücher heißen, nicht zu greifen.

Dagegen Leſſing! Ich will mich nicht in Beſchreibungen und Lobpreiſungen deſſen ergehen, was tauſendmal beſchrieben und geprieſen iſt. Auch bedarf es deſſen nicht. Im zweiten Kapitel des erſten Buches habe ich auszuſprechen geſucht, was mir die Urthat ſeines Geiſtes zu ſein ſcheint. Ich habe ſie darin gefunden, daß er das geiſtige Thun als ſolches zu erfaſſen und in dieſem Sinne in freier Productivität auszuüben verſteht. Die Stellung des Schriftſtellers, wie ich ſie ſoeben charakteriſirt habe, iſt davon ein Ausfluß: der Schriftſteller erfaßt eben die geiſtige That der Nation als ſolcher, und ſucht ſie durch ſein eigenes Thun fortzubilden, und wenn dieſer ein Volksredner genannt worden iſt, ſo iſt früher von Leſſing geſagt worden, alle ſeine Werke ſeien Monologe, er ſpricht über die gelehrteſten Einzelheiten, die minutiöſeſten Ergebniſſe langer und verwickelter Unterſuchungen mit der Friſche und Unmittelbarkeit der mündlichen Aeußerung. Und hierauf ſind denn auch alle jene einzelnen Züge zurückzuführen, mit denen man zu belegen pflegt, daß er ein vortrefflicher Schriftſteller ſei; ſie beweiſen eben nur, daß er in außerordentlichem Grade Schriftſteller überhaupt geweſen. Dahin gehören die ſchlagende Polemik, der ſiegende Scharfſinn, der allezeit fertige Witz — Eigenſchaften, die nicht ſowohl aus bloßer individueller Anlage, als aus der friſchen Betheiligung an der Sache als einem Intereſſe des Lebens und der Gegenwart hervorgehen, die denn freilich auch wieder auf etwas Urſprüngliches im Menſchen zurückgeführt werden muß. Hierzu kommt noch die Kürze von Leſſings Schriften, die, wenn ſie nicht, wie man geſagt hat, lauter Schriftchen ſind, doch wenigſtens in lauter Schriftchen zerfallen — Flugblätter, die in das Getriebe des Tages hineinflattern, und eine um ſo größere Wirkung ausüben, je weniger ſie es darauf angelegt zu haben ſcheinen — wie dies namentlich von den Antigoezes und den übrigen theologiſchen Streitſchriften im höchſten Grade gilt — und von den übrigen Schriften Leſſings iſt im Grunde nur der Laokoon nicht ein Journal. Leſſing ſtand auf der Hochwacht der deutſchen Litteratur, hat man geſagt, das heißt, er wußte überall zu bemerken, wo ein Eingreifen nothwendig, wo eine reife Frucht zu fallen bereit war, und dann mit einer kleinen leichten Wendung, die man

nur dann zu schätzen wissen kann, wenn man ihm die Vorgänge, wie sie sich vor seinen Augen entfalteten, nachlebt, der Sache zum gründlichsten Abschluß zu verhelfen. Und wenn endlich bei ihm die Gelehrsamkeit eine größere Rolle spielt, als dies bei einem Schriftsteller der Gegenwart angemessen sein würde, so ist er darin, daß er, um die Litteraturfragen seiner Zeit in's Reine zu bringen, unwillkürlich immer von ihr ausgeht, um so mehr auf das glücklichste organisirt, da zu seiner Zeit die Gebildeten fast nur die Gelehrten waren, und die nationale Bildung erst aus der Gelehrsamkeit herausgeschält werden mußte, so wie Leibnitz zwar mit dem Haupte in der Philosophie stand, aber mit den Füßen und bis unter die Achseln in Polyhistorie.

Wenn es noch eines anderen Beweises bedürfte, daß der Schriftstellerberuf Lessings eigentliche Bestimmung gewesen, so könnte man ihn darin finden, daß er immer wieder zu demselben zurückgekehrt ist. Er versucht zwar einigemal, sich auf andere Weise eine Existenz zu gründen, wie in Breslau, und in Hamburg mit der Buchdruckerei, auch warnt er seinen Bruder Karl einmal ausdrücklich davor, (XII. 195.) bloß von der Feder leben zu wollen, aber er weiß sich in die andern Berufsarten nicht hineinzufinden, und wenn er dann wieder so weit ist, (ebendas.) daß er nichts hat, als was er mit der Feder in der Hand erwirbt, so mag ihm das zwar in äußerer Beziehung drückend sein, im Grunde aber ist das allein sein Element. Ja Lessing ist im Grunde nie etwas anders gewesen, als Schriftsteller. In Breslau waren seine Berufsgeschäfte ganz äußerlicher Art, so daß er bei ihnen ganz seinen Studien leben, und den Laokoon ausarbeiten und die Minna entwerfen konnte; und in Hamburg hat er seine beiden umfangsreichsten Werke, die Dramaturgie und die antiquarischen Briefe verfaßt. Endlich wurde er Bibliothekar in Wolfenbüttel, und war streng darauf bedacht, es nicht bloß dem Namen nach zu sein, auch hat er in dieser Stellung der Wissenschaft so viel genützt, wie wenige in einer ähnlichen, aber was er schrieb, bezog sich zuletzt doch immer auf seine allgemeinen geistigen Zwecke, und am Ende ließ er die Gelehrsamkeit ganz bei Seite, um sich damit an den gebildeten Theil der Nation zu wenden, dem gegenüber es ihm im Grunde allein wohl ward, so wie Einer, der zum Schauspieler geboren ist, etwa nur auf der Bühne recht eigentlich zu sich selber kommt.

Was hat nun Lessing in Leipzig zuerst veranlaßt, vor dem Publikum als Schriftsteller aufzutreten?

Daß er schon in Meißen Manches entworfen und ausgearbeitet hatte, ist an seiner Stelle erwähnt worden, aber dies war Uebungsarbeit eines Schülers; das Selbstvertrauen vor die Oeffentlichkeit hinzutreten, und die Kenntniß der Mittel und Wege, die dazu verhelfen können, ist ihm offenbar in der genannten Kästner'schen Gesellschaft zu Theil geworden. Es findet sich einerseits eine Spur, daß Kästner selbst ihm in dieser Beziehung mit gutem Rathe zur Seite gestanden. Er hatte, nach der Vorrede zum 4. und 5. Bande der Schriften 1754, diesem „dessen Unterricht er in wichtigen Dingen zu genießen das Glück hatte" den jungen Gelehrten gezeigt, und Kästner „würdigte ihn einer Beurtheilung, die sein Stück zu einem Meisterstück würde gemacht haben, wenn er die Kräfte gehabt hätte, ihr ausdrücklich zu folgen." Andrerseits waren die Theilnehmer in jener Gesellschaft, wenn man den gleichaltrigen Joh. Heinrich Schlegel ausnimmt, und so weit wir sie namentlich kennen, selbst bereits Schriftsteller, denn Zachariä hatte schon 1744 in Schwabe's Belustigungen

den Renommisten drucken lassen, und seine Verwandlungen erschienen eben jetzt in den Bremischen Beiträgen. Eben so hatte J. A. Schlegel an den Belustigungen und an den Bremer Beiträgen Antheil. Aber diese Freunde konnten auf Lessing schon darum nicht viel Einfluß ausüben, weil sie nur eine Zeitlang mit ihm in Leipzig waren; Zachariä ging schon 1747 nach Braunschweig*), und Schlegel, der die Universität 1746 verlassen und eine Hauslehrerstelle angenommen hatte, verlebte nur einen Theil des Jahres 1747 wieder in Leipzig**). Zachariä fand er später in Braunschweig wieder, auch richtete er schon früher von Hamburg aus die Briefe über den Scultetus an ihn, aber Lessings Verhältniß zu Schlegel kann nach dem äußerst förmlichen und fast feindseligen Briefe aus dem Jahre 1753 (XII. S. 21.) niemals sehr innig gewesen sein; war doch Schlegel ein vertrauter Freund Cramers, zu welchem er 1747 ging, ganz und gar ein Bremer Beiträger und überhaupt ein engherziger und pedantischer Theologus; er hatte, wie Weiße in einem handschriftlichen Briefe klagt, sogar bei der Herausgabe von Gellerts Werken allerlei Bedenklichkeiten. Die Hauptstelle nimmt auch hier wieder Mylius ein. Von seinen naturwissenschaftlichen Schriften ist schon die Rede gewesen; im Fache der schönen Wissenschaften hatte er jetzt bereits an Gottscheds kritischen Beiträgen und den Belustigungen mitgearbeitet, und mit Joh. Andreas Cramer 1743 und 1744 die Hällischen Bemühungen zur Befriedigung der Kritik und des guten Geschmacks herausgegeben. Ueberhaupt nimmt er in der Geschichte des deutschen Journalismus eine wichtige Stelle ein, und wenn Lessing sich gerade dem Zeitschriftenwesen mit Vorliebe zugewendet hat, so dürften ihm die eigenthümlichen Vortheile, welche dieses für den Schriftsteller darbietet, zuerst an den Mylius'schen Unternehmungen klar geworden sein; es wird noch von mehreren der Art die Rede sein müssen: hier nenne ich nur die, welche in Lessings Jugendgeschichte von Wichtigkeit sind.

Die erste von Mylius Zeitschriften ist der Freigeist, der 1745, also vor Lessings Ankunft in Leipzig, in 52 Blättern erschienen und 1746 mit einem Titelblatt und einer Zuschrift versehen ist.

> Euch, die ihr im Besitz erhabner Triebe seid,
> Euch Deutschen insgesammt, sei diese Schrift geweiht u. s. w.

Sie brachte ihren Verfasser im Verein mit der Lockerheit der Sitten, die, wie wir oben gesehen, auch seine vertrautesten Freunde an ihm tadelten, in den Ruf eines liederlichen Genies, und ihr Titel wurde sein Spitzname. Gleichwohl würde schon diese Schrift hinreichen, Lessing wegen seiner nahen Verbindung mit Mylius zu rechtfertigen. Man kann noch heute gelten lassen, was er in der Vorrede zu den Schriften des Letztern sagt (IV. S. 451.), daß sich ein großer Theil des Freigeistes sehr wohl lesen lasse, namentlich finden sich hier Gedichte, welche die von Lessing in die soeben genannte Sammlung aufgenommenen unleugbar übertreffen, Mylius tritt hier als ein glücklicher Nebenbuhler von Cramer auf, den er auch meinen wird, wenn in No. 17.

*) Jördens Art. Zachariä.
**) Derselbe IV. S. 524

(den 29. April) von einem Dichter in den bremischen Beiträgen spricht, der die Stärke und das Feuer des königlichen Psalmisten zu erreichen gewußt habe. Wenn also Lessing die Zeitschrift in litterarischer und ästhetischer Beziehung wenigstens gelten lassen konnte, so dürfte sie in theologischer sogar einen bestimmten Einfluß auf ihn geübt haben. Der in strenger Gläubigkeit auferzogene Fürstenschüler hat vermuthlich ihr, und aus dem Umgange mit ihrem Verfasser zuerst einige freiere Ansichten geschöpft. Es war immer nicht ganz ohne Grund, wenn man Mylius um ihretwillen selbst einen Freigeist nannte. Lessing sagt zwar in der angeführten Stelle, auch der eigensinnigste Splitterrichter würde in ihr nichts finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte, und dieses Urtheil wird man bei eigener Ansicht bestätigt finden, ja die Zeitschrift enthält so viele erbauliche Betrachtungen, geistliche Gedichte und sogar Gebete in Prosa, daß sie eher in ein entgegengesetztes Uebermaß zu verfallen scheinen könnte. Aber jene Zeit konnte nun einmal in dieser Beziehung gar wenig vertragen. Mylius hatte schon durch eine natürliche Erklärung des Zurückgehens des Schattens an dem Sonnenzeiger Ahas in den Belustigungen 1743 Anstoß erregt, der Schatten meint er, möge durch das Vortreten einer Wolke vermöge der Strahlenbrechung vorher weiter vorgerückt gewesen sein, als durch den Stand der Sonne bedingt war, im Freigeist (No. 42.) erklärt er, daß die Aussprüche der Vernunft allezeit wahr seien, und daß, wenn einer irre, er in seinen Vernunftschlüssen nicht der Vernunft folge, insofern sie Vernunft sei. Das mochte genügen, ihm einen Namen beizulegen, von dem er selbst sagt, seine Bedeutung sei so unbestimmt, daß man nicht wisse, ob man einen Wolffianer oder den Teufel darunter verstehen solle, er selbst scheint nur einen freien Geist darunter verstanden zu haben. Und da mag denn einiges gegen die Orthodoxie streitende auch wohl sonst vorkommen. Wie Mylius überhaupt, wie wir später sehen werden, in mancher Beziehung seinen Blick nach England wandte, so wird er auch die englischen Deisten nicht ungelesen gelassen haben. In den von Lessing herausgegebenen Schriften finden sich neben andern Aufsätzen, die eine freiere Denkungsart beurkunden, S. 88. folg. drei Gespräche über wichtige Wahrheiten abgedruckt, die Mylius 1744 als besondere Schrift hatte erscheinen lassen. In dem dritten derselben von der Göttlichkeit der heiligen Schrift, zwischen Schwarzmann und Wahrlieb, sagt der Letztere, d. h. Mylius selbst, denn Schwarzmann ist der Schwarzrock, der Geistliche — „die göttliche Eingebung der heiligen Schrift, wie sie insgemein genannt wird, stelle ich mir gar nicht so nach dem Wortverstande vor, wie Sie und alle Orthodoxen". Nämlich — „das Eingeben stellen sich die meisten Theologen so vor, als wie, wenn ein Schüler dem andern den Spruch einbläst, welchen dieser seinem Lehrer aufsagen soll. Man glaubt insgemein, die heiligen Schriftsteller hätten selbst gar nicht gedacht, als sie ihre Schriften abgefaßt hätten, sondern sie hätten nur so hingeschrieben, was ihnen, ganz ohne ihr Zuthun, von sich selbst, durch Hülfe des heiligen Geistes eingekommen wäre." Das sei nun ein Widerspruch, denn die Gedanken seien doch Handlungen, hier aber sollten sie ein Leiden sein. Außerdem müßten eben so viele Wunderwerke geschehen sein, als die heiligen Schriftsteller Gedanken gehabt haben — was doch eine ganz unvernünftige Annahme sei. Er glaube daher, Gott habe von Anfang an die Verfassung der heiligen Schrift in die Reihe der natürlichen Begebenheiten eingeordnet, und sei bei wirklicher Verfassung derselben eben so wenig unmittelbar wirksam gewesen,

als er es bei der Verfassung aller weltlichen Schriften sei — wobei die Göttlichkeit des Inhaltes der Bibel ganz unangetastet bleibe, denn eben, daß dieser Inhalt den Schriftstellern aufgehe, hatte Gott, nur nicht im Augenblicke des Niederschreibens, sondern von Ewigkeit her, angeordnet. Das Gespräch schließt folgendermaßen: Schwarzmann: Woher wüßte man aber bei so gestallten Sachen, daß die heiligen Schriftsteller wirklich Gottes Wort geschrieben hätten? Wahrlieb: Woher wissen Sie es denn, wenn Sie die unmittelbare Eingebung behaupten? Und diese Gespräche, welche im XI Stück der hamburgischen Urtheile und Nachrichten 1745 angegriffen worden waren, vertheidigt Mylius in einem Schreiben an den Verfasser des Freigeistes — man kennt diese Addisonsche Spielerei der Selbstcorrespondenz — vom 3. März 1745 — welches im Freigeist No. 13. (den 29. März 1745) steht. Gewiß konnte dem Manne, der später die Evangelisten für bloß menschliche Geschichtschreiber erklärte, ein solcher Aufsatz nicht anstößig sein, aber ist es nicht ungemein interessant, auf diese Weise eine Anschauung davon zu erhalten, durch wessen Vermittelung und in welcher Form bei Lessing zuerst eine Befreiung von der Orthodoxie, in welcher er aufgewachsen war, eingetreten sei? Auf die Erklärung des zurückgehenden Schattens spielt Lessing noch 1778 in der Vorrede zu dem Fragment vom Zwecke Jesu an, wo er von gewissen Gegnern sagt: „die Streiche, die sie führen, sind nicht übel, aber sie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet, der Gegner steht nicht da, wo er ihnen in ihrer Wolke zu stehen scheint, und die Streiche fallen vorbei oder streifen ihn höchstens".

Zwei andere Zeitschriften, die Mylius herausgab, sind in Lessings Lebensgeschichte dadurch merkwürdig, daß er in ihnen die ersten Schriftstellerproben abgelegt.

Die eine von ihnen sind die Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths. Unter diesem Titel erschien*) von Leipzig aus, aber verlegt von dem Buchhändler Joh. Adolph Martini zu Hamburg eine Zeitschrift, als deren Herausgeber sich eine Gesellschaft, welche die Werke des Verstandes und Witzes liebe, ankündigte. Man hatte eine Angabe von Christian Heinrich Schmidt in der Chronologie des deutschen Theaters S. 129. so verstanden, als wären Gottlieb Fuchs, der bekannte Hagedornsche Bauernsohn, und Mylius die Herausgeber gewesen; C. F. Weiße gab in einem Brief an K. Lessing einen Magister Agricola als solchen an. Allerdings waren sowohl dieser, als Fuchs Mitarbeiter gewesen, aber Mylius sagt ausdrücklich bei dieser Zeitschrift von sich solus edidit, mit dem Zusatze multae autem in hoc scripto etiam aliorum extant elaborationes**). Die Zeitschrift begann im Herbst 1746 laut der Unterschrift der Vorrede: Geschrieben den 7. des Herbstmonats 1746. Der erste Band besteht aus 8 Stücken, und hat auf dem Titel der sieben ersten Stücke die Jahreszahl 1747, das achte Stück 1748. Von dem zweiten Bande, dessen Vorrede vom 1. April 1748 datirt ist, hatte Mohnike nur das erste Heft auftreiben können, in welchem er auch Spuren zu entdecken glaubte, daß es das letzte gewesen sein möge: dieß wird von Mylius selbst bestätigt partes 9 de hoc scripto publicatae sunt. „Im dritten Stücke, sagt Mohnike, beginnt Lessings Theilnahme, und geht bis zum Schluß des siebenten, das Erscheinen

*) S. Mohnike Lessingiana S. 1. ff.
**) Histor. Myl. lt. p. 111.

des achten scheint in die Zeit gefallen zu sein, da Lessing von seinem Vater von Leipzig weggerufen war," wovon später, „denn in diesem Stücke findet sich Nichts von seiner Hand, obgleich Einiges darin enthalten ist, was mit seinem Leben in Verbindung steht." Lessings Beiträge selbst — denn es kann wichtig werden, zu wissen, welche von seinen Erzeugnissen, die in den spätern Sammlungen stehen, schon jetzt entstanden waren — sind die Gedichte 1) Der Wunsch zu sterben, Lachm. I., 124; 2) der Taback — bezieht sich auf eine vorangehende Abhandlung, daß das Tabackrauchen einem Gelehrten schädlich sei I. 203; 3) Refutatio Papatus. In dieser Form XIII. 642; 4) die Küsse, I. 41; 5) die Schöne von hinten, I. 46; 6) die Türken, ebendas. 7) die kranke Pulcherie, I. 127; 8) die Nuß und die Katze, I. 128; 9) nach der 10. Ode des Anakreon, I. 47; 10) der Tod, I. 64; 11) wem ich zu gefallen suche, I. 76, 12) die Füchse und die Bäre, I. 108; 13) das Lustspiel Damon oder die wahre Freundschaft II. 363; 14) die Sonne I. 103; 15) die schönen und die häßlichen Mägdchen — bei Lachm. I. 53 der Wunsch.*)

Noch ehe die Ermunterungen geschlossen waren, begann Mylius den Naturforscher 1747 und 1748, Leipzig bei Johann Gottlieb Crull. Diese Zeitschrift besteht aus drei zu einem Bande verbundenen Theilen, und ist mit einem vollständigen Register versehen, das erste Stück ist vom 1. des Heumonats 1747 datirt, das letzte oder 78ste vom 23. des Christmonats 1748; der Vorbericht ist unterschrieben, Leipziger Neujahrsmesse 1749. Es enthält diese Wochenschrift, was auch von den Ermunterungen gilt, die ihr übrigens nachstehen, sowohl wissenschaftliche, besonders naturwissenschaftliche, als belletristische Beiträge. Die der ersteren Art sind größtentheils von Mylius, die der andern Art, meistentheils Gedichte munteren Inhaltes, welche sich an die physikalischen Aufsätze anschließen, sind dem größern Theile nach von Lessing, der sich vom 8. Stücke an, 19. Mai 1747 seinem Freunde anschloß, und zwar mit dem Brief an den Naturforscher, den Lachmann XIII. 647 nachträgt. Am Ende findet sich der Zusatz: „die Beilage folgt im nächsten Stück" — und hier steht denn die Notiz: „Hier folgt die vor 8 Tagen zurückgebliebene Beilage; die darauf folgende kleine Ode und alle künftigen Gedichte, worunter der Name L. steht, kommen von meinem anakreontischen Freunde."**) Daß man Lessing als Mitherausgeber betrachten müsse, wie Mohnike meint, da Mylius ihn S. 174. seinen poetischen Gehülfen nenne, und daß dies der Grund sei, weshalb Lessing in seinem Leben des Mylius des „Naturforschers" gar nicht gedenkt, ist zwar um so wahrscheinlicher, da er länger in Leipzig geblieben

---

*) Die Varianten in den Gedichten s. bei Lachmann und Mohnike; das Lustspiel ist von Lessing nicht in seine Werke aufgenommen und hat daher dergleichen nicht; selbst Lessings nächsten Freunden war dasselbe unbekannt: als 1769 Chr. H. Schmid es in seiner Anthologie abdrucken ließ, fragte Nicolai bei Lessing an, ob es wirklich von ihm sei (XIII. 192). — Das Exemplar der Ermunterungen, welches Mohnike benutzt, findet sich im Nachlasse des Präsidenten von Meusebach; den Naturforscher hätte Lachmann auch auf der Hamburger Stadtbibliothek gefunden.

**) Schon in einem frühern Aufsatze, Auszug aus den Anfangsgründen der Physicopetitmaitrick, wo nach mathematischer Methode bewiesen wird, ein junger Herr sei als solcher ein Mathematiker, werden mit den Worten: „der Poet hat also recht, wenn er sagt,, die drei letzten Verse des Gedichtes die Küsse I. S. 41. mit der Unterschrift L. aus den Ermunterungen angeführt.

iſt als Mylius, würde aber auf die Angabe des letztern: Idem scripti illius quod per 78 partes a mense Julio an. 1747 usque ad finem 1748 Lipsiae sub tit: des Naturforſchers in publicum prodiit, solus auctor est, falls nicht der Herausgeber der historia Myliana die deutſche Angabe des Mylius ungenau überſetzt, ein ſchlimmes Licht werfen.*) Vom 26. Stücke (23. Dec. 1747) bis zum 44. Stücke (27. April 1748) findet ſich nichts von Leſſing — welcher Umſtand ſehr dafür ſpricht, daß ihm das Uebrige mit L. unterſchriebene wirklich beizulegen ſei, denn von Neujahr 1748 an war Leſſing ein Vierteljahr von Leipzig abweſend. Vom 72. Stücke an bis zum 78. d. h. vom 11. des Wintermonats bis zum 23. des Chriſtmonats 1748 iſt er beſonders ein fleißiger Mitarbeiter; das letzte Wort in der ganzen Wochenſchrift iſt eine epigrammatiſche Anmerkung von Leſſing, den Titel und und Vorbericht fügte Mylius erſt hinzu, als er dieſelbe ſchloß, und daß ſie geſchloſſen wurde, davon liegt der Grund nach der Vorrede darin, daß Mylius jetzt Leipzig verlaſſen hatte; er verſpricht ſie, was den phyſicaliſchen Theil anbetrifft, in einer Monatſchrift fortzuſetzen: wir werden dieſelbe ſeiner Zeit kennen lernen.

Als Beiträge Leſſings zum Naturforſcher ſind folgende Stücke zu nennen: 1) ein Brief an den Naturforſcher — im 8. Stück Lachmann XIII. 647.; 2) die Probe, auf welche eben dieſer Brief hindeutet. Nämlich im vierten Stück hatte Mylius von den natürlichen Körpern oder von dem, was man das Reich der Natur oder überhaupt die Natur zu nennen pflege, gehandelt. Leſſings poetiſcher Commentar dazu iſt das Gedicht die drei Reiche der Natur, Lachmann I. S. 68. Es erſchien im 9. Stück; 3) auf dieſes Gedicht folgt im Naturforſcher unmittelbar die Welterprophezeihung, Lachmann XIII. 647. Den Brief im achten Stück hatte Mylius mit den Worten eingeleitet: „Folgendes iſt mir vor wenig Tagen eingehändigt worden. Ich werde mich aller Beiträge eines anakreontiſchen Freundes bedienen, weil ich weiß, daß ich viel anakreontiſche Leſer habe," und vor den drei Reichen der Natur ſteht dann die Notiz: „hier folgt die vor 8 Tagen zurückgebliebene Beilage, die darauf folgende kleine Ode und alle künftigen Gedichte, worunter der Buchſtabe L. ſteht, kommen von meinem anakreontſchen Freunde. Ich mache dieſes ein für allemal bekannt, damit ich dem verdienten Ruhme ſeines muntern Witzes nichts entziehen und mit fremden Schönheiten prangen zu wollen ſcheinen möge"; 4) eine ſcherzhafte Correſpondenz, S. Nachträge zu Band III. im Anhang. Ebendaſ.; 5) der Sommer, Lachmann XIII. 641.; 6) die Geſpenſter, Lachm. I. S. 49. Eine Geſpenſtergeſchichte, die ſich im Carolino zu Braunſchweig bei einem Profeſſor Oeder und Magiſter Höfer ereignet haben ſollte**) und im 10. Stücke von Mylius beſprochen worden war, hat Veranlaſſung zu dieſem Gedichte gegeben***); 7)

*) Mylius ſcheint ſogar darauf hinzuweiſen, daß Leſſing ſich als Mitherausgeber zu viel herausgenommen: nachdem er ſich wegen der Einmiſchung nicht phyſikaliſcher Beiträge entſchuldigt, ſagt er in der Vorrede: „Indeſſen kann ich nicht leugnen, daß ſich einige Dinge auf eine Art eingeſchlichen haben, mit deren Beſchreibung ich meinen Leſern die Zeit nicht verderben will," doch kann damit auch eine Eigenmächtigkeit des Verlegers gemeint ſein.

**) S. Gottſched u. ſ. Zeit S. 325.

***) Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Archivarius Dr. Lappenberg iſt dieſes Gedicht in Uhlichs poetiſchen Zeitungen, Hamburg 1747 Stück 51. nachgedruckt; es wird alſo wohl eins von den Leſſing'ſchen Liedern ſein, welche ſich nach einem Vortrag, den Dir. Odebrecht im November 1747 in der Berliner Geſellſchaft für deutſche

der Handel, Lachm. XIII. 642. Im 15. Stück; 8) der Irrthum der Natur, Lachm. I. 85.; 9) Ein Brief mit einem Gedichte im 19. Stück, Lachm. XIII, 649. der Buchstabe C. soll ohne Zweifel den Namen der Geliebten bedeuten. Auch dieses Gedicht ist durch einen Aufsatz von Mylius veranlaßt, derselbe hatte im siebenzehnten Stücke von den Versteinerungen gesprochen. Mylius hat diesen Brief nebst dem Gedichte durch folgendes erdichtete Schreiben eingeleitet: „Mein Herr! Ich weiß nicht, was Sie für närrisches Zeug machen. Was T... wollen Sie denn mit Ihren Sauf- und Hurenliedern in Ihrem Naturforscher? Ist es nicht eine Schande, daß Sie solch abgeschmacktes Zeug mit hinein setzen! Das muß ein infamer Kerl sein, der diese Lieder macht. Ein Erzthurer und Säufer muß er sein. Wenn Sie seinen Narrenspossen nur noch einen quer Finger breit Platz einräumen, so werde ich Sie auch dafür halten. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc. Horribilicribifax II." „Man sieht wohl," setzt Mylius hinzu, „daß diesen Brief entweder ein Menschenfeind oder ein 70jähriger Jüngling geschrieben haben muß. Er sei wer er wolle, so dient ihm, sammt allen, die so denken, wie er, zur Nachricht: daß ich die scherzhaften kleinen Gedichte des Herrn L., welcher so ein großer Feind der angeführten Ausschweifungen ist, als der Herr Horribilicribifax nimmermehr sein wird, oder ehemals gewesen sein kann, nebst allen vernünftigen Lesern, für eine Zierde meiner Blätter halte und also immer fortfahren werde, mich seiner angenehmen Beiträge, wie auch anderer und meiner eigenen anakreontischen Einfälle zu bedienen. Ja ich werde ihn täglich aufmuntern, seinen Vorsatz, die ganze Naturlehre in anakreontischen Oden herauszugeben, auszuführen." 10) Das Lob der Faulheit, im 22. Stück, Lachm. I. 51.*) Mylius setzt hinzu: „Als ich meinen poetischen Gehülfen an einen Beitrag erinnerte, schickte er mir dieses Lied. Als ich ihn hierauf fragte, wie er denn sein Leben bei der Faulheit so hinbringen wollte, daß ihm die Zeit nicht lang würde, so erhielt ich folgendes zur Antwort:" 11) die Faulheit, Lachm. Ebendas.**) 12) die Ente, Stück 23. Lachm. I. 67.; 13) das Erdbeben. Die in demselben Stücke vorangehende Abhandlung von Mylius hatte dazu Veranlassung gegeben; am 31. Oktober 1746 war das Erdbeben in Peru gewesen, das die Stadt Lima verschlang; 14) die Stärke des Weins, Lachm. I. S. 45.; 15) Ob die Neueren oder die Alten höher zu schätzen sind, Stück 72., Lachm. I. S. 174.; 16) Ueber die Alten und Neuern, in demselben Stücke, Lachm. I. 52.; 17) die lehrende Astronomie im 74. Stück S. Nachtr. zu Bd. I.; 18) die Einwohner der Planeten, im 75. Stück, Lachm. I, 51.; 19) die Einwohner des Mondes, Ebendas., Lachm. I. S. 80.; 20) das Regenwetter, Ebendas., Lachm. I.

Sprache über jene poetische Zeitung gehalten hat. — Neues Jahrb. d. d. G. z. B., Band VIII. S. 385. — in derselben finden sollen; nähere Auskunft über jenen Vortrag zu erlangen, hat der Neid der — Götter mir nicht gestatten wollen.

*) Nach Lappenberg's Mittheilung auch in den poetischen Neuigkeiten Hamburg 1748, S. 70, wo auch S. 71. „die Ente" — die poetischen Neuigkeiten sind die unmittelbare Fortsetzung der poetischen Zeitung, so daß hiermit die drei Odebrechtschen Gedichte ermittelt wären. Jedenfalls ist es interessant, zu bemerken, wie schnell sich Lessing's Lieder verbreitet haben.

**) Mohnike'n scheint auch ein scherzhafter Brief im 21. Stücke, der mit Damon unterschrieben ist, und zwei kleine poetische Stücke enthält, von Lessing herzurühren, doch bringt er keine Beweise für seine Vermuthung vor.

S. 44.; 21) Poetiſche Anmerkungen zu den poetiſchen Einwürfen eines Freundes. S. Nachträge zu Bd. I. Gegen Leſſing's Gedicht über die Alten und Neuern im 72 Stücke trat im letztern Stücke des Naturforſchers ein Freund, der ſich H. unterzeichnet, und der aus Dresden geweſen ſein, oder dort gelebt haben muß, mit einem Gedicht auf, in welchem den Neuern der Vorzug ertheilt wird. Dieſes commentirte Leſſing in Alexandrinern, vielleicht in Nachahmung der Bremer Beiträge, in denen die Poeſie der Gottſchedianer einmal damit verſpottet wird, daß ein Paar Verſe von Haller mit einem langen Commentar in Alexandrinern verſehen werden.

Alle dieſe Stücke ſind mit L. unterzeichnet: das letzte mit dem vollen Namen G. E. Leſſing.

Die Anſicht Lachmann's über Leſſings Mitarbeit am Naturforſcher ſcheint nicht ganz dieſelbe zu ſein. Zwar die letzte Nummer erkennt er XIII. S. 645. an, ohne ſie jedoch aufzunehmen, aber bei No. 4. hält er nur die kurze Antwort für Leſſing's Eigenthum (Ebendaſ. S. 648.) und No. 16. erwähnt er gar nicht. Ich begreife die Gründe dieſer Verwerfung nicht. Bei dem Briefe wäre es doch wunderlich, wenn Leſſing auf das Schreiben eines Andern, das, wenn auch im Scherze, gegen ihn gerichtet war, nichts anderes zu erwiedern gehabt hätte, als, „Sie haben Recht;" gerade die ſo eben beſprochene letzte Nummer zeigt, wie glücklich er ſich in ſolchem Falle aus der Sache zu ziehen wußte. Dazu kommt noch ein poſitiver Grund, Mohnike ſagt: dieſer Brief ſtehe mit dem in No. 1. offenbar in Verbindung. Man muß mehr ſagen: er drückt ganz denſelben Gedanken aus wie jener, obgleich er gegen ihn gerichtet ſein ſoll. In dem erſten Briefe wird geſagt, die Naturwiſſenſchaften ſeien eine trockene Materie und viel langweiliger als Anakreon, und Mylius denke, Anakreon ſei kein Naturforſcher geweſen, und er als Naturforſcher, wolle kein Anakreon ſein. Aber das ſei keine Entſchuldigung, denn ſeine Materie könne ihm oft genug Gelegenheit geben, die feinſten Scherze von Liebe und Wein anzubringen, und wenn ihm dieß ſein phyſikaliſches Gewiſſen verbiete, möge er es einem andern übertragen. Damit ſpricht Leſſing die Grundwendung des größten Theils ſeiner Beiträge aus, denn in der That parodirte er hier auf die angegebene Weiſe eine Reihe von phyſikaliſchen Aufſätzen des Mylius, die ich nicht noch einmal aufzuzählen brauche.*) Man könnte dieſe Ge-

*) Mylius und auch Käſtner übten dergleichen Ironie gelegentlich ſelbſt. Käſtner erzählt in Murrs Journal V. S. 344. „Zu Greenwich hatte Mylius einmal mit Bradley eine Sonnenfinſterniß obſerviren wollen, dabei ſich des Aſtronom's Tochter befunden, es war aber meiſtens trübe geweſen, worüber er ein Sinngedicht gemacht:

Beobachtung der Sonnenfinſterniß den 26. Oktober 1753 zu Greenwich.

Der Anfang — eins — drei — fünfthalb Zoll
Geſehn, dictirt und aufgeſchrieben —
Der Himmel wird von Wolken voll.
Wo ſeid ihr, Sonn' und Mond geblieben?
Nichts mehr — ich laß es gern geſchehen,
Mich ließen ohne Wolk und Neider
Der ſchönen Bradley leichte Kleider
Zwo angenehmre Sphären ſehen.

Ich antwortete ihm aber darauf:

Doch kannſt Du, Freund! uns von der Bradley Sphären
Mehr nicht, als Bradley ſelbſt von Sonn' und Monde lehren:

dichte unter dem Titel sammeln, Anakreon als Naturforscher, wie man Amor als Landschaftszeichner und dergl. hat. In dem zweiten Briefe spricht Lessing aber diesen Einfall geradezu ironisch aus: Anakreon solle kein Naturforscher gewesen sein? Wer hat jemals die Natur des Weines und die geheimsten Wirkungen der Zärtlichkeit so genau erforscht, wer über die Eigenschaften der Rosen, des Balsams u. s. w. scharfsinniger philosophirt u. s. w. Dieß ist eben der Humor davon, daß dieser Widerspruch gegen den ersten Brief gar keiner ist, und hiermit, wie denn auch mit der kurzen Antwort hat Lessing offenbar diese läppische Selbstcorrespondenzlerei solcher dem Spectator nachgeahmter Wochenblätter persifliren wollen. Ebensowohl läßt sich No. 16. rechtfertigen. Wäre dieß Gedicht etwas bloß zu schlecht für Lessing? Darauf müßte man antworten, daß in der Ode überhaupt seine Stärke nicht gelegen; er fühlte das selbst*) sehr gut, und wenn irgend etwas in Lessing's Schriften auch von einem andern herrühren könnte, so wären es die Oden, welche man Band I. S. 88 — 99 findet. Im Uebrigen kommt es, da von Lessings astronomischem Interesse überhaupt schon die Rede gewesen ist, und dieses jetzt durch Mylius, welcher nach Berlin gegangen war, um eine Sonnenfinsterniß zu beobachten, frisch angefacht sein mußte, nur auf den Beweis an, daß Lessing wirklich bereits vor dem Erscheinen des 74. Stückes des Naturforschers, das heißt, vor dem 25. November in Berlin gewesen, und dieses wird sich weiterhin wenigstens als wahrscheinlich herausstellen.

Ich fürchte nicht, daß meine Leser mir diese trockene Aufzählung allzusehr verübeln werden. Muß uns doch gerade aus ihr die unmittelbare Anschauung eines jugendlich heiteren und geistreichen Wechselverkehrs dieser Männer hervorgehen, wie wir ihn anderweitig nur auf Umwegen erschließen könnten. Ja noch mehr, es liegt auch im Kleinsten ein Stück Geschichte, wenn man es nur zu finden weiß. Mylius giebt die Ermunterungen heraus — hier tritt Lessing nur erst als einzelner Mitarbeiter hinzu, und seine Beiträge sind eben nur wie andre. Dann kommt der Naturforscher — hier nimmt er bereits die Stelle des Einen unter zwei Hauptverfassern, ja wohl gar eines Mitherausgebers ein — er vertritt die Poesie dem wissenschaftlichen Element des Mylius gegenüber, ja mit einer glücklichen Wendung läßt er seine Poesie hier gleichsam in ironischer Weise als diejenige dieses Elementes selbst erscheinen, und faßt die so ganz verschiedenartigen Bestandtheile in einen Gesichtspunct zusammen. Und nicht lange, so werden wir ihn als Herausgeber einer Zeitschrift, und Mylius, nach eigenem Geständniß, als bloßen Mitarbeiter erscheinen sehen.

Uebrigens ist auch mit Anführung dieser Zeitschriften Mylius' schriftstellerische Thätigkeit, die vor Lessing's Auftreten oder gleichzeitig mit demselben fällt, noch nicht erschöpft, wenn auch in demjenigen Theile derselben, wel-

---

Dem Auge nur sind sie bekannt
Und viel zu hoch für deine Hand."

Welcher Ton übrigens sonst unter diesen Herren gelegentlich angestimmt worden, zeigt die Bemerkung, welche in Mylius Tagebuche (Bernouilli's Archiv Thl. VII. S. 103.) diese Verse begleitet. „Dieses antwortete Kästner auf seines Freundes Sinngedicht. Lessing und Kies aber, denen er es nach Berlin geschickt hatte, fanden seine Antwort viel zu sittsam, und meldeten ihm, er würde wohl von Miss Br. Sphären gesehen haben, die sie manchmal bloß nach der Wand kehrte."

*) Vorrede zu den Schriften 1753, III. S. 269.

cher noch anzuführen ist, sein Einfluß auf Lessing nur gering angeschlagen werden darf. Mylius war auch Dramatiker. Als Johann Christian Krüger mit den Geistlichen auf dem Lande 1743, in welchen der ganze Predigerstand verhöhnt wurde, großen Beifall fand, wendete sich ein Buchhändler an Mylius, mit dem Auftrage, eine ähnliche Satire auf die Aerzte zu schreiben, deren Stande er selbst angehörte, und so entstand das Lustspiel die Aerzte 1745. Das erzählt nicht bloß Chr. H. Schmid in der Chronologie des deutschen Theaters S. 122., sondern auch Lessing in der Vorrede zu Mylius Schriften. Während der letztere in Leipzig war, verfaßte Mylius ein Lustspiel, der Unerträgliche, das gar eine persönliche Satire sein sollte, ein musikalisches Zwischenspiel, der Kuß, und ein Schäferspiel, die Schäferinsel.

Nächst Mylius mag noch ein anderer Landsmann, der zwar, so viel wir wissen, dem Käſtner'schen Kreise nicht angehörte, aber mit Mylius befreundet war, Lessing durch sein Beispiel zur Schriftstellerei aufgemuntert haben. Es war Christian Nikolaus Naumann aus Bauzen, der später 1752 durch das Heldengedicht Nimrod eine so zweideutige Berühmtheit erlangt hat. Mylius selbst bezeugt in seiner oft angeführten Selbstbiographie, daß er in Leipzig Umgang mit ihm gepflogen. Naumann war ein harmloser Mensch, nicht ohne Witz und drollige Einfälle, und schrieb schon damals in allen Gattungen der Poesie und in Prosa alles was man haben wollte. Seine Lebhaftigkeit, seine Gutmüthigkeit und sein Mangel an Urtheilskraft, erzählt K. Lessing, vermuthlich aus Mittheilungen des Bruders, gaben Blößen die Menge; stets brachte er einen ganzen Stoß selbstverfertigter Gedichte mit, die er vorlas, und deren Kritik er mit der komischesten Art abwies. Also eine Gestalt, wie sie in einem frohen und geistreichen Jugendkreise unentbehrlich ist: ein nicht dummer Mensch, der aber gehänselt wird und sichs mit gutem Humor gefallen läßt. Naumann hatte damals bereits eine Zeitschrift „Belustigungen des Gemüths" Hamburg 1745 herausgegeben. In die Zeit von Lessing's Studentenjahren fallen: „Nacheiferungen in den zierlichen Wissenschaften," eine Monatsschrift Jena 1747 und „der Liebhaber der schönen Wissenschaften" ebendas. 1747. 48*). An Mylius' Freigeist und Naturforscher hatte er mitgearbeitet**). Im Jahre 1748 ging er nach Jena***), wo er nach Otto an den ersten beiden Jahrgängen der Jenaischen gelehrten Zeitungen sehr eifrig mitarbeitete, nicht ohne diese Gelegenheit zu benutzen, seinen Leipziger Freunden zu mehrerer Berühmtheit zu

*) Mohnike hatte sich diese drei Zeitschriften, so wie den „Vernünftler" auf 1754, ebenfalls von Naumann als Schriften notirt, in welchen nachzusuchen sei, ob sie etwa Lessingiana enthielten (S. 155.) Für die Belustigungen findet er selbst es unwahrscheinlich; was den Vernünftler anbetrifft, kann ich es mit Entschiedenheit verneinen; er ist eine ganz gemeine moralische Wochenschrift, in welcher nicht ein Stück ist, bei dem man nur an Lessing denken könnte; auch trägt sie, wenn man dieß von irgend einer Schrift dieser Art sagen kann, das Gepräge, wirklich von Einem verfaßt zu sein. Was dagegen die in Jena erschienenen Blätter anbetrifft, so wären sie um so mehr in diesem Sinne durchzumustern, da wenigstens Mylius nach Lessing's eigener Angabe, wie auch Mohnicke bemerkt, am Liebhaber der schönen Wissenschaften mitgearbeitet, so wie auch (hist. Myl.) an dem Schriftsteller nach der Mode, Jena 1749, an dem wiederum auch Naumann mitarbeitete. — Otto Oberl. Schriftstellerlex. II. S. 684. — ich habe sie aber bis jetzt nicht auftreiben können.

**) Otto a. a. O.

***) Derſ. Supplementband S. 299.

verhelfen, wovon uns ein ergötzliches Beispiel vorliegt. Mylius schließt den Bericht über seine schriftstellerische Thätigkeit mit den Worten: Multa denique et ultra 200 poemata vel carmina germanica ad varias occasiones publicavit, wovon er nämlich in Leipzig zum Theil lebte. Und dazu die Anmerkung: Eximium hic Mylius in poesi germanica sibi acquisivit habitum, praesertim in genere odarum. Ideo auctores der Jenensischen Gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1749 p. 127. sequens honorificum de poesi huius Mylii germanica tulerunt iudicium. Wir wissen bei uns keinen größern Meister in dieser Art von Gedichten (nämlich den Oden) zu nennen, als den gelehrten Herrn Mylius in Berlin, dessen sapphische Oden in den Belustigungen des Verstandes und Witzes mit blühenden Blättern erfüllet sind, welche die Phantasie des Lesers auf eine reizende Art einnehmen und bewegen, quod iudicium a. M. Naumanno, uno olim ex praecipuis Novorum litterariorum Jenens. auctoribus, et qui hunc Mylium in Academia Lipsensi probe quondam novit, originem habere videtur. Auch Lessingen sollte, wie wir später sehen werden, diese Verbindung noch zu Gute kommen.

Es ist eine ungemein merkwürdige Thatsache, auf welche nicht entschieden genug hingewiesen werden kann, und auf die gleichwohl, weil uns Spätgebornen Lessings verschiedenartige Werke in den Gesammtausgaben gleichmäßig vor Augen liegen, von Allen, welche über ihn gesprochen haben, noch keiner aufmerksam gemacht hat: daß die schriftstellerische Thätigkeit, zu welcher ihn diese jungen Männer angeregt haben, sich ausschließlich auf ästhetischem Gebiete bewegt. Lessings wissenschaftliche Schriftstellerei gehört einer späteren Periode an, kaum dürfte aus dieser Periode ein kurzes Pröbchen einer solchen herstammen, von welchem späterhin die Rede sein wird; Lessing, der Gelehrte, der Kritiker, welcher sich selbst einmal das poetische Genie abgesprochen hat, ist zuerst mit poetischen Werken aufgetreten und eine ziemliche Weile ganz und gar Dichter gewesen.

Ich habe die dichterischen Erzeugnisse, welche von Lessing während seines Aufenthaltes in Leipzig gedruckt worden, vollständig aufgezählt; einige andere, die zu dieser Zeit noch nicht im Druck erschienen sind, werden alsbald erwähnt werden, das folgende Kapitel wird der Erörterung der Frage gewidmet sein, welche Stelle diese Gedichte und Lustspiele, welche von seinen spätern Werken so gänzlich in Schatten gestellt werden, daß sie außer dem Litterarhistoriker von Fach fast Niemand mehr liest, in der Geschichte der deutschen Litteratur einnehmen, oder ob und was mit ihnen im Gegensatz gegen die früheren Erscheinungen Neues geleistet worden; hier kann sichs nur darum handeln, welche Bedeutung der Thatsache überhaupt, daß Lessing seine schriftstellerische Laufbahn auf diese Weise begonnen, beigelegt werden könne.

Sie besteht in Nichts anderem, als daß er durch sie sich gerade zu dem, was man an ihrer Stelle zu erblicken erwarten möchte, auf die gründlichste Weise vorbereitet, das heißt in der Kritik den Standpunct eingenommen hat, welcher nunmehr unerläßlich war, um in diesem Fache etwas anerkennenswerthes zu leisten, und zu der Behandlung der Wissenschaft, welche ihm eigen war, Kräfte gesammelt hat.

Fassen wir den letzten Punct zuerst in's Auge, denn er ist im Grunde schon früher erledigt worden.

Ich habe im zweiten Kapitel des ersten Buches erörtert, und brauche dies

daher hier nicht zu wiederholen, daß die Urthat von Leſſing's Geiſte in der Reflexion auf das menſchliche Thun in ſeiner eigenen Geiſtesthätigkeit beſtanden habe. Dieſe Reflexion mußte ſich, wie dort ebenfalls ſchon geſagt worden, der Natur der Sache nach, zuerſt auf den rein menſchlichen Gemüths- und Lebensinhalt, der uns Allen gegenwärtig iſt, richten, und eine Darſtellung von dieſem und nichts anderes iſt die dichteriſche Production, und in dieſem Sinne hatte ſich dieſelbe ſchon in Meißen bei Leſſing geregt. Aber damit nun ſein Geiſt in dieſer Selbſtreflexion ſo weit erſtarken konnte, daß er ſpäter ſein wiſſenſchaftliches Denken auf dieſe Weiſe zu objectiren vermochte, war es erforderlich, daß er auf dieſer Stufe wirklich für eine Weile ſtehen blieb, und ſich in dem Verhalten, das ihr eigenthümlich iſt, recht eigentlich feſtſetzte. Das iſt es, was er in jener Jugendperiode dichteriſcher Thätigkeit vollführt hat. Dieſe Thätigkeit muß für den inneren Charakter ſeiner Studienjahre wohl ſehr bedeutend ſein, denn ſie bildet das einzige Gebiet, auf welchem er ſich hier productiv erwieſen, und worin der Menſch productiv iſt, darin lebt er, das iſt er; ſie muß der Schwerpunct derſelben ſein; die mannichfaltigen wiſſenſchaftlichen Anregungen, die er hier, wie ich gezeigt habe, erfahren, ſind dieß für's erſte geblieben und haben bis auf ſpätere Veranlaſſung in ſeiner Seele nur gleichſam unterirdiſch fortgewirkt. Das ſtimmt mit dem Geſagten genau überein. Es war in dieſer Zeit Leſſing's Hauptaufgabe, die er durch das inwohnende Geſetz ſeines Entwickelungsganges gezwungen verfolgen mußte, ſich eben auf jenem Standpunct feſtzuſetzen und die innere Urthat ſeines Geiſtes nach dieſer beſondern Richtung hin zu verwirklichen. Bald werden wir ihn tiefer greifen ſehen, wobei ihm denn natürlich jenes einmal Erworbene unverloren blieb; er hat die poetiſche Production nie wieder ganz aufgegeben, nur daß die energiſchere Geiſtesthat, mit welcher er über ſie hinausging, und auch das Denken und Wiſſen im Sinne des Dichtens auszuüben ermöglichte, auch dieſem letztern ſelbſt zu Gute kam und ſo allerdings ſeine dichteriſchen Jugendwerke von ſeinen ſpäteren Dichtungen ganz in den Schatten geſtellt wurden.

Was die Kritik anbetrifft, ſo kann man behaupten, daß es geradezu das Ausgehen von der äſthetiſchen Production geweſen iſt, was Leſſing den Sieg über alle ſeine Zeitgenoſſen verſchafft hat. Die Gegenſätze der Zeit ſind zu bekannt, als daß ich ſie näher ausführen dürfte; im Einzelnen wird noch oft von ihnen die Rede ſein müſſen, der Hauptfortſchritt lag in der Lehre der Schweizer, welche dieſelbe den Gottſchedianern gegenüber geltend machten, daß die Regeln der Dichtkunſt nur durch die Ausübung der letzteren ſelbſt gegeben werden könnten, und daß daher die Erfahrung des Dichters dem Kritiſiren und Theoretiſiren vorangehen müßte. So lehrten die Schweizer, aber ſeltſam, ſie thaten nicht danach, ihre geiſtige Anlage hatte ſie eben nur dazu befähigt, dieß theoretiſch einzuſehen, ſie aber nicht, ehe ſie zu theoretiſiren anfingen, ſelbſt zu Dichtern werden laſſen. Leſſingen war dieß gewährt, und ſo durfte er einerſeits überhaupt vollkommen entſchieden und frei auftreten, während jene, die ſich erſt hinterher an Klopſtock's Meſſiade als am Gedichte das ihrem Begriffe entſpreche, anklammern, von dem Bewußtſein jenes Widerſpruches niedergehalten und in die Halbheit der Vertretung eines neuen Princips in alter Weiſe zurückgedrängt werden, und anderntheils kann denn auch ſeine Kritik, in ſofern ſie nun wirklich auf der eigenen Erfahrung, auf dem lebenswarmen Bewußtſein des Ausführbaren und Wirkungsreichen ruhte, dem Wechſelſpiele der Wunder-

lichkeiten, welche Schweizer und Gottschedianer gegen einander geltend machen, gegenüber, im Einzelnen entschieden das Gepräge geistiger Gesundheit tragen.

Dieß gilt besonders von dem Gebiete ästhetischer Production, mit welchem sich Lessing ausübend und kritisirend am meisten zu thun gemacht hat, und in welchem daher auch sein Auftreten epochemachend geworden ist, dem dramatischen.

Wenn Lessing auch nichts von Leipzig mitgenommen hätte, als das entschiedene Bewußtsein, zum dramatischen Dichter berufen zu sein, so müßte die Zeit seines Aufenthaltes daselbst schon für einen der wichtigsten Abschnitte seines Lebens gelten. Die Studien, welche er daselbst in Bezug auf die dramatische Poesie machte, die Anregungen und Aufmunterungen, welche er erfuhr, und die Werke, mit denen er sich zeigte, bilden den Höhepunct dieser für ihn so reichhaltigen Periode, und wenn Manches, was ihm hier nahetrat, fortan bis in die späteste Zeit einen Grundton seines Lebens bildete, wenn Anderes wenigstens für die nächste Folgezeit seine geistigen Beschäftigungen oder sein äußeres Schicksal bestimmte, so gilt dieß Alles zumal von der Beschäftigung mit der dramatischen Dichtkunst in so hohem Grade, wie kaum von irgend einer andern Richtung seiner Thätigkeit auch nur ein einzelner unter jenen Puncten.

Nur das bereits genannte in den Ermunterungen gedruckte Lustspiel Damon kommt hierbei freilich gerade am wenigsten in Betracht. Es ist, wie es da auf dem Papiere steht, ohne, so viel wir wenigstens wissen, auf die Bühne gebracht zu sein, und ohne daß es bei ihm auch nur darauf abgesehen zu sein scheint, eine schriftstellerische Arbeit und Nichts weiter. Aber das eben ist die Hauptsache, daß Lessing hier zu dem wirklichen Theater und seinen Künstlern in Beziehung trat, und inne ward, daß nur in Wechselwirkung mit ihnen die dramatische Poesie eine eigenthümliche Bedeutung habe: und daß er von hieraus seine Anregungen zu empfangen sich gewöhnte.

Wenn die Betrachtung, mit welcher ich dieses Kapitel einleitete, daß sich dem bedeutenden Menschen in Bezug auf seinen Bildungsgang Alles zum Besten fügen müsse, einer schlagenden Anwendung fähig ist, so ist es hier. Lessing verfällt auf einer klösterlichen Schule in einsamer Klause darauf, den Terenz und Plautus zu lesen, es entwickelt sich in ihm ein Talent, durch den lateinischen Buchstaben hindurch das ganze frische Leben dieser dramatischen Werke aufzufassen, und sich mit ihm bis zur Nachbildung zu durchdringen, und eben diesem Manne muß die Gelegenheit geboten werden, in der Mutterstadt des modernen Dramas das beste Theater kennen zu lernen, welches Deutschland noch gehabt hatte. So gewiß ist's, daß wie Schiller sagt, Natur und Genius im ewigen Bunde stehen, und was der eine verspricht, der andere gewißlich leistet — was denn Göthe in dem wunderlichen Spruche ausdrücken wollen: was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.

Der allgemeine Zustand des damaligen deutschen Theaters ist bekannt. Es bestand noch das alte volksmäßige Institut der herumziehenden Gesellschaften, welche sich in den bedeutendsten Städten bei besondern Gelegenheiten, als Messen, Krönungen, Vermählungsfeierlichkeiten oder in der Carnevalszeit einzufinden pflegten, und dann so lange blieben, bis die Schaulust des Publikums für dießmal erschöpft war, oder an einem andern Orte eine günstigere Gelegenheit zu winken schien. Von diesem Getreibe war Leipzig vermöge seiner geographischen Lage in der Mitte der Landestheile, die bei demselben in Betracht ka-

men, und wegen der regelmäßig wiederkehrenden Meſſe eine Art von Mittelpunct geworden. Und ſo war denn auch gerade von hier eine merkwürdige Umgeſtaltung des ganzen deutſchen Theaterweſens ausgegangen. Gerade dieſes war bis dahin eben ſo wie in ſeiner äußeren Form auch dem Geiſte nach volksthümlich geblieben; die Staatsactionen und Hanswurſtſpiele und Volkstragödien, wie der Fauſt, welche auf ihr herrſchten, ſind als Ueberbleibſel der ächt deutſchen Dichtung anzuſehen, welche im ſiebenzehnten Jahrhundert durch die gelehrte litterariſche Bildung, welche auf die Nachahmung der Alten hinwies, verdrängt worden war. Eben dieſe Bildung hatte Gottſched auch auf das Theaterweſen ausgedehnt; die Neuberſche Geſellſchaft hatte ſich bereit finden laſſen, die Hanswurſtſpiele und Staatsactionen durch Stücke nach franzöſiſchem Geſchmack zu erſetzen, und ſo war gerade jenes volksmäßige Herumziehen in Deutſchland zu einem Mittel geworden, den alten Volksgeſchmack zu unterdrükken; Gottſched ſelbſt betrachtete die Schauſpielertruppen, welche ſeinen Reformen huldigten, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe, ganz eigentlich als ſeine Sendboten.

Es iſt bis auf den heutigen Tag gebräuchlich, dieſe Wendung der Sache als eine Verkümmerung des natürlichen Entwickelungsganges, als ein Abreißen des hiſtoriſchen Fadens zu betrachten, wie denn Leſſing ſelbſt ſie in der bekannten Stelle der Litteraturbriefe ſo anſieht, wo er erklärt, Gottſched habe das deutſche Theater mit ſeiner Hinweiſung auf das franzöſiſche auf eine ganz falſche Bahn gelenkt: das alte deutſche Schauſpiel ſei vielmehr dem engliſchen verwandt, und an dieſes hätte man alſo anknüpfen müſſen. Aber dieß iſt eine Auffaſſung, welche der unbefangenen Nachwelt nicht ziemt, und die ſich auch bei Leſſing nicht finden würde, wäre er nicht allzu unmittelbar in die Vorgänge verwickelt geweſen. Abgeſehen davon, daß wir nachgerade geſchichtliche Erfahrung genug haben könnten, um einzuſehen, daß es ein ſolches revolutionäres Abreißen des geſchichtlichen Fadens gar nicht giebt, denn Alles, was vorgeht, geſchieht ja in der Geſchichte, und iſt ſelbſt das Ergebniß eines geſchichtlichen Entwickelungsganges, iſt nun vollends in dem vorliegenden Falle der Gang der Sache, als ein durch die allgemeinen Geſetze der europäiſchen Entwickelung bedingter zu betrachten. Es iſt den Völkern des neuern Europa in keinem Gebiete des Lebens vergönnt geweſen, ſich rein aus ſich ſelbſt zu entwickeln, wie dies etwa bei den Griechen der Fall geweſen zu ſein ſcheint; die entgegengeſetzteſten Geſchichtsbetrachtungen erkennen an, daß ſie in allem einer gewiſſen von außen hinzutretenden, ſtrengen Zucht bedurft haben, um alsdann ſpäter allerdings eine deſto kräftigere eigene Entwickelung zu beginnen. Dieſe äußere Zucht war für das deutſche Theater die Aufdrängung des franzöſiſchen; daß eine Entfaltung des volksthümlichen deutſchen aus ſich ſelbſt etwa zu der Kunſthöhe des engliſchen nicht möglich geweſen wäre, folgt ganz einfach daraus, daß ſie nicht eingetreten iſt, ja daß das volksthümliche Element nicht kräftig genug war, um auch nur jenes fremdländiſche abzuwehren.

Doch wie dem Allen auch ſein möge — denn ich müßte mir ſelbſt allzu ſehr vorgreifen, wenn ich die Gegenſätze, um die es ſich hier handelt, jetzt ſchon in ihrer ganzen Tiefe zur Sprache bringen wollte — jedenfalls lag gerade Leſſing's Ausgangspunct bei ſeinem Intereſſe für das Theater ganz und gar auf der Seite der Bildung; er ſelbſt hätte für jetzt am wenigſten dem Volksthümlichen zu einer reinen Entwickelung verhelfen können, denn er war, wie oben gezeigt wor-

den, durch die Leſung der römiſchen Luſtſpieldichter angeregt. Zwar wird gerade die Friſche und Lebendigkeit, mit welcher er dieſe aufgefaßt hatte, ihm den Sinn für die volksthümlichen Elemente, welche das deutſche Theater noch beſaß, erhalten haben, ja man darf vielleicht behaupten, daß er das römiſche Luſtſpiel ſelbſt in gewiſſem Sinne als volksthümliches aufzufaſſen wußte, aber immer war er doch zunächſt in dieſem Kreiſe feſtgebannt; ein rein deutſches Theater würde er in jener Periode, in welcher ſich eben ſein dramatiſches Intereſſe überhaupt erſt ausbildete, vielleicht gänzlich unbeachtet gelaſſen haben; eine Erfüllung deſſen, worauf ihn ſein Genius ſchon in Meißen hingewieſen hatte, einen Boden für ſeine Wirkſamkeit konnte er nur in dem nach gewiſſen Grundſätzen claſſiſcher Bildung von Gottſched umgeſtalteten Theater finden, und inſofern iſt der Umſtand, daß ihm gerade ein ſolches dargeboten wird, eben auch nur wieder als eine allergünſtigſte Fügung des Geſchickes zu betrachten.

Zumal da die Geſellſchaft, welche er in Leipzig antraf, ſo ganz ſtreng rechtgläubig im Gottſched'ſchen Sinne auch nicht mehr war.

Außer einem gewiſſen Nicolini, welcher ſeine Pantomimen — es ſcheinen Kinderballets geweſen zu ſein — nach Blümner's Theatergeſchichte von Leipzig (S. 77) im Jahre 1748 in Leipzig gab, und den Leſſing, nach einem ſeiner „Briefe" (III. S. 301) jedenfalls hier geſehen hat, und zwar vielleicht ſchon 1747, ſpielte hier um jene Zeit wieder eine Neuber'ſche Geſellſchaft. Dieſe war freilich die urſprüngliche nicht mehr, mit welcher Johann Neuber Gottſched's Grundſätze in Deutſchland zu verbreiten geſucht hatte, denn dieſe war 1743, nachdem ſie einen verunglückten Verſuch gemacht, am Ruſſiſchen Hofe eine feſte Anſtellung zu erlangen, und Gottſched, der mit dieſem Auswanderungsproject, das ihn eines allbereiten Werkzeuges beraubte, ſehr unzufrieden war, ſeine Protection auf die Schönemann'ſche, welcher damals ſchon Eckhof angehörte, übertragen hatte, gänzlich auseinandergegangen, nicht ohne ſich vorher auf die allbekannte Weiſe von dem früheren Gönner ganz ſträflich emancipirt zu haben. Aber ſchon 1744 hatte Friederike Neuber, die Gattin jenes Principals, die immer großen Antheil an der Leitung ſeines Geſchäftes gehabt hatte — Neuber ſelbſt verſchwindet um dieſe Zeit aus der Geſchichte — eine neue Geſellſchaft zuſammengebracht, in welcher, neben ihr ſelbſt, mehrere bedeutende Talente glänzten. Leſſing ſcheint ſehr bald nicht blos einen Zuſchauer vor der Bühne abgegeben, ſondern auch hinter die Couliſſen Zutritt erhalten zu haben, ohne Zweifel wieder durch Mylius, deſſen „Kuß" von dieſer Geſellſchaft aufgeführt wurde, und der ſeine Schäferinſel ſogar auf ihr Anrathen ausgearbeitet hatte. Was ihm die Frau Neuber geworden, mag man daraus abnehmen, daß er ſie ſpäter*) eine Frau von männlichen Einſichten in ihrer Kunſt, ja in der Dramaturgie eine Schauſpielerin nennt, wie Deutſchland ſie ſeitdem nicht wieder gehabt. Sie iſt es, welche Leſſing unmittelbar für das deutſche Theater gewonnen hat. Einſt erntete, ſo wird uns erzählt, ein ſogenanntes Originalſchauſpiel aus der Gottſched'ſchen Schule auf dem Theater großen Beifall, Leſſingen aber ſchien es höchſt kahl und mager. Man wollte ihm mit dem beliebten Grundſatze, Tadeln ſei leichter als Beſſermachen, den Mund ſtopfen, und dies veranlaßte ihn, ſeinen auf der Schule bereits angefangenen „jungen

*) Vorrede zu Mylius Schriften IV. 454.

Gelehrten" wieder hervorzusuchen. Nachdem das Stück ausgearbeitet und, wie oben erwähnt, Käſtnern zur Beurtheilung vorgelegt war, kam es, nach Leſſing's eigenem Bericht *), vielleicht durch Mylius, in die Hände der Neuber. Auch ihr Urtheil verlangte er, aber ſtatt des Urtheils erwies ſie ihm die Ehre, die ſie ſonſt einem angehenden Komödienſchreiber nicht leicht zu erweiſen pflegte, ſie ließ das Stück aufführen **) und begrüßte ihn als ein theatraliſches Genie, als eine Sonne der aufkeimenden Nationalbühne. Das Stück fand großen Beifall; um ſo mehr dürfen wir dieſen Vorfall als einen derjenigen betrachten, welche einem ganzen Menſchenleben eine beſtimmte Richtung geben können. Außer der Frau Neuber übten auch die bedeutendſten unter ihren Schauſpielern, Bruck, Heydrich und Koch ***), einen großen Einfluß auf Leſſing aus, er lernte von ihnen, was ſich aus Büchern nicht lernen läßt, das Techniſche der Kunſt. Bruck war ein vortrefflicher Komiker, auch Heydrich ſcheint beſonders im höheren Luſtſpiele heimiſch geweſen zu ſein, denn die Chronologie des deutſchen Theaters meldet von ihm, daß ſein ſchöner Wuchs und guter Anſtand ihm vornehmlich Beruf zu Rollen gegeben, wie die eines Schmeichlers. Der bedeutendſte unter ihnen war Koch. Er ſpielte die erſten tragiſchen Rollen; das ſo eben angeführte Buch belehrt uns, daß ihm nach dem Tode eines älteren Mitgliedes der Neuber'ſchen Geſellſchaft der Cato zugefallen. Auch hatte er eine Ueberſetzung des Oedipe von Voltaire angefertigt, die in Wien gedruckt worden iſt; auch hier ſpielte er die Titelrolle. Was er Leſſingen galt, erhellt aus der in der Chronologie (S. 129) aufbehaltenen Notiz, daß dieſer ein Trauerſpiel — wir werden es ſogleich kennen lernen — das er, durch die Neuber'ſche Bühne gereizt, angefangen und faſt vollendet hatte, vernichtete, als er hörte, daß Koch die Neuberin verlaſſen wollte. Auch ſpäter dauerte die Verbindung zwiſchen ihnen fort; wir werden ſehen, daß die Hoffnung, die Truppe, die Koch ſpäter geſtiftet hatte, anzutreffen, bei einer der zahlreichen Aufenthaltsveränderungen Leſſings in die Wagſchale fällt.

Ein ferneres Verhältniß, das auf Leſſing's Liebe zum Theater gegründet war, iſt ſeine Freundſchaft mit Chriſtian Felix Weiße, der durch Johann Heinrich Schlegel mit Leſſing bekannt wurde. Auch Weiße brachte ein Intereſſe für das Theater auf die Univerſität mit. Es war ſchon im Knabenalter dadurch erweckt, daß er einſt in Chemnitz der Aufführung einer bibliſchen Komödie von Chriſtian Weiſe beizuwohnen Gelegenheit gehabt hatte, und durch einen Beſuch der Neuber'ſchen Geſellſchaft in Altenburg, wo er erzogen wurde, genährt. Auch hatte er hier bereits ein Luſtſpiel, „die Matrone von

*) IV. S. 3.

**) Dies iſt, nach Leſſing's eigener Angabe vor dem Stück, im Januar 1748 geſchehen, und zwar, wie aus gewiſſen Angaben von K. Leſſing folgt, welche unten vorkommen werden, im Anfange dieſes Monats. „Den jungen Gelehrten," ſagt die Chronologie des deutſchen Theaters, „ſpielte Herr Wolfram" — ein Schauſpieler, der ſonſt nicht gerühmt wird — „mit allem dem Pedantismus und der individuellen Beziehung auf Leipzig, die zu ſeinem Charakter gehören."

***) Brückner, den K. Leſſing hier ebenfalls nennt, hat nie der Neuber'ſchen Geſellſchaft angehört und war zu jener Zeit noch gar nicht Schauſpieler; von den Verhältniß, in welchem er allerdings zu Leſſing geſtanden hat, wird alſo erſt ſpäter die Rede ſein können. Dagegen erinnert ſich Leſſing Koch's, Heydrich's, Bruck's, ſo wie der Schauſpielerinnen Lorenz und Kleinfelder, in der erſten Abhandlung über den Plautus III, 21.

Ephesus," das er später in veränderter Gestalt in seine Werke aufgenommen hat, entworfen. Dieß scheint für eine Zeit lang eine sehr innige Verbindung und einen täglichen Umgang mit Lessing herbeigeführt zu haben. Um sich ein Freibillet zum Theater zu verschaffen, übersetzten sie gemeinschaftlich verschiedene französische Stücke, z. B. den Hannibal des Marivaux in gereimten Alexandrinern, den Spieler des Regnard und andere*). Lessings junger Gelehrter veranlaßte Weiße auch seinen Entwurf eines Lustspiels wieder hervorzusuchen, nämlich eine Matrone von Ephesus, wodurch denn wiederum Lessing angeregt wurde, ebendenselben Stoff zu bearbeiten**). Ein ähnliches Verhältniß fand bei einem zweiten Stücke statt. Weiße schrieb ein Lustspiel, „der Leichtgläubige," in fünf Aufzügen, welches ebenfalls aufgeführt wurde. Lessing kritisirte es, warf ihm vor, daß es eine bloße pièce à tiroir sei***) und unterwarf diesen Stoff ebenfalls einer selbstständigen Bearbeitung †) (s. Nachträge zu Bd. II.). Endlich scheinen die Freunde auch auf dem Felde der Tragödie miteinander gewetteifert zu haben. Es giebt unter Lessing's dramatischen Fragmenten ein Paar Scenen mit der Ueberschrift: Giangir oder der verschmähte Thron, und dem Datum 1748 den 17. April. Es ist nicht schwer, in ihnen das Trauerspiel zu

---

*) Weiße, Selbstbiographie S. 13. Die Angaben bei K. Lessing stimmen mit denjenigen Weiße's genau überein, nur sind die letztern bisweilen vollständiger; eine der Hauptquellen K. Lessing's für diesen Lebensabschnitt seines Bruders war ein Aufsatz von Weiße — S. K. Lessing S. 69. Der Hannibal scheint nicht gedruckt worden zu sein, wenigstens findet er sich in Gottsched's nöthigem Vorrath nicht; eine Uebersetzung des Spielers von Regnard findet sich in dem ersten Bande der Schönemann'schen Sammlung (Chronol. S. 135); doch liegt der einzige Grund, welcher dafür sprechen könnte, daß es die Weiße-Lessing'sche sei, darin, daß sich von Weiße, wie sogleich zu erwähnen, noch ein anderes Stück zu Schönemann verirrt hat.

**) Nur daß man nicht etwa die bei Lachmann II. S. 553 ff. abgedruckten Fragmente für ein Ueberbleibsel aus jener Periode halte, denn diese gehören, wie sich an seinem Orte ergeben wird, Lessing's letzter Periode an. Weiße wollte, als er Lessings Entwurf sah, sein Stück in's Feuer werfen, Lessing rettete es aber und gab es einem gewissen Menschen, der es an Schönemann nach Hamburg schickte, wo es einige Jahre darauf gedruckt wurde. So K. Lessing. Dies bestätigt Weiße's Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten Theils seines Beitrags zum Theater 1767, wo aber keine Namen genannt werden. Weiße nahm es wenig verbessert in diese Auflage auf; in der ursprünglichen Gestalt ist es gedruckt in „einer höchst elender Sammlung," wie er aus der allgemeinen deutschen Bibliothek gesehen.

***) Weiße hinterließ den Leichtgläubigen mit Lessings Anmerkungen in seinem Pulte. Selbstbiographie S. 15. Herr Prof. Dr. Chr. H. Weiße in Leipzig, der Enkel von Lessing's Freunde, hat mir den litterarischen Nachlaß des letzteren, so weit er in seine Hände gekommen, zur Durchsicht gefälligst anvertraut — das genannte Manuscript findet sich hier nicht. Eine Anzahl Briefe Lessings an Chr. F. Weiße war zuletzt in den Händen seines Schwiegersohnes, des verstorbenen Hofpredigers Frisch in Dresden, hat sich aber in dem Nachlaß desselben nicht vorgefunden. Aus einer Anzahl Briefe von Chr. F. Weiße an Utz, Blankenburg, Garve u. A, aus denen übrigens bereits vor einigen Jahren Einiges im Morgenblatt veröffentlicht worden, werde ich weiterhin interessante Notizen mittheilen können, die wenigstens noch nicht im richtigen Zusammenhang gewürdigt worden sind.

†) „Er nahm dazu," sagt Weiße S. 14, „die Idee von dem Horner aus Wicherley's Country Wife, hat aber diesen Plan nie ausgeführt." Ebenso K. Lessing S. 68. Hier ist Weißen sein Gedächtniß untreu geworden und ebenso irrt sich Schink, dessen Leben Lessings, so elend es sonst ist, in Bezug auf die dramatischen Werke immer nachgesehen zu werden verdient, wenn er die Notiz auf ein anderes Stück bezieht, nämlich den Misogynen. Ich werde weiterhin den wahren Sachverhalt erörtern.

erkennen, das wegen Koch's Abgang unbeendigt geblieben sein soll. Aber es müßte ein besonderes Zusammentreffen sein, wenn nicht Weiße's Tragödie: Mustapha und Zeangir, die freilich erst 1760, so wie sie 1762 gedruckt worden ist, ausgearbeitet worden, dem Entwurfe nach derselben Zeit angehörte. Beide Stücke haben nämlich denselben Inhalt und ungefähr dieselben Personennamen, und erst durch das Weiße'sche und die Quellen, welche für dasselbe angegeben werden — Busbeeq's epistolae turcicae IV, in der Selbstbiographie S. 85, und vor dem Stücke selbst de Thou's Geschichte seiner Zeit — kann man erkennen, was Lessing mit dem seinigen gewollt hat und den Titel desselben verstehen. So geringe die Fragmente sind, welche von diesem Trauerspiel übrig sind, oder die Lessing vielmehr überhaupt aufgesetzt haben dürfte, so werden sie sich doch, wo ich eine Vergleichung derselben mit dem Weiße'schen werde vornehmen können, als charakteristisch beurkunden. Uebrigens war das Verhältniß Lessings zu Weiße schon ein ganz anderes, als das zu den bisher genannten Freunden. Diese waren Lessingen in dieser Periode noch auf eine gewisse Weise überlegen, und dieser verdankte ihnen die Einführung in die Welt und Litteratur; hier gestaltet sich die Sache umgekehrt. Zwar war Weiße anderthalb Jahr früher als Lessing auf die Universität gekommen, aber nichts desto weniger gesteht er selbst, nachdem er sich über die mangelhafte Vorbildung beklagt, die er auf der Schule erhalten, er habe durch Lessings Umgang, welcher mit schönen, zumal philologischen Kenntnissen genährt von der Meißner Fürstenschule gekommen sei, viel gewonnen; dieser theilte ihm alle seine Ideen mit, lehrte ihn die beste und neueste Litteratur kennen und machte ihn mit der englischen Sprache bekannt, ja bei Gelegenheit des oben erwähnten „Leichtgläubigen" thut Weiße sogar die Aeußerung: er habe Lessing in Allem für seinen Meister erkannt. Es bedarf auch nur eines Blickes auf die litterarische Stellung dieses Mannes, um einzusehen, daß es so hat sein müssen; wo wir nur immer wieder auf ihn zurückkommen werden, und es wird mehrere Male geschehen müssen, wird er immer im Lichte eines Geistes zweiter Größe, eines Mannes erscheinen, der nur in Ermanglung eines bessern mitrechnet, und der dies wohl gar, nicht ohne die heimliche Erbitterung der Schwäche, selbst fühlt. Das persönliche Verhältniß zu Lessing mag übrigens traulich gewesen sein, wie denn Weiße ein herzensguter und für alles Gute und Schöne, wenn es nur nicht einen zu hohen Flug nahm, empfänglicher Mann war, und so sehen wir auch noch spät Lessing zu ihm zurückkehren, wie man zu einem Jugendfreund zurückkehrt, mit dem man zwar im Grunde nichts mehr gemein hat, in dessen Gegenwart aber die traute Gewohnheit einer herzlichen Mittheilung wieder erwacht; von tieferer Art konnte die Verbindung zwischen Lessing und einem Manne, von welchem sein eigener Schwiegersohn*) sagt, daß Furchtsamkeit ein Hauptzug seines Charakters gewesen, nicht wohl sein; und eben dieser Zug, und die daraus hervorgehende gefährliche Neigung, es mit keiner von zwei entgegengesetzten Parteien verderben zu wollen, brachte denn endlich auch dreißig Jahre später eine Trennung zu Wege, die Lessing selbstbewußt herbeiführte und die Weiße in seiner Selbstbiographie wiederum nur beklagen kann.

Das war also in dieser Zeit Lessing's Welt, der Umgang mit Weiße,

*) Im Anhange zur Selbstbiographie S. 288.

Mylius, Käſtner, Naumann und den Schauſpielern, das Abfaſſen von Gedichten und Schauſpielen und die kritiſche Prüfung derjenigen, welche ſeine Freunde abgefaßt hatten, endlich der Beſuch des Theaters und die allmählige Heranbildung zu einer ſachverſtändigen Beurtheilung ſeiner Leiſtungen. Wer kann daran zweifeln, daß er glücklich geweſen ſei, und mit ſorgloſem Blick in die Zukunft geſehen habe? Was ſollte ihn auch drücken? Vielleicht dann und wann einiger Geldmangel, denn er hatte, wie Weiße ſagt, ebenſowenig wie ſeine Freunde viel zu verthun, aber das iſt das Leiden, welches ſich in froher Geſellſchaft am leichteſten vergißt, auch half dem wieder ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit einigermaßen ab — im Uebrigen mußte er ſich wohl glücklich fühlen, denn es hat ja gerade dieſes Treiben für junge Leute an und für ſich nur allzuviel Reiz, und Leſſing konnte obendrein ein gutes Gewiſſen dabei haben, denn er wirkte hier geradezu in ſeinem Lebensberuf.

Gleichwohl ſollten ihm die Uebelſtände, welche daraus hervorgehen mußten, daß dieſer Lebensberuf außerhalb der hergebrachten Formen der Geſellſchaft lag und erſt durch ihn, wie oben geſagt iſt, eine höhere Würde zu erhalten beſtimmt war, ſehr bald und dann ſogleich in ſeltener Vollſtändigkeit fühlbar werden.

Schon in ſeinem jugendlichen Bekanntenkreiſe ſtieß er auf Mißbilligung ſeines Schriftſtellerlebens. Er hatte einen Stubenburſchen, der ein ſehr fleißiger und geſchickter Mann war, aber ganz und gar nicht zu ihm paßte. Dieſer behauptete, wie Karl Leſſing erzählt, mit etwas zu großer Zuverſicht und dictatoriſcher Freundſchaft, man müſſe ſo ordentlich und fleißig ſtudiren wie er, oder es könne nicht gut gehen. Wir kennen dieſen Stubenburſchen ſchon: es war Joh. Friedr. Fiſcher, der nachherige Rector der Thomasſchule. Ein glückliches Ungefähr ſtellt es uns lebhaft vor Augen, wie jene freundſchaftlichen Ermahnungen gelautet haben mögen. Man lieſt in des bekannten Schriftſtellers und Muſikkenners Rochlitz Selbſtbiographie folgende Anekdote. Rochlitz beſuchte unter Fiſchers Rectorat die Thomasſchule, und dieſer hatte ihn, ohne Zweifel mit gutem Grunde, in Verdacht, daß er deutſche Bücher läſe und ſogar deutſche Gedichte machte. Da hielt er ihm nun bei ſeinem Abgange eine drohende Rede, von welcher der Schluß war: er habe ihn ſchon oft unter der Hand aufgefordert, ſeinen Sinn zu ändern. „Ich will nicht fragen, ob Er es gethan hat; hat Er's nicht gethan — ſo thue Er es jetzt und laß Er ſich retten vom Verderben, denn dahin führt's doch, und das dauert mich um ſo mehr, weil ich bei ſolchen Vergehungen allemal an ein Exempel denken muß, an ein Exempel aus meiner Jugend, das mir noch heute durch die Seele geht. Ich will's Ihm erzählen. Wie ich von Coburg hieher auf die Univerſität kam, da zog ich mit einem zuſammen, der ſchon ein Jahr da war, guter Leute Kind — ein Predigersſohn aus der Lauſitz. Wir wohnten in der Burgſtraße drüben in der alten Baderei. Was hatte Gott dem Menſchen für Gaben gegeben! Was konnte der für Griechiſch und Latein! Wir brauchten den Erneſti, der damals berühmt war, scilicet, den brauchten wir beide nicht. Zum Vergnügen fingen wir gleich damit an, den Thucydidem zu leſen. Was hätte aus dem werden können! Aber er hatte auch ſo einen Hang! Er hatte ſchon vorher viel deutſch geleſen, nun gewöhnte er ſich auch deutſch zu ſchreiben und machte deutſche Verſe. Nun ging's immer weiter und war kein Halten's mehr. Er war mein beſter Freund, er war mein einziger auf der ganzen Univerſität, aber ich zog von ihm, ich konnt's nicht mit anſehen. Er fing ſogar an Komödien zu ſchreiben. Und

nun — nun wurd' er nach und nach — ach ich mag's nicht sagen! Frag' Er nur die Leute, die 's verstehen; der Kerl hieß — Lessing *)."

Noch ein anderer unter seinen Freunden mag bisweilen den Mentor bei ihm haben spielen wollen. Weiße erzählt selbst, er habe, so sehr er das Theater und die dramatische Dichtkunst geliebt, seinen Umgang mit den Schauspielern nicht ganz gebilligt.

Ernsthafter war der Conflict mit den Aeltern, welcher bei der Richtung, welche Lessing eingeschlagen hatte, über kurz oder lang nothwendig eintreten mußte. Wenn der Studirende sich häufig von den Angehörigen in der Heimath mit einem ängstlichen Mißtrauen betrachtet sieht, das schon darum verwerflich ist, weil es, wenn etwa ein Grund zu ihm vorhanden wäre, das Uebel nur ärger machen könnte, so hatte Lessing ein solches freilich durch seinen Umgang mit Mylius, welcher, von seinem Rufe in Leipzig abgesehen, in Kamenz unmöglich in gutem Andenken stehen konnte, beinahe herausgefordert. Um so mehr mußte die Kunde, daß er sich mit der schönen Litteratur, ja mit Komödienmachen abgebe, und sogar mit Schauspielern Umgang pflege, in seinem älterlichen Hause Besorgnisse aufregen. Zumal der letztere Umstand erschien, nach den Vorurtheilen die damals besonders unter dem geistlichen Stande herrschten, äußerst bedenklich; das Schauspiel galt, seitdem die weltlichen und allerdings dann auch sogleich gemeiniglich ziemlich lockern Stoffe an die Stelle der geistlichen getreten waren und Bossuet gewisse Stellen der Kirchenväter über die Histrionen auf die modernen Schauspieler angewendet hatte, in den Augen der Gläubigen nicht nur für unheilig, sondern für die Stätte und das Reich aller Unheiligkeit selbst. Lessing erhielt eines Tages einen sehr ernsten Brief von seinem Vater, welcher eine Strafpredigt über die Vernachlässigung seines Zweckes, über den niederträchtigen Umgang mit Komödianten und über die anstößige Verbindung mit dem Freigeist Mylius enthielt, sowie eine sehr wohlgemeinte Vorstellung, daß er seine Liebhaberei dem die cur hic aufopfern müsse. Der Vater mochte ihm dabei wohl vorstellen, daß der Magistrat zu Kamenz, von welchem Lessing ein Stipendium genoß, das für Studirende der Theologie bestimmt war, ihm dasselbe bei solcher Lebensart entziehen könne oder gar wolle — und was sonst bei solcher Gelegenheit herkömmlich ist.

Die Aufnahme, welche dieser Brief bei Lessing fand, war eben so herkömmlich. Er lief mit ihm zu Weiße, warf ihn voll Wuth auf den Tisch und rief: lesen Sie einmal den Brief, den ich soeben von meinem Vater erhalte! In der ersten Hitze wollte er den Komödienzettel, auf welchem die Ankündigung des jungen Gelehrten, dessen Aufführung nahe bevorstand, mit Beisetzung seines vollen Namens Gotthold Ephraim Lessing kommen sollte, an alle Herren des Raths zu Kamenz schicken; davon hielt Weiße ihn noch ab, aber die Antwort an den Vater mag dem Theater und den Schauspielern offenherzig genug das Wort geredet haben.

Unterdessen wurde der junge Gelehrte wirklich aufgeführt, und der Beifall,

*) Damit es nicht ein Anderer thue, muß ich doch anmerken, daß entweder Fischern oder Rochlitzen hier das Gedächtniß in einer Kleinigkeit untreu geworden ist. Fischer ist, nach Kuinoel p. VI, nicht nach Lessing, sondern zwei Jahre vor ihm auf die Universität gekommen. Uebrigens wohnte auch Klopstock damals in der Burgstraße in Leipzig.

welchen er erhielt, war wenig geeignet die Ermahnungen des Vaters zu unterstützen. „Man darf mich nur in einer Sache loben," sagt er selbst in dem Briefe an die Mutter darüber, „wenn man haben will, daß ich sie mit mehrerm Ernste betreiben soll. Ich sann dahero Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, sich noch kein Deutscher allzu sehr hervorgethan hatte." Ebensowenig wird der Vater durch Lessings Apologie des Theaters andern Sinnes geworden sein, und so schien ein entscheidender Zusammenstoß unvermeidlich.

Diesen führte auch wirklich, wie es zu geschehen pflegt, ein an sich geringfügiger Umstand herbei.

Man pflegt einander in Sachsen zu Weihnachten mit einem gewissen Gebäck zu beschenken, das in Leipzig Stollen genannt wird. Einen solchen schickte Lessing's Mutter durch einen Bekannten, der auf die Leipziger Neujahrsmesse ging, auch dem Sohne. Das zwischen diesem und den Aeltern obwaltende Verhältniß macht es sehr erklärlich, daß man diesen Freund zugleich beauftragte, sich in Leipzig nach der Aufführung Lessings zu erkundigen. Er brachte die tragische Nachricht zurück, daß Lessing nicht nur allerdings Komödienschreiber geworden sei, nicht nur wirklich mit Komödianten umgehe, sondern sogar den Weihnachtsstollen der Mutter bei einer Flasche Wein mit einigen Komödianten verzehrt habe.

Das mußte in dem Hause des Pastor Primarius zu Kamenz denn freilich für ein Zeichen äußerster Versunkenheit gelten. Die Mutter weinte bitterlich und gab ihren Sohn zeitlich und ewig verloren, und der Vater hielt es für nöthig, ein durchgreifendes Mittel zu versuchen, um ihn den Verderben wo möglich noch zu entreißen: Lessing sollte sogleich nach Hause zurückkehren. Aber wie konnte man bei einem Menschen, der der Mutter Stollen mit Komödianten — vielleicht sogar mit Komödiantinnen! — getheilt hatte, noch auf Gehorsam gegen des Vaters Befehle rechnen? Dem frommen Manne blieb nichts übrig, als eine Nothlüge zu versuchen. Er schrieb dem verirrten Jünglinge: „Setze Dich, nach Empfang dieses, sogleich auf die Post und komm zu uns, Deine Mutter ist todtkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen."

Indessen mußte sogleich die Eile, mit welcher Lessing dieser Weisung nachkam, die Aeltern entwaffnen. K. Lessing entwirft uns hier ein Familienbild in niederländischem Style, das anmuthig genug ist. Kurz nach dem Abgange des Rückberufungsschreibens an Lessing tritt ein starker Frost ein. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht, denn eine Winterreise war bei der Langsamkeit der damaligen Postbeförderung, wo man z. B. von Wittenberg bis Leipzig zwei Tage unter Weges war, keine Kleinigkeit, sie wünscht, so sehr sie seine Rückberufung betrieben, daß er diesmal nicht gehorchen möge, sie macht sich die bittersten Vorwürfe; wäre er doch lieber mit Freigeistern und Komödianten ferner umgegangen, als auf dem Postwagen erfroren. Sie kann die Zeit nicht erwarten, da er kommen soll, und tröstet sich zugleich damit, daß er nicht kommen werde. Er wird nicht kommen, Ungehorsam lernt sich in böser Gesellschaft! Aber er kommt und tritt halb erfroren in die Stube. Man freut sich, den halb erfrornen Sohn wieder zu sehen und ist nur bekümmert, daß ihm die Kälte nachtheilig geworden sein könne. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann die Mutter den Gedanken nicht bei sich behalten: warum bist Du auch bei dem Froste gekommen? Sie wollten es ja, antwortet er harmlos und zittert dabei an Händen und Füßen,

es ahnete mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber. Kurz, aus dem Verweise, den man ihm zugedacht hatte, ward eine herzliche Unterredung. Bald sah denn auch der Vater, daß es so schlimm mit dem Sohne nicht stehe. Daß er sittlich unverdorben geblieben war, mußte unverkennbar sein; aber es zeigte sich auch, daß die Poesie und das Theater, so sehr er sich ihnen in der letzten Zeit gewidmet hatte, ihn keineswegs ganz in Anspruch genommen hatten; der Vater sah, daß er nicht, wie gewöhnliche Belletristen, die Wissenschaft verachtete, sondern mit ihm eben so gern von Litteratur und Theologie redete, wie mit andern vom Theater, und auch seinen Büchervorrath, der für einen armen Prediger sehr ansehnlich war, sehr wohl zu benutzen wußte. Lessing hatte in Leipzig doch immer viel gelernt, und als er nun gar eine Predigt machte, und zeigte, daß er alle Tage ein Prediger werden könnte, ward auch die Mutter ziemlich ausgesöhnt.

Auf diese Weise kam durch gegenseitige Zugeständnisse ein billiges Abkommen zu Stande. Die Aeltern gaben ihren Lieblingsgedanken auf, daß er Theolog werden sollte — wie hätte auch er, der nun doch einmal Komödien geschrieben hatte, wenigstens in der Vaterstadt die Kanzel betreten können? — und Lessing versprach, die schönen Wissenschaften nur nebenbei zu treiben und übrigens, wie oben angeführt, Medicin und Philologie zu studiren, wobei denn die Möglichkeit, auf diesem Wege ein akademisches Lehramt zu erhalten, in Aussicht gestellt und so dem Vater wenigstens ein Theil seiner Hoffnungen gelassen wurde. Lessings Schulden wurden bezahlt, und wie sehr das Vertrauen zu ihm wieder hergestellt ward zeigt der Umstand, daß man ihn, nachdem man ihn drei Monate zu Hause behalten, Ostern 1748 wieder nach Leipzig zurückkehren ließ.

Man wird nicht in Abrede stellen können, daß diese Episode, die uns zunächst in komischem Lichte erscheinen kann, für Lessing ein Glück gewesen sein dürfte. Der Beifall, welchen der junge Gelehrte fand, hätte den neunzehnjährigen Jüngling, und wenn er zehnmal ein Lessing gewesen wäre, doch zu sehr blenden, das lockende Schauspielerwesen doch zu viel Anziehungskraft auf ihn ausüben können. Er hat oft erzählt, er habe selbst mitzuspielen Lust bekommen, wenigstens in seinen eigenen Stücken. Einige haben gar behaupten wollen, er hätte kurz vor seiner Abreise nach Hause mit einem andern Bekannten auf das Hamburgische Theater, d. h. zu Schönemann gehen wollen — das lag gar nicht fern; die meisten Schauspieler jener Zeit waren Studenten, welche wegen Armuth oder schlechter Lebensart ihre Studien nicht hatten beendigen können. Es würde Lessingen doch schwer geworden sein, sich, wenn er einmal in diese Kategorie gerathen wäre, wieder zu dem Standpuncte heraufzuarbeiten, den er, wie der Erfolg zeigt, einzunehmen bestimmt war. Daher war es ganz gut, daß er auf eine Zeit lang in eine ganz andere Umgebung versetzt wurde. Zwar vergaß er auch in Kamenz seine Liebhabereien nicht. Er machte hier manches anakreontische Lied von Liebe und Wein. Es wird uns darüber folgende Anekdote erzählt. Eines Tages kam seine fromme Schwester auf seine Stube, da er eben ausgegangen war, sah diese Lieder, las sie, ärgerte sich nicht wenig darüber und entschloß sich, sie auch auf der Stelle in den Ofen zu werfen*).

*) Es scheinen doch noch welche übrig geblieben zu sein, denn er bittet sich 1749 von Berlin aus die einigen Bogen Wein und Liebe aus: „Es sind freie Nachahmungen des Anakreons, wovon ich schon einige in Meißen gemacht habe.“ XII. 11.

Die kleinen Brüder verriethen es Leſſingen, als er ſeine Papiere vermißte. Zur Strafe warf er ihr eine Handvoll Schnee in den Buſen, um ihren frommen Eifer abzukühlen. Auch mit einem dramatiſchen Werke, das der Schweſter freilich noch weniger gefallen haben dürfte, ging er hier um, nämlich mit der alten Jungfer; „wenigſtens hatten ihn," ſagt K. Leſſing*) „einige Charaktere, die er daſelbſt beobachtete, zu dieſer Schnurre veranlaßt." Aber die entgegengeſetzte Anlage ſeines Geiſtes, das wiſſenſchaftliche und gelehrte Intereſſe ward hier doch wieder in den Vordergrund gedrängt, und wie wir ſehen werden, für die Dauer, und weiter verlangte Leſſings Lebensſtimmung auch nichts von ihm.

Gleichwohl war mit dieſer zeitweiligen Verbannung aus Leipzig nur erſt Ein Act des Dramas abgeſpielt, das ſich für Leſſing aus ſeiner Verbindung mit dem Theater entwickelte.

Als Leſſing nach Leipzig zurückgekehrt war, fand er keinen Grund, ſeine alten Bekanntſchaften nicht wieder zu erneuern. Man kann ſich leicht vorſtellen, mit welcher Freude und mit welchen Neckereien Mylius ihn empfangen haben wird; in ſeinen Augen war er jetzt faſt eben ſo gut aus den Händen des hölliſchen Feindes befreit, wie in den Augen des Vaters, da er dem Einfluß des Mylius entzogen war. Und was das Theater anbetrifft, ſo wird die Entbehrung von einigen Monaten ſeine Luſt an demſelben nur erhöht haben. So mag er denn das alte Leben wieder angefangen haben; er war früh bei den Proben, ſagt der Biograph und Abends bei den Vorſtellungen; er ſtudirte die Schauſpielkunſt mit einem Eifer, als wenn ein Lehrſtuhl über ſie für ihn errichtet werden ſollte.

Und doch war es nicht ſowohl der Umſtand, daß er dieſe Elemente hier wieder antraf, als der fernere, daß ſie aus Leipzig bald darauf verſchwanden, was für Leſſing eine Kataſtrophe veranlaßte.

Nämlich gerade um dieſe Zeit gerieth die Geſellſchaft der Frau Neuber in entſchiedenen Verfall, aus welchem ſie ſich nicht wieder erhoben hat. Man ſchreibt dies ihren Galanterien zu, über die ſie ihr Geſchäft vernachläßigte, vermuthlich mit Unrecht, denn die verdiente Frau zählte ihre Lebensjahre nach den Jahren des Jahrhunderts, gewiß aber iſt, daß eine Anzahl ihrer beſten Mitglieder ſie jetzt verließ. Koch, Heyderich und eine Madam Lorenz mit ihrer Tochter, welche die Liebhaberinnen ſpielte, ließen ſich in Wien anwerben. Dieß war für Leſſing die Quelle großer Verlegenheiten, denn er hatte ſich für einen oder einige von ihnen verbürgt, und ſie unterließen es, das Geld zu ſchicken. „Meine Schulden", ſagt er in dem angeführten Briefe, „waren bezahlt, und ich hätte nichts weniger vermuthet, als wieder darein zu verfallen. Doch meine weitläufige Bekanntſchaft und die Lebensart, die meine Bekannte an mir gewöhnt waren, ließen mich an eben dieſer Klippe nochmals ſcheitern."

Er beſchloß, Leipzig zu verlaſſen. Mylius hatte ſich durch ſeine oben angeführte Preisſchrift in Berlin Freunde erworben; wir leſen in ſeiner Selbſtbiographie, daß er zur Beobachtung der ringförmigen Sonnenfinſterniß am 25. Juli 1748 dahingereiſt ſei, und dieſelbe auch wirklich bei einem Hofrath Dobrislow, ſo wie vierzehn Tage ſpäter eine Mondfinſterniß in Gemeinſchaft mit dem königl. Aſtronomen Kies obſervirt habe, und bei dieſer Gelegenheit auch mit Euler bekannt geworden ſei. In Folge deſſen mochte auch Leſſing hoffen, in Berlin ſein

*) Leben II. S. 334.

Glück zu finden. Als Weiße ihn eines Tages beſuchen wollte, erfuhr er, daß er auf ein Paar Tage verreiſt ſei. Er war aber mit ſeinem Vetter Leſſing, der in Wittenberg ſtudirte, und ihn gerade in Leipzig beſuchte, abgereiſt, um ſich zuerſt in Wittenberg ein Paar Tage aufzuhalten und umzuſehen, und dann noch zur Sonnenfinſterniß in Berlin einzutreffen.*)

In Wittenberg ward Leſſing krank, und wir können es ihm bei der Lage, in welcher er ſchwebte, wohl glauben, daß er ſich ſelbſt niemals zu einer unerträglichern Laſt geweſen als damals. Aber er erkannte darin eine göttliche Schickung, denn Mylius muß den Boden dort nicht ſo günſtig gefunden haben, wie er gehofft hatte, wie würde er ſonſt nach neunwöchentlichem Aufenthalt, und obgleich er apud animum constituebat, sedem suam in posterum Berolini figere certam atque stabilem, nach Leipzig zurückgekehrt ſein? Leſſing beſchloß alſo, nach ſeiner Geneſung mit des Vaters Einwilligung den Winter in Wittenberg zu bleiben — wie er denn nach der Matrikel dieſer Univerſität am 13. Auguſt 1748 unter dem Rector Math. Boſe als von der Leipziger Univerſität kommend inſcribirt worden iſt.

Aber auch dabei blieb es nicht. Leſſing ſah, daß was in ſeiner Krankheit, und „durch andre Umſtände, die er aber jetzt verſchweigen will," vielleicht durch die leipziger in Wittenberg geltend gemachten Forderungen, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendia ausmache, und er ſich alſo auch hier nicht halten könne. Da nun Mylius bald nachdem er Berlin verlaſſen, dahin ad exsequendum certum quoddam negotium, d. h. um die Voſſiſche, damals Rüdigeriſche Zeitung zu ſchreiben,**) zurückberufen und dort am 6. November angekommen war, ſo entſchloß ſich auch Leſſing, ſeine frühere Abſicht wieder aufzunehmen, und muß dieſelbe alsbald ausgeführt haben, denn er ſchreibt von hier, am 20. Januar 1749 an die Mutter und vorher hatte er (XII. 7) nicht nur von Berlin aus Briefe mit den Aeltern gewechſelt, ſondern er beginnt auch mit den Worten, er würde nicht ſo lange angeſtanden haben zu ſchreiben, und die Aeltern haben es erſt aus andrer Quelle erfahren müſſen, daß er Wittenberg verlaſſen.

Einige erzählten, er ſei zuerſt nach Wien der Schauſpielerin Lorenz nachgegangen, und von da erſt nach Berlin. Es hilft nicht, daß man dagegen anführt, er habe, nach einem Briefe an ſeine ſpätere Frau (XII. 365) von den theatraliſchen Talenten dieſes Mädchens keine hohe Meinung gehegt, denn es ſoll nicht aus Liebe zur theatraliſchen Kunſt, ſondern aus Liebe zur ſchönen Künſtlerin geſchehen ſein. Daß er in jener Zwiſchenzeit nach Berlin gegangen, wird

*) XII. S. 6. Leſſing wäre alſo, von Leipzig „durchgebrannt." Doch haben ſeine Gläubiger ihn wenigſtens nicht gerichtlich belangt. Ich hatte mich an den Rector der Univerſität mit der Bitte gewendet, in dem Archive nachſehen oder nachſehen laſſen zu dürfen, ob ſich hier irgend eine Notiz über Leſſing fände. Hierauf habe ich außer dem oben angeführten Datum ſeiner Immatriculation folgende Notiz erhalten: „Wann und wie er die Univerſität verlaſſen hat, darüber findet ſich nichts; Verzeichniſſe über den Abgang der einzelnen Studenten wurden damals, wo man dergleichen Dinge nicht ſo genau nahm, nicht gehalten, und es iſt daher nicht unmöglich, daß Leſſing ohne Abgangszeugniß von hier abgegangen iſt. Vor Gericht hat er aber in den Jahren 1746—48 nicht geſtanden, weder Schulden halber noch aus irgend einer andern Urſache, wenigſtens kommt in den Gerichtsprotocollen für die Jahre 1746—48, die durchgegangen worden ſind, ſein Name nicht vor."

**) Nicht die Spenerſche, wie Käſtner ſagt — S. Leſſing XII. S. 17.

durch die Wittenberger Inſcription widerlegt; das Uebrige iſt ſo wenig unwahrſcheinlich, daß man ſich wundern müßte, wenn nicht irgend etwas Derartiges zu berichten geweſen wäre. Es iſt der kleinſte Theil meiner Aufgabe, ſolchen Dingen nachzuſpüren, ſonſt möchte ich bemerken, daß jene Briefſtelle ſelbſt dafür zu ſprechen ſcheinen könnte, daß doch etwas dran geweſen.

Uebrigens ſind mit Leſſing's Abgang von Wittenberg ſeine Studentenjahre als beſchloſſen zu betrachten: er war jetzt entſchloſſen, ſeinen Lebensweg als ſelbſtſtändiger Mann fortzuſetzen. „Nach Hauſe", ſchreibt er, „komme ich nicht, auf Univerſitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich Ihnen dieſen Aufwand nicht zumuthen kann."

Drittes Kapitel.

Mit den im vorigen Kapitel aufgezählten Werken hatte Leſſing ſeine litterariſche Laufbahn angetreten. Die äußeren Verhältniſſe, welche ihn dazu veranlaßten, ſind angegeben, die Bedeutung, welche der Umſtand, daß dieſe Werke alle dem Gebiet der poetiſchen Production angehören, für ſeine innere Entwickelung hat, iſt erörtert, nun muß die nächſte Aufgabe ſein, zu ermitteln, welchen Platz dieſelben in der Geſchichte der deutſchen Litteratur einnehmen und in wiefern der Mann, welcher ſpäter umgeſtaltend in dieſelbe eingriff, etwa auch hier ſchon einen Schritt über ſeine Zeitgenoſſen hinausthut.

Hierbei kommen nicht allein die bereits genannten lyriſchen Gedichte und Dramen in Betracht. Schon im Jahre 1749 erſchien das Luſtſpiel „die alte Jungfer" einzeln in Berlin, ſo wie „der Eremite, eine Erzählung, Kerapolis 1749" 15 S. in 4. (Lachm. I. 112.) Ferner wird hier zugleich von allem Poetiſchen die Rede ſein müſſen, was ſich in der Ausgabe von 1753—55 findet, ausgenommen die Miß Sara Sampſon, die einer ganz andern Entwickelungsphaſe angehört, und etwa die Epigramme, zu denen ſich in Leipzig noch gar kein Anfang zeigt; von dem Uebrigen dürfte, außer dem bereits früher gedruckten — die alte Jungfer, ſo wie den Damon verwirft Leſſing ſchon in der Vorrede zum 3. und 4. Theil ausdrücklich (IV. 5.) und auch eine Anzahl von lyriſchen Gedichten hat er nicht wieder abdrucken laſſen — und dem jungen Gelehrten, der erſt hier erſcheint, obgleich Leſſing ihn ſchon früher drucken zu laſſen beabſichtigt hatte (IV. 3.), auch der größte Theil der lyriſchen Gedichte, welche ſchon 1751 in den „Kleinigkeiten" hinzugekommen waren, in der Leipziger Periode entſtanden ſein, da die zuletzt genannte Sammlung ſchon drei Jahre vorher abgeſchloſſen war*). Und auch was ſonſt die genannte Geſammtausgabe

*) III. 268., wo zurückverwieſen wird auf die Anzeige in der Voſſiſchen Zeitung III. 191, was ich nur bemerken will, damit man nicht etwa an eine Vorrede zu den Kleinigkeiten denkt, die Lachmann überſehen hätte; ſie haben keine (I. 39.) Leſſing bezeichnet ſchon in der Voſſiſchen Zeitung 8 kleine Stücke, die er zu überſchlagen bittet;

Neues bringt, nämlich, außer dem bereits ausgeschlossenen, einige lyrische Gedichte und die Lustspiele die Juden, nach Lessings eigener Angabe 1749, der Misogyn (1748), trägt vollkommen das Gepräge an sich, in Einem Zuge mit dem Uebrigen und in Folge der in Leipzig erfahrenen schriftstellerischen und theatralischen Anregung entstanden zu sein, und darf um so mehr mit dem bereits Genannten unter dem Namen von Lessings Jugenddichtungen zusammengefaßt werden, da mit dieser Sammlung die lyrische Production Lessings ganz abschließt — satis est potuisse videri, sagt er selbst in der Vorrede zum dritten Theil — und in der dramatischen Production bis auf die Miß Sara Sampson 1755 eine Pause von 4 Jahren eintritt; denn daß die dramatischen Werke der Ausgabe von 1753—55, mit Ausnahme des Schatzes 1749 schon ziemlich weit gediehen waren — die letzte Hand freilich ist (IV. 5) an den Misogynen und den Freigeist, so wie auch an den Schatz, die 1755 erschienen, wohl erst nach 1754 gelegt worden — beweist folgender Artikel in der Jenaischen gelehrten Zeitung vom 18. October dieses Jahres — ohne Zweifel von Naumann, der diese Zeitung, wie oben angeführt worden, um diese Zeit schrieb und die hier gegebenen Notizen aus einem Briefe von Lessing selbst erhalten haben dürfte: „Berlin. Man erwartet hier eine Sammlung lesenswürdiger Lustspiele, welche ehestens die Presse verlassen, und den sinnreichen Herrn Lessing aus Camenz in der Oberlausitz zum Verfasser haben. Man wird darin folgende Stücken, deren Aufschriften die Neugier reizen, antreffen 1) den jungen Gelehrten, 2) die alte Jungfer, 3) die Stärke der Einbildung*), 4) Weiber sind Weiber in 5 Aufzügen, 5) der Jude in einem Aufzuge, 6) der Freigeist in 5 Aufzügen und in Versen**)." Endlich gehört noch ein Theil des dramatischen Nachlasses, sowohl des von K. Lessing und Lachmann veröffentlichten, als der Nachträge, welche die Breslauer Papiere darbieten, theils nachweislich der Zeit, theils dem Geiste nach, in diese Periode. Ich glaube mir daher wenigstens nicht gar zu gewaltsam vorzugreifen, wenn ich alle diese Dinge schon hier bespreche; es wird sich zeigen, daß was sonst über die zunächst folgenden Jahre gesagt werden muß, gänzlich auf die Zukunft und auf eine höhere Form von Lessings poetischer Production hinweist; in wiefern seine übrigen Beschäftigungen in dieser Periode auf die dichterischen Jugendwerke, die eine Weile neben ihnen fortgehen, etwa dem Inhalt nach einen Einfluß üben, und wie die Umgestaltung einiger von denselben in den verschiedenen Ausgaben, und die Gestalt, in welcher andere ziemlich lange nach ihrer Entstehung an's Licht treten, durch die indessen eingetretene Fortbildung seiner theoretischen Ansichten bedingt werden, das wird, wenn es nöthig sein sollte, nachträglich an seinem Orte immer noch bemerkt werden können.

Fassen wir nun den so umschriebenen Kreis von Werken in's Auge, so müssen wir uns vor Allem vergegenwärtigen, was sie den Zeitgenossen galten. Sie galten ihnen für Meisterwerke. Dieß trifft besonders die lyrischen Gedichte. Michaelis sagt von ihnen in einer Recension, von der später noch mehrmals die Rede sein wird, in den göttingischen gelehrten Anzeigen, den 13. December 1753: „haben wir irgend Poesien mit Vergnügen und Bewunderung gelesen,

sie stehen I. 72—87 zerstreut; zwei von ihnen S. 72 und 76 hat er gleichwohl 1753 noch wieder in seine Schriften aufgenommen.

*) Vielleicht der Misogyn?

**) S. XII. 16, wo Lessing dem Vater das Erscheinen dieses Stückes ankündigt.

ſo ſind es dieſe Leſſingiſchen. Ein Recenſent, der ſo oft ſchlechte und mittelmäßige Verſe zur Strafe und gute aus Pflicht leſen muß, verliert leicht etwas von Neugier und Empfindung, allein dieſe kleinen Arbeiten haben dem Recenſenten die Zeit der Arbeit und der Ruhe geraubet, daher wir bei andern Leſern eine noch heftigere Empfindung zuverläſſig hoffen. Die Lieder über Liebe und Wein ſind nicht einförmig" u. ſ. w. Leſſing war um dieſer Verschen willen in den Augen der Zeitgenoſſen ein großer Dichter: ſelbſt den Ausländern wurde er bekannt; es wird nach dem zweiten Stück der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte in der Vorrede einer italieniſchen Ueberſetzung von Kleiſt's Frühling, die unter dem Namen eines Herrn de' Tagliazucchi erſchienen war, unter den Namen, die der Ueberſetzer geleſen hatte und als classici und castigati rühmen müſſe, neben Opitz, Canitz, Haller, Schlegel, Hagedorn, Gellert, Drollinger, Roſt, Gleim, Uz, Wieland, Pyra, Zachariä und Duſch auch Leſſing genannt, und in einer handſchriftlichen Notiz Nicolai's, die für ſeine Correſpondenz in das zu Paris erſcheinende Journal étranger beſtimmt war, lieſt man: on dit que c'est à l'occasion d'un conte de deux parlans et de leur curé — ohne Zweifel „das Kruzifix" I. 110 — que les PP. Carmes déchaussés ont fait à Mr. Lessing l'honneur de mettre ses oeuvres à l'index expurgatoire. Ja Duſch will ſogar in ſeinen vermiſchten kritiſchen und ſatyriſchen Schriften 1758 S. 46 noch der Miß Sara Sampſon gegenüber geltend machen, Leſſing beſitze gar nicht den Geiſt des Theaters, ſondern vielmehr den der anakreontiſchen Poeſie, worauf Leſſing im 21. Litteraturbriefe (VI. 211) bitter genug anſpielt. Doch gelangten auch Leſſing's Jugenddramen zu großer Berühmtheit. Die Jenaiſchen gelehrten Zeitungen ſagen (Bd. 3. 1754 den 24. Auguſt) dieſelben verdienten den beſten Werken der Ausländer an die Seite geſetzt zu werden, Michaelis erklärt wiederum in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen 1755 den 31. Mai den Freigeiſt für das Beſte, was er in Proſa von Leſſing geleſen habe: „es iſt," ſetzt er hinzu, „ſo aufgeweckt und reizend, daß es trotz des ernſthaften Inhalts eins der angenehmſten Stücke iſt!" Dieſem Urtheil der Kritik entſprach der Beifall auf dem Theater. Von dem jungen Gelehrten iſt in dieſer Beziehung ſchon die Rede geweſen; er ward dann freilich, wie Leſſing ſelbſt erzählt, in den Ruin der Neuberin verwickelt, wie er denn ja auch faſt nur für Leipzig geſchrieben war, doch iſt er, nach der Chronologie des deutſchen Theaters (S. 129.) auch in Wien ein oder zweimal aufgeführt worden, wohin ihn vielleicht Koch mitgenommen hatte, ſo wie er denn auch zu Döbbelin's Repertoire gehörte (XIII. 279). Die Juden hat Döbbelin aufgeführt, die alte Jungfer Koch (Chron. S. 141), z. B. 1771 in Berlin (XIII. 279), und dergleichen Notizen müßten ſich noch mehre geben laſſen, denn Leſſing ſchreibt 1749 den 11. April an den Vater, er wollte, er hätte beſtändig Comödien geſchrieben, ſo wollte er in ganz andern Umſtänden ſein, denn die von ihm nach Wien und Hannover gekommen, habe er ſehr wohl bezahlt erhalten. Endlich waren der Schatz und der Freigeiſt noch zur Zeit der Dramaturgie auf dem Theater.

Dies Alles iſt uns heutigen Tages unbegreiflich. Für uns ſind alle dieſe Leſſingſchen Jugendwerke ſo gut wie verſchollen, es lieſt ſie Niemand mehr als der Litterator von Fach, und beſonders die Dramen ſtellen wir auf eine Linie mit denen der Frau Gottſched und Gellert's, und wenn ſie uns ein Wenig beſſer vorkommen, ſo meinen wir wohl ſelbſt beſcheiden genug, das

möge im Grunde daher rühren, daß ſie nun einmal Leſſings Namen tragen; der wahre Leſſing iſt für uns erſt der Leſſing der Minna von Barnhelm, der Emilia Galotti, des Nathan, und allenfalls der Miß Sara, des Philotas und der Fabeln und Epigramme.

Aber eben darum müſſen jene Jugendwerke, vom rein litterarhiſtoriſchen Standpunct aus betrachtet, nur um deſto intereſſanter erſcheinen. Sie ſind in den Kreis einer gewiſſen Anſchauungsweiſe gebannt, welche in unſerer Zeit keine Stelle mehr findet, ja von welcher ſich die unſrige durch einen totalen Fortſchritt unterſcheiden dürfte, aber ſie müſſen doch in jenem Kreiſe ſelbſt eine beſtimmte Stelle einnehmen, ja es wird ſich aus dem Beifall, den ſie gefunden, ſchließen laſſen, daß ſie ſelbſt innerhalb ſeiner einen relativen Fortſchritt bezeichnen. Welches wird nun dieſe Stelle, welches wird dieſer Fortſchritt ſein? Und iſt es nicht an und für ſich intereſſant zu beobachten, wie der Geiſt des Mannes, der dieſe Formen zu durchbrechen beſtimmt war, ſich eine Weile in ſie fügt, wie er ſie ausdehnt, ehe er ſie ſprengt, wie er ſie belebt, ehe er ſie als todte Schale abwirft, und wie ſolchergeſtalt im Alten ſelbſt die Keime des Neuen ſichtbar werden?

Zwar was die alte Zeit in Sachen der deutſchen Poeſie ſo recht eigentlich bedeute, das iſt eine kunſthiſtoriſche Frage, deren Beantwortung einen weiten Anlauf erfordert; ſie wird erſchöpfend nur erſt da behandelt werden können, wo von der neuen Zeit die Rede ſein wird, welche herbeizuführen Leſſing mehr als irgend ein Andrer beigetragen hat. Und in ſofern würde alſo auch erſt hier den Jugendwerken Leſſings ihre Stelle mit aller Genauigkeit angewieſen werden können. Indeſſen ſind die Geſichtspuncte der Litteraturgeſchichte der neueren Zeit doch ſchon weit genug durchgebildet, daß, wenn wir hier nur zuvörderſt in ihrer Sprache anzugeben verſuchen, wie ſich die Werke, um die es ſich hier handelt, in den Gang der Litteratur einreihen, ſich dies ſpäterhin mit wenigen Worten auf die allgemeineren Begriffe, die hier vielleicht aufgeſtellt werden können, wird zurückführen laſſen.

Wie Leſſing, als er zuerſt auftrat, zwar bereits von vielfältigen Intereſſen bewegt, und eifrig beſtrebt, aber der Natur der Sache nach noch ganz unfertig war, ſo war dies auch die Zeit, deren geiſtige Atmoſphäre er einathmen und von deren Leiſtungen und Geſichtspuncten er ſeinen Ausgang nehmen mußte.

Seit dem zweiten Viertel des ſiebenzehnten Jahrhunderts war die deutſche Litteratur fremdländiſchen Einflüſſen unterthan geweſen. Es hatte ſich zum allgemeinen Vorurtheil gemacht, daß nur was in den Formen der claſſiſchen oder der derſelben wirklich oder vorgeblich nachfolgenden modernen Poeſie auftrete, auf Billigung Anſpruch haben könne. Dieſe Anſicht fand ſich gerechtfertigt durch das Beiſpiel der bildenden Künſte, die ebenfalls und mit vielem Glücke ſo viel wie möglich auf das Alterthum zurückgingen, und durch den Umſtand, daß die nationaldeutſche Dichtung des Mittelalters mit Ausnahme gewiſſer Nebenzweige, die ſpäter zu Propfreißern der neuen Kunſtbildung wurden, wirklich vollſtändig abgeblüht hatte. Allein bald ſtellte es ſich heraus, daß es mit dem bloßen Anſchluß an alles und jedes fremdländiſche, das dem Alterthum nachzuahmen behauptete, nicht gethan ſei; die Hinneigung zur italieniſchen Poeſie hatte die Ungeheuerlichkeiten des Mariniſtiſchen Geſchmackes nach Deutſchland verpflanzt, und dieſe waren hier um ſo unerträglicher, da ſie ſich mit geiſtloſer Willkühr und ohne den begütigenden Reiz einer Sprache, in der man allenfalls über

dem Wohlklange den Inhalt oder die Inhaltslosigkeit vergessen kann, aufdrängten. Dieß mußte darauf führen, sich nach einem Princip umzusehen, das man bei der Aufnahme des Ausländischen, dessen Ansehen unangefochten blieb, anlegen könnte: sich über eine Aufgabe zu verständigen, die durch dasselbe gelöst werden sollte. Für diese Fragen hatte Gottsched die Antwort gefunden. Der gänzlich auf besonnene Verstandesthätigkeit gestellte Mann, welcher der Wolffischen Philosophie anhing, die das klare und deutliche Denken des Cartesius in allen Gebieten durchzuführen suchte, hatte die Einsicht gewonnen, was uns das Studium der alten Litteraturen und derjenigen, welche bereits auf einem Studium derselben beruhten, zu geben bestimmt sei, könne nichts anders sein, als formelle Bildung, Entschlagung von der Rohheit des Geschmackes, die zwar keineswegs, wie die ganze Zeit und auch Gottsched selbst glaubte, ein Merkmal aller nationalen Dichtung, die sich aus dem Mittelalter herschrieb, ist, zu welcher aber diese nach dem Schluß des Mittelalters und gegen die Zeit hin, da die Regeneratoren derselben im Sinne des Antiken auftraten, allerdings herabgesunken war. Und zwar hat Gottsched von diesem Princip der formellen Bildung ein so klares Bewußtsein gehabt, daß wir bei ihm die ausdrückliche Aeußerung antreffen, den Alten und den Franzosen, welche dieselben bereits vorzüglich von der Seite der formellen Bildung her aufgefaßt hatten, habe man nicht darum nachzuahmen, weil sie die Alten und die Franzosen seien, sondern weil die Regeln, nach denen sie ihre Werke abgefaßt, vernünftig seien.

Diese Ansicht hatte zu der Zeit als Lessing in Leipzig studirte, nachdem Gottsched ein Vierteljahrhundert in Rede und Schrift und mit allen Mitteln einer eifrigen Propaganda für sie gekämpft hatte*), einen vollständigen Sieg

*) Es ist eine interessante Frage, ob Lessing während seiner Studienjahre in Leipzig in irgend ein persönliches Verhältniß zu Gottsched getreten sei. Sie muß verneint werden. Sein Freund Mylius ist zwar im Grunde immer Gottschedianer geblieben, wie denn Lessing ihn auch in der Vorrede zu seinen Schriften so nennt, seine Gedichte tragen vollkommen den Stempel der Gottschedschen Gelegenheitspoesie, in Gottsched's critischen Beiträgen finden sich ein Paar Abhandlungen von ihm, auf die ich noch werde zurückkommen müssen, von seinen Beiträgen zu den Belustigungen, welche nicht unbedingt als Gottschedisch betrachtet werden können, nicht zu reden. Und am Allermeisten zeigte er sich als Gottschedianer in den schon genannten „Bemühungen", wo nicht nur eine sehr heftige Kritik gegen Haller vorkommt, die Bodmer zu einer eigenen „Vertheidigung der Schweizerischen Muse des Herrn Haller's" veranlaßte, sondern wo auch eine heftige Fehde gegen Pyra's „Erweis, daß die Gottschedsche Seele den Geschmack verderbe," — es war diese Schrift 1743 so wie die Fortsetzung des Erweises 1744 ausdrücklich gegen die Bemühungen selbst gerichtet — geführt wird. Wir erfahren aus der Vorrede zum zweiten Bande der Bemühungen, daß man um dieser entschiedenen Färbung willen Gottsched und Schwabe selbst für die wahren Verfasser derselben hielt. Allein Mylius hat nur die äußere Veranlassung zu Lessing's Schriftstellerei gegeben; die Richtung, welche dieser bei derselben einschlug, war schon im Voraus bestimmt. Und zu einer persönlichen Verbindung mit Gottsched hätte er ihm damals, wenn auch Lessing Neigung zu derselben empfunden haben sollte, gar nicht einmal behülflich sein können, denn er war gegenwärtig mit ihm zerfallen; in der schon genannten moralischen Zeitschrift nämlich „der Freigeist" oder sonst irgendwo, denn im Freigeist freilich habe ich mit angestrengtester Aufmerksamkeit keinen Grund zu einer solchen Verfeindung entdecken können, muß Mylius ein crimen laesae begangen haben, denn die Frau Gottsched stellt in einem Briefe an den Grafen Manteuffel den „Freigeist" mit Rost in Eine Linie. Indessen als später Mylius seine Reise nach Amerika antrat, besuchte er, laut seiner

davon getragen, ja vielleicht einen vollständigeren, als Gottscheden selbst lieb war; die jüngere Generation, welche unter dem Einflusse seiner Lehren herangewachsen war, hatte jene formelle Bildung wirklich erreicht, die Schriftsteller, gegen welche er gekämpft hatte, die Lohenstein und Hoffmannswaldau waren wirklich im Begriff in Vergessenheit zu gerathen, und sein Streiten gegen sie begann also überflüssig zu werden, daher ein eigenthümliches Verhältniß mancher jüngeren Schriftsteller, als Gellert's, Käſtner's, Zacharia's und des größten Theiles der Bremer Beiträger zu ihm, die, ohne ihm gerade feind zu sein, ohne ausdrücklich andere Grundsätze zu befolgen als die seinigen, sich doch bei seinen Streitigkeiten nicht mehr betheiligen, sondern in unbefangener Production ihren eigenen Weg gehen. Aber Gottsched's Prinzip hatte zugleich auch im Allgemeinen bereits eine Ergänzung oder Correction erfahren. Wenn die formelle Bildung von uns ein verständiges Betragen, eine verständige Führung unserer Angelegenheiten jeder Art fordert, so liegt die Gefahr nahe, daß der bloße Verstand, die bloße Form, die Herrschaft gewinnt, was denn namentlich in der Poesie zu dem Verfahren jener niederdeutschen Köchinnen führt, die aus lauter Reinlichkeit lieber alle Farbe von Tisch und Bänken abscheuern, daher stellten der kritischen Dichtkunst Gottsched's, welche jenen Grundsatz der Verständigkeit aufgestellt hatte, die Schweizer eine andere entgegen, deren praktisches Resultat dahin ging, daß in Sachen der Dichtkunst die wahre Verständigkeit und Bildung eben darin bestehe, daß man nicht bloß verständig und gebildet sein wollte, oder die die Rechte der Einbildungskraft in der Dichtung geltend machte, wie dieselben etwa von Haller und Hagedorn bereits in unbefangener Unmittelbarkeit ausgeübt worden waren.

Wenn nun damit das Princip Gottsched's keineswegs aufgehoben war, wie denn die Schweizer seine Polemik gegen die sogenannte zweite schlesische Schule vollkommen billigen, und ihn selbst bereitwillig anerkennen, sondern nur eine höhere Verständigung über die Bedeutung desselben eingetreten war, so konnten sich beide Richtungen, so heftig auch der Streit zwischen ihm, welcher sich nicht so wollte zurückweisen lassen und sich unter dem nicht bloß Verständigen nur das Unverständige vorstellen konnte, und den Gegnern, die sich nun an die Auswüchse des bloß Verständigen hielten, die aus seiner Schule hervorgegangen waren, entbrannte, bei den unbetheiligten Zuschauern sehr wohl in einer diagonalen Mitte vereinigen, wobei denn die einzelnen Individuen je nach ihrer besondern geistigen Organisation, immer noch mehr nach der einen oder andern Seite hin gravitiren mochten. So lesen wir in der Vorrede zu den Hälleschen Bemühungen 1746, die von Cramer und Mylius herausgegeben wurden: „Uns deucht, daß die Schweizerischen Schriften von der Poesie mit der Gottschedschen Dichtkunst in einem Schranke hätten beisammen stehen können, ohne daß eine Schlacht unter ihnen würde vorgefallen sein, wie Swift von der alten Schriftsteller Büchern gedichtet hat. Wir sind nicht im Stande, denen gründlich zu antworten, die uns um die eigentlichen Ursachen dieses kritischen Zwiespaltes befragen; tantaene animis caelestibus irae! —

Tagebücher in Bernoulli's Archiv, Gottsched doch wieder — wogegen Gottsched, als Lessing 1754 wieder nach Leipzig gekommen war, von dort aus in einem Briefe anfragt, ob der bekannte L. jetzt wirklich in Leipzig sei?

Der Dichter, welcher dereinſt dieſen Kampf beſingen wird, wird ohne Zweifel die Offenbarung der Muſen ſo nöthig haben, als Homer, da er die Zwietracht Achill's und Agamemnon's und ihre Urſachen beſchreiben wollte: „*Τίς δ' ἄρ σφωε θεῶν ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι.*“ Von dieſen beiden Männern ward Mylius, wie wir weiterhin ſehen werden, mit Recht zu den Gottſchedianern gerechnet, Cramer ſchließt ſich Klopſtocken ſo nahe an, wie kein anderer — und lebte dann wiederum, ebenſo, wie der letztere, mit Gellert, Gärtner, Zachariä, die ganz aus Gottſched's Schule hervorgegangen waren, in beſter Eintracht. Auf ähnliche Weiſe ſagt Meier in einer ſeiner kleinen Schriften, er würde dem Jünger der Poeſie zuerſt Breitinger's Poetik in die Hand geben, weil in ihr der Begriff der Poeſie überhaupt erläutert ſei, dann die Gottſchedſche, welche das Beſondere beſſer erläutere, und eben dieſer Mann tritt zuerſt auf die Seite der Schweizer, dann neigt er ſich wieder Gottſchedden zu, wobei er denn aber gleichwohl zwar den Noah nicht, aber doch den Meſſias gelten läßt.

Aus dieſem Allen ergiebt ſich, daß um die Zeit von Leſſing's Auftreten die kritiſchen Gegenſätze, welche einige Zeit vorher das litterariſche Deutſchland in zwei feindliche Feldlager getheilt hatten, ſich zu einem gewiſſen Standpuncte einer allgemeinen Bildung amalgamirt hatten, in deren ruhigem Beſitze man ihrem Entſtehen und den principiellen Fragen, aus deren Erörterung ſie ſich ergeben hatten, nicht weiter nachforſchte.

Dieſe allgemeine Bildung iſt der Boden, aus welchem Leſſing's poetiſche Jugendwerke entſproſſen ſind, wie er ſich denn ja, wie oben angeführt worden, ſchon auf der Schule Hagedorn und ſeinen Nachfolgern, den Halliſchen Dichtern, angeſchloſſen hatte, und dieſer Standpunct der Unmittelbarkeit macht es erklärlich, daß er productiv auftreten konnte, ohne ſich ſogleich an den kritiſchen und theoretiſchen Kämpfen, welche beiläufig noch immer fortwährten, zu betheiligen.

Aber um nichts deſto weniger und gerade weil ſie in jener Zeit auf einem Standpuncte allgemeiner Bildung wurzelten, können Leſſing's Jugendwerke den Begriffen der Neuzeit nicht entſprechen.

Die Bildung, von welcher hier die Rede iſt, war zwar, inſofern ſie eine ganz formale war, das heißt, nur auf die allgemeinen Forderungen des Verſtandes und der Einbildungskraft ging, welche ſie dem Urtheil der Vernunft, welche jeder Menſch und jedes Volk ſelbſt beſitze, unterwarf, und an keinen beſondern Kunſtformen als ſolchen haftete, nicht mehr geradezu antinational. Allein eben weil ſie nur formal war, ſo war ſie auch nicht poſitiv national; ſie brachte es nur zu jenen allgemeinen Forderungen — es ging auf dieſem Standpuncte — es iſt oben, als von Hagedorn geſprochen wurde, darauf hingewieſen — der Menſch zwar auf ſich ſelbſt zurück, aber nicht ſo energiſch, nicht, wenn ich ſagen darf, ſo entſchloſſen, daß er ſeine Beſonderheit zu poniren gewagt hätte, oder daß eine eigenthümliche Kunſt mit neuen Formen hätte entſtehen können. Nun bedurfte es aber doch bei der unbefangenen Production, welche ſich allerdings von dieſer Unmittelbarkeit aus geltend machte, wenigſtens beſtimmter Kunſtformen durchaus, und da konnte es nun nicht ausbleiben, daß man theils aus alter Gewohnheit, theils weil man überhaupt bei ſolcher Oberflächlichkeit der Anſchauungsweiſe des Gegenſatzes von deutſchem und ausländiſchem ſich noch gar nicht bewußt worden war, doch wiederum auf ausländiſche Formen verfiel.

Dies findet bei den genannten Dichtern jener Zeit in mehr als einer Beziehung Statt.

Wir begegnen in ihnen überall mehr oder weniger einer ziemlichen lockern sittlichen Auffassung. Sie halten sich zwar von dem Schmutz des Lohenstein und Hoffmannswaldau frei, aber nichts desto weniger wird die Liebe lediglich von der sinnlichen Seite aufgefaßt; lauter Schäferinnen, die den Schäfern, sei es am Bach, oder auf dem Felde, oder im Hain, oder am Heerde, oder sonst Küsse und mehr gestatten sollen, gestatten oder gestattet haben, so daß Einem dabei ganz wunderlich zu Muthe werden möchte, und was das Schlimmste ist, wo die Naivität unschuldiger Mädchen geschildert wird, geschieht es nur, um in uns eine desto lebendigere Anschauung der Möglichkeit des Gegentheils hervorzurufen. Nun würde man zwar sehr im Irrthum sein, wollte man von diesen Gedichten einen Rückschluß auf die Dichter machen; diese sind gute, liebe Menschen gewesen, wohlerzogene junge Leute, die bis über die Ohren roth wurden, wenn sie gewürdigt wurden einer Dame die Hand zu küssen; das schlagendste Beispiel davon ist Weiße, der, wenn es ihn früher gar nichts gekostet hatte, z. B. die Chloe vom Damötas im Bade belauschen zu lassen, und das oftmals,

In diesen schwülen Sommertagen
Hat er ihr oftmals zugesehn
Und er ist jung, und sie ist schön —
Ich will nichts weiter sagen,

was doch auf alle Weise kein gleichgültiges Ding ist, gleichwohl zuletzt mit Wahrheit versichern kann,

Ich sang von Chloen und Selinden,
Doch lebt ich unschuldsvoll und rein
Und haßte die beliebten Sünden,
Die uns nach dem Genusse reu'n,

denn in seinem Alter mußte er, der Vater von vier Kindern, sich in einer gewissen Schrift, die er aus gewissen Gründen nicht ungelesen lassen konnte, gewisse Zoten erst von Blankenburg erklären lassen. Die Lüsternheit in den Versen dieser Dichter ist blos poetische Observanz; wie in der Malerei der Eine die Gegenstände von der Seite der Farben und ihrer Gegensätze und Harmonien, der Andere von Seiten der Gestalt auffaßt und nachbildet, ein Dritter mit speciefischem Sinn für die Gruppirung begabt ist, woraus denn verschiedene Style entstehen, so mag man auch wohl bei der Liebe, die eine sinnliche und eine geistige, gemüthliche Seite hat, die eine oder die andere vorzüglich in's Auge fassen. Aber darin, daß diese Dichter die erstere wählten, während es ihnen doch nicht Ernst damit war — es finden sich fast bei Allen dergleichen Palinodien, wie die angeführte von Weiße, mit denen es immer auf das Vita verecunda est Musa iocosa mihi, womit sich Lessing seinem Vater gegenüber entschuldigt, hinausläuft — liegt ein innerer Widerspruch, denn wenn auch nicht Alles, was der Lyriker sagt, dafür gehalten werden darf, daß es von ihm persönlich gelte, die Gefühlsweise, der Grundton seiner Gedichte müssen ihm doch von Herzen gehen. Sie waren auch den Mustern dieser Männer von Herzen gegangen, denn die Völker des südlichen Europa fassen die Liebe vorwaltend nach der sinnlichen Seite hin auf, und diese hüllt bei ihnen das Gemüthselement

ebenſo ein, wie wir das Umgekehrte verlangen, aber da war es denn doch ein großer Mangel an Energie der Auffaſſung, an Ermannung des innern Sinns, daß unſere Dichter, wenn und inſofern ſie dichteten, ſich in dieſer Beziehung ihrer Deutſchheit zuvor entledigen zu müſſen glaubten.

Auch Leſſingen iſt es, wie ſchon angedeutet, nicht erlaſſen geweſen, in ſeiner Jugend dem Zeitalter in dieſem Punkte ſeinen Zoll zu entrichten, denn auch hier finden wir uns in jene vorſündfluthliche Zeit verſetzt, wo ſie, nach den Worten des Puppenſpiels,

Sich begeh' und ſich begatte
In alle grüne Schatte;

und dasjenige ſeiner Gedichte, welches am entſchiedenſten an ſein Vorbild Hagedorn erinnert, „die Haushaltung" (I. S. 44), und nichts iſt als eine Zuſammenziehung von des letztern „ordentlichem Hausſtand" (Werke v. Eſchenburg, III. S. 41), enthält nun vollends gar nichts anderes, als ein Beiſpiel von dem was der grobe deutſche Hegel bei Gelegenheit des Boccaccio irgendwo „Liebes- und Ehebruchsgeſchichten" nennt. Leſſing iſt ſogar als Nachahmer des Lafontaine aufgetreten. Die „kranke Pulcheria" (I. 127) iſt nach ſeiner eigenen Angabe eine Ueberſetzung aus den contes deſſelben, und das für ſich erſchienene Gedicht, „der Eremit" (I. 112), iſt ganz in ſeinem Sinne gedichtet. Der Stoff des letztern Gedichtes dürfte aus den Lettres Juives des Marquis d'Argens gezogen ſein. Je vais te raconter l'histoire d'un Dervis, ſchreibt Iſaac Onis aus Conſtantinopel an Aaron Moneeca (Lettre XVII, p. 152 de l'éd. de 1742), arrivée lorsque j'étois à Adrianople; tu y trouveras un juste équivalent de celles que tu m'écris quelquesfois sur les Moines Nazariens. Ce Dervis s'étoit retiré dans un hermitage éloigné d'une demi-lieue de la ville. Il restoit des semaines entières sans en sortir: la porte étoit fermée, on disoit qu'il avoit alors des extases pendant lesquelles l'Ange Gabriel venoit s'entretenir familièrement avec lui. Sa réputation augmenta, on accouroit pour le consulter de tous les côtés; beaucoup de gens alloient faire des retraites chez lui. Les femmes voulurent connoître ce saint personnage. Plusieurs se rendirent à l'hermitage, elles en revinrent fort édifiées. L'humeur jalouse de quelques Turcs ne s'accommoda pas de ces fréquentes visites, et les maris défendirent à leurs femmes de retourner chez le Dervis. Elles allèrent se plaindre au Cadi et lui dirent qu'on vouloit les empêcher d'aller chez le Saint. Le Juge les renvoia et ne voulut rien décider. Cette affaire ayant fait éclat, le Dervis en fut instruit: il resolut en tirer avantage. Il s'en falloit bien qu'il étoit aussi dévot qu'il le paroissoit, et parmi les femmes qui l'étoient allé voir plus de trois auroient pu certifier ce fait. Da kombabiſirt er denn einen Leichnam, hängt ſich das Glied deſſelben um den Hals und täuſcht dadurch die Männer, während die Weiber um ſo ungehinderter des wahren Sachverhaltes inne werden; endlich wird die Sache durch Eiferſucht einer Frau an's Licht gebracht. In Leſſing's Erzählung, welche „den lehrreichen Märchen, mit welchen das weiſe Alter des göttlichen Voltaire die junge Welt beſchenkte" (Dramaturgie St. X), vollkommen ebenbürtig an die Seite tritt, wird nur die Entmannung weggelaſſen und die Entdeckung gleich bei der richterlichen Unterſuchung herbeigeführt, wo denn die Pointe darin liegt, daß auch die Frau des Richters, der ſich einen großen Spaß daraus macht, das Schickſal der übrigen Honoratioren aufzudecken, der Sünde ſchuldig erfunden

wird, doch zeigt der Schluß des in seiner Art ganz vortrefflichen Gedichtes, daß Lessing sehr wohl wußte, weß Geistes Kind diese liederliche Art von Poesie sei:

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermährchen spricht,
So mach' ich sie zum Lehrgedicht
Durch beigefügten Unterricht:
Wer seines Nächsten Schande sucht,
Wird selber seine Schande finden!
Nicht wahr, so liest man mich mit Frucht,
Und ich erzähle sonder Sünden?

Auch im Uebrigen thut Lessing gerade in dieser petite poésie einen entschiedenen Fortschritt über die Mitstrebenden hinaus. Ich lasse einen Zeitgenossen reden. Es findet sich in den: „Neuen Erweiterungen*) der Erkenntniß und des Vergnügens", Bd. 12. Leipzig 1759. S. 146 ff. ein Sendschreiben über seine lyrischen Gedichte. Hier heißt es: „Herr Lessing hat sich einen Weg gebahnt, dem weder der Uzische noch der Gleimsche ähnlich ist. Ueberhaupt ist dieser Dichter ganz eigen. Seine übrigen ernstern Einsichten, seine bündige Art zu denken, hat ihn auch in den Liedern nicht ganz verlassen dürfen, und man findet den Philosophen ehe man es vermuthet." — Doch bekommen die Gedichte einen überaus komischen Anstrich — es ist der scheinbare Ernst gemeint in dem philosophischen Trinker und den Planetenbewohnern — dann seien auch die Ueberschriften besonders gut gewählt. — „Herr Uz fliegt beinahe immer auf der Ode Flügeln. Dieser unordentliche Flug verträgt sich nicht mit dem ordentlichen geschlossenen Vortrage, den man der Muse des Hrn. L. zugestehen muß. Und Hr. Gleim, ob man gleich hin und wieder viel Annehmlichkeit (Aehnlichkeit?) im Charakter seiner und der Lessing'schen Lieder findet, bleibt doch allemal der feine, naive, der zärtliche Gleim, gegen den Hrn. Lessing's Manier so zu sagen etwas steif ist." Besonders aber zeigt sich bei Lessing ein neuer Aufschwung darin, daß er an die Stelle des tändelnden Weinliedes der Anakreontiker — wir werden später sehen, daß er sich von diesem zuerst entschieden lossagt — das ächt deutsche Trinklied treten läßt; es ist in dieser Beziehung entweder sehr charakteristisch oder doch ein glückliches Zusammentreffen, wenn er über den Vorzug der Alten und Neuen mit den Worten zu entscheiden wünscht:

---

*) 1753—1759 oder vielmehr 1762. Frankfurt und Leipzig. Nach Heinzmann, Analekten für die Litteratur von G. E. Lessing, 3 Bde. II. S. XIII, sollte L. an dieser Zeitschrift — die übrigens allerdings ausgezeichnete Aufsätze enthält — Antheil gehabt haben. Dies wird von Mohnike in s. Lessingianis S. 158 dadurch noch nicht widerlegt, daß „im Gegentheil" Aufsätze gegen Lessing in ihr vorkommen, denn es finden sich auch dergleichen zu seiner Vertheidigung Aber seine Mitarbeit ist allerdings unwahrscheinlich. Es findet sich ein Vorwort von Johann Daniel Titius, ordentl. Professor der Physik in Wittenberg, das erklärt, es sei anfangs eine Gesellschaft Freunde gewesen, die das Werk in Leipzig begonnen; später sei die Besorgung freilich meistens auf ihn gefallen. T. stand wenigstens in andern Angelegenheiten mit Kästner in Beziehung, aber L. war 1753 nicht in Leipzig und später mit selbstständigen Planen beschäftigt, so daß er auch keiner der neuen Mitarbeiter sein wird, die T. angenommen haben will. Endlich findet sich in der Zeitschrift nichts, das bestimmte Gründe darbietet, gerade an ihn zu denken, so wie sich auch, wie Lessing die Zeitschrift in der Vossischen Zeitung recensirt (I. 394 u. 399), eine Mitarbeit von seiner Seite nicht verräth.

Geſchmack und Witz, es frei zu ſagen
War bei den Alten allgemein,
Warum? Sie tranken alle Wein;
Doch ihr Geſchmack war noch nicht fein.
Warum? Sie miſchten Waſſer drein.

Sein Lied, die drei Reiche der Natur (I. 68), iſt voll ächten Kneipgenies, und wie fällt gegen den Einfall, man möge ſich beim Gewitter nicht fürchten, denn

Zeus ſchlägt in's Meer,
Sollt' er in ſeinen Nectar ſchlagen?

der ähnliche von Weiße ab, der auf den Vorwurf, daß die Sonne immer ſo viel früher aufſtehe als er, die Antwort giebt:

Wahrhaftig! kann es anders ſein!
Der gute Titan! geht er unter,
So trinkt er Waſſer: trank er Wein,
So würd' er auch wohl ſpäter munter.

Nach einer andern Seite hin verändert ſich unter Leſſing's Händen das Ueberlieferte in Bezug auf die Form. Hagedorn's Lyrik, auf welche hier Alles zurückzuführen iſt, trägt noch einen ganz ausländiſchen Charakter, wie er denn auch in der Vorrede zu ſeinen Oden und Liedern immer auf die „ſingenden Franzoſen" zurückweiſt. Zwar von der Ode, welche immer auf Stelzen einhergeht und in Deutſchland niemals einheimiſch geworden iſt, weil die deutſche Dichtung auf unbefangenen Ausdruck des Innern angewieſen iſt, will er ſelbſt nicht viel wiſſen; ſeine Gedichte wünſchen, wie er ſagt, nicht ſo ſehr den erhabenen als den gefälligen Charakter der Ode zu beſitzen, durch welchen ſie ihre Vorzüge reizender und geſellſchaftlicher machet, und in dieſem Sinne wird er eben, beſonders für die Gedichte, die zugleich ſingbar ſind, die Beſtimmung Lieder hinzugeſetzt haben. Aber ſein Lied iſt nicht das ächte deutſche Lied, welches erſt Göthe wieder erweckt hat; es iſt nur chanson; es ſpielt nur mit den Gegenſtänden, es ergeht ſich in Gegenſätzen und Witzſpielen, und vor Allem iſt es voll Refrains, welche dadurch, daß ſie immer wieder paſſend ſind, den Verſtand angenehm beſchäftigen — Alles Reize, welche das deutſche Lied, in welchem nur das Gemüth ſeinen Ausdruck ſucht, verſchmähen kann. Hagedornen ſchloſſen ſich die Hallenſer an, jedoch mit Hinzuthuung eines neuen Elementes, der Anakreontica; wie wenig aber dieſe einen eigentlich liederartigen Charakter haben, bedarf keines Beweiſes; Alles Tändelnde iſt dem deutſchen Charakter von vornherein fremd. Das war der Boden auf dem Leſſing ſtand; der erſte Blick in Hagedorn's Lieder, die ihm alle bekannt ſein konnten, denn 1747 waren die Oden und Lieder in 5 Büchern erſchienen, beweiſt ihren Einfluß auf ihn, von welchem auch ſchon ein Beiſpiel angeführt worden iſt; Lange's und Pyra's Gedichte, deren Benutzung durch Leſſing wegen ſeines ſpätern Verhältniſſes zu dem erſteren nachweiſen zu können von Intereſſe ſein würde, haben allerdings ſo beſtimmte Spuren bei ihm nicht hinterlaſſen, um aber ſein damaliges Verhältniß zu Gleim vor Augen zu haben, braucht man nur die ſcherzhaften Lieder deſſelben 1745 und Leſſing's Lieder nebeneinander aufzuſchlagen: überall findet man, daß dieſe geradezu in die Weiſe jener hineingedichtet ſind oder ſich wie ein Nachhall derſelben ausnehmen; namentlich nimmt eine Wendung, von welcher Leſſing, wie oben ſchon angeführt worden, einen geſchickten Gebrauch gemacht, bei Gleim

eine bedeutende Stelle ein: es ist die Persifflage der Gelehrsamkeit, nur daß diese freilich bei Gleim einen mehr frivolen Charakter trägt, während sie bei Lessing aus dem gesunden Humor eines jungen Mannes hervorgeht, der selbst um Gelehrsamkeit bemüht ist. Auch schließt sich Lessing an Gleim damit an, daß er, nachdem dieser die erste Hälfte der fünften Ode des Catull bearbeitet — sämmtliche Werke v. Körte I. 74 — die zweite (da mihi basia mille) in ein Lied umgestaltet I. 61 *). Gleim's „Lieder" werden auch 1751 in der Voßischen Zeitung von Lessing ausdrücklich gelobt (III. 165). Wenn es nun aber darauf ankommt, anzugeben, was denn Lessingen diesen Allen gegenüber eigenthümlich sei, so ist es gerade nichts weniger als eine Annäherung an den wahren Charakter des Liedes, wie dies Herder, der die Quelle des wahren Liedes zuerst wieder erschlossen, in einer Recension in der Allgemeinen deutschen Bibliothek ganz richtig andeutet. Lessing's Lyrik verdient überhaupt weniger diesen Namen, als sie vielmehr der sogenannten petite poésie der Franzosen angehört, und sein Verdienst beschränkt sich darauf, das herausgebildet zu haben, worauf diese ganz und gar hinweist. Schon Hagedornen macht in der Vorrede zu den Oden und Liedern der Unterschied zwischen dem Lied und dem Epigramme zu schaffen; er führt eine Stelle aus dem Guardian an, wo den Franzosen vorgeworfen wird, sie machten viele Singedichte zu Liedern, was darauf zurückzuführen sein möge, sagt Hagedorn, daß manche französische Lieder nur aus Einer Strophe beständen, doch kämen allerdings in vielen derselben allzu epigrammatische und sinnreiche Einfälle des spielenden Witzes vor. Dies epigrammatische Element tritt nun bei Lessing ganz entschieden in den Vordergrund, wie z. B. der Vergleich des, wie oben angeführt, von ihm nachgeahmten Liedes von Hagedorn mit dem Original sogleich zeigt, und ist nicht folgendes Lied (I. 60) ganz und gar ein Epigramm?

Mein Esel sicherlich
Muß klüger sein als ich,
Ja klüger muß er sein!
Er fand sich selbst in Stall hinein
Und kam doch von der Tränke.
Man denke!

Wenigstens sehe ich nicht ein, worin es sich von folgendem Gedicht unterscheidet, das unter den Epigrammen (I. S. 11) steht:

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand;
Schnell sprang, zum Löschen oder Retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — bei der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

Endlich hat Lessing das Epigramm: die Vorspiele der Versöhnung (I. S. 26) selbst erst später aus den Liedern in diese Abtheilung versetzt. Und so ist denn Lessing's Thätigkeit im Fache der petite poésie gänzlich in's Epigramm aus-

*) In der Biene (I. 63) erkennt jeder die bekannten Stücke des Moschus und unter den Anakreonticis, und so dürfte, bei genügender Belesenheit in diesen Dingen, in Lessing's Liedern ebensowohl gar Manches auf Frühere zurückzuführen sein, wie dies bei den Epigrammen geschehen ist

gelaufen, worüber an einem andern Orte das Nähere. Auch macht ſich dieſe Conſequenz noch auf eine beſondere Weiſe bemerkbar. Leſſing hat bekanntlich auch einige Oden geſchrieben. „Ich gebe ihnen nur mit Zittern dieſen Namen," ſagt er in der Vorrede der Schriften, und wer kann zweifeln, daß dies das Feld nicht war, auf dem er groß werden konnte. Es wird zu ſeinen Pflichten als Verfaſſer des gelehrten Artikels in der Voſſiſchen Zeitung gehört haben, den Jahresanfang und den Geburtstag des Königs zu beſingen, ſowie auch z. B. der Hamburger Correſpondent und die Neue Zeitung viele Jahrgänge mit einem Gedicht beginnen und ſchließen, und daran haben ſich denn noch einige andere Verſuche der Art angeſchloſſen. In der That macht er ſich ſelbſt bald darüber luſtig; er ſchreibt an Gleim (XII 82): „Sie verlangen von mir eine Ode auf Ihren König? — Ich bin auf ihr Berathen bei Halberſtadt den alten Inden hinangeklettert und habe ihm den ſteinernen Bart geſtreichelt, ob ich mir gleich meines Schwindels nur allzuwohl bewußt war. Warum ſollte ich mich auf Ihr Wort nicht noch höher verſteigen?" — Und da findet ſich denn unter gewiſſen Odengerippen, die er Gleimen überſendet hat, eins (Orpheus I. 207), das auf äußerſt witzige Weiſe den epigrammatiſchen Ton der alten Ode dadurch perſifflirt, daß es die einzelnen Strophen aus wirklichen Epigrammen beſtehen läßt.

Auch einige Fragmente von Gedichten didactiſcher Art hat Leſſing 1753 in ſeine Schriften mit aufgenommen. Sie ſind durch die Haller'ſchen hervorgerufen, wie denn auch Haller in Einem von ihnen (I. 188) erwähnt wird*) — eine Anlehnung, welche beweiſt, wie Leſſing ſich Alles, was bis dahin Bedeutendes vorhanden war, innerlich zu eigen zu machen ſuchte, und wie wenig er dabei von fremdem Beiſpiel abhängig war, denn ſein Freund Mylius war, wie oben angeführt worden iſt, der bitterſte Feind Haller's. Uebrigens ſind dieſe Gedichte, ſo wie die, welche ihnen zunächſt zum Muſter gedient, nach engliſcher Art, nicht ſowohl Lehrgedichte, welche ein Syſtem zu überliefern beabſichtigen, als reflectirende Gedichte, oder poetiſche Selbſtgeſpräche, wie auch Leſſing ſelbſt das eine von ihnen bezeichnet (I. 185) und wie diejenigen Pope's, der in dieſer Weiſe das Ausgezeichnetſte geleiſtet hat, theils moraliſcher, theils äſthetiſch-kritiſcher Natur**) Einen weſentlichen Grundzug, durch den ſich Leſſing

*) Die Verſe (I. 75):

In's Innere der Natur dringt nie dein kurzer Blick,
Dein Wiſſen iſt zu leicht und nur des Pöbels Glück.

erinnern an jene bekannten, die von Göthe verſpottet werden; ſie finden ſich in Haller's Gedichten 1778 S. 104.

**) Nur daß ſie vielleicht ebenſowenig wie die Haller'ſchen aus einer Nachahmung des Pope hervorgegangen waren. Haller geſteht die Anregung durch die Engländer — wahrſcheinlich beſonders Dryden — ſelbſt zu, aber zu den bekannten Verſen:

Unſelig Mittelding von Engeln und von Vieh u. ſ. w.

bemerkt er (11. Ausgabe S. 59): „Dies iſt einer von den Gedanken, die der Verfaſſer mit Pope gemein hat. Er iſt aber einige Jahre eher von dem Schweizer als von dem Engländer gebraucht worden." Und wirklich iſt zwar der Essay on criticism ſchon 1710, der Essay on man aber erſt 1733 erſchienen, nachdem 1732 die erſte Ausgabe der Haller'ſchen Gedichte veröffentlicht war. Dies iſt um ſo wichtiger, weil bei Haller Vieles vorkommt, was ganz ſo ausſieht, wie eine Ausführung des Satzes: the proper study of mankind is man.

hier von Haller unterſchiede, wüßte ich nicht anzugeben, es müßte denn in formeller Beziehung ſein, wo freilich der Gegner Gottſched's, und der ſeine Bildung unabhängig von ihm erworben hatte, mochte er auch im Allgemeinen den Kritiken deſſelben und ſeiner Schule gegenüber Recht behalten, vor demjenigen, welcher die Ergebniſſe der Thätigkeit deſſelben in ſich aufgenommen hatte, an Correctheit und verſtandesmäßiger Durchbildung zurückſtehen mußte. „In der Kraft der Gedanken", ſagt Leſſing's Lebensbeſchreiber Schink S. 157 ganz treffend, „der leichten und veranſchaulichenden Zuſammenſtellung des Gedachten gewinnt er ſogar über den genannten Heros dieſer Dichterart (Haller) die Oberhand, deſſen Lied, wie Michaelis ſehr treffend ſagt, mehr dämmert als tagt." Dies findet jedoch auf die Bruchſtücke eines didactiſchen Gedichtes, welches Leſſing ſchon auf dem Gymnaſium geſchrieben hatte, keine Anwendung, denn er ſelbſt ſagt von ihnen (III. S. 300): „Sie ſehen wohl, daß ich es damals noch nicht wiſſen mußte, wenn ich es anders jetzt weiß, was die Gedanken zuſammenziehen heißt."

K. Leſſing erzählt (S. 143) von einer langen poetiſchen Epiſtel, welche Leſſing 1751 ſeinem Freunde Weiße in ſo polirten Reimen geſchrieben, als er ſie ſonſt vielleicht in ſeinem Leben nicht gemacht habe. Weiße bewahrte ſie ſorgfältig, und Leſſing erinnerte ſich derſelben bei ſeinem letzten Aufenthalt in Leipzig, als er nach Italien ging, und bat ſie ſich zu leſen aus. Nach langer Weigerung verſprach Weiße ſie zu ſuchen, wollte ſie ſich aber vorher abſchreiben. Allein Leſſing wollte abreiſen als Weiße die Abſchrift kaum begonnen hatte, und verlangte das Gedicht mit dem ausdrücklichen Verſprechen, es ihm nach ſeiner Rückkunft wieder einzuhändigen. Weiße gab es ihm, hat es aber nie wiedererhalten. Vielleicht iſt das Fragment (I. S. 173): „Aus einem Gedicht über den jetzigen Geſchmack in der Poeſie," das Weiße's Denkart ſehr gemäß ſein mußte, ein Stück von dieſer Epiſtel.

Von viel umfaſſenderer Wichtigkeit iſt, was Leſſing im Fache des Drama's geleiſtet hat.

Wenn im Bisherigen von einer Entwickelungsſtufe der deutſchen Litteratur ausgegangen werden konnte, die den Leipziger Geſchmackstyrannen, wie man ihn wenigſtens lange Zeit zu nennen gewohnt geweſen, bereits im Rücken hatte, ſo muß eine litterarhiſtoriſche Würdigung von Leſſing's dramatiſchen Ingendarbeiten doch wieder an das, was er geleiſtet oder erſtrebt, anknüpfen; denn hier war ein ſolches Mittelglied, wie es im Gebiete der petite poésie die Halliſchen Dichter, und was ihnen nahe ſteht, bildeten, noch nicht eingetreten.

Freilich, wollten wir einer ſpäteren Aeußerung von Leſſing Glauben ſchenken, ſo müßte Gottſched, wo es ſich um die Geſchichte des deutſchen Theaters handelt, lieber gar mit Stillſchweigen übergangen werden. Man erinnere ſich der berühmten Stelle im ſiebenzehnten Litteraturbriefe. Die Verfaſſer der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften haben geſagt: Niemand werde leugnen, daß die deutſche Schaubühne Gottſcheden einen großen Theil ihrer erſten Verbeſſerung zu danken habe; Leſſing antwortet: er ſei dieſer Niemand. Das Verderbniß der damaligen deutſchen Bühne einzuſehen, dazu habe man kein großer Geiſt zu ſein gebraucht, auch ſei Gottſched nicht der Erſte geweſen, der es eingeſehen — nur der Erſte der ſich Kräfte genug zugetraut, ihm abzuhelfen. Dazu aber habe er, indem er die Deutſchen auf das franzöſiſche Drama hingewieſen, ganz und gar das unrechte Mittel gewählt; der engliſche Geſchmack ſei der deutſchen Denkart

viel angemessener, wie denn auch unsere alten Stücke, z. B. der Dr. Faust, viel Englisches gehabt hätten.

Diese Betrachtungsweise hat, besonders seitdem man in den Zeiten des Sturmes und Dranges und der Romantiker eine Reorganisation des deutschen Theaters wirklich auf das englische hat bauen wollen, einen ungetheilten Beifall gefunden, aber nichts destoweniger trägt sie, insoweit sie auf Gottsched angewendet werden sollte, ihre Widerlegung in sich selbst; Lessing hat hier für die Aufgabe desselben erklärt, was nur etwa seine Aufgabe und die Aufgabe der Folgezeit gewesen sein mag, welche auf demjenigen, was Gottsched wirklich gethan hatte, fußen konnte.

Das alte deutsche Drama, das Drama des Puppenspiels und der Haupt- und Staatsactionen*), hat Aehnlichkeit mit dem englischen, trägt den Keim einer ähnlichen Kunstform in sich, also wäre es naturgemäß gewesen, es durch dieses und nur durch dieses zu früherer Vollendung zu bringen. Kein Schluß scheint einfacher und bündiger zu sein, und keiner läßt sich durch so einfache Betrachtungen zurückweisen, wie dieser. Trug das altdeutsche Drama die gleichen Keime in sich wie das englische, warum waren sie nicht zur Ausbildung gediehen, warum bedurfte es jetzt, so spät noch, da die Blüthe des englischen und beinahe schon die Nachblüthe desselben vorüber war, noch einer solchen Nachhülfe von außen? Ja es hatte ja bereits, was freilich weder Lessing noch Gottsched wissen mochten, das englische Theater im siebenzehnten Jahrhundert einen großen Einfluß auf das deutsche ausgeübt, und sogar der Dr. Faust, das Puppenspiel, war unter dem Einfluß des gleichnamigen Stückes von dem Zeitgenossen Shakespeare's, Chr. Marlowe, entstanden**) — aber daraus hatte sich so wenig eine eigenthümliche Kunstform entwickelt, daß dadurch vielmehr der Rohheit und Formlosigkeit nur Vorschub geleistet worden war, und was etwa in reiner Form von England herübergebracht war, in dieser, von künstlerischer Seite her betrachtet, seinen Untergang gefunden hatte.

Hieraus geht unwiderleglich hervor, daß, wenn aus dem deutschen Theater noch etwas werden sollte, ein Anstoß von einer ganz andern Seite her erfolgen und überhaupt ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden mußte. Es ist nicht schwer zu sagen, worin dies einzig und allein bestehen konnte; die Analogie der Schicksale, welche alle anderen künstlerischen Gebiete in Deutschland erfahren haben, leitet darauf hin. Die mittelalterlich-volksthümliche Dichtung hatte sich unkräftig erwiesen, neue lebensfähige Schößlinge zu treiben und war einer Dichtung der gelehrten Bildung gewichen. Das volksthümliche Drama war spät entstanden und dauerte noch eine Weile fort — war es aber nicht natürlich, daß es zuletzt demselben Schicksal erlag, und wäre es nicht eine überaus regelwidrige, eine in sich selbst den Widerspruch tragende Erscheinung gewesen, wenn in diesem Gebiete eine ganz isolirte volksthümliche Entwickelung stattgefunden hätte? Auch das Drama mußte also auf den Standpunct der Bildung erhoben werden, ob es etwa auf diesem eine reine Blüthe entfalten könnte. Erst wenn auf diese Weise ein neuer Boden geschaffen war, mochte man unter anderm versuchen, ob sich etwa mit dem Anschluß an das englische Drama etwas ausrichten

*) Von denen Prutz in seiner Geschichte des deutschen Theaters schon nachzuweisen versucht hat, daß sie nicht spanischen Ursprungs gewesen.

**) Monatsblätter zur Ergänzung der allgem. Zeitung. November 1847.

ließe, wie dies denn in der That der Erfolg zu wiederholten Malen gezeigt hat — und auf diesem neuen Standpuncte war denn auch ein solcher Anschluß wieder keinesweges ein schon verbrauchtes Mittel.

Die Erhebung der dramatischen Poesie und der theatralischen Aufführungen in die Sphäre der Bildung ist Gottsched's Werk. Es mag uns jetzt, nachdem Lessing als Hofrath und Bibliothekar zugleich Theaterdichter, Göthe als Staatsminister, wie Jean Paul sagt, zugleich Theaterdirector gewesen ist, und überhaupt das Theater eine Stätte der Rohheit und Pöbelhaftigkeit eben nicht mehr ist, lächerlich genug vorkommen — aber es war ein kühner Gedanke des Leipziger Professors, sich auch dieses Gebietes annehmen und sein Princip der Reform auf dasselbe ausdehnen zu wollen. Er wagte es, er verwies auch hier, wie in andern Gebieten, auf die Franzosen, und es gelang ihm so vollständig, daß die Neuber'sche Truppe sogar eins der Hauptmittel zur Ausbreitung seiner litterarischen Reformen im Allgemeinen ward, daß er später in dem nöthigen Vorrath auf den Reichthum an alten, das heißt noch nicht nach seinem Principe eingerichteten Stücken hinweisen konnte, ohne Gefahr zu laufen, den gewonnenen Boden wieder einzubüßen. Seit dieser Zeit gehört die dramatische Dichtung der Deutschen nicht mehr mit Marionettenspielern und herumziehenden Komödianten zum Pöbel, sondern sie macht einen Theil der Nationallitteratur aus, die nun einmal, nach dem Gange der geschichtlichen Entwickelung, nicht ganz von unten auf gedient hat, sondern mehr einem adligen Officierstande gleicht, und theilt ihre Schicksale.

Darin besteht Gottsched's höchst positives Verdienst um das deutsche Theater — und von diesem ist Nichts so sehr ein Kind, wie Lessing's Thätigkeit in diesem Gebiete, denn Lessing ist es, der später auf dem so gewonnenen Boden eine lebenskräftige Pflanze zu erzielen wußte — und wenn Lessing dieses Verdienst übersah, so war es gerade darum, weil er gänzlich auf ihm ruhte und von ihm lebte, sowie es ja auch lange gewährt hat, bis die Naturwissenschaft die Luft, welche wir einathmen, im Ernste einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen sich entschlossen hat.

Bei Gottsched und den Gottschedianern freilich trat nun sogleich derselbe Uebelstand ein, von dem schon oben die Rede gewesen ist, daß man der blos formellen Bildung, welche man gewonnen hatte, nichts abzugewinnen wußte, sondern das, an welchem und durch welches man sie gewonnen hatte, das französische Drama, um doch irgend eine bestimmte Kunstform zu haben, mit Haut und Haaren herübernahm. Aber Lessing steht so ganz auf Gottsched's Schultern, er ist so wenig berechtigt den Standpunct desselben für ganz nichtig zu erklären, daß er auch dies noch vollständig in sich selbst durchlebt hat, was denn freilich gerade die Heftigkeit seiner Ausdrücke in der oben angeführten Stelle erklären mag; denn kräftige Geister sind gegen nichts unerbittlicher, als gegen ihre eigenen früheren Irrthümer, und nichts kann Jemanden, der Natur der Sache nach, weniger historisch begreiflich sein, als ein solcher.

Lessing hat bekanntlich später das englische Drama in Deutschland eingeführt, und zwar noch ehe er die oben angeführte Aeußerung über die Verwandtschaft desselben mit dem ursprünglich deutschen that, aber um so entschiedener muß hier geltend gemacht werden, daß hiervon in den Jugenddramen, die uns hier beschäftigen, noch keine Spur zu entdecken ist. In diesem Sinne muß namentlich gegen eine Aeußerung in Prutz's Geschichte des deutschen

Theaters, nach welcher der Standpunct dieser Lessing'schen Jugenddramen und derjenige, auf welchem Weiße sein ganzes Leben stehen geblieben, derselbe wäre, Einsprache eingelegt werden, denn das Charakteristische von Weiße's Drama ist, wie er selbst in der Vorrede zum Beitrag zum deutschen Theater angiebt, daß englisches und französisches Drama in ihnen verschmolzen sein soll. Dagegen gehören Lessing's Jugendramen, obgleich der Stoff zum Theil den Engländern entlehnt ist, der Form nach noch gänzlich der französirenden Periode an.

Und zwar lehnen sich diese Werke, wie dies ein Recensent der Ausgabe der Lustspiele 1767 in der Allg. deutschen Bibliothek XI. 1. S. 247 gar treffend bemerkt, auch noch nicht einmal an die neueste Gestaltung des französischen Drama's, welche damals bereits vorhanden war, die comédie larmoyante des Nivelle de la Chaussée an, aus welcher sich später die bürgerliche Tragödie entwickelt, oder mit welcher diese wenigstens eine gewisse Verwandtschaft hat, — so daß also auch nach dieser Seite hin von Lessing's späteren Tendenzen hier noch gar nicht die Rede sein kann.

Der ächt- und altfranzösische Charakter in der Kunstform von Lessing's Jugenddramen liegt so sehr auf der flachen Hand, daß er kaum eines Nachweises bedarf. Zuvörderst ist gerade noch das letzte von ihnen, der Freigeist, nach Lessing's eigenem Geständniß in der theatralischen Bibliothek, geradezu nach einem französischen Muster gearbeitet, und wie er für die übrigen nach einer gewissen Seite von einem ganz bestimmten französischen Dichter angeregt worden, werde ich weiterhin noch anzuführen haben. Doch bedürfte es dieser äußern Nachweise nicht einmal. Es ist allgemein zugegeben, daß das französische Drama einen durchaus abstracten, schematistischen Charakter trägt. Dieser zeigt sich hier fast allen seinen Verzweigungen nach. Zuerst in Bezug auf die berüchtigten Einheiten; nicht nur werden dieselben in allen diesen Stücken streng beobachtet, sondern die Einheit des Ortes wird auch in dem „jungen Gelehrten" auf die Gefahr der äußersten Unwahrscheinlichkeit hin — alles was in dem Stücke vorgeht, soll gerade in dem Studierzimmer des Damis vorgehen! — aufrecht erhalten. Ferner zeichnet sich das französische Drama durch einen Mangel an freier Individuation aus; das Lustspiel insbesondere hat etwas entschieden Paradigmatisches, d. h. es wird in ihm eine allgemeine Kategorie personificirt und hier werden nun alle Merkmale, die sich gerade auftreiben lassen, dem so festgestellten Charakter aufgeheftet; es wird der Geizige, der Menschenhasser u. s. w. überhaupt, nicht ein Geiziger oder Menschenhasser geschildert, wonach denn auch die Stücke betitelt werden. In ähnlicher Weise finden wir bei Lessing einen „jungen Gelehrten", eine „alte Jungfer", einen „Freigeist", einen „Misogyn"; auch „die Juden" und „Damon, oder die wahre Freundschaft" gehört dahin. Ferner haben im französischen Drama auch diejenigen Charaktere, welche nicht eben dem Stücke den Namen geben, einen Charakter von Allgemeinheit an sich, der an die Masken des Alterthums und der italienischen Komödie erinnert, und so sind denn namentlich die Väter im jungen Gelehrten und Freigeist kaum etwas anders als Modificationen des „Alten" der alten Komödie, und beinahe in allen diesen Stücken wiederholt sich die Gestalt der Lisette, des jungen schalkischen, intriguanten und mit dem Bedienten in Liebesverständnissen stehenden Kammermädchens. Ferner wird auch dadurch für unser Gefühl in diesen Stücken alle lebendige Individualität todtgeschlagen, daß die Personen großentheils nicht heutige Namen führen, sondern, wie dies im französischen Lustspiel gebräuchlich

iſt, ſolche, die dem Alterthum entlehnt ſind, Damis, Chryſander, Valer, Leander, Theophan. Endlich macht das Verhältniß der Bedienten zu den Herren, welches, wie beim Molière ſich deutlich verfolgen läßt, unmittelbar aus dem der Sclaven in der antiken Tragödie herſtammt und mit ſeiner widerlichen und die Dienenden entehrenden Vertraulichkeit — Goethe ſpricht ſich irgendwo ſehr treffend darüber aus — allenfalls im ſüdlichen Europa auch in neueren Jahrhunderten noch ſtattfinden mochte, auf uns einen ganz fremdartigen Eindruck, und was ſchließlich die Fragmente von Trauerſpielen betrifft, welche ſich aus dieſem Lebensabſchnitt Leſſing's erhalten haben, ſo zeigen ſie in Dialogiſirung und Plan gänzlich den franzöſiſchen Zuſchnitt, wie denn auch der Alexandriner in ihnen nicht fehlt.

Indeſſen ſteht nun einmal dieſes feſt, daß wir uns bei dieſen Werken in dieſen beſtimmten Kreis gebannt zu denken haben, ſo läßt ſich in ihnen den Vorgängern gegenüber, deren dramatiſche Verſuche Leſſingen vorlagen, eine eigenthümliche Leiſtung, ja ein höchſt weſentlicher Fortſchritt nicht verkennen.

Zuerſt iſt die dramatiſche Gattung, in welcher Leſſing in dieſer Zeit vornehmlich gearbeitet und in welcher er hier allein etwas vollendet hat, für ſeinen ganzen Standpunkt charakteriſtiſch.

Gottſched hat ſich im Grunde nur für die Tragödie intereſſirt und die Komödie bei Seite gelaſſen; er hat zwar bekanntlich mehrere Trauerſpiele geſchrieben, aber von Luſtſpielen nur die „Opern" des St. Evremond, ein Stück, das ſeinem Inhalt nach in ſeinen Kram paßte, überſetzt, und auch in ſeinen theoretiſchen Erörterungen tritt das Luſtſpiel ganz in den Hintergrund. Man kann dies auf den perſönlichen Charakter des Mannes und die Sphäre und das Maaß ſeiner geiſtigen Begabung zurückführen wollen, dann freilich war er supereiliöſer Katheder-weisheit voll und ſtolz genug auf den fürſtlichen Purpur des Rectorats, den er einigemale getragen, daß man wohl annehmen könnte, er habe ſich in den „hohen Perſonen" der Tragödie wie in einem Spiegel zu betrachten geglaubt, und dazu war er vollkommen witzlos und unterſchrieb gewiß, was bei der Verbannung des Harlekins gar ſehr in Rechnung zu bringen ſein dürfte, die berüchtigten Verſe des Boileau über den Sack des Scapin aus vollem Herzen. Allein dabei wird man doch wenigſtens eben ſo ſehr in Anſchlag bringen müſſen, daß die Aufgabe, welche ihm, wie gezeigt, vorlag, das Theater auf eine höhere Stufe der Bildung zu erheben und zum Ausdruck der guten Geſellſchaft zu machen, zunächſt darauf hinweiſen mußte, ihm durch Würde des Inhaltes und der Formen das Gepräge einer möglichſt ernſten Angelegenheit zu geben.

Einen ganz andern Standpunct nahm Leſſing ein. Auch in dieſem Gebiete darf man, als dieſer auftrat, das, was Gottſched erſtrebt hatte, der Hauptſache nach als erreicht betrachten. Um ſo ungehinderter konnte er auch hier ſeinen poſitiven productiven Trieb walten laſſen. Ich habe ſchon im zweiten Kapitel des erſten Buches ſeine dramatiſche Begabung auf die urſprüngliche Tendenz ſeines Geiſtes zurückgeführt, was ſich nur irgend dazu ſchicken wollte, als menſchlichen Vorgang, wie er ſelbſt ihn erleben mochte, zu faſſen, ſo wie denn auch eben hieraus der Umſtand erklärt iſt, daß ſein litterariſches Leben mit einer Periode äſthetiſcher Production beginnt. Es gehörte zu Leſſing's Lebensaufgaben, in dieſem Sinne ſowohl das Luſtſpiel als das Trauerſpiel zu erneuern. Aber das Trauerſpiel erfordert eine reiche Lebenserfahrung, eine durch-

gebildete ſittliche Anſchauung und einen tiefen Blick in die menſchlichen Verhältniſſe, der das wahrhaft Bedeutende in ihnen herauszufinden und dieſelben nach ihren großen Hauptzügen und in ihren gewichtigen Conſequenzen aufzufaſſen weiß, dagegen verweilt das Luſtſpiel im Kreiſe des täglichen bürgerlichen Lebens, wie es uns alle umgiebt; und der Stoff, deſſen es ſich mit künſtleriſcher Idealität bemächtigt, ſind die Formen dieſes letztern. Es konnte daher nicht wohl anders ſein, als daß ein junger Mann wie Leſſing, der den Inſtinct des Richtigen in ſich trug, mit dem Luſtſpiele begann.

Nicht als ob nicht auch im Luſtſpiele ſchon zahlreiche Verſuche gemacht worden wären, und zwar auf eine durchaus verjüngende Weiſe.

Wie Gottſched ein neues Trauerſpiel, ſo hatte ſeine Frau ein neues Luſtſpiel hervorzurufen übernommen. Die von dem erſteren herausgegebene deutſche Schaubühne nach dem Muſter der Alten legt den Gang ihrer Thätigkeit in dieſem Fache vollkommen offen dar. Sie zeigt hier Unbefangenheit und Friſche der Auffaſſung genug, um bei ihrem Geſchäfte von ganz andern Geſichtspuncten auszugehen, als die Gottſched bei dem Trauerſpiel vorangeſtellt hatte. Zuerſt zwar überſetzt ſie den Miſanthropen des Molière, was in der deutſchen Litteratur ein ſehr bedeutender Vorgang war, in Proſa. Dies widerſprach allerdings Gottſched's Anſichten nicht, wenigſtens findet ſich, daß nach einem Streit über dieſen Punct in den kritiſchen Beiträgen zwiſchen E. Schlegel (Bd. VI. 466) und Straube (Bd. VII. 287), wo der letztere, der die proſaiſche Komödie vertheidigt, das letzte Wort behält — auch Mylius vertritt in den Halliſchen Bemühungen (Bd. I. S. 195) dieſe Anſicht — alle Gottſchedianer und auch Schlegel ſelbſt nur proſaiſche Luſtſpiele ſchreiben; auch liegt darin Gottſched's gravitätiſcher Anſicht von der Poeſie gegenüber, die freilich ſelbſt von franzöſiſchen Stücken gelegentlich nur die gelten laſſen will, die auf dem Théâtre français, nicht aber die, welche auf dem Théâtre italien aufgeführt worden, eine ſo große Paradoxie nicht, wie man etwa meinen möchte, denn das Princip der formellen Verſtändigkeit mußte auf das der gemeinen Natürlichkeit — und von dieſer ſind Straube's und Mylius' Gründe einzig und allein hergenommen — geradenweges hinführen, und ſo heißt es denn in der Vorrede zu Bd. VI der deutſchen Schaubühne auch ausdrücklich, Gottſched habe lauter proſaiſche Luſtſpiele eingerücket, weil er glaubte, daß dieſelben ſich weit ungezwungener und natürlicher ausnehmen als die poetiſchen. (S. auch krit. Dichtkunſt 4. Aufl. 1751 S. 652). Allein ſehr bald muß Frau Gottſched eingeſehen haben, daß mit der eigentlichen hohen Komödie — welche übrigens unter Molière's großen Stücken der Miſanthrop, auf den ſich Nivelle de la Chauſſée zum Behuf der Vertheidigung der comédie larmoyante berufen kann, ſchon am wenigſten vertritt, — in Deutſchland nichts auszurichten oder daß überhaupt ihre Zeit vorüber ſei; hatte ſie ſich doch im Grunde ganz an dem engliſchen Spectator gebildet, von welchem die Strömungen der neueren Zeit größtentheils ausgingen. Ihre ſpäteren Verſuche lehnen ſich an zwei Erſcheinungen an, die zwar dem formellen Element der franzöſiſchen Litteratur dienſtbar ſind, aber von dem gravitätiſchen Geiſt des siècle de Louis XIV. ganz entſchieden zu größerer Natürlichkeit hin ablenken. In Frankreich ſelbſt hatte Destouches bereits ein neues Luſtſpiel begründet, das nicht ſo ganz auf Schilderung abſtracter Charaktere berechnet war und ſeine Stoffe mehr aus dem Leben heraus greift, wie denn der philosophe marié dieſes Dichters einen Vorfall aus ſeinem eigenen

Leben behandeln soll; im dritten Theil der deutschen Schaubühne findet sich der „poetische Dorfjunker" des Destouches von der Frau Gottsched übersetzt. War doch dieser Dichter sogar schon englischen Einflüssen zugänglich, auf denen die Umwandlung der französischen Litteratur im 18. Jahrhundert bekanntlich größtentheils beruht; der berührte Vorfall soll sich gerade bei einem Aufenthalt desselben in England zugetragen haben, hier hatte er auch Addison persönlich kennen gelernt, dessen „drummer" er nachgeahmt hat, und es war wirklich beinahe ein genialer Gedanke von der Gottsched, wenn sie ihre Thätigkeit im Fache des Lustspiels an die des Gemahls, welche sich auf das Trauerspiel bezog, damit anknüpfte, daß sie im zweiten Theil der Schaubühne ein Lustspiel, das Gespenst mit der Trommel, nach den Herren Addison und Destouches gab, wie er im ersten ein Trauerspiel, Cato, nach den Herren Addison und Deschamps gegeben hatte. Und wie denn wiederum die dramatischen Werke Addison's als Pflanzen, die aus französischem Samen auf dem Boden eines germanischen Volkes aufgegangen waren, sich am ersten in Deutschland zu acclimatisiren versprachen, so galt ein Gleiches von einem andern Dichter, welcher dem rohen Norden etwas von der feinen Bildung, welche doch zuletzt auf die Franzosen zurückzuführen war, mitzutheilen suchte. Gottsched hatte an dem Dänen Holberg, mochten auch seine Stücke bei weitem volksthümlicher sein, als ihm gerade ohne Weiteres recht gewesen wäre, wenigstens einen Bundesgenossen gegen die Haupt- und Staatsactionen gefunden: Rechtfertigung genug für die Frau Gottsched, bei ihrer Reform des Lustspiels auch auf ihn zurückzugehen. Detharding, Professor in Altona, welcher Gottsched's Zuhörer gewesen war, liefert in dem ersten, zweiten und dritten Bande der deutschen Schaubühne Uebersetzungen vom politischen Kannegießer, vom Jean de France und vom Bramarbas, und von den drei Originallustspielen der Frau Gottsched, die ungleiche Heirath (Bd. IV), die Hausfranzösin (Bd. V) und das Testament (Bd. VI) ist nicht nur das mittlere ganz offenbar durch den Jean de France hervorgerufen, sondern so wie sie hier das Analoge zu der von Holberg geschilderten Franzosenthümelei in ihrer unmittelbaren Leipziger Umgebung, wo die französischen Bonnen noch heute nicht ausgestorben sind, wiederzufinden suchte, so ist auch in dem andern Stücke ein Streben unverkennbar, allerlei aus dem Leben aufgegriffene Züge eben so naturwahr und drastisch zum Ausdruck zu bringen, wie dies, freilich auf unbefangenere Weise, bei Holberg geschieht.

Die Uebrigen, welche um jene Zeit bis auf Lessing im Fache des Lustspiels in Deutschland thätig gewesen sind, können als Schüler und Nachfolger der Frau Gottsched gelten. Es sind etwa Quistorp, Elias Schlegel wegen des geschäftigen Müssiggängers, Gellert, Fuchs, Mylius und Krüger. Unter diesen war Quistorp während eines Aufenthaltes in Leipzig selbst zu seinem ersten Stücke, dem Bock im Processe, angeregt worden, Elias Schlegel, dessen Müssiggänger dazu dem Grundgedanken nach dem Holberg entlehnt ist, Gellert, Fuchs und Mylius gehörten bekanntlich ursprünglich ganz zum Gottsched'schen Kreise, und auch von Krüger erzählt Löwen in der 1763 erschienenen Ausgabe seiner Schriften, er habe in Leipzig mit Gellert, Rabener, Cramer, Schlegel und Giesecke, in Braunschweig mit Gärtner, Ebert und Zachariä Umgang gepflogen. Aber stände auch nicht die äußere Verbindung mit der Frau Gottsched fest, die innere Verwandtschaft der Stücke aller dieser Dichter würde schon sattsam auf sie zurückweisen.

Eine geistlose Lustspieldichtung wird immer in Gefahr schweben zur dialogisirten Satire herabzusinken, wobei an die Stelle einer heitern Vergeistigung des Lebens auf der einen Seite eine moralische Tendenz, auf der andern eine Aufgreifung der gemeinsten Elemente der schlechtesten Wirklichkeit treten wird. Dies ist vielleicht niemals so vollständig der Fall gewesen, wie in dieser Zeit. Es ist bei der Frau Gottsched von komischer Kraft nicht im Entferntesten die Rede; statt des Komischen wird uns die widerwärtigste Schlechtigkeit vorgeführt, wie z. B. im Testament eine Schwester mit Vergnügen zu bemerken scheint, daß ihr Bruder schwindsüchtig ist, und dies steigert sich, wie dies Lessing in der Dramaturgie bei Gelegenheit der Hausfranzösin bemerkt, zu einem sittlichen Schmutz, von dem man nicht begreife, wie eine Frau sich mit ihm besudeln möge; in dem zuletzt genannten Stücke beklagt sich ein Knabe, welcher mit der französischen Gouvernante zusammengebettet ist, er könne gar nicht schlafen, so unaufhörlich liebkose und küsse sie ihn die ganze Nacht! Dazu nun der langweiligste, seelenloseste Dialog, der sich erstinnen läßt. Das Gleiche gilt, und in erhöhtem Grade, von den genannten Männern. Gellert, bei welchem das larmoyante Element — von dem übrigens in einem spätern Abschnitt noch die Rede sein wird — wenig sagen will und im Grunde nur die abschreckende Gewöhnlichkeit des Ganzen noch ekelerregender macht, faßt das Lustspiel auch theoretisch geradezu als Satire: er sagt im 26. seiner Briefe: „Ein geiziger Orgon, eine eitle und verleumderische Clelia, ein unerträglicher und großsprecherischer Damon auf dem Theater sind nichts als der Geiz, die Verleumdung, die Großsprecherei selbst. Diese Leidenschaften verspottet der Komödienschreiber; diese läßt er in einzelnen Personen handeln und herrschen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches diese Laster bei sich führen. Er spottet nicht, um zu spotten, sondern um zu lehren;" und wie er nach der Vorrede seiner Lustspiele 1747 mit ihnen lieber tugendhafte Thränen als fröhliches Gelächter hervorrufen will, ist bekannt. Demgemäß ist denn auch z. B. in den zärtlichen Schwestern die reine Gemeinheit des Siegmund, welcher seiner Braut untreu wird, da er hört, daß sie die ärmere sei und die Bestrafung desselben das Hauptinteresse, und in dem Loos in der Lotterie kommen einige von jenen zierlichen Lüsternheiten vor, an deren Stelle ein gesunder Sinn nur lieber gleich eine derbe Zote wünschte, über die man doch wenigstens lachen kann. An dem Lustspiele Schlegel's — der übrigens in anderer Beziehung viel höher als alle diese Leute, ja höher als der damalige Lessing stand, was seiner Zeit zu erwähnen sein wird — tadelt schon die Dramaturgie das unsäglich platte Geschwätz, wie es nur immer in dem Hause eines meißnischen Pelzhändlers geführt werden könne und daß das nicht zu hart geurtheilt heißt, beweist der Umstand, daß sogar Gottsched in einem spätern Bande der Schaubühne den Müssiggänger deswegen zu rechtfertigen sucht, daß in ihm viel meißnische Redewendungen vorkämen, die man nur etwa in einem Umkreise von zehn Meilen verstehe. Quistorp's Stücke waren selbst den Gottschedianern Straube und Schlegel zu elend, und von Fuchs, Krüger und Mylius sagt die Chronologie des deutschen Theaters, sie hätten das Lustspiel gar zur persönlichen Satyre mißbraucht. Die letzten beiden zeigen die höchste Entartung dieser Richtung. Krüger's Geistliche auf dem Lande enthalten eine bloße Entlarvung von Verbrechern. Zwei Geistliche, von denen der eine seine Köchin geschwängert, der andere seiner alten Haushälterin die Ehe versprochen, werden durch den Liebhaber eines Mäd-

chens, das den letzteren heirathen soll, ihrer Schlechtigkeit überführt; die Verwickelung besteht lediglich darin, daß die Mutter des Mädchens, welche den geistlichen Stand unbedingt verehrt, von dem wahren Charakter des Bewerbers überzeugt werden muß; dieser Zweck wird durch einen Zwischenfall erreicht, indem der Schwängerer sein Mädchen einem Knechte aufschwatzen will, der die Sache vor einen Bruder der bigotten Wittwe bringt, auch hat eben derselbe Pfarrer eine Scene mit dem Fräulein, welche dem Tartuffe entlehnt ist. Krüger hatte wegen dieses Stückes — das man auch dem Religionsspötter Edelmann beigelegt hat — Anfechtungen zu bestehen, da schrieb er Zusätze zu den Geistlichen auf dem Lande, in einigen Scenen, welche die Tendenz haben, auszusprechen, nicht alle Geistlichen seien so schlimm; hier sind ein Paar Juristen die Schurken und ein Geistlicher der Vertreter des Rechtes. Die Juristen werden auch in den „Candidaten" — nicht der Theologie, sondern um eine Rathsherrenstelle — durchgezogen, einer Schilderung ganz in Rabener's Weise, die übrigens erst 1763 gedruckt worden ist. Damit nun aber keine der drei obern Facultäten sich beklagen könnte, sie sei vergessen worden — an abgeschmackten Schulmeistern und Philosophen ist in den Lustspielen der Zeit, namentlich Gellert's, vollends kein Mangel — schrieb Mylius, auf Aufforderung eines Buchhändlers, seine „Aerzte." Das Stück ist genau nach dem Plan von Krüger's „Geistlichen" angelegt, nur sind die Zusätze gleich mit hineingearbeitet, denn auch der Entlarvende ist ein Arzt — auch war ja Mylius selbst Medicíner. Mylius ist für Lessing's Geistesentwickelung so wichtig, daß ich mir einen Auszug des seltenen Stückes erlaube. Eine Frau Vielgutin, die Gattin eines reichen Kaufmannes, der schon vor mehreren Jahren nach Indien gegangen ist, und den man todt glaubt, läßt sich, weil sie beständig krank zu sein glaubt, von zwei Quacksalbern so sehr beherrschen, daß sie gelobt, ihre Tochter solle an Niemand als an einen von ihnen beiden verheirathet werden; die Wahl soll auf denjenigen fallen, welcher die Köchin Dorchen von ihrem langwierigen Unwohlsein heilt. Die Tochter steht mit einem Studenten der Medicin in einem Liebesverständniß, der sich aber seiner Geliebten gegenüber für einen Juristen ausgiebt, weil diese wegen der Nachstellungen der beiden Doctoren von Medicinern ein für allemal nichts wissen will. Da er von der Vorliebe der Mutter hört, beschließt er, sich ihr als Medicíner vorzustellen und Louischen wird instruirt, ihn, der doch Jurist sei, für einen solchen auszugeben. Indessen ehe er Gelegenheit findet, in diesem Sinne eine Intrigue anzuspinnen, entlarven die Betrüger sich selbst. Zwar daß der Frau Vielgutin ein schändlicher Contract in die Hände kommt, den sie untereinander aufgesetzt, bringt sie nicht von ihrer thörichten Vorliebe zurück; die bloße Leugnung von Seiten der Schurken genügt, allen Verdacht bei ihr zu entfernen. Aber es wird auf einmal Dorchen, das schon vorher „mit dickem Bauche" auf der Bühne erschienen war, und bei welcher der eine der Aerzte auf Wassersucht loseurirte, von einem Knaben entbunden, als dessen Vater sie den andern namhaft macht. Doch ist die Sache auch damit noch nicht zu Ende. Die Frau Vielgut ist zwar jetzt geneigt dem Damon die Hand Louischen's zu geben, aber da sie von dieser hört, er sei nicht, wie er vorgegeben, Medicíner, nimmt sie ihr Wort zurück. Soeben läßt sie sich erweichen, und die Verlobten küssen einander, da kommt der todtgeglaubte Herr Vielgut dazu, der seinerseits schon vor einer Reihe von Jahren Louischen's Hand an den Sohn eines Freundes, der wirklich jetzt Medicin studirt, vergeben hat. Es

findet sich, daß dieser mit Damon identisch ist, und die Verlobung wird, nachdem Louischen ein wenig gemault, daß sie es sei, die ihr Verlobter betrogen habe, noch einmal begangen. Einen Begriff von dem Tone, der in dem Stücke herrscht, mag folgende Scene geben:

Louischen giebt ihrem Geliebten ein Papier. Dieser liest:

Contract zwischen dem Hochedelgebornen, Hochgelehrten und Hocherfahrnen Herrn, Herrn Dr. Pillifex einen, und dem Hochedelgebornen, Hochgelehrten und Hocherfahrnen Herrn, Herrn Dr. Receept andern Theils, die gemeinschaftliche Heirath Jungfer Louischens betreffend.

D. Himmel, was ist das?

L. Lesen Sie nur fort. Es kommt noch recht lustig.

Damon lieset:

Wir beiderseits Endesgenannte redliche und gewissenhafte Contrahenten geloben hiermit an und versprechen einander:

I. Daß wir, zur Befestigung unserer aufrichtigen Freundschaft, zur Wohlfahrt des gemeinen Wesens und zur Beförderung unseres beiderseitigen Glücks ein gemeinschaftliches Eheverbündniß mit Jungfer Louischen stiften, schließen und eingehen wollen, und zwar also und dergestalt;

II. Daß zwar derjenige, welcher die Wette gewinnt, den ausgesetzten Preis, Jungfer Louischen, davon trägt und sie formaliter und externe zur Ehe bekommt. Welchergestalt aber eigentlich der Herr Dr. Pillifex nach Gelde, und der Herr Dr. Receept eigentlich nach Schönheit freiet: als wollen sich Contrahenten hiermit dahin verglichen haben;

III. Daß, wenn der Herr Dr. Receept Louischen zur Ehe bekommen sollte, könnte oder möchte, er dem Herrn Dr. Pillifex drei Viertheil von dem Heirathsgute, nebst dem Usufructu von dem übrigen, auf Zeitlebens abtreten, auch ihm, dem Herrn Dr. Pillifex, die Hälfte von Allem, was er künftig von der Frau Vielgutin pro labore et stupro (er lacht) bekommen wird, abzutreten gehalten sein soll; dagegen, wenn der Herr Dr. Pillifex Louischen zur Ehe bekommen sollte, soll er gehalten sein, dem Herrn Dr. Receept den Usum fructum ihres Leibes so oft als es ihm, dem Herrn Dr. Receept, gefällig sein wird, zu verstatten, und, nach Befinden und auf ergangene Requisition, ihn sowohl bei seiner Frau zu Hause allein zu lassen, oder sie auch zu ihm ins Haus zu schicken.

Urkundlich haben wir — u. s. w.

Dergleichen komisch sein sollende Contracte waren in dieser Zeit sehr beliebt; sucht doch Gottsched selbst in seiner Redekunst der Curialstyl zu parodiren.

Das waren Lessing's Vorgänger in der Lustspieldichtung! Und es läßt sich nicht in Abrede stellen — ganz ohne Einfluß auf ihn sind sie nicht geblieben. Die beiden von Lessing schon 1754 verworfenen Stücke, Damon und die alte Jungfer, stehen in Vielem auf ihrem Standpuncte. In dem ersteren Stück ist es auch eine bloße Entlarvung einer puren Schlechtigkeit, warum es sich handelt, und diese Schlechtigkeit ist noch dazu fast dieselbe, wie in Gellert's zärtlichen Schwestern, und wird auch auf ähnliche Weise zuletzt durch den Edelmuth der Betroffenen der verdienten Strafe entzogen, und in der alten

Jungfer iſt nicht nur der Ehecontrakt der „ungleichen Heirath" entlehnt, ſondern der Gedanke, eine vier und funfzigjährige Mamſell als heirathsluſtig im Sinne der Nymphomanie darzuſtellen, iſt auch ganz im Style der Schwängerungsgeſchichten des Krüger und Mylius und der ſcheußlichen Hausfranzöſin der Frau Gottſched. Auch ſoll wirklich die alte Jungfer wegen einiger freien Reden, die darin vorkommen, confiſcirt worden ſein. (Jördens IV. 323 — vielleicht aus Schmid's Anthologie). In denſelben Kreis gehören auch von den Fragmenten, die man im Anhange zu dieſem Bande findet: „der Dorfjunker" und „der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck" — vereinzelte Thorheiten ſollten hier dem Volke auf eine illiberale, philiſtröſe Weiſe gewiſſermaßen aufgemutzt werden. Und dieſer Einzelheiten bedarf es hier nicht einmal. Leſſing's Luſtſpiel iſt ganz und gar ein proſaiſches; es findet ſich bei ihm auch nicht der leiſeſte Anſatz zu einem verſifficirten, es wäre ganz undenkbar, daß ſein Luſtſpiel verſificirt ſein ſollte — damit hat er ſich, ohne ſich deſſen ſelbſt bewußt zu ſein, ſo entſchieden auf den Standpunct der Frau Gottſched geſtellt, als könnte von einem andern gar nicht einmal die Rede ſein.

Nichts deſto weniger hat Leſſing mit demjenigen, was er in dieſem Fache ſchon damals leiſtete, nicht bloß einen Fortſchritt in dieſer oder jener Beziehung begründet — von der dramatiſchen Dichtung ſeines Freundes Mylius ſagt er nicht gar lange nachher, er habe zwar deſſen außerordentliche Schnelligkeit im Produciren bewundert, wenn aber das Werk fertig dagelegen, ſei er immer ſogleich wieder der neidloſe Freund geweſen — ſondern der ganzen Angelegenheit eine neue und zwar die erſte fruchtbringende Wendung gegeben.

Wenigſtens ſpricht er ſelbſt dieſes Bewußtſein auf das Deutlichſte aus. Er giebt zu verſtehen, Deutſchland habe bis jetzt im Grunde noch kein wahres Luſtſpiel gehabt, und er halte es für ſeinen Beruf, dieſe Lücke zu ergänzen. „Man nenne mir doch," ſagt er in der Vorrede zum dritten und vierten Theile der Schriften 1754, „diejenigen Geiſter, auf welche die komiſche Muſe Deutſchlands ſtolz ſein könnte?" Und ſchon ein halbes Jahrzehend früher (1749) da ſeine dramatiſchen Werke gerade im beſten Zuge waren, ſchreibt er an den Vater: „Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutſchen Molière beilegen könnte, ſo könnte ich gewiß eines ewigen Namens verſichert ſein. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo habe ich zwar ſehr große Luſt ihn zu verdienen, aber ſein Umfang und meine Ohnmacht ſind zwei Stücke, die auch die größte Luſt erſticken können. Seneca giebt den Rath — omnem operam impende, ut te aliqua dote notabilem facias. Aber es iſt ſchwer ſich in einer Wiſſenſchaft notabel zu machen, worinnen ſchon allzu Viele excellirt haben. Habe ich denn alſo ſehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugendarbeiten etwas gewählt habe, worinnen noch ſehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte verſucht haben? Und wäre es nicht thöricht, eher aufzuhören, als bis man Meiſterſtücke von mir geleſen habe?"

Und dieſe Zuverſicht Leſſing's, leiſten zu können, was noch keiner geleiſtet hatte, war ſehr wohl begründet.

Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, ſo werdet ihr nicht in's Himmelreich kommen. Dieſer Spruch ſpricht, wie das Geheimniß des Lebens, ſo auch das Weſen aller Kunſtübung aus. Wo dieſe eine wahre iſt, beruht ſie gänzlich auf einem angebornen und unbefangnen Heimiſchſein in dem Gebiete, in welchem das Individuum ſchöpferiſch aufzutreten berufen iſt. Die ſinnlichen

Mittel seiner Kunst bilden für den Künstler die Organe seiner Weltauffassung, weßhalb er oftmals, je größer er ist, um so ungelenkiger sich der Formen des gemeinen Denkens bedient, und wenn der anspruchsvolle Verstand häufig irre daran wird, wie die Künstler von den kleinen Vortheilen der Technik, von einzelnen Gruppirungen, Licht, Ton und Farbeneffecten zu reden nicht müde werden, und darüber zu vergessen scheinen, was er den geistigen Gehalt nennt, so sind sie in ihrem vollen Rechte, denn eben jene Mittel sind für sie als Künstler, weil sie eben Mittel der Kunst sind, der Zweck selbst, der einem höhern Zweck nur dadurch dienstbar werden kann, daß er selbst in tieferer Weise gefaßt wird. Mit Einem Worte, das Handwerk ist der Boden der Kunst, und das Talent die Voraussetzung des Genies, und wer dem Kleinen nicht gerecht zu sein vermag, verdient nicht über Großes gesetzt zu werden.

Davon hatte man bis dahin bei der Erneuerung des deutschen Drama's gar keine Ahnung gehabt; die Sache war ganz ohne den specifischen Sinn für dieselbe, welcher aus dem Talent hervorgeht oder vielmehr mit demselben identisch ist, auf die altklugste Weise von oben herab betrieben worden. Zunächst war es bei der dramatischen Dichtung gar nicht einmal auf das Drama als solches abgesehen gewesen. Ich brauche, um dies zu beweisen, nur das schon obengesagte zusammenzufassen. Gottscheden lag es im Grunde nur daran, sein formelles Princip eben überall, und deßhalb denn auch unter anderm im Drama durchzuführen, und wenn er dieses besonders in's Auge faßte, so war es, wie er selbst irgendwo andeutet, weil er seinem Princip auf diese Weise die größte Popularität versprechen konnte; die Vorstellungen der herumziehenden Schauspielergesellschaften galten ihm für ebenso viele bald an diesem, bald an jenem Ende von Deutschland angestellte Vorlesungen von oratorischen Musterstücken, und was die satirische Tendenz der Frau Gottsched und ihrer Schüler anbetrifft, so war für sie das Drama nur eine Form moralischer Unterweisung. Aber auch insofern es nun etwa wirklich ihm darauf ankam, daß Deutschland ein Trauerspiel, und ihr, daß es ein Lustspiel bekomme, so ging dies nicht aus dem unwiderstehlichen Bewußtsein eines innern Berufes hervor dergleichen zu schaffen, nicht aus frischer und unbefangener Productionslust, sondern aus der Reflexion, daß es nun doch einmal zum vollständigen Hausstand einer Litteratur gehöre, daß sie ein Drama habe, und daß also ein solches Geräth, müßte man es auch auf dem französischen, englischen oder dänischen Trödelmarkte ankaufen — man könnte es ja ein wenig neu auflackiren lassen — bald möglichst zu beschaffen sei.

Ganz anders war es damit bei Lessing bestellt. Schon als er noch ein halber Knabe war, und in dem engen Bezirke einer Klosterschule von dem Stande der Litteratur und was etwa aus diesen oder jenen Gründen für sie zu wünschen sein mochte, keine Uebersicht besitzen konnte, war ihm, wie der Knabe, der zum Maler bestimmt ist, am liebsten mit Pinsel und Palette spielt, Plautus und Terenz, wie wir oben gesehen, „seine Welt" gewesen. Und später war, wie er in der Vorrede zum 3. und 4. Bande sagt, „seine Lust zum Theater so groß, daß sich alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte" — ein Wort das an die bekannte Stelle des Ovid, in welcher dieser erzählt, wie ihm alles unwillkürlich zum Verse geworden sei, zwar vielleicht nicht nur erinnern muß, sondern auch erinnern soll, aber wenn man in Betracht zieht, was Lessing wirklich geleistet hat, auch wohl erinnern darf.

Und zwar spricht selbst jener frühgeweckte Sinn für dramatische Litteratur,

den Leſſing nach Leipzig mitbrachte, es noch nicht ganz aus, wie vollſtändig er der Forderung des Ausgehens von der Unmittelbarkeit der Kunſtübung Genüge leiſtete; das Element, welches hier die letzte Grundlage bildet, fand erſt in Leipzig bei ihm Eingang.

Auch die dramatiſche Poeſie hat eine ſinnliche Grundlage, von welcher ſie ausgeht, und auf welche ihre Formen zurückzuführen ſind: es iſt dies die Bühnenaufführung. Es iſt in neuerer Zeit die Frage discutirt worden, ob ein Drama aufführbar ſein müſſe oder nicht. Daß man dieſelbe auch nur hat aufwerfen können, beweiſt, daß man den richtigen Geſichtspunct für die Auffaſſung des Dramas ganz eingebüßt hatte. Es kann nicht davon die Rede ſein, daß ein dramatiſches Werk müſſe aufgeführt werden können oder nicht aufgeführt werden zu können brauche, als wäre die Aufführung etwas, was äußerlich hinzukäme und andern Geſetzen folgte, die mit denen des Drama's ſelbſt etwa nur zufällig zuſammen träfen, ſondern ein ſolches Werk iſt eben gar nichts anderes als der bei einer Aufführung gebrauchte Text, der, da er nun einmal in Worten beſteht, freilich hinterher für ſich abgeſchrieben und gedruckt werden, auch etwa einmal zufällig vermöge dieſer oder jener Hinderniſſe gar nicht zur Aufführung gekommen ſein kann, unabhängig von derſelben aber gar keinen Sinn und keine Bedeutung hat, wie wir denn, wenn wir ein Drama leſen, es gar nicht unmittelbar als eine Darſtellung der in ihm behandelten Begebenheit betrachten, ſondern es auf das Theater beziehen, uns die Aufführung deſſelben vorſtellen müſſen, wie könnten wir ſonſt die Eintheilung in Akte und die Geſprächsform ertragen, die nur aus den Kunſtbedingungen der theatraliſchen Aufführung hervorgehen? Die Geſchichte des Drama's beſtätigt dieſe Auffaſſung; im Griechiſchen Drama wurden von den Dichtern nicht blos die Textesworte, ſondern auch Muſik, Tanz und ſceniſche Ausſchmückung angeordnet, zum Zeichen, daß Alles Ein Kunſtwerk bilde und nur das aufgeführte Drama das ganze Drama ſei, was freilich ſchon Ariſtoteles nicht mehr begreift; ja wenn man auf die Entſtehung des Drama's bei allen Völkern zurückgeht, darf man behaupten, daß ſo wie Licht und Farbe vor dem Kunſtwerk der Malerei, und der Ton vor dem muſikaliſchen Kunſtwerk, auch die Bühne vor dem Werke der dramatiſchen Dichtung da geweſen ſei. Daher hat, auf der Bühne heimiſch zu ſein, immer als die Grundbedingung für eine gelungene Ausübung der dramatiſchen Dichtkunſt gegolten, und die größten dramatiſchen Dichter aller Zeiten, Sophokles, Shakspeare, Molière und bei uns Goethe und Schiller ſind entweder ſelbſt Schauſpieler geweſen, oder haben doch mit dem Theater in unmittelbarer Verbindung geſtanden.

Dieſen Männern reiht ſich auch Leſſing an. Dem Gottſched'ſchen Paare war es nicht eingefallen die Bühne als ihre Schule zu betrachten; ſie glaubten ſchon ein Uebriges gethan zu haben, wenn ſie ſich mit den Schauſpielern nur inſoweit einließen, ihnen, was ſie thun ſollten, von oben herab zu dictiren. Ebenſo Gellert, der gottesfürchtige Mann; wie hätte er ſich mit dieſer Lebensſphäre bemengen ſollen, er, der ſich mit dem ganzen Leben gern nicht weiter bemengt hätte, als daß er Vorleſungen über Moral hielt; wie er namentlich die theatraliſche Aufführung anſah, zeigt eine Stelle in ſeinem 26. Briefe, wo es wörtlich heißt: „Seine Aufführung iſt darum zweckmäßig, weil ſie dieſen moraliſchen Zweck befördert. Es wird auf der Schaubühne Alles begreiflicher und ſinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das

Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden, glauben Sie wohl, daß sie etwas anhören würden, was sie nicht wissen wollen?" Nicht viel besser war es mit den Uebrigen dieser Schule bestellt, wenigstens Mylius schrieb seine Aerzte gleich für den Druck auf Buchhändlerbestellung, und wenn Krüger gleich selbst Schauspieler war, so lassen doch seine Werke, zu deren Abfassung ihn übrigens die Armuth drängte, von einem Einfluß seiner Kunst auf seine Schriftstellerei nichts bemerken. Lessing dagegen hat vom Theater gelernt; er fing nicht nur, wie schon oben angeführt ist, ein Trauerspiel in Hinblick auf Koch's Leistungen in diesem Fache an, sondern er sagt auch in der oft angeführten Vorrede, da er von den jungen Gelehrten spricht, den er, als er nach Leipzig gekommen, ernstlicher auszuarbeiten sich die Mühe gegeben: „Diese Mühe ward mir durch das dasige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, ungemein versüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich sagen, weil ich von demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muß, und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann." Ebenso führt er III. 21 beifällig an, wie ein französischer Uebersetzer des Plautus bekenne, bei seiner Arbeit außerordentlich dadurch gefördert zu sein, daß er die Stücke in Gedanken von den besten französischen Schauspielern habe aufführen lassen, und setzt hinzu, dieses Vortheils könne man sich mit eben so vielem Nutzen auch bei der Verfertigung eigener Stücke bedienen, ja er nennt die besten Mitglieder der Neuberschen Truppe, mit denen man die Stellen jener Franzosen am besten besetzen könne. Und wie in seinem ganzen Leben bei ihm das Interesse an der dramatischen Poesie mit der an der Schauspielkunst Hand in Hand gegangen, wird sich im Verfolge vielfältig zeigen.

Nach diesen Erörterungen wird man es wenigstens nicht mehr für eine allzu große Paradoxie halten können, wenn ich in Lessing's dramatischen Jugendwerken, innerhalb der oben bezeichneten Schranken einer veralteten Kunstweise und mit Einräumung gewisser Schwächen der Jugendlichkeit, ein wahres und frisches Kunstleben anerkennen muß.

Wenn die formelle Einschulung, um deren willen eine aufblühende Kunst sich an eine bereits vorhandene anlehnen muß, einmal gewonnen ist, so ist die letztere für jene ein Unglück. Es ist oft gesagt worden, daß in der Litteratur das Gute der Feind des Besseren ist; in der Kunst läßt das Beste das Gute nicht aufkommen, denn was einmal für musterhaft gilt, übt einen dämonischen Zauber aus, der alle Productionskraft in seinen Kreis bannt und sie dazu zwingt, im ohnmächtigen Ringen, das zu erreichen oder zu übertreffen, was in seiner Art wohl das höchste sein muß, da ja der Begriff solcher Art eben nur von ihm selbst hergenommen ist, in sich selber zu verzehren. Wir haben ein Beispiel dieses Verhältnisses in der modernen Sculptur, welche nicht über den Gesichtspunct hinaus kommt, was sie auch immer leisten möge, die antike Sculptur sei doch einmal das ewige Vorbild, und daher in ihren verschiedenen Gestaltungen immer nur etwa eine andere Auslegung des Princips der antiken Sculptur giebt. In einem ähnlichen Falle mußte ein künstlerisches Auge die dramatische Dichtkunst der Deutschen zu der Zeit, als sie von Gottsched's Gesichtspuncten beherrscht wurde, erblicken. Lessing selbst hat dies gethan. „Was herrscht," sagt er im Verfolge der oben angeführten Stelle aus der Vorrede von 1754 „auf unsern gereinigten Theatern? ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unsri-

gen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsre Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld sein? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal besonders den Franzosen abborgte, unsere ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, alles erschöpft, und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas gutes, sondern etwas besseres zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus." Und Lessing unterließ es, den Sprung wagen zu wollen, er entschloß sich, zuerst ein „ursprünglicher Dichter" zu sein, er griff mit fester Hand in das volle und frische Leben hinein; man möge, heißt es in Bezug auf den „jungen Gelehrten" ihn mit ausländischen oder deutschen Stücken vergleichen, aber das wolle er sich ausgebeten haben, daß man ihn immer nur mit solchen Stücken vergleiche, an denen die Verfasser ihre (eigenen) Kräfte versucht hätten, die, so glaube ich dies umschreiben zu dürfen, aus einer ursprünglichen künstlerischen Conception hervorgegangen seien.

Erst später hat Lessing dieses Princip in seiner vollen Consequenz durchzuführen gewußt, aber wenn er schon jetzt wesentliche Fortschritte über seine Vorgänger hinaus thut, so ist dies der glücklichern Unmittelbarkeit, mit welcher ihm zu Werke zu gehen vergönnt war, zuzuschreiben.

Nicht, als ob Lessing sich nun ganz naturwüchsig bloß auf seine eigene Füße stellen und die Kenntniß und Benutzung der Vortheile seiner Gegner hätte verschmähen wollen. Ganz im Gegentheil. Es hatte Niemand vor ihm in Deutschland den dramatischen Dichtern ein so ernstes Studium gewidmet, aber es hatte auch noch Niemand dazu, vermöge eines angeborenen Berufes zur Kunst selbst so viel Geschick gehabt, und da er bei demselben von einer lebendigen und productiven Kunstanschauung ausging, so wußte er aus seinen Vorgängern auch ganz andere Dinge zu lernen, als die Uebrigen, und die Beschäftigung mit ihnen stumpfte ihn nicht ab für die lebendige Auffassung des Lebens, sondern weckte vielmehr in ihm neue Organe für dieselbe.

Schwierig freilich ists, nachzuweisen, was er nun dem Einen und dem Andern verdankt, wie er dies in sich verschmolzen und wie hieraus seine eigene Kunstweise erwachsen, denn abgesehen davon, daß alles Werden ein Geheimniß ist, auf welches wir nur im Gewordenen einige Hindeutungen besitzen, fehlt es auch bei diesem Gegenstande gar sehr an festen Haltpuncten. Es giebt noch keine Kunstgeschichte der Poesie überhaupt und der dramatischen insbesondere, in welche man eine bestimmte Erscheinung einreihen könnte, wie dies doch bei der bildenden Kunst im Allgemeinen gar wohl möglich ist, und daher sind noch nicht einmal die Kategorien festgestellt, die man hier anzuwenden hätte. Doch gehen wir auch hier einmal in's Wasser, ohne vorher schwimmen gelernt zu haben; vielleicht retten wir nicht bloß unser Leben, sondern eignen uns auch vom Schwimmen selbst bei dieser Gelegenheit für künftige Fälle einige Handgriffe an.

Die ersten, von denen ein wesentlicher Einfluß auf Lessing's Lustspieldichtungen erwartet werden kann, sind die römischen Komödiendichter, welche bei der Erneuerung des deutschen Lustspiels noch nicht berücksichtigt waren, von denen aber Lessing's Interesse für das Drama zuerst erweckt worden war, wie ich denn auf die Bedeutung, welche die Bekanntschaft mit ihnen für seine ganze Bildungsgeschichte gehabt hat, schon oben hingewiesen habe.

Allerdings hat dieſen Leſſing ein überaus ſorgfältiges und anhaltendes Studium gewidmet. Es beweiſt dies außer den Unterſuchungen, welche er in verſchiedenen Perioden ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn über ſie angeſtellt, beſonders folgender merkwürdige Umſtand. Leſſing ſpricht in einem Briefe an Nicolai vom 2. April 1757 von einer Stelle des griechiſchen Komödiendichters Timokles, ſie iſt aus deſſelben Dionyſiazuſai und ſteht Meinekii fragm. com. III. 593., „aus welcher ich," ſagt er, „die letzten Verſe nach der lateiniſchen Ueberſetzung herſetzen will," denn Nicolai verſtand nicht Griechiſch — er nahm erſt um jene Zeit beim Rector Damm darin Unterricht. Und dieſe Ueberſetzung iſt nicht nur weder die des Daleampius, welche ſich in deſſen Ueberſetzung des Athenäus VI. p. 223. b. wo das Fragment ebenſowohl vorkommt, wie im Stobäus, findet, noch die des Hugo Grotius in ſeinen Stobäus ed. Gaisford tom. IV. p. 301. und rührt aller Wahrſcheinlichkeit alſo von Leſſing her, ſondern übertrifft auch ſelbſt die letztere, an Eleganz bei Weitem — was, wie die Kenner wiſſen, nicht wenig ſagen will.*)

Und zwar ſcheint hier Plautus beſonders in Betracht zu kommen, Denn während ſich für Terenz, der ja auch nach dem alten Worte erſt für reifere Männer ganz verſtändlich iſt, in denen eigene Lebenserfahrung den Sinn für feine pſychologiſche Motivirung geweckt hat, in Leſſing's Jugendwerken keine beſtimmten Anknüpfungen darbieten, ja derſelbe bis auf die Dramaturgie in Leſſing's Druckwerken kaum erwähnt werden dürfte, findet ſich über Plautus nicht nur eine kritiſche Arbeit aus der Zeit als Leſſing die dramatiſchen Werke größtentheils noch nicht aus der Hand gegeben hatte, vor, welche im nächſten Buche beſprochen werden wird, ſondern auch ſeine dramatiſche Dichtung ſelbſt lehnt ſich im Einzelnen an ihn an. Leſſing hat die Captivi überſetzt, den Trinummus und den Pseudolus bearbeitet, endlich iſt dem Fragment „Weiber ſind Weiber" ein Motto aus der Aulularia vorangeſtellt, das Motiv des Stichus liegt ihm zu Grunde, und der Name Labrax iſt aus dem Rudens genommen.

Gleichwohl verhält es ſich damit in mehr als Einer Beziehung etwas anders.

Vor allen Dingen wird wohl Niemand die Sache ſo anſehen, als wenn Leſſing, weil er auf der Schule die Komiker mit ſinniger Vorliebe geleſen

---

*) Ich ſtelle die beiden Ueberſetzungen neben einander:

Grotius.	Leſſing.
Primum tragoedos si placet considera	Primum tragoedi quanta commoda adferant
Quam pulcra dent documenta. Nam qui pauper est	Perpende sodes: si quis est pauperculus,
Ubi pauperiorem se cognovit Telephum	Majore pressum si videbit Telephum,
Ibi paupertatem fert suam patientius.	Mendicitate levius suam feret
Lymphatur aliquis: Alcmaeonem conspicit.	Mendicitatem: insanus estne quispiam?
Oculis laborans caecos Phinidas videt.	Furiosum is Alcmaeona proponit sibi.
Natum effert alius: Niobe lugentem levat.	Captus quis oculis? adspicit caecum Oedipum
Dolet hic se claudum: sed Philoctetem videt.	Gnatus obiit? Niobe dabit solatium.
Miser in senecta est: intuetur Oeneum.	Claudus aliquisne est? is Philoctetem aspicit.
	Miser aliquis senex? tuetur Oeneum.

Daß die zweite Ueberſetzung von Leſſing ſelbſt herrühre, könnte man ſchon aus dem beſcheidenen Zuſatze vermuthen: „Ich will Ihnen gern alle meine Anmerkungen mittheilen; und alſo habe ich Ihnen auch dieſe ſehr unbedeutende mittheilen müſſen", was übrigens allerdings auch darauf gehen ſollte, daß er die Stelle nur anführt, um zu zeigen, nicht Brumoy habe zuerſt den Nutzen der Tragödie in die nähere Bekanntſchaft mit dem Unglücke und mit dem Unglücklichen und den für uns daraus fließenden Troſt geſetzt.

hatte, nun sogleich die Anschauung und Conception einer höheren Kunstform, als sie sich bei seinen Vorgängern findet, mitgebracht hätte. Was aus jenen zu gewinnen war, läßt sich überhaupt darauf zurückführen, daß sie in lebendiger Wechselwirkung mit der wirklichen Bühne gestanden hatten, und hierfür konnte Lessingen erst dann das richtige Verständniß aufgehen, als er selbst eine Zeit lang das Bühnenwesen beobachtet hatte; bis zu diesem Zeitpunct mußten Plautus und Terenz für ihn zu jenen Mustern gehören, die zur Bildung des dramatischen Dichters nach seinen oben angeführten Worten eben nicht ausreichen. Und so ist denn auch das erste Stück, welches er bald nach seiner Ankunft in Leipzig verfaßt haben muß, Damon, oder die wahre Freundschaft, so wie es ganz der Gewandtheit entbehrt, welche für den dramatischen Dichter aus lebendiger Bühnenkenntniß hervorgeht, auch am weitesten davon entfernt, plautinisch oder terentianisch zu sein.

In diesem Sinne verdankt nun Lessing ohne Zweifel allerdings den römischen Komikern vielleicht nicht viel weniger als den Bühnenaufführungen, welche er mit ansah; denn wenn bei diesen größtentheils Stücke vorkamen, die außerhalb der natürlichen Verbindung der Dichtung mit der Bühne entstanden waren, so mußte sich dagegen wohl dem kunstgeübten Auge bei den auf dieser Verbindung beruhenden Werken, die nur im Druck vorlagen, die Aufführung ganz von selbst ergänzen. Die frische und gesunde Auffassung, welche Lessing's Jugenddramen auf den ersten Blick von den Lustspielen seiner Vorgänger unterscheidet, die kernige und derbe Komik, die sich an einigen Stellen in ihnen zeigt, und von einer so unbefangenen Lust an der Tollheit Kunde giebt, wie sie später bei Lessing kaum bemerkt wird,*) mögen wohl durch die Alten geweckt worden sein, und ebenso dürfte der rasche und schlagende Dialog, welcher mit dem breiten Gewäsche Gellert's oder der Frau Gottsched in geradem Gegensatz steht, ihrer lebendigen Auffassung zu verdanken sein, wie denn auch wohl außerhalb des Gebietes der dramatischen Dichtkunst mancher von einem weitläufigen Periodengeschleppe dadurch geheilt worden sein mag, daß er sich in die Nothwendigkeit gesetzt sah, zu sprechen oder das Geschriebene ausgesprochen zu denken.

Aber wenn wir diese Puncte vom kunsthistorischen Gesichtspuncte aus betrachten so betreffen sie doch im Grunde nur das Allerallgemeinste, was bei der höhern Ausbildung einer jeden Phase der dramatischen Poesie vorhanden sein wird, und daher hier auch wohl von einer andern Kunstgattung als dem römischen Drama hätte angeregt werden können, wenn dieses nicht etwa gar in diesem Falle den Ruhm wirklich mit neueren Dichtungen theilt. Und hierauf beschränkt sich doch der Einfluß der römischen Komödien auf Lessing der Hauptsache nach in der That; die besondere Kunstform derselben konnte auf sein Drama gerade darum nicht von Einfluß sein, weil sie ganz auf der Bühnenaufführung beruht, denn diese war im Alterthum Kunstgesetzen unterworfen, welche von denjenigen der unsrigen durchaus verschieden sind.

*) Die Stelle z. B. in „Weiber sind Weiber," wo Seltenarm seine Töchter unter anderm durch folgende Rede zu rühren sucht: „Bedenkt doch, daß euch eure Mutter neun Monate unter ihrer Brust mit Gefahr und Angst getragen hat, und ihr Widerspenstigen wollt mir's so belohnen," ist ganz so zu sagen im Styl mancher Plautinischen Witze, z. B. wenn ein Vater, der seinem Sohne nachgeben soll, weil er doch sein einziger sei, zur Antwort giebt: „Mein Sohn ist um nichts mehr mein einziger Sohn, als ich sein einziger Vater bin, und da geht der Vater doch wohl vor!"

Der Charakter des antiken Drama's ist gänzlich und bis in alle Einzelheiten hinein von seinem Ursprunge aus einer solennen Festfeier herzuleiten. Wenn eine solche mit scenischen Darstellungen verbunden ist, kann es nur darauf abgesehen sein, eine bedeutende, aber bereits bekannte Thatsache auf möglichst bedeutende Weise vorzuführen. Dies ist überall, und namentlich auch im Mittelalter zu bemerken, aber in der Griechischen Tragödie hat dieses Motiv eine wahrhaft künstlerische Durchbildung erhalten. Das Wort des Aristoteles, die Tragödie könne man bei bloßen Lesen vollständig genießen, widerspricht sich in sich selbst; denn das was von ihr auf dem Papiere steht — die Eintheilung in Diverbien, Kommatia und Chorgesänge, die Mannichfaltigkeit der künstlichen Rhythmen u. dgl. m. hat gar keinen Sinn, wenn es nicht auf die scenische Aufführung mit Musik und Tanz zurückgeführt ist, und denkt man sich einmal diese in solcher Weise eingerichtet, so bilden die Masken, der Kothurn, die alterthümliche Theaterkleidung mit ihr ein untheilbares Ganzes. Die antike Tragödie ist durch und durch eine in gemessener Würde und genau umschränkten Formen einherschreitende Darstellung — wie dies nachgerade Jedermann bekannt ist. Aber auch das antike Lustspiel kann nur, wenn man es auf diese Grundlage zurückführt, richtig aufgefaßt werden. Der Inhalt desselben ist freilich nichts weniger als würdevoll, aber das war er auch schon in der Tragödie des Euripides nicht mehr, und da beruht denn das Lustspiel des Menander, der ja dem Euripides bekanntlich so nahe steht, daß man seine Nachahmungen desselben durch das trübe Medium des Terenz hindurch erkennen kann, gerade auf einem genialen Aperçu, wie sich auf denselben Grundlagen eine diesem Inhalt, der dann zugleich auf seine rechte Sphäre zurückgeführt wurde, angemessene Kunstform aufbauen ließe, denn die Grundlagen sind dieselben, ja der Zügel ist in der Komödie eher noch straffer angezogen, von dem Hippolytus des Euripides zum Lustspiel mit einer durch Sclavenintrigue fortgeführten Liebesgeschichte ist so weit gar nicht. Nur der Chor ist weggefallen, übrigens ist der ganze scenische Apparat von Masken, Musikbegleitung und Mannichfaltigkeit der Versarten beibehalten; die Komödien des Plautus und Terenz sind ganz wesentlich in Versen geschrieben, mögen dieselben uns immerhin wie Prosa erscheinen, der ganze Dialog hat eine Färbung, die, wenn ihm nicht die Versification unterbreitet wäre, eine ganz andere sein müßte. Und wie in diesen Einzelheiten liegt auch im Großen und Ganzen die Erinnerung an die Tragödie zu Grunde, wenn hier auch zur Erreichung derselben Zwecke andre Mittel angewendet werden müssen. Man hört bisweilen über die Einförmigkeit des Inhaltes der Lustspiele klagen und macht daraus einen Rückschluß auf eine schaudererregende sittliche Dürftigkeit des damaligen Lebens. Möglich, daß, wäre eine solche nicht vorhanden gewesen, die Form des Lustspiels eine andere hätte werden müssen, aber ganz ohne Weiteres dürfte die letztere nicht hierauf zurückzuführen sein. Einer jener Dichter, Antiphanes, klagt über den Vorzug, den die Tragödie darin habe, daß sie bekannte Gegenstände behandle, so daß ein jeder, welcher nur den Namen höre, schon orientirt sein müsse. Dieses Streben, die Kunst nur in einer Modification von etwas schon Bekanntem bestehen zu lassen, dürfte, vom Standpunete der Kunst betrachtet, der wahre Grund der Erscheinung sein, daß sich die Komödie auf einen so engen Kreis von Stoffen beschränkt, ja im Grunde nur Variationen über ein und dasselbe Thema — Hetären, welche von Jünglingen geliebt, durch List der Sklaven und mit Hintergehung der Väter ihnen in die Arme geführt werden und sich endlich als freie Bür-

gerinnen ausweisen — abspielt, so daß wohl einer auf den Einfall kommen könnte, die erhaltenen Stücke und die verlorenen, von deren Inhalt man eine etwas genauere Kunde hat, mit ihren Abweichungen in eine übersichtliche Tabelle zu bringen. Und auch wo etwa, wie in den Captivi, die Fabel in Etwas verschieden ist, immer sind es gewisse stehende Gestalten, Masken, die man gleich beim ersten Auftreten erkennen muß, ein verliebter Jüngling, ein Schmarotzer, ein verschmitzter Sclave, ein großsprecherischer Soldat, u. s. w. die sich, wie Schachfiguren, nach ein für allemal feststehende Gesetzen bewegen, welche mit neuen Zügen möglichst prägnant zu schildern, wie man sie schon tausendmal geschildert gesehen hatte, und in neuen Combinationen marionettenartig durcheinander hüpfen zu lassen, wie es in allen früheren Stücken der Fall war, das ganze Absehen der Kunst bildet, ebenso wie es in der Tragödie nur darauf ankam, einem alten Mythus eine neue Seite abzugewinnen, und mit den drei Schauspielern, auf welche sie angewiesen war, durch geschickte Anordnung der Scenen, welche die Vertheilung der Rollen unter sie möglich machte, die richtigen Effecte zu erzielen.

Ein Lustspiel, welches unter diesen Kunstbedingungen stand, konnte einem Erneuerer des modernen Drama's im Wesentlichen nicht zum Muster dienen, denn bei diesem finden alle diese Bedingungen nicht Statt. Die moderne Bühne stellt uns, mit einem Minimum von Formen, welche durch sie selbst hinzugethan worden, lediglich einen menschlichen Vorgang vor Augen, wie er sich im Leben zwar nicht so eng zusammengezogen, nicht so ungestört verlaufend, aber doch im Wesentlichen ebenso täglich begeben kann und wirklich begiebt. Es wird also derjenige Dichter, welcher an diese Bühne anknüpft, lediglich dieses Vorgehen selbst mit künstlerischem Auge zu begreifen haben, oder seine Stärke wird in der Handlung, das heißt der continuirlichen, wohl motivirten und in sich selbst ihren Anschluß tragenden Entwickelung eines solchen Vorganges bestehen. Wirklich ist nicht nur merkwürdiger Weise das erste Urtheil über ein dramatisches Stück, welches uns von Lessing aufbehalten ist, ein Tadel wegen des Mangels an Handlung, indem er nämlich Weiße's Leichtgläubigen für eine pièce à tiroir erklärte (Weiße's Selbstbiographie S. 14), sondern schon seine eigenen Stücke aus jener Zeit zeichnen sich, so mangelhaft sie auch noch gerade in dieser Beziehung sein mögen, eben hierdurch vor denen seiner Vorgänger und Zeitgenossen aus. Es geht hier doch etwas vor, es entwickelt sich doch etwas, man kann sich in eine gewisse Spannung versetzt fühlen, die Personen handeln mit psychologischer Wahrheit aus sich heraus und manche Scenen, z. B. sogleich die Anfangsscenen der alten Jungfer zeugen davon, daß der Verfasser das Aperçu des Lebens gehabt hat, während die Früheren, Gellert mit eingeschlossen, das Ding angreifen, als hätten sie so zu sagen, niemals leben sehen, und zu purer Paradigmatisirung ihrer allgemeinen Lehren, denen ihr Drama dienen sollte, uns das Leben vorführen, wie etwa jener blindgeborne Mathematicus, welcher Optik lehrte, von den Farben gesprochen haben muß. Daß es auch mit Weiße nicht viel besser gestanden, beweist schon das so eben angeführte Urtheil und die oben gegebene Notiz, daß er Lessing's Umgang mit den Schauspielern mißbilligt habe; die Matrone von Ephesus, das einzige Stück von Weiße, welches aus jener Periode übrig ist, kann für nichts gelten, als eine leidliche Dialogisirung der bekannten anstößigen Geschichte ohne tiefere Motivirung und hierauf dürfte

überhaupt Weiße's dramatische Begabung, von der übrigens später noch mehrfältig die Rede sein wird, zu beschränken sein. Wie sehr Lessing die Handlung schon jetzt für die Hauptsache hielt, erhellt am deutlichsten aus einem besondern Umstande, der an und für sich ziemlich bedeutungslos scheinen könnte. Man weiß, wie zu jener Zeit der Ehrgeiz der Dichter darauf ging, Lustspiele mit der vollen Zahl von fünf Acten zu schreiben, welche allein dafür galten, der hohen Komödie anzugehören und als vollständige Kunstwerke mitzurechnen. Dagegen hat Lessing zu jener Zeit nur Ein solches geschrieben, nämlich den Freigeist, der ja aber auch ursprünglich in Versen verfaßt werden sollte; und das Stück Weiber sind Weiber, sollte eben so viele bekommen, von den übrigen haben Damon und die Juden nur einen Act, so wie auch der Misogyn erst in der Ausgabe von 1767 durch Hinzusetzung einiger Scenen zu einem dreiactigen Stück ausgedehnt ist, eben so dürfte der junge Gelehrte, wie weiter unten gezeigt werden wird, welcher in den gedruckten Ausgaben 3 Aufzüge hat, ursprünglich weit kürzer gefaßt gewesen sein, und so bleibt nur noch die alte Jungfer von drei Aufzügen. Hierin liegt offenbar ein Bestreben, alle die Ausfüllnisse, welche, um die fünf Acte herauszubringen, häufig angewendet wurden, zu verschmähen und nur das Wesentliche — und das ist eben die Handlung — in schlagender Kürze und prägnanter Entwickelung vorzuführen.

Alles dieses wäre nun wohl gerade von Plautus am wenigsten zu lernen gewesen. Nirgend macht sich die Neigung des antiken Dramas, nur dieses oder jenes abzumalen, so sehr geltend als bei ihm, ja sie verführt ihn geradezu zum Fehlerhaften. Er sucht sich nicht nur mit den Prolog eine ordentliche Exposition zu ersparen, sondern er scheut sich gar nicht auch wohl das Ende, wie in der Casina und Cistellaria zuletzt bloß im Epiloge von der Orex erzählen zu lassen und beide Mittel stehen in seiner Kunstübung gar nicht einmal isolirt da, denn es wird bei ihm in den Stücken gewaltig viel monologisirt, um die Zuschauer zu unterrichten, wie denn besonders im Amphitruo Mercur eigentlich immer einen Prolog nach dem andern hält. Häufig dienen auch diese Monologe blos dazu, daß die Personen sich selbst schildern, und überdies ganz im Allgemeinen, ohne daß dies in dem Gang des Stückes besonders motivirt wäre; was namentlich von den Monologen der Parasiten gilt, so wie z. B. von dem des Wechslers im Curculio. Endlich ist ostmals gar nicht die Rede davon, daß das Ende im Anfange begründet sein müsse; es kommt hinterher ein Zufall, eine Entdeckung dazu, die der Sache, am auffallendsten im Epidicus und im Miles gloriosus, einen lustigen Abschluß giebt. Ueberhaupt stellt er sich als ein talentvoller Mann dar, der zur Auffassung und Durchführung komischer Scenen in ganz ungewöhnlichem Grade begabt ist, aber bei Scenen, bei einzelnen Motiven und komischen Ausführungen bleibt es größtentheils, obgleich sich in einigen Fällen, namentlich in den „Gefangenen" hierauf auch ein wohldurchdachtes Kunstwerk aufbaut. Dies ist der gesunde und sachgemäße Gang der Kunst, aber von demjenigen, bei welchem wir denselben sich vollführen sehen, werden wir nichtsdestoweniger urtheilen müssen, daß er noch in den Anfängen der Kunst befangen sei.

Lessing hat sich so wenig vom Plautus imponiren lassen und ihn so wenig blindlings nachgeahmt, daß er vielmehr, wo er ihn benutzt, ganz unverkennbar von den Gesichtspunkten ausgeht, durch die er sich wie so eben

gezeigt, von ihm unterscheidet. Wenn er die Gefangenen überſetzt und für das beſte Stück erklärt, das jemals auf die Bühne gekommen und ferner den Trinummus heraus hebt und bearbeitet, ſo hatte zwar die erſteren ſchon Camerarius das beſte Stück des Plautus genannt und eben dieſer auch den Trinummus gelobt, gleichwohl iſt das erſtere wirklich das einzige, das eine vollkommen durchgebildete Handlung beſitzt und beide genannte haben eine ſittliche Tiefe und pſychologiſche Motivirung, wie ſie ſich ſonſt bei Plautus nicht findet, ſo wie auch etwas Aehnliches vom Stichus gilt. Noch entſchiedener zeigt ſich dieſe Selbſtändigkeit bei der Umbildung, welche er den beiden letztgenannten Stücken angedeihen läßt. Leſſing hat zwar wenigſtens in dem Einen der beiden Stücke Motive durchzuführen geſucht, die er ſchon in den Gefangenen fand; dieſe ſind ohne Weiber und der von ihm zur Bearbeitung gewählte Trinummus hat auch keine und wenn er am Ende ſeiner Abhandlung über den Plautus III. 139. ſagt, daß das Stück „die Gefangenen," davon abgeſehen, daß es der Abſicht der Luſtſpiele am Nächſten komme, auch mit den zufälligen Schönheiten reichlich verſehen ſei, und er ſollte dies nun umſtändlich entwickeln, er ſei aber auf den Einfall gekommen, ſie lieber in einer Nachahmung empfindlich zu machen, die in einem der nächſten Stücke erſcheinen ſolle und zuletzt verſpricht, es werde in der Zeitſchrift von dem Plautus nicht das letztemal die Rede geweſen ſein, ſo geht dies ohne Zweifel auf ſeinen Schatz, den er alſo ſchon hier veröffentlicht hätte, wäre es nicht mit den „Beiträgen" bald zu Ende gegangen*). Aber dabei iſt in der That bewundernswürdig, wie er ſich hier durchaus nicht von dem berühmten Muſter hinreißen läßt, ſondern Alles vollkommen auf ſeinen modernen Maaßſtab zurückführt, und doch auf ächt künſtleriſche Weiſe jedes brauchbare Motiv auszubeuten weiß. Zunächſt ruht ſein ganzes Verfahren auf der Einſicht, daß in den Plautiniſchen Stücken, welche er benutzt, für unſere Anforderungen zu wenig Handlung ſei. Dieſem ſucht er auf doppelte Weiſe abzuhelfen. „Weiber ſind Weiber", ſollte ein fünfactiges Stück werden, wie das Plautiniſche, Stichus, aber das Motiv wird dort viel weiter ausgeführt als hier. In dem Plautiniſchen Stück geſchieht nichts Anderes, als daß das Andringen des Alten, der ſeine beiden Töchter, deren Männer ſchon lange abweſend ſind, wieder verheirathen will, dadurch vereitelt wird, daß dieſe eben zurückkommen; ein Paraſit, den die Töchter in den Hafen ſchicken wollen, um nachzufragen, ob keine Nachricht von den Männern dasei, wird von dieſen verſpottet. Leſſing dagegen führt nicht nur ein Paar abgeſchmackte Kerle ein, welchen der Alte den Töchtern jetzt geben will und die die Liebhaber derſelben machen, ſondern er hat offenbar auch die Abſicht gehabt, von dem Alten (Siehe II. 443 u. 448.) den Labrax, einen paraſitenartigen Schelm, dazu verwenden zu laſſen, eine falſche Nachricht von dem Tode der Schwiegerſöhne zu melden — was denn ohne Zweifel zu ſeiner eigenen Beſchämung

*) Dadurch widerlegt ſich auch die Behauptung Hölſcher's in ſ. Programm L. als Dramatiker Siegen 1842, dem ich übrigens einige Nachweiſungen verdanke, L. habe, als er jene Abhandlungen geſchrieben, die Bearbeitung des Trinummus noch nicht im Sinne gehabt, wie auch daraus erhelle, daß ſie im Verzeichniß der Plaut. Stücke nicht erwähnt werde, und es ſei daher L. Schatz erſt etwa 1753 anzuſetzen. Deutet doch auch jenes Verzeichniß im Gegentheil ganz entſchieden auf ſie hin mit der Bemerkung, das Stück würde paſſender der Schatz heißen. III. 27.

ausfallen sollte. Auf diese Weise konnte es nicht an Stoff fehlen, die fünf Acte auszufüllen, zumal da noch ein Punct hinzukommt, den ich sogleich erwähnen werde. Den entgegengesetzten Weg schlägt er beim Trinummus ein. Hier erweitert er die dürftige Handlung nicht, damit sie den von Plautus gewählten Rahmen wirklich ausfülle, sondern er zieht sie in ihre natürlichen und kunstgemäßen Grenzen zusammen; er macht aus dem Stoffe ein Einactiges Stück, wie seine Originalstücke meistens waren. Der zweite Gesichtspunct, den L. in die Behandlung der Plautinischen Stoffe einführt, ist die genauere psychologische Motivirung, welche die Neuzeit fordert. So läßt er die beiden Schwestern in „Weiber sind Weiber", die bei Plautus nur eben auf ganz gleiche Weise schlechthin ihren Männern ihre Treue bewahrt haben, wenigstens von verschiedenem Charakter sein, ja es scheint fast, als ob die eine, Laura, eine Heuchlerin sein sollte, was dann wiederum den Stoff des Werkes noch reicher machen mußte, und der alte Seltenarm will seine Töchter wieder verheirathen, um mit seinem Dienstmädchen zu leben*). Noch viel mehr Derartiges findet sich im Schatz. Es ist zu lehrreich den Gedankenwegen eines Mannes, wie Lessing, nachzugehen, als daß es sich nicht der Mühe verlohnen sollte, beide Stücke nebeneinander zu halten. Beim Plautus beginnt das Stück mit dem Monolog des Megaronides — der zum Theil mit dem Staleno Lessing's zusammenfällt — in welchem er beklagt, einem alten Freund, dem Callicles (Philto), wegen einer ganz unverantwortlichen Handlungsweise Vorwürfe machen zu müssen. In der folgenden Scene thut er dies; Callicles, dessen Fürsorge der in der Fremde befindliche Charmides (Anselmus) seine Kinder Lesbonicus (Lelio) und eine Tochter anempfohlen hatte, hat dem ersteren, welcher ein Verschwender ist, sein Haus abgekauft und dadurch seiner Liederlichkeit scheinbar Vorschub gethan; es zeigt sich aber, daß er das lediglich gethan, um einen Schatz, den Charmides (Anselmus) dort vergraben, und von welchem nur er, Callicles, etwas weiß, nicht in fremde Hände fallen zu lassen. Im zweiten Acte haben wir zuerst den Monolog eines Jünglings Lysiteles (Leander), in welchem sehr solide Grundsätze ausgesprochen werden, alsdann sehen wir diesen seinem Vater Philto — er entspricht zum Theil Lessing's Staleno — die Bitte vortragen, er möge ihn mit Lesbonicus' (Lelio's) Schwester vermählen und zwar ohne Mitgift zu fordern, um diesem durch die wohlhabende Verwandtschaft und die Enthebung von der Sorge für die Zukunft des Mädchens wieder aufzuhelfen. Weiterhin tritt Lesbonicus (Lelio) mit seinem Sclaven Stasimus (Masearill) auf; auch die Kaufsumme für das Haus ist schon verzehrt. Philto bringt seinen Heirathsantrag vor: Lesbonicus, der leichtsinnig aber nicht unedel ist, schlägt das Anerbieten aus und besteht zuletzt darauf, Lysiteles müsse wenigstens ein Grundstück vor dem Thore, das er noch besitze, als Mitgift annehmen — wovon Stasimus, der es mit seinen Herrn gut meint, den Philto abzuschrecken sucht, indem er ihm das Besitzthum als einen rechten Unglücksort schildert, auf dem der Fluch der Götter ruhe. Im dritten Acte hat Callicles erfahren, daß das seiner Vorsorge anempfohlene Mädchen dem

*) Worauf übrigens L. durch einen bei Plautus gekommen ist: Antipho will seine Töchter ad absurdum führen und fragt sie, wie ein wackeres Weib denken müsse — sie antworten, warum er so frage, und er sagt zur Ausflucht, er wolle wieder heirathen.

Lysiteles verlobt worden und spricht aus, daß er es für seine Pflicht halte, ihr, da der Bruder nichts mehr habe, eine Mitgift zu geben. Hierauf sind wir Zeuge eines edelmüthigen Streites zwischen den beiden jungen Männern, von denen der Eine sein letztes Besitzthum der Schwester mitgeben, der andere diese Aufopferung, die freilich seinen ganzen Plan, dem Freunde aufzuhelfen, vernichtet, nicht zugeben will. Der Sclave versucht vergeblich, seinem Herrn eigennützigere Grundsätze einzuflößen. Endlich finden wir Callieles mit dem Megaronides in Berathschlagung begriffen, wie sich dem Mädchen eine Mitgift geben lasse, ohne daß weder das Vorhandensein des Schatzes verrathen werde, noch Callieles sich sonst compromittire; es wird beschlossen, einen Sykophanten zu miethen, der sich dafür ausgeben soll, vom Charmides mit einer Summe zur Ausstener seiner Tochter, die ja jetzt in mannbarem Alter stehen müsse, in die Vaterstadt gesandt worden zu sein. Im vierten Act ist Charmides zurückgekehrt; wie er aber in sein Haus eintreten will, stößt er auf den Sykophanten, der ihn nicht kennt und seine Rolle sogleich an ihm probiren will, was denn sehr lächerliche Scenen giebt; Stasimus dagegen, welcher auch gerade herbeikommt, erkennt ihn und theilt ihm mit, daß das Haus nicht mehr sein, sondern von Callieles erkauft sei, was den Charmides in Bezug auf den Schatz auf's Aeußerste erschreckt. Aber Callieles, der jetzt heraustritt, klärt ihn über diesen Punct wie über den Sykophanten vollständig auf. Im fünften Act wiederholt Lysiteles seinen Heirathsantrag bei dem Vater des Mädchens und Lesbonicus, welcher hinzukommt, wird annestirt unter der Bedingung, daß er sich mit des Callieles Tochter vermähle. Natürlich mußte von diesem Inhalt des Stückes Vieles, für Lessing als modernen Dichter ganz unbrauchbar sein. Vor allen Dingen die Gesichtspuncte, aus welchen die Heirathsangelegenheiten aufgefaßt werden. Von dem Umstande abgesehen, daß Lesbonicus halb und halb zur Strafe heirathen muß, und daß diese Angelegenheit überhaupt so im Fluge abgemacht wird, widerspricht es gänzlich unseren Sitten, daß Lysiteles um die Schwester desselben, lediglich um ihm einen Dienst zu erweisen, anhält; nach unserer Anschauungsweise kann man einem Freunde zu Liebe zwar sehr wohl in den Tod gehen, aber um eines andern willen eine Frau zu nehmen, geht über den Spaß; auch ist es nach unsern Ansichten nicht erlaubt, die Frauen so schlechthin als Mittel zu behandeln, über die, um anderweitiger Zwecke willen, von Andern verfügt wird; wir verlangen, daß wenn es sich darum handelt, sie zu verheirathen, dies als ihre eigene Angelegenheit betrachtet wird und um ihrer selbst willen geschieht. Soll also hier von einer Verheirathung des Lysiteles mit der Schwester des Lesbonicus die Rede sein, so muß der erstere diese lieben, und dann mag es dem Lesbonicus vorbehalten bleiben, ihm ihre Mitgift aufzudringen, die der Liebende nicht darum verschmäht, damit sie dem Bruder erspart bleibe, sondern weil er in seiner Liebe an so etwas nicht denkt. Eine andere Veränderung forderten unsere Sitten in den Charakteren des Lesbonicus und seines Sclaven. Bei Plautus ist der letztere der Familie treu ergeben und wird, in so weit es nicht zu vermeiden ist, ein Helfershelfer bei den Verschwendungen des jungen Mannes, also der letztere wird sein eigener Verführer, und ist zwar leichtsinnig und ausschweifend, aber in Grunde edeldenkend. Die letztere Combination können wir nicht gelten lassen — ein ausschweifendes Leben ist nach unsern Begriffen ein wesentlicher Flecken, vollends wenn es

eine Verführung von außen, ja wo ein besser Gesinnter einem zur Seite steht, geführt wird und ein edler Sinn kann nicht neben demselben bestehen, sondern muß sich mit Verlassung jenes schlimmen Weges aus einer wirklichen Sinnesänderung ergeben, folglich mußte ein moderner Dichter sich veranlaßt finden, wenn Lesbonicus uns nicht allzuverächtlich erscheinen sollte, den Sclaven im Gegentheil als Verführer darzustellen, und zu einer ausdrücklichen Sinnesänderung eine berichtige Veranlassung eintreten zu lassen. Endlich enthält auch das Plautinische Stück noch einige Unzuträglichkeiten, welche der Unbeholfenheit des Anfängers in der Kunst zuzuschreiben sind; Megaronides ist als bloßer Vertrauter des Callicles eine müßige Person und daß Charmides statt nach neunjähriger Abwesenheit sogleich in sein Haus einzutreten, sich mit den Sykophanten einläßt, ist unnatürlich; so wie man auch daran Anstoß nehmen muß, daß Callicles, ein wohlhabender Mann, der sein eigenes Haus hat, das Haus, welches er doch nur, um es dem Freunde zu erhalten, gekauft, wie der Anfang der 2. Scene des 1. Actes zeigt, selbst bezogen hat. Wie hat nun Lessing alle sich hieraus ergebenden Modificationen anbringen und doch wieder ein in sich einheitliches Kunstwerk aufstellen können? Er hat dem Ganzen einen neuen der Kunstweise der modernen Zeit angemessenen Grundgedanken untergelegt. Es bewahrheitet sich hier das oben über den Gegensatz der alten und neuen Kunst Gesagte auf eine merkwürdige Weise. Bei Plautus ist das Grundaperçu der Charakter des wackern Callicles und das Ganze nur auf seine Schilderung abgesehen. Daher wird nun dieser im ersten Acte, der doch die Exposition enthalten muß, durch Aufdeckung seiner Motive beim Hauskauf, in's Licht gesetzt und das Weitere und namentlich die Bewerbung des Lysitele tritt nur hinzu, um diesem Charakter in der List in Betracht der Mitgabe, von der erst weit in's Stück hinein die Rede ist, fernere Gelegenheit zu geben, sich zu äußern und ihm auch die Anerkennung der Uebrigen zu verschaffen, so wie denn auch Callicles zuletzt dadurch belohnt wird, daß seine Tochter die Schwiegertochter des im Auslande zum reichen Manne gewordenen Charmides wird. Ganz anders bei Lessing. Hier ist das Grundaperçu der eigenthümliche Vorfall, daß eine solche List erforderlich wird und auf so komische Weise und zugleich zum Heil aller Betheiligten mißräth, und es kommt also vor allem auf das an, was dieselbe nöthig macht, nämlich die ungestüme Liebeswerbung Leanders. Mit dieser also exponirt sich das Stück und indem nun mit dem Vormund Leanders, welcher um das Mädchen beim Philto anhalten soll, eine Person gegeben ist, die einen besondern Beruf hat, dem letzteren wegen seiner Handlungsweise auf den Zahn zu fühlen, ist es nicht nur motivirt, warum dies eben jetzt geschieht, sondern es wird auch der müßige Megaronides eliminirt und das, was die Hauptwendung der Handlung herbeiführt, die List, braucht nicht erst weit hinten als etwas Neues hinzuzukommen, sondern macht sich gleich hier nothwendig, wodurch denn das Ganze eine von der Plautinischen Weitspurigkeit himmelweit abstechende Raschheit des Ganges und Prägnanz der Form erhält. Es ist unmöglich, allen einzelnen Modificationen, die sich hieraus ergeben, Rechnung zu tragen; es hieße dies geradezu das ganze Stück in allen Einzelheiten nacherschaffen; ich begnüge mich daher ganz kurz an den Gang desselben zu erinnern. Leander gesteht dem Staleno seine Liebe zur Camilla und bittet für ihn um diese anzuhalten, wozu sich der Vormund

aber nicht verstehen will, weil sie durch Lelio's Verschwendung ganz besitzlos sei. Uebrigens war Staleno ohnehin auf dem Wege zum Philto, um ihn wegen des Hauskaufs zur Rede zu stellen und in Folge dieses Zwischenfalls muß ihm die Angelegenheit noch mehr in den Vordergrund treten. Philto klärt ihm die Sache auf und da sich daraus ergiebt, daß Camilla also keineswegs besitzlos sei, hält Staleno sogleich um sie an, sie wird ihm zugesagt, nur macht die Art, wie man die Mitgift auszahlen soll, ohne daß Lelio von dem Vorhandensein des Schatzes etwas merkt, Schwierigkeit, und da fällt dem Staleno auf die mehrgenannte List. Jetzt tritt Lelio mit Mascarill auf; die Kaufsumme ist bereits verthan; Philto kommt dazu und sucht den liederlichen Menschen dadurch zu sich selbst zu bringen, daß er ihm sagt, Leander habe seine Schwester heirathen wollen, habe sich aber am Mangel an Vermögen gestoßen. Dies gelingt vollständig; Lelio ist trotz aller liederlichen Reden des Mascarill in Verzweiflung und bietet dem Staleno sein letztes Besitzthum als Mitgift seiner Schwester an; es mißlingt dem Mascarill dem Staleno, der ihn durchschaut, dasselbe zu verleiden. Jetzt kommt Anselmo zurück und kann nicht in's Haus, weil Philto dasselbe bis zu seiner einstigen Zurückkunft leer stehen zu lassen entschlossen ist. Erst dann folgt die Scene mit dem Sykophanten, der hier ein Trommelschläger ist; dem Anselmo erzählt ein Kofferträger, der seine Sachen nun in ein anderes Quartier bringen soll, die angebliche Untreue des Philto — da aber dieser dazu kommt, klärt sich Alles auf, dem Lelio wird verziehen und Leander bekommt um so mehr die Camilla, da Anselmo schon im Auslande den Plan gefaßt hatte, sie dem Sohn eines alten Freundes zu verheirathen, welcher Leander nun gerade ist.

Sehr viel leichter wollte sich Lessing die Sache bei der Bearbeitung des Pseudolus machen: hier verändert er im Grunde nichts anders, als daß er das Mädchen von der Frau des Ballof erzogen sein läßt und statt des Soldaten, welcher dasselbe gekauft, eine Dame einführt, die für sie Kostgeld bezahlt und den Vater des Liebenden erspart, in dem er diesen zugleich den Mündel des Alten sein läßt, als dessen Tochter das Mädchen zuletzt erkannt wird. Mit der ersten Abänderung war der Stoff der modernen Sitten etwas mehr angenähert, die keine Sclaven kennen und Kuppler auf's Theater zu bringen nicht erlauben, doch mochte Lessing fühlen, daß das Mädchen immer noch zu sehr als bloße Sache behandelt würde, als daß das Stück nicht von vornherein einen fremdartigen Anstrich bekommen haben sollte und so blieb dasselbe unausgearbeitet.

Wenn solchergestalt Plautus auf Lessing wenig directen Einfluß ausgeübt haben dürfte, so hat dies vielleicht Terenz eher in noch höherem Maße gethan. Es möchte scheinen, als hätte er sich von diesem den Kunstgriff angeeignet, den man bei diesem contaminare fabulas nannte — oder als hätte er der Dürftigkeit mancher Stoffe dadurch abzuhelfen gesucht, daß er ihrer zwei die in verschiedenen Stücken behandelt vorlagen, in Eins verschmolz. Ich habe schon auf „Weiber sind Weiber" hingewiesen, wo das zu dem Inhalt des Stichus hinzukommende Element, die Abweisung und Entlarvung abgeschmackter Liebhaber, die den Vater zu gewinnen gewußt hatten, leicht irgend einem französischen Stück entlehnt sein konnte. Auch in dem jungen Gelehrten wird sich eine ähnliche Aufnahme eines in einem besondern Lustspiele behandelten Elementes

nachweisen lassen. Aber das schlagendste Beispiel bietet der Misogyn dar; denn hier geht Lessing sogar auf der einen Seite auf eine der Quellen zurück, welche Terenz selbst benutzte. Das Stück ist ein Document, daß er sogar die Fragmente der griechischen Komiker im Sinne der Ausübung der Lustspieldichtung studirt hat. „Ich habe dieses Stück verfertigt, sagt er in den Collectaneen unter diesem Worte (XI. S. 342.) als ich die Fragmente Menander's studirte und fand, daß er diesen Charakter in einem Stücke behandelt habe, welches Phrynichus *τὴν καλλίστην τῶν κωμῳδιῶν τῶν ἑαυτοῦ* (?) nennt", wobei denn freilich L. auch hier wieder den Charakter auf ganz andere Weise gefaßt hat, denn Menanders Weiberhasser hatte noch eine Frau. Nun ist aber in Lessings Stück der Weiberfeind dadurch beschämt, daß Lelio, ein junger Mann, den er sehr schätzt, nur die verkleidete Hilaria, die Geliebte seines Sohnes ist, und da dürfte dann wenigstens das Motiv, daß auch Laura, des Weiberfeindes Tochter durch die Verkleidung so sehr getäuscht wird, daß sie im Begriff ist, ihrem Verlobten um des vorgeblichen Lelio willen untreu zu werden, auf Eine Quelle mit Weiße's freilich weit später ausgearbeiteter Amalia zurückzuführen sein; es findet sich eine ähnliche Episode in der Veuve à la Mode des St. Foix, von der Lessing (IV. S. 398.) in der theatralischen Bibliothek einen Auszug gegeben hat.

Eine ähnliche Frage wie in Betreff der antiken Komödiendichter entsteht auch in Bezug auf Lessings unmittelbaren Anschluß an einen Dichter der modernen Zeit, dem eine mittelbare Wirkung auf ihn bereits oben zugestanden ist, den Dänen Holberg. Lessing konnte die Stücke desselben, als er seine Jugenddramen schrieb, sämmtlich vor Augen haben, denn 1750 erschien schon der vierte Band der alten Uebersetzung, und dieser enthält überdies meistens solche Stücke, die schon früher übersetzt worden waren; die andern Bände waren seit 1743 herausgekommen. In der That lassen sich auch bei Lessing im Einzelnen allerlei Reminiscenzen aus Holberg nachweisen. Rodnagel bemerkt in seinem Buch über Lessing's Drama 1842 S. 55, daß die Behauptung des „jungen Gelehrten" allenfalls könne man auch wohl seinen Vater schlagen (I. S. 250.), auch im Erasmus Montanus vorkommt, doch ist der Beweis hier ein anderer und Lessing's junger Gelehrter ist auch ein ganz anderer Narr, als der Holberg'sche, nämlich ein philologischer Buchstabenkrämer, während der letztere vom Disputirteufel besessen ist; in der zweiten Scene des ersten Aktes sind ihm Barbara und Celarent seltsame Benennungen und seines Vaters Küchenlatein macht ihm viel Herzeleid. Ferner ist der lächerliche Poet in der alten Jungfer vermuthlich dem Holberg'schen glücklichen Schiffbruch entlehnt, obgleich Holberg auch sonst wohl, z. B. im arabischen Pulver, solche Leute einführte und Damis' Epithalamium auf seine eigene Hochzeit ist wenigstens eine ähnliche Extravaganz wie Rosiflengius Hochzeitgedicht für eine Hure. Der glückliche Schiffbruch hat auch unverkennbar zum Damon Veranlassung gegeben. Es kommt hier darauf an, Rosiflengius aus dem Sattel zu heben. Da sagt nun Pernille: „der Herr Jeronymus erwartet alle Augenblicke ein Schiff aus der See, worauf alle sein Glück beruht. Wir wollen ihn demnach, wenn der Magister bei ihm gegenwärtig ist, benachrichtigen, daß dieses Schiff verunglückt sei und dadurch sehen, wie sich sein neuer Tochtermann dabei aufführt." Ebenso prüft Lisette in Lessing's Damon den Leander und dieser unterliegt ähnlich, wie

der Magister; wie bei diesem die Liebe, so verschwindet bei jenem die Freundschaft. Zugleich mag das Stück auch wohl als eine skeptische Parodie von des Nivelle de la Chaussée école des amis zu betrachten sein, wo einer sich eine Erbschaft und die Geliebte seines Freundes verschafft bloß um sie diesem, dessen Vermögen ganz ruinirt ist, abzutreten; Lessing war zu enthusiastischer Freundschaft wohl zu verständig organisirt und zu sehr in sich abgeschlossen; er läßt seinen Damon sagen, II. 377, er glaube zwar ein warmer Freund zu sein, aber Leander, der ihm zum Schein sein Vermögen abtreten will, um ihn zu betrügen, scheint ihm doch zu weit zu gehen; auch stimmen die Worte mit denen der Dankbare das französische Stück schließt: ah Madame, souffrez que mon coeur se partage: Monsieur, je ne puis rien vous offrir davantage, und die Schlußworte der Witwe bei Lessing: „Damon! Damon! ich befürchte, ich befürchte, ich werde eifersüchtig werden. Keines Frauenzimmers wegen zwar nicht, aber doch gewiß Leanders wegen" — auffallend überein. Endlich ist in Bezug auf Lessing's Verhältniß zu Holberg auch noch auf den Freigeist zu verweisen. In Johann, dem Bedienten des Freigeistes, sind zwei Holberg'sche Charaktere contaminirt, erstlich, wegen seines eitlen Franzosensinnes, weil er in Paris gewesen, der Jean de France, und alsdann wegen seiner Freigeisterei, die als eine französische Untugend ganz hieher gehörte, und insofern sie auf die lächerlichste Weise zu Schanden wird, Leander in den „Irrthümern" und auch der Gegensatz zum freigeistischen Johann, der dumme Martin, hat sein Vorbild bei Holberg: in einem Entwurf zum Freigeist unter den Breslauer Papieren ist die Hauptscene des Johann, wo er traurig persiflirt wird, gleich im Voraus ausgearbeitet. Allein wenn wir von diesen Einzelheiten absehen, wird sich das Verhältniß Holberg's zu Lessing in ähnlicher Weise herausstellen, wie das des Plautus zu demselben. Lessing mag sich auch an diesem Dichter erfrischt und zu einer unbefangeneren und drastischeren Auffassung des Lebens erkräftigt haben, aber sein Lustspiel ist an und für sich ein andres als das Holberg'sche, welches, so vortrefflich es in seiner Art ist, doch ganz entschieden zur Posse hinneigt; die Verschiedenheit läßt sich am besten in dem zuletzt angeführten Beispiel einer materiellen Entlehnung von Seiten Lessing's demonstriren: er hat hier den Bedienten beigelegt, was in den Holberg'schen Stücken die Narrheit der Hauptpersonen ausmacht.

Es darf bei Allem, was sich über Lessing's damaliges Studium der dramatischen Dichter verschiedener Zeiten und Völker sagen läßt, niemals vergessen werden, daß, wie oben vorausgeschickt worden, was er sich auch immer von ihnen aneignen mochte, jetzt noch auf einen französischen Boden gepflanzt, gleichsam auf einen französischen Hintergrund aufgetragen wurde. Hat er doch auch im Jahre 1750, also gegen das Ende dieser Periode, sogar einen Versuch zu einem Lustspiel in französischer Sprache selbst oder doch einer französischen Bearbeitung eines Stoffes, den er später deutsch zu bearbeiten anfing, gemacht — Palaion, Comédie en un acte (und in Prosa) Berlin 1750 — deutsch: „Vor diesem," siehe Lachm. II., 454, 459 und unter den Nachträgen — gewiß ein vollgültiger Beweis, daß die französischen Lustspieldichter mindestens eben so sehr sein Studium in Anspruch nahmen, wie die so eben genannten.

In der That läßt es sich beweisen, daß er mit dem neuen Wege, welchen er in der Lustspieldichtung im Vergleich zu seinen deutschen Vorgängern ein-

ſchlug, größtentheils durch Anſchluß an einen Franzoſen geführt worden iſt, welcher bis dahin in Deutſchland nicht benutzt worden war, wie er denn auch zu den älteren Franzoſen in einem gewiſſen Gegenſatze ſtand und die Deutſchen die nun einmal noch nicht ohne Gängelband vorwärts kommen konnten, vom Franzoſenthum zu einer eigenthümlichen Kunſtübung hinüberzuleiten ganz eigentlich beſtimmt zu ſein ſchien.

Dieſer Dichter iſt Marivaux. Es iſt ſchon oben angeführt worden, daß Leſſing mit Weiße zuſammen das einzige Trauerſpiel deſſelben, den Hannibal, in's Deutſche überſetzt hatte. Wie mag er ihn kennen gelernt haben, und auf den Gedanken gekommen ſein, gerade jenes Werk nach Deutſchland zu verpflanzen? Im Jahre 1747, gerade als Leſſing ſeine theatraliſche Laufbahn begann, hatte Joh. Chriſt. Krüger eine Ueberſetzung einiger Luſtſpiele deſſelben veröffentlicht, der in der Chronologie des deutſchen Theaters, das für den Geſichtspunct, welchen wir für die Auffaſſung von Leſſing's dramatiſcher Dichtung gefunden haben, bedeutungsvolle Lob ertheilt wird, es ſei bei ihr die gehörige Rückſicht auf die Bühne genommen worden.

Wie ſehr Marivaux dazu geeignet war, Leſſingen für's Erſte zum Muſter zu dienen, mag die Schilderung deſſelben bei Villemain beweiſen; ich führe ſie um ſo lieber wörtlich an, da bei ihr an eine Beziehung auf Leſſing gar nicht gedacht ſein kann. Villemain betrachtet Marivaux als einen Schüler des Fontenelle, inſofern dieſer das mélange de familiarité coquette et de finesse, qui caractérise sa manière habituelle auch in das Luſtſpiel übertragen hat. Aber es fehle dem letzteren, ſagt er, l'intrigue et cette invention de scène qui soutient l'attention du spectateur. Marivaux eut au contraire ce mérite, et parlà il devint le créateur d'un genre nouveau, fort dégénéré de la bonne comédie, mais éloigné du drame et amusant parfois, sans être gai. Cette comédie, que Voltaire appelait métaphysique, et qui semble plutôt sensuelle avec subtilité, était conforme au temps et vraie par la recherche même du language. Il y eut, dans les moeurs du dix-huitième siècle, un côté de licence qui passait la comédie regulière. Mais la partie élégante et ostensible de ces moeurs n'eut pas d'interprète plus piquant et plus fidèle que Marivaux. C'est là qu'il apprit ces analyses de sentiment, ces grâces maniérées et ces éternelles surprises du coeur qui remplissent son théâtre. Das Meiſte davon findet auch auf Leſſing Anwendung, und nicht bloß auf den Leſſing der Jugenddramen, ſondern nicht minder auch z. B. auf die Minna von Barnhelm — namentlich der letzte Satz. Auch bei Leſſing finden wir das entſchiedenſte Streben nach Naturwahrheit, das aber, weil die Natur, auf deren Darſtellung der Künſtler bedacht iſt, immer nur die Natur iſt, wie er ſie eben ſieht, und alſo im Grunde ſeine eigene Natur, und da bei Leſſing ein verſtändiger, ſpitzfindiger, dialektiſcher Zug vorwaltete, ſich in einem Style äußerte, der nahe an Manier gränzt. Für den Charakter des Dialogs insbeſondere, ſpricht Marivaux ſelbſt ſich hierüber in einer Weiſe aus, die genau das enthalten dürfte, was Leſſing ſelbſt auf den Vorwurf der Manier geantwortet haben würde. Marivaux ſagt in dem Avertiſſement vor den sermens indiscrets, einem Stücke, das, wie wir ſogleich ſehen werden, Leſſing entſchieden benutzt hat, man ſei nun einmal an den Styl der Schriftſteller gewöhnt, car ils en ont toujours un qui leur est particulier: on n'écrit presque jamais comme on parle, la composition donne un autre tour à l'esprit; c'est par-

tout un autre goût d'idées pensées et réfléchies. Das habe er nun vermeiden wollen — eben ſo wie Schütz in ſeiner Schrift über Leſſing's Genie und Schriften 1782 S. 44 ſagt, daß bis auf Leſſing im Drama noch die Bücherſprache geherrſcht; es hätten ſich hier gefunden: zu viel und zu ängſtlich gedrechſelte Perioden, ſchleppende Weitläufigkeit, allzugelehrte Sittenſprüche, allzu viel Reſpect für die regelmäßige Wortfolge, übertriebener Purismus — und eben darum habe man ihn nun wieder für einförmig, d. h. manierirt gehalten. Der Styl in dieſem Stücke ſei nun allerdings derſelbe, wie in einigen früheren, mais je n'ai pas cru pour cela me répéter en l'employant encore ici: ce n'est pas moi, que j'ai voulu copier, c'est la nature; c'est le ton de la conversation en général que j'ai taché de prendre, ce ton-là a plû extrêmement et plaît encore dans les autres pièces comme singulier, je crois, mais mon desein est qu'il plût comme naturel, et c'est peut-être parcequ'il l'est effectivement, qu'on le croit singulier, et que regardé comme tel, on me reproche d'en user toujours.

Uebrigens fehlt es nicht an einer ſehr beſtimmten, indirecten Hindeutung darauf, daß wer ſich in Deutſchland dem Marivaux anſchließen werde, eine neue Periode der dramatiſchen Dichkunſt beginnen möge. Gottſched ſpricht das Anathema über ihn aus. Der Zorn des Leipziger Ariſtarchen erklärt ſich daraus, daß nicht nur Marivaux Dramen überhaupt in vielen Stücken etwas entſchieden Volksthümliches haben, namentlich ſprechen die dienenden Claſſen ein Patois; wenn Leſſing dies nicht nachgeahmt hat — K. Leſſing beklagt ſich darüber — ſo iſt dies ganz natürlich, denn in Oberſachſen iſt das reine Hochdeutſch ſo ziemlich die Sprache aller — ſondern auch beinahe in allen der Harlekin vorkommt, wie denn in der Sammlung von 1754 gleich das erſte Luſtſpiel geradezu eine Harlekinade iſt: Arlequin poli par l'amour. Gottſched ſpielt 1747 bei Gelegenheit der Ueberſetzung einer Anzahl von Luſtſpielen des Marivaux, unter denen auch das zuletzt genannte Stück iſt (neuer Büchersaal VI. S. 288), folgenden Trumpf aus: „In der Vorrede ſucht uns der Ueberſetzer durch des Marivaux Beiſpiel wiederum den närriſchen Harlekin und Stücke von drei Aufzügen beliebt zu machen, nachdem wir kaum gelernet haben, daß man ſich, nach dem Exempel der Alten und der guten franzöſiſchen Bücher, ohne dieſes Unding in der Natur behelfen, und dem Horaz gehorchen könne, der durchaus fünf Aufzüge verlangt. (?) Wie geht es doch immermehr zu, daß das Gute nicht beſtändig ſein kann, auch wenn es nun ſchon mit vieler Kunſt und Mühe eingeführt worden? Doch wie es Meiſter gegeben hat, die ſich eine Ehre daraus machten, den Tempel der Diana in ſehr vieler Zeit aufzubauen, ſo fand ſich auch endlich ein Heroſtratus, der die ſeinige darin ſuchte, daß er ein ſolch Wunder der Welt in Aſche legen konnte." Der rechte Heroſtratus zu werden war erſt Leſſing beſtimmt, aber die Nachwelt vergißt, wie bei dem Griechiſchen, die Strafe an ihm auszuüben, daß ſie ſeinen Namen nicht nennt.

Und eben dieſen Punct betrifft denn auch Marivaux' vorzüglichſte Einwirkung auf Leſſing. Zwar den Harlekin hat Leſſing nirgend angewendet, obgleich er Möſer's Aufforderung, ſein Vertheidiger zu werden, ſpäter in gewiſſem Sinne nachgekommen iſt; es wird an ſeinem Orte über dieſen ſcheinbaren Widerſpruch Rechenſchaft abgelegt werden. Aber es giebt in Leſſing's Jugenddramen eine andere Maske — das junge, intriguante, geſcheute, und mit

den Bedienten in Liebesverhältniſſen ſtehende Kammermädchen Liſette, das man, weil ſie wirklich in allen dieſen Stücken mit Ausnahme des Schatzes, der ganz ohne weibliche Rollen iſt, wiederkehrt, wirklich ſchon einen weiblichen Harlekin genannt hat. Sollte nun Leſſing dieſe Figur ſelbſt erfunden haben? Man kennt freilich die „zierliche Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig" und weiß auch wohl ungefähr, wie gewaltig bewußt dieſe Naivität iſt, doch würde es in die Seelengeſchichte des jungen Leſſing einen allzu eigenthümlichen Blick eröffnen, wenn er wirklich ſelbſt und ganz unabhängig dieſes Apercu gefaßt und zu einer der leitenden Ideen ſeiner Kunſtübung gewählt hätte, als daß man den Punct nicht genau unterſuchen müßte. Man wird ſchon vermuthen, daß dieſe Liſette aus Frankreich ſtamme: ſie iſt in der That dem Marivaux eigenthümlich, denn es findet ſich zwar beim Molière im amour medecin und in der école des maris, ſo wie auch beim Destouches ein Kammermädchen des Namens, das auch wohl die Rolle einer Anſtifterin ſpielt, aber ſie iſt hier älter, und ernſter und hat mehr den Charakter einer Vertrauten; das in mehr als einem Sinne des Wortes leichte Weſen, das wir oben beſchrieben, konnte erſt bei dem Naturaliſten Marivaux vorkommen; in der höhern Komödie hätte es gar keinen Platz gefunden; allenfalls könnte Holberg's Pernille Leſſingen zugleich vorgeſchwebt haben.

Das entſchiedenſte Document von Leſſing's Zurückgehen auf Marivaux in dieſer, wie auch noch in einer andern Beziehung, iſt der junge Gelehrte. Von dieſem Stücke, das wegen ſeines äußern Erfolges und der Aufmunterung die derſelbe Leſſingen gewährt, wohl als das merkwürdigſte unter ſeinen Jugenddramen betrachtet werden kann, ließe ſich eine ganze Geſchichte ſchreiben, wie man ſie von manchem bedeutenderen Werke möchte aufſtellen können. Ueberhaupt muß man bei demſelben vier Stadien unterſcheiden. Wir leſen es, wie es 1767 gedruckt wurde. Aber in dieſer Ausgabe ſind die 1754 und 55 zuerſt gedruckten Jugenddramen ſehr vielfältig verändert und verbeſſert; daß der Miſogyn hier zu einem dreiactigen Luſtſpiel umgearbeitet worden, und was in dieſem Sinne hinzugekommen, hat Lachmann angeführt; man möchte aber wünſchen, daß er auch die übrigen Abweichungen der Ausgabe von 1754 bemerkt hätte, denn wenn man dieſe nicht vor Augen hat, kann man namentlich über die Gründe, welche Leſſing jetzt zur Verwerfung des Damon und der alten Jungfer veranlaßten, und über das Verhältniß, in welchem dieſe Stücke zu den damals herausgegebenen in Wahrheit ſtehen, nicht im Klaren ſein. Ferner wird der junge Gelehrte 1754 gewiß nicht ſo gedruckt worden ſein, wie er 1748 von der Frau Neuberin aufgeführt worden, vielmehr dürfte er damals wie der Zeit, ſo auch der Manier nach, zwiſchen dem Damon und der alten Jungfer in der Mitte geſtanden haben. Und endlich iſt er gerade ſo, wie er in Leipzig ausgearbeitet worden, in Meißen noch keineswegs entworfen geweſen; wenn wir in Abzug bringen, was erweislich erſt in Leipzig hinzugekommen, ſo kann er urſprünglich nur wie eine kurze Skizze, etwa in der Weiſe des Damon, angelegt geweſen ſein. Leſſing ward zur Ausarbeitung deſſelben, nach dem Berichte des Biographen, ganz unmittelbar durch die Bühne in Leipzig veranlaßt. Ein ſogenanntes deutſches Original aus der Gottſched'ſchen Schule fand in Leipzig großen Beifall; Leſſingen aber ſchien es höchſt kahl und mager, und als man ihm dem Mund mit dem Gemeinplatze, Tadeln ſei leichter als beſſer machen, ſtopfen wollte, ſuchte er ſeine Schularbeit hervor, um das

letztere zu verſuchen, und zwar legte er ihm jetzt eine Geſchichte zu Grunde, die ſich eben jetzt in Leipzig zugetragen hatte. Ein junger Gelehrter daſelbſt bewarb ſich um einen Preis, den die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin ausgeſetzt hatte; er ſchickte ſeine Abhandlung ein, und äußerte viel Erwartung und Zuverſicht gegen ſeine vertrauten Freunde, aber als er einmal mit ihnen beiſammen war, kam die niederſchlagende Nachricht, ſeine Abhandlung habe gar keine Berückſichtigung gefunden. Und weiter wiſſen wir freilich nicht, was mit dem Stück in Leipzig vorgegangen. Allein der Druck von 1754 hat mehrere Partieen, die auf die genannte franzöſiſche Quelle hinweiſen. Die erſte Scene im préjugé vaincu könnte allenfalls ganz ebenſo zwiſchen Anton und Liſette vorgehen, und die sermens indiscrets müſſen Leſſing geradezu vorgelegen haben. Der junge Mann, welcher die Hauptrolle ſpielt, heißt Damis, es iſt ein Kabinet vorhanden, in welchem man ſich verſteckt. Damis will das ihm beſtimmte Mädchen durchaus nicht heirathen. Man leſe folgendes Stück der fünften Scene des erſten Actes:

Damis.

Mon père me presse de venir et me dit que je ne saurois, sur la fin de ses jours, lui donner de plus grande consolation, qu'en épousant Lucile; qu'il est ami intime de son père, que d'ailleurs elle est riche et que je lui aurai une obligation éternelle du parti qu'il me procure, et qu'enfin dans trois ou quatre jou , ils vont, son ami, sa famille et lui, m'attendre à leurs maisons de campagne qui sont voisines, et où je ne manquerai pas de me rendre à mon retour de Paris.

Lisette.

Eh bien?

Damis.

Moi, qui ne saurois rien refuser à un père si tendre, j'arrive et me voilà.

Lisette.

Pour épouser.

Damis.

Ma foi non, s'il est possible.

Lisette.

Quoi, tout de bon?

Damis.

Je parle très sérieusement, et comme on dit que Lucile est d'esprit raisonnable, et que je lui dois être fort indifférent, j'avois dessein de lui ouvrir mon coeur afin de me tirer de cette avanture-ci.

Lisette (riant).

Et quel motif avez-vous pour cela? Est ce que vous aimez ailleurs?

Damis.

N'y a-t-il que ce motif là qui soit bon? Je crois en avoir d'aussi sensés, c'est qu'en vérité je ne suis pas d'un âge à me lier d'un engagement aussi sérieux, c'est qu'il me fait peur et que j'aime à vivre sans gêne etc.

Weiterhin, da Damis die Lucile perſönlich kennen lernt, verliebt er ſich in ſie; an die Stelle dieſer Sinnesänderung ſetzte dann Leſſing die Grille ein Weib zu nehmen, das er nicht leiden könne, um darauf in einer Schrift de malis eruditorum uxoribus eine Stelle zu finden.

Die am weiteſten ausgreifende Benutzung hat freilich von Seiten Leſ-

ſing's ein Stück eines anderen franzöſiſchen Dichters, des de l'Isle, erfahren; nachdem Leſſing in ſeinen Entwürfen ungedruckter Luſtſpiele des italieniſchen Theaters in der theatraliſchen Bibliothek einen Auszug von dem Caprices du Coeur et de l'Esprit deſſelben gegeben, ſagt er IV. S. 393 hierzu: „Die Fabel dieſes Stückes hat mit der Fabel meines Freigeiſtes ſo viel Gleichheit, daß es mir die Leſer ſchwerlich glauben werden, daß ich den gegenwärtigen Auszug nicht dabei ſollte genutzt haben." Aber er ſetzt hinzu, er hoffe, daß ſie ihm wenigſtens eine fremde Erfindung auf eine eigene Art genutzt zu haben, zugeſtehen würden. Und in der That giebt ſich hierbei eine Eigenthümlichkeit kund, welche Leſſing von allen ſeinen Vorgängern unterſcheidet. In dem Stücke des de l'Isle haben wir zwei verlobte Paare, die ſich aber über's Kreuz lieben, weil man die gleichartigen Gemüther verbinden wollte, da doch nur ungleichnamige Pole einander anziehen. Leſſing faßte die Sache tiefer, er begnügte ſich nicht mit einem bloßen Gegenſatz der Temperamente, ſondern er legte den betheiligten Perſonen eine entgegengeſetzte Denkart in den wichtigſten Dingen unter, er machte den milden und ernſtgeſinnten zum Prediger, den Sanguiniker zum Freigeiſt und fand dadurch zugleich für die Bedienten derſelben im Anſchluß an Holberg einen beſtimmten Charakter heraus, in welchem die Tendenzen ihrer Heroen parodirt wurden, und dadurch machte er ſein Stück zu einer Meinungsäußerung über dieſe Dinge ſelbſt; er ſchreibt von eben dieſem Freigeiſt 1749, als er ſich ſeinem Vater gegenüber noch ſowohl wegen ſeiner dramatiſchen Schriftſtellerei, als auch wegen ſeinen religiöſen Anſichten verantworten mußte: „den Beweis, warum ein Komödienſchreiber kein guter Chriſt ſein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienſchreiber iſt ein Menſch, der die Laſter auf ihrer lächerlichen Seite ſchildert. Darf denn ein Chriſt über die Laſter nicht lachen? Verdienen die Laſter ſo viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verſpräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herrn Theologen leſen, ſondern auch loben ſollten, halten Sie mein Verſprechen für unmöglich? Wie, wenn ich eine auf die Freigeiſter und Verächter Ihres Standes machte?" Oder mit einem Worte, Leſſing verarbeitet nicht nur ſein ernſteſtes Denken und Sinnen und ſeine innern Erlebniſſe in ſeine Stücke — wie er nach ſeiner Ankunft in Berlin ganz entſchieden darauf hingewieſen war, ſich mit den franzöſiſchen Freigeiſtern in der Umgebung Friedrich's II. auf einen beſtimmten Fuß zu ſetzen, werden wir noch ſehen — ſondern es giebt ſich eben deshalb in ihnen auch kund, daß er nicht bloßer Dichter, nicht bloßer Belletriſt war, daß er alſo nicht blos in der Anſchauung ſogenannter rein menſchlicher Verhältniſſe und mannichfaltiger Gemüths- und Liebesgeſchichten lebe, ſondern mit mannichfaltigen wiſſenſchaftlichen Forſchungen beſchäftigt ſei und ſich dem ernſteſten Nachdenken hingebe, wo denn, wenn ſich bei ihm um dieſe Zeit, wie wir oben geſehen haben, Alles dramatiſirte, das, was ſich dramatiſirte, eben dieſe Gedanken ſein mußten. So haben wir dem jungen Gelehrten oben eine höchſt wichtige Stelle in ſeiner geiſtigen Entwickelungsgeſchichte beilegen müſſen, ſo gehören auch die „Juden" ganz und gar in dieſe Kategorie, wie ſie denn auch, wie unten berichtet werden wird, von verſchiedenen Seiten ganz in dieſem Sinne aufgenommen wurden, und wie ſehr dieſe Hineinarbeitung wichtiger Fragen des Lebens und der Wiſſenſchaft in der That ein Grundzug von Leſſing's dramatiſcher Auffaſſung geweſen, zeigt der Umſtand, daß ſie bei dem letzten ſeiner Stücke, dem Nathan, gerade am alleroffenſten zu Tage liegt.

Wie ganz übrigens Leſſing jetzt noch der franzöſiſchen Kunſtweiſe anhing, läßt ſich durch folgenden Umſtand auf das Schlagendſte belegen. Schon vor ſeiner Zeit war man in Deutſchland auch auf das engliſche Luſtſpiel aufmerkſam geworden; Riccoboni's Urtheil, daß die engliſche Bühne ungemein reich an den allerdramatiſcheſten Effecten, aber über alle Maaßen roh ſei, macht Gottſched zu dem ſeinigen; er weiſt in dieſem Sinne ſeine Jünger, denen es an Stoff nur allzu ſehr fehlte, auf das engliſche Theater wie auf einen Steinbruch hin, aus welchem ſie ſich das Nöthige holen möchten. Wirklich erſcheint jetzt eine Reihe von Ueberſetzungen aus dem Engliſchen*) die ſchwerlich ſo getreu ſein werden, daß ſie nicht vielmehr Bearbeitungen genannt werden müßten. Auch Leſſing hat aus dieſer Quelle geſchöpft; aber auch er, auf welchen ſpäter das engliſche Theater einen ſolchen Einfluß ausübte, daß er, von ſeinem Geiſte durchdrungen, das deutſche von der Herrſchaft des franzöſiſchen befreite, wußte jetzt noch nichts Beſſeres zu thun, als den engliſchen Stoff in franzöſiſche Formen zu faſſen. Man darf freilich nicht vergeſſen, daß Leſſing in Bezug auf das Luſtſpiel auch ſpäter die engliſche Manier niemals ſo unbedingt gebilligt hat, wie im Trauerſpiel; er ſagt in der Dramaturgie (VII. 67) bei Gelegenheit einer Vergleichung von Voltaire's Schottländerin und Colman's engliſcher Bearbeitung des Stückes, die in England nicht viel Glück gemacht, weil die Handlung nicht reich und verwickelt genug ſei, wir Deutſchen ſeien es ſehr wohl zufrieden, daß ſie es nicht in höherem Grade ſei, „die engliſche Manier in dieſem Puncte zerſtreut und ermüdet uns; wir lieben einen einfältigen Plan, der ſich auf einmal überſehen läßt. So wie die Engländer die franzöſiſchen Stücke mit Epiſoden erſt vollpfropfen müſſen, wenn ſie auf ihrer Bühne gefallen ſollen; ſo mußten wir die engliſchen Stücke von ihren Epiſoden erſt entladen, wenn wir unſere Bühne damit bereichern wollten. Ihre beſten Luſtſpiele eines Congreve und Wycherley würden uns ohne dieſen Aushau des allzu wollüſtigen Wuchſes unerträglich ſein.“ Aber in der Periode, mit welcher wir es hier zu thun haben, bleibt Leſſing dabei nicht ſtehen; er greift nur irgend eine Epiſode heraus und behandelt dieſe dann ganz nach ſeiner eigenen franzöſirenden Manier. Es iſt ſchon oben von einem „Leichtgläubigen“ die Rede geweſen, den er im Wetteifer mit Weiße entworfen; ein Theil des Entwurfs findet ſich unter den Breslauer Papieren (ſ. Nachträge zu Bd. II.). Der Stoff iſt wirklich dem Country wife des Wycherley entlehnt — ich kann es mir erſparen, einen Auszug aus dieſem über alle Begriffe ſittenloſen Stücke zu geben, da ſich unter Leſſing's Papieren ſelbſt etwas findet, was ungefähr dieſelben Dienſte leiſten kann (ſ. Nachträge zu Bd. XI); es iſt aber nicht die Haupthandlung des Stückes, was Leſſing hier

*) Es liegen vor mir aus der Gottſched'ſchen Bibliothek in Weimar: 1) der aufgebrachte Ehemann, oder eine Reiſe nach London. Ein Luſtſpiel, wie ſolches auf dem königlichen Schauplatz zum öfteren vorgeſtellt worden, in fünf Handlungen, entworfen von Vanbrugh und Herrn Cibber. Aus dem Engliſchen überſetzt. Frankfurt und Leipzig 1748. 2) Der ſorgloſe Ehemann, ein Luſtſpiel aus dem Engliſchen des Colley Cibber überſetzt. Göttingen, verlegts Abram Vandenhoeck, Univerſitätsbuchdr. 1750. 3) Der Anatomiſt, oder par Force Doctor. Ein Luſtſpiel in drei Handlungen, entworfen von Herrn Ravenscroft. Aus dem Engliſchen überſetzt. Frankfurt und Leipzig 1748. 4) The conscious lovers, das iſt, die ſich mit einander verſtehende Liebhaber. Ein Schauſpiel vom Ritter Richard Steele in Engliſcher Sprache geſchrieben und nach der Londoner Ausgabe von 1723 in das Deutſche überſetzt von Geandern von der Oberelbe 1752.

bearbeitet, ſondern eine Nebenhandlung, die bei Wycherley ganz im Hintergrunde ſteht, und der Leſſing'ſche Entwurf zeigt eben ſo viel franzöſiſche Dürftigkeit, wie das Stück des Wycherley engliſche Ueberladung, überdies wird ein Marivaux'ſches Bedientenpaar, Johann und die beliebte Liſette, eingeführt, in deren Händen die ganze Intrigue ruht, der Umſtand, daß die junge Wittwe durch ein Teſtament gebunden iſt, ſcheint dem Legs des Marivaux entlehnt zu ſein; endlich wird hier mit dieſer ganzen falſchen Freundſchaft des Courtal*) gegen den Woldemar in dem Verhältniß zu der jungen Wittwe nur eine Variation von dem Erſtlingsſtücke „Damon" aufgeſpielt. Ein ähnliches Verhältniß findet in einigen andern Stücken ſtatt. In dem Plan zum guten Mann verweiſt Leſſing ſelbſt auf den double dealer des Congreve. Hier ſchließt er ſich freilich an die Haupthandlung des Engländers an, aber er vereinfacht dieſelbe auf franzöſiſche Weiſe. Ein Herr Plyant (Triffel bei Leſſing), ſeine zweite Frau und ſeine Tochter aus erſter Ehe, Cynthia (Flora) bilden den Mittelpunkt beider Stücke; Mellefont (Valere) ein ehrlicher Mann, der auch Gegenliebe findet, und Maskwell (Thimant), ein Intriguant, bewerben ſich um die Hand des Mädchens; der erſtere trägt ſie davon. So weit ſtimmen beide Stücke überein. Aber bei dem Engländer iſt Maskwell in Allem die Hauptperſon, wie denn auch von ihm die Komödie den Namen hat. Maskwell läßt durch eine Lady Touchwood, eine Tante des Mellefont, mit welcher er in ehebrecheriſcher Vertraulichkeit lebt, und die auch Mellefont zu verführen geſucht hat, die Lady Plyant überreden, der letztere habe es eigentlich auf ſie und gar nicht auf ihre Stieftochter abgeſehen, um dadurch ſeine Verbindung mit der letztern zu hintertreiben; endlich wird er, nach vielen andern Schurkenſtreichen, mit der Lady Touchwood auf der That ertappt und ſo entlarvt, während indeſſen ein Freund des Mellefont, Careleß, der Lady Plyant den Hof gemacht und ſie damit beſchäftigt hatte, ſo daß ſie bei ihrem ſchwachen Gatten nicht ernſtlich gegen Mellefont wirken konnte. Dagegen läßt Leſſing gerade im Gegentheil die ganze Intrigue des Thimant darin beſtehen, daß er der Frau Triffel den Hof macht, die dann ſich von ihm geliebt glaubt; Liſette, das Dienſtmädchen der Frau Triffel, iſt auf ſeiner

*) Bekanntlich haben die engliſchen Dichter der ſpätern Periode die Manier, den Charakter ihrer Perſonen durch den Namen derſelben andeuten zu wollen, oder das Individuum mit ſeinem Appellativum zu benennen, und zwar nicht auf humoriſtiſche Weiſe, wie Shakeſpeare in ſeiner Doll Tearsheet, ſondern mit tödtender Ernſthaftigkeit, indem z. B. im Kaufmann von London der redliche und wohlmeinende Principal des Barnwell, Mr. Thorowgood (Hr. Kreuzbrav) heißt, was denn im Leſſing noch in dem Herrn von Modiſch, Herrn von Gutherz des Luſtſpiels „der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck" nachgeahmt worden iſt. Daß dieſe Gewohnheit, vermöge deren die poetiſchen Geſtalten zu Apothekerbüchſen werden, deren jede ihre Etiquette trägt, und der Leſer ſich ſogleich desorientirt fühlen muß, ſobald der Dichter aus irgend einer von ihnen etwas einzuſchenken verſucht, was nicht darauf geſchrieben ſteht, Leſſingen bald als geiſtlos erſchienen ſein werde, ließ ſich erwarten, aber er hat auch hieraus Vortheil zu ziehen gewußt: er behält nämlich die engliſchen Namen der Art bisweilen bei, wodurch er, da dieſe auch von denjenigen, welche ſie verſtehen, in deutſchen Schriften niemals vollkommen als Appellativa aufgefaßt werden werden, eine Anzahl von Eigennamen gewinnt, die wie Zunamen klingen und doch nicht an dieſen oder jenen Herrn Müller oder Meier aus unſerer Bekanntſchaft erinnern. So hier Courtal (Court-all), im „Miſogynen" Wombshäter, im „guten Mann" Triffel (trifle).

Seite; die Gegenmine der Liebenden beſteht darin, daß auch hier der Frau Triffel ein Eisbeo gegeben wird, der nun überdies den Thimant bei ihr ausſticht, es iſt aber eine frühere Geliebte des Thimant, Cynthia*), welche denſelben nicht verlieren will, als Phyllander verkleidet; ſie bekommt dieſelben Scenen, welche im Engliſchen Careleß hat; Liſette, die hier freilich wider Gewohnheit die Ueberliſtete iſt, ſchließt das Stück, wie ſie es begonnen hat. — Auch bei den unvollendeten Entwürfen, „die Witzlinge" und „die aufgebrachte Tugend," ſcheinen engliſche Stücke zu Grunde zu liegen; es hat mir aber nicht gelingen wollen, ſie ausſündig zu machen, läßt ſich doch kaum erkennen, wie es mit den Entwürfen überhaupt gemeint war, wie denn Leſſing ſelbſt 1768 (XII. 211) von ſeinen „Sudeleien von entworfenen Komödien" ſchreibt: „Ich weiß oft ſelbſt nicht mehr, was ich damit gewollt, ich habe mich immer ſehr kurz gefaßt und mich auf mein Gedächtniß verlaſſen, von welchem ich mich nunmehr betrogen ſehe."

Endlich hat Leſſing auch ein franzöſiſches Luſtſpiel zu ſchreiben angefangen: Jadis, comédie en un acte, Berlin 1750, mit dem Motto: laudator temporis acti Horat. Karl Leſſing meint im theatraliſchen Nachlaß, dies ſei wohl nur eine Stylübung geweſen, und alſo nicht zur Herausgabe beſtimmt, aber ſich mit dergleichen abzugeben, hätte Leſſing wohl in jener Periode wenig Zeit und Luſt mehr gehabt, das Manuſcript ſtellt ſich auch ganz ſo dar, wie die übrigen, bei welchen er ſchriftſtelleriſche Zwecke im Auge hatte, endlich ſpricht dafür, daß dieſe auch hier nicht fehlten, der Umſtand, daß Leſſing in dem Stücke von den Hugenotten als einer fremden Secte ſpricht, und alſo für einen Katholiken gehalten ſein will. Was wäre es auch Beſonderes, wenn er einen Augenblick auf den Gedanken gekommen wäre, im franzöſirten Berlin eine franzöſiſche Schrift drucken zu laſſen, ſo wie ſpäter Mylius in London mit einer engliſchen auftrat; einen Freund, der ſich einer Durchſicht des Manuſcripts in ſprachlicher Beziehung ſehr gern unterzogen haben würde, hatte Leſſing ja in jenem Richier de Louvaine zur Seite, von welchem ſpäterhin noch die Rede ſein wird.

So viel von Leſſing's Luſtſpielen aus dieſer Periode. Kürzer kann ich mich in Bezug auf die Fragmente von Trauerſpielen faſſen, die uns aus ihr vorliegen, denn hier ſteht Leſſing noch ganz auf franzöſiſchem Standpuncte; der Hannibal des Marivaux, den er in Gemeinſchaft mit Weiße überſetzt hat**) und mit welchem beide ihre tragiſche Laufbahn eröffneten, iſt, wie ſich denn von dieſem Luſtſpieldichter in dieſer Form nichts anders erwarten ließ, gerade die allerhölzernſte aller hölzernen franzöſiſchen Tragödien, man höre nur: Es iſt Hannibal beim Pruſias. Hannibal hat ſich, um irgendwo feſten Fuß zu faſſen, mit der Laodice, der Tochter deſſelben, verlobt. Dieſe liebt aber Flaminius, den römiſchen Heerführer, der Hannibal's Auslieferung zu

*) Es iſt ein feiner Kunſtgriff von Leſſing, wo er fremde Arbeiten benutzt, die Namen der Perſonen zu verwechſeln; die Vergleichung wird dadurch ungemein erſchwert und iſt nur bei ſcharfer Aufmerkſamkeit und faſt nur bei ſchriftlicher Aufzeichnung beider Plane möglich; wir werden ihn daſſelbe Verfahren auch noch bei Goldoni's Erede fortunata beobachten ſehen.

**) Der Anfang dieſer Ueberſetzung findet ſich unter den Breslauer Papieren; wenn er auch den Catilina des Crebillon zu überſetzen angefangen, ſo hat auch dies noch andere Beziehungen, wovon unten.

fordern kommt; der römiſche Senat hat ihn autoriſirt, für ſich um Laodice — er liebt ſie ſeit lange — anzuhalten, um den König um ſo eher zu bewegen; Laodice iſt im Voraus in Rom naturaliſirt. Hannibal giebt Laodice, da er ihre Neigung bemerkt, ihr Wort zurück, und ſie verlangt von Flaminius als Preis ihrer Einwilligung, daß er Hannibal retten ſolle; das kann er nun als Römer nicht, aber da Pruſias den Hannibal verrathen will, theilt er dies ſelbſt dieſem mit und fordert ihn auf, ſich freiwillig zu ergeben. Dieſer jedoch hat ſchon Gift genommen. Flaminius wird von Laodice verabſchiedet. Nichts deſto weniger haben die eigenen Verſuche Leſſing's ihr Eigenthümliches, in welchem wir, denen nun einmal die Werke vorliegen, durch die er ſich von jenen Feſſeln des Alexandriners, der drei Einheiten und aller der ſonſtigen hergebrachten Obſervanzen losmachte, immer eine Hindeutung auf eben dieſe Werke erkennen können.

Zuerſt kommt hier „Giangir oder der verſchmähte Thron," mit dem Datum 1748 den 17. April (II. S. 420) in Betracht. Dieſes ganz rohe Fragment ſieht nicht danach aus, als könnte ſich ihm irgend Etwas abgewinnen laſſen. Gleichwohl iſt es inſofern nicht unwichtig, als Leſſing hier einen Stoff behandelt, den auch Weiße gewählt hat. Das Trauerſpiel „Muſtapha und Zeangir" im zweiten Bande des Beitrags zum deutſchen Theater hat dieſelbe Geſchichte zum Inhalt. Hier giebt auch Weiße die Quellen an, aus denen ſie geſchöpft ſei: des de Thou Geſchichte ſeiner Zeit und des Busbecq epistolae turcicae, letztere nur, um etwas mehr Gelehrſamkeit zu zeigen, denn de Thou weiſt zwar auf dieſe zurück, gerade aber die Kataſtrophe, auf die es hier ankommt, iſt ſeiner Darſtellung eigen. Soliman der Zweite hatte einen Sohn, Muſtapha, aus erſter Ehe oder von einer früheren Beiſchläferin, und eine neue Concubine Namens Roxelane, die, nach Art der Stiefmütter, den Sohn ſehr haßte und ihre Söhne, deren ſie von Soliman mehrere hatte, und von denen der jüngſte Zeangir (bei de Thou, Giangir bei Busbecq) war, in den Vordergrund zu ſchieben ſuchte. Es gelang ihr mit Hülfe eines Schwiegerſohnes Ruſtan, eines höchſt herrſchſüchtigen Menſchen, den Muſtapha beim Sultan anzuſchwärzen; es wird ein Brief geſchmiedet, aus welchem hervorgehen ſoll, daß Muſtapha mit dem Könige der Perſer gegen ſeinen Vater verſchworen ſei. Muſtapha wird mit ſeinem früheren Erzieher und jetzigen Rathgeber, Amaſias — Temir bei Leſſing, Achmet bei Weiße — auf Befehl des Soliman im Jahre 1553 ermordet; ſein jüngſter Stiefbruder, Zeangir, der ihn zärtlich liebt, nimmt ſich ſelbſt das Leben. Man würde vielleicht ohnehin nicht daran zweifeln, daß Leſſing, der in alten Büchern jedenfalls ſchon damals mehr herumzuſtöbern gepflegt haben wird als Weiße, den Stoff gefunden, aber der Umſtand, daß beide Bearbeitungen in einer Wendung der Sache zuſammentreffen, von welcher bei de Thou gar nicht die Rede iſt, beweiſt, daß Weißen, obgleich ſein Stück erſt 1760 geſchrieben iſt, Leſſing's Verſuch vorgelegen*). Dies iſt eine Thronverſchmähung von Seiten Zeangir's, des jüngſten der Brüder, welcher bei de Thou überdies ſo wenig zum Thron-

*) Es müßte denn ſein, daß beide Dichter den Muſtapha und Zeangir von Bélin, der, nach der Correspondance de Grimm 1777 Februar, im Jahr 1705 aufgeführt worden und an dem die Herzogin von Bouillon viel Antheil gehabt haben ſoll, vor Augen gehabt hätten — worüber ich, in Ermangelung des Stückes, nicht entſcheiden kann.

folger bestimmt erscheint, daß sein Ende vielmehr mit diesen Worten erzählt wird: Mustafae crudeliter adeo interfecti casum alterius fratris morte fortuna cumulavit, nam pater, ut Zeangiri illuderet, quem sciebat summo amore fratrem prosequi, in tentorium eum, ut Mustafam videret, vocari iubet, qui obvia laetitia fratrem complexurus ut iacentem humi conspexit, adeo facti indignitate commotus est, ut deplorata primo innocentis iuxta ac generosi iuvenis morte, et immanitate patris gravissimis ac contumeliosis verbis incusata, postremo, ne tanto dolori diutius superesset, pugione in viscera adacto in mortui pectus incumberet, ut, quos fati invidia tam cito dissolvisset mors quamlibet praematura coniungeret. Wäre nur Weiße im Uebrigen auch Lessing's Anordnung gefolgt. Aber er begnügt sich, die Geschichte, wie sie bei de Thou erzählt wird, zu dialogisiren, während es doch für uns unwahrscheinlich bleibt, und wenn es sich auch unter türkischen Barbaren tausendmal wiederholt hätte, daß ein Vater einen geliebten Sohn, ohne ihn vorher zu hören, verurtheilt; Lessing dagegen motivirt dies psychologisch sehr gut, indem er dem Mustapha ein Verbrechen vorwerfen läßt, für welches man nicht auf Untersuchung, sondern auf Rache zu sinnen pflegt, und von einer Person, deren Aussage allein Beweis genug zu sein scheint: Roxelane giebt vor, der Stiefsohn habe ihrer Ehre nachgestellt. Es findet hier ein ganz ähnliches Verhältniß zwischen den Stücken der beiden Dichter statt, wie zwischen ihren Matronen von Ephesus, die sie auch beide in ihren Studentenjahren entwarfen, nur daß hier die Lessing'sche Bearbeitung die bei Weitem spätere war; denn noch 1769 fragt K. Lessing, ob das Stück nicht bald fertig sei (XIII. 169), und aus dieser Zeit mag auch das erhaltene Fragment stammen. Weiße hatte auch hier, wie schon oben erwähnt, die Geschichte ganz gelassen, wie sie überliefert wird, während Lessing im 36. Stück der Dramaturgie alle bisherigen Bearbeitungen tadelt und hinzusetzt: es müsse die dramatische Bearbeitung den Ausgang der Petronischen Fabel behalten und wieder nicht behalten, die Matrone müsse so weit gehen und wieder nicht so weit, und darüber eine Erklärung an einem andern Orte verspricht. Hölscher in dem Programm L. als Dramatiker (Siegen 1842) bekennt, nicht zu wissen, wo diese Erklärung sich finden möge. Wo anders als in der Bearbeitung des Stoffes, der von Lessing's Hand vorliegt; hier wird der sonst ganz unbegreifliche und schlechterdings unleidliche Leichtsinn des Weibes dadurch psychologisch begründet, daß der neue Geliebte sich für einen vertrauten Freund ihres verstorbenen Mannes ausgiebt und in ihre Klagen einstimmt, was denn natürlich sogleich eine Annäherung zu Wege bringt. — Uebrigens ist in Betreff des Giangir noch zu bemerken, daß wenn das Fragment in reimlosen Alexandrinern geschrieben vorliegt, dies nicht ohne Weiteres dem Umstande zuzuschreiben ist, daß es nur ein ganz roher Entwurf sei; denn in der That wurden in der Uebergangszeit, da den Leuten bei den gereimten Alexandrinern nicht mehr ganz wohl ward und der fünffüßige Jambus noch nicht adoptirt war, unter anderm auch solche Verse versucht; wovon in einem spätern Zusammenhange ein Mehreres.

Ungleich merkwürdiger ist das Fragment eines Trauerspiels Samuel Henzi, welches Lessing 1753 im zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten seiner „Briefe" veröffentlicht hat — etwa nach dem Beispiel des Destouches, der in ähnliche halb fingirte Briefe unter anderm eine Uebersetzung einiger Scenen aus Shakespeare's Sturm verarbeitet — welches aber, wenn wir dem

Titel (III. 331) Glauben ſchenken, ſchon 1749 wenigſtens begonnen iſt. Einen ſchlagendern Beleg für ſeinen damaligen Standpunct, auf dem er das Neue zwar bereits ahnte, es aber noch in den Formen des Alten verwirklichen wollte, könnte es kaum geben.

Nämlich das Fragment des Henzi iſt zwar in gereimten Alexandrinern geſchrieben, und daß es beabſichtigt war, in dem Stücke die Einheit der Zeit und des Ortes ſtreng aufrecht zu erhalten, und zwar letzteres mit großem Zwang, denn die ganze Verſchwörung ſpielt ſich in einem Saale des Rathhauſes ab, erklärt Leſſing ſelbſt (III. 343). Gleichwohl ſind in ihm zwei der wichtigſten Obſervanzen der altfranzöſiſchen Tragödie verletzt. Bei dieſer war es vor allen Dingen auf Hoheit und Würde abgeſehen, die jede Vertraulichkeit von ſich wieß. Daher finden wir es ausdrücklich als Regel ausgeſprochen, ſie müſſe entweder in entfernten Zeiten oder an entfernten Orten ſpielen — und in der That gehören die von den franzöſiſchen Tragikern bearbeiteten Stoffe alle entweder dem Alterthum und dem nichtfranzöſiſchen Mittelalter, oder der Türkei an. Dagegen behandelt der Henzi eine Geſchichte, welche erſt in dieſem Jahre 1749 und in der Mitte von Europa, im Canton Bern, vorgefallen war*). Aus demſelben Princip geht hervor, daß die Tragödie nur Perſonen von hohem Stande vorführen ſolite, Könige, Fürſten, mindeſtens hohen Adel, wie man denn bekanntlich, abgeſchmackt genug, ſo eintheilte, daß, wie ſchon Harsdörffer geſagt hatte**), dem bäuriſchen Nährſtande das Waldgedicht und Schäferſpiel, dem bürgerlichen Wehrſtande das Freuden- oder Luſtſpiel, dem fürſtlichen Ehrſtande aber der Roman ſammt dem Trauerſpiele entſprechen ſollte — aber im Henzi haben wir es lediglich mit bürgerlichen Leuten zu thun. In beiden Beziehungen haben wir hier alſo bereits einen eigenthümlichen Anſatz zu einem in dieſem oder jenem Sinne bürgerlichen Trauerſpiele, in welchem das uns innerlich und äußerlich Nahellegende, das was wir zu Hauſe haben, wie Schiller ſagt, zu behandeln ſei, und in der That heißt es in den ſchon

---

*) Man findet die ausführliche Erzählung in der Fortſetzung von Müller's Schweizergeſchichte (Müller's Werke Bd. 29 S. 479—540). Ich gehe auf ſie nicht weiter ein; ein kunſthiſtoriſches Intereſſe hat nur die Vergleichung eines Drama's mit der Darſtellung des Stoffes, die dem Dichter ſelbſt vorgelegen, und hier hatte Leſſing (III. 330) nicht blos aus „den öffentlichen Nachrichten," ſondern auch aus mündlichen Erzählungen geſchöpft, ſo daß alſo ſeinen Quellen weiter gar nicht nachgegangen werden kann. Nur das Eine mag hier zur Ergänzung hinzugefügt werden, daß Henzi ein ſehr gebildeter Mann geweſen ſein muß; in S. G. Lange's horaziſchen Oden 1747 findet ſich eine, die an ihn gerichtet iſt; es heißt hier unter anderm:

Die Muſen gaben Dir ihr reines Spiel,
Dein ſtarker Schwung eilt zu der Sternenbühne,
Ich greife auf der ſchwächern Leyer nur
Das Echo Henzi'ſcher Töne.

Es ſcheint alſo, als ob der Mann ſich bei den Litteraturbeſtrebungen jener Zeit, denen er die Erhaltung ſeines Andenkens in weiteren Kreiſen verdankt, ſelbſt betheiligt hatte; auch führt dieſes Verhältniß zum Lange'ſchen Kreiſe, zu welchem auch Sulzer gehörte, auf die Vermuthung, daß Leſſing die mündlichen Nachrichten über Henzi von dieſem erhalten habe. — Außerdem hatte Henzi auch ein philoſophiſches Intereſſe; jenen Leibnitziſchen Brief über das principium minimae actionis, der den Streit zwiſchen Maupertuis und König herbeiführte, hatte der letztere von ihm erhalten.

**) Tittmann, die Nürnberger Dichterſchule S. 55.

angeführten Neuen Erweiterungen 1755 (IV. S. 124) über dieſes Stück: wenn die Benennung eines bürgerlichen Trauerſpiels ſtattfinden ſolle — ich werde ſpäter näher erörtern, woher dieſe ſtammt — paſſe ſie einzig auf dieſes Stück. Der Kaufmann von London dürfe nicht ſo heißen, — wie in derſelben Zeitſchrift behauptet worden war, denn im Trauerſpiele verlange man Heiden, bürgerliches Trauerſpiel möge heißen, was bürgerliche Helden vorführe, wie Cato, Henzi u. dgl. Und wenn auf dieſe Weiſe das Stück in mehrfacher Beziehung dem hohen Style nicht entſpricht, ſo wird man auch in Sprache und Diction eine größere Ungezwungenheit und Innigkeit wahrnehmen, als damals im Trauerſpiele gebräuchlich war.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß dem ſo iſt, denn es iſt kein geringer Mann geweſen, der Leſſing zu dieſem Trauerſpiel angeregt hat. Im Jahre 1741 hatte ein Hr. v. Bork Shakeſpeare's Julius Cäſar in Alexandrinern überſetzt; ich habe an einem andern Orte *) über dieſe Arbeit Bericht erſtattet. Sie hat Leſſingen, dem ſie erſt in Berlin, wo ſie gedruckt iſt, bekannt geworden ſein mag, beim Henzi vorgeſchwebt. Dies erhellt zuvörderſt aus den Geſichtspuncten, die er bei dem Stücke im Auge hatte. „Ich will Ihnen ſagen," ſchreibt er III. 343 ſeinem Correſpondenten, „was meine Abſicht damit war. Sie war dieſe: den Aufrührer im Gegenſatze mit dem Patrioten, und den Unterdrücker im Gegenſatze mit dem wahren Oberhaupte zu ſchildern. Henzi iſt der Patriot, Dueret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, und dieſer oder jener Rathsherr der Unterdrücker." Das ſieht vollkommen aus, wie eine Reflexion über den Julius Cäſar, wie eine Aufſtellung der Kategorien, von denen man bei Beurtheilung der Sache auszugehen habe; dieſe mochte Leſſingen ſchon früher, als er den Cäſar las, klar geworden ſein **), und nun erſchien ihm die Geſchichte des Henzi als diejenige Epiſode, welche ſich in der neueſten Geſchichte am beſten dazu eigene, in einem Trauerſpiel behandelt zu werden, denn hier traten, wenigſtens wie man Leſſingen die Begebenheiten dargeſtellt hatte, dieſe Kategorien beinahe ganz nackt hervor. Ja noch mehr, Leſſing fährt fort: „Henzi als ein Mann bei dem das Herz eben ſo vortrefflich als der Geiſt war, wird von Nichts als dem Beſte des Staates getrieben; kein Eigennutz, keine Luſt zu Veränderungen, keine Rache beſeelt ihn; er ſucht nichts als die Freiheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und ſucht es durch die allergelindeſten Mittel, und wenn dieſe nicht anſchlagen ſollten, durch die allervorſichtigſte Gewalt." Iſt das nicht ganz und gar der Charakter des Brutus? Und ſo erinnern Wernier an den Caſſius, Ducret an den Antonius des Shakeſpeare, und Steiger, welcher ſich am Schluſſe Henzi's eben ſo eifrig annimmt, wie Henzi ſich Steiger's annimmt, repräſentirt den Cäſar, inſofern er nicht hätte ermordet werden ſollen. Und daß dies nicht leere Combinationen ſind, erhellt aus den Worten Leſſing's, wo er von den in dem Stücke beobachteten Einheiten ſpricht:

*) Gottſched und ſeine Zeit S. 148.

**) Wahrſcheinlich iſt auch der Entwurf, das befreite Rom, welcher die That des ältern Brutus behandelt, aus dieſer Anregung hervorgegangen; die Pöbelſcenen und die „Poſſen" des Brutus hatte Leſſing wenigſtens nicht den Franzoſen abgelernt; auch finden ſich hier Reden des Collatinus und Brutus an's Volk, die an die des Brutus und Antonius bei Shakeſpeare erinnern.

„Gewisse große Geister würden diese Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzet haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen.“ Ferner zeigt ein Gedicht (I. 66) die wider den Cäsar verschwornen Helden — die hier gebrauchten Namen kommen alle bei Shakespeare vor — daß Lessingen um diese Zeit die Geschichte in frischem Andenken gelegen; er ironisirt sie hier wie Anderes, mit dem er sich ernstlich beschäftigte, ja darin, daß Brutus hier in dritter Person von sich spricht*), kann man eine Reminiscenz an den Shakespeare'schen Gebrauch finden. Endlich erinnert auch das Fragment selbst mehrfältig an das Shakespeare'sche Stück; der erste Auftritt ist ganz offenbar durch die erste Scene zwischen Brutus und Cassius hervorgerufen, während zugleich der Freund Wernier die Rolle der Portia spielt; außerdem dürften die Art des Deliberirens und die sorgfältig gearbeiteten Reden dem Shakespeare abgesehen sein, und selbst der Alexandriner hat in seinem gewichtigen Fall und seiner gedankenschweren Prägnanz den des v. Bork zum Muster, auf den freilich die Eigenschaften des Originals nicht ohne Rückwirkung bleiben konnten; ich verweise dafür auf die am angeführten Orte von mir gegebenen Proben.

Das Fragment des Henzi wurde von dem sachkundigsten Beurtheiler, von Michaelis, sogleich in seinem Werthe erkannt. Dieser sagt in der bereits oben angeführten Recension des I. und II. Bandes von Lessing's Schriften (Götting. gel. Anz. 1753 d. 31. Dec.): „Der Anhang des Trauerspiels Samuel Henzi, so im 2. Theile S. 148—180 stehet, hat alles Vorige übertroffen. Eine Probe können wir davon nicht geben, denn alles ist Probe: der Affect ist unnachahmlich stark, die Kürze und das Ende ist uns recht verdrießlich gewesen, und wenn Herr L. unsere Bitte bei sich gelten lassen will, so wird er es uns bald ganz zu lesen geben.“ Später entwickelte sich über das Stück eine Journalpolemik. 1754 d. 23. März kommen die Götting. gel. Anzeigen noch einmal auf den Henzi zurück: es sei eine anderweitige Anzeige eingelaufen, in welcher das Stück nach dem wahren historischen Verlauf beurtheilt werde, ohne Zweifel von Haller, der seit 1745 Mitglied des großen Raths in Bern war. Hier heißt es: die Charaktere der Personen und Völker müßten in der Tragödie immer beibehalten werden; dies gelte selbst vom Alterthum, „wenn man aber eine andere Geschichte beschreibet, so hat man eine noch viel größere Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen. Und hier hat Hr. L. gar sehr gefehlt, ob wir wohl ganz gerne diesen Fehler auf diejenigen mündlichen Nachrichten zurückschieben, die er zum Grunde des Trauerspiels gelegt hat. Wir sind aber der Wahrheit und Gerechtigkeit schuldig, die Charaktere der unglücklichen Verschwornen nach der Natur abzuschildern, weil sie unser Dichter zum Nachtheil einer beträchtlichen Republik verstellt hat. Es ist actenmäßig durch die Bekenntnisse der Schuldigen erwiesen, daß Micheli Dueret, der eben damals schon in einem freien Gefängnisse war, nicht der Urheber der blutigen Rathschläge ist, die man in Bern hat ausführen wollen. Er war und ist noch ein Enthusiast für die Democratie, und er gab den Verschwornen Räthe, aber nicht so grausame. Die grausamen Anschläge sind in Fuetter's, Wernier's und an-

*) Wenn Cäsar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Rache zieh'n.

derer Gehirne theils ausgebrütet und theils gehegt worden, und Henzi hat sich denselben gar nicht widersetzt. Er war dabei so wenig ein Mitglied des Rathes oder seines Amtes beraubt, als einer der andern, und sie hatten alle wohl Ursache, wenn es ohne Laster hätte geschehen können, eine Veränderung ihrer Umstände zu wünschen. Wernier's Charakter ist unendlich verstellt, und Micheli hat niemals daran gedacht, die Zusammenverschwörung zu offenbaren. Wir wollen das Unglück schonen, und diejenigen, die ihre Uebelthat mit ihrem Blute bezahlt haben, in ihrem bedauerlichen Grabe ruhen lassen, sonst könnten wir Alles in ein helleres Licht setzen, und zumal vom Henzi ganz andere Gemüthseigenschaften erinnerlich machen als ihm der Hr. L. zuschreibe." Aehnliche Reclamationen erhob Füeßli, wahrscheinlich der Historiker, im vierzehnten Bande des Hamburgischen Magazins; es wird hier geltend gemacht, daß Henzi nicht als ein Patriot, sondern als ein Rebell anzusehen sei, auch habe Lessing die Gründe der Empörung unrichtig angegeben, wogegen ihn denn wiederum die Neuen Erweiterungen in dem schon angeführten Aufsatze vertheidigen. Hatten doch die Herren in Bern selbst, als das Gerücht zu ihnen drang, es werde ein Trauerspiel über diesen Gegenstand erscheinen, unter dem 8. Januar 1751 im Voraus beschlossen, dasselbe zu unterdrücken *).

Wenn sich außer diesen Werken in Lessing's theatralischem Nachlaß aus jener Zeit noch ein Stück eines Schäferspiels und ein Theil einer Possenoper findet, so sind diese jedenfalls nur als untergeordnete Abfälle zu betrachten. Ob das Schäferspiel „die beiderseitige Ueberredung," besser oder schlechter geworden wäre als die Schäferspiele des Gärtner, Gellert, Rost und Mylius, ist aus dem kurzen Fragmente nicht zu ersehen; Lessing's Stärke hat jedenfalls anderwärts gelegen. Die „Tarantula" aber ist eine Verspottung der Opern desselben Leopoldo di Villati, poeta di sua Maestà — er war zu jener Zeit, nach einer Notiz in der Allg. deutschen Bibliothek (Bd. LXI. 2. S. 418) Verfertiger von Operntexten für das Berliner Theater — dessen Imprimatur Lessing boshafter Weise auf den Titel gesetzt hat.

*) Joh. v. Müller's Werke Bd. 29. S. 532.

Drittes Buch.

Berlin und Wittenberg.

1748—1752.

Erſte ſchriftſtelleriſche Werke in Proſa.

Erſtes Kapitel.

Leſſing's Ueberſiedelung nach Berlin ſtand, wie ſich leicht denken läßt, mit den Wünſchen ſeiner Aeltern in geradem Widerſpruch. Seine Briefe an ſie enthalten den Reflex ihrer Vorwürfe; das Mißtrauen, welches er durch ſein eiliges Erſcheinen in Kamenz dreiviertel Jahr vorher beſchwichtigt hatte, ſcheint in ganzer Stärke wieder erwacht zu ſein. Beſonders iſt's wieder die Mutter geweſen, welche wegen der ſittlichen Wohlfahrt des Sohnes in dem verführeriſchen und freigeiſtiſchen Berlin und vollends in Geſellſchaft des verruchten Myliuſ beſorgt war; in einem ſpätern Briefe an den Vater beklagt ſich eine lateiniſche Stelle darüber, daß derſelbe ſich von ihr in dieſer Sache beſtimmen laſſe: Cave ne de muliebri odio nimium participes. Sogleich der erſte Brief aus jener Periode iſt ein langes Rechtfertigungsſchreiben an ſie, vom 20. Jan. 1749, das über ſein ganzes bisheriges Leben Rechenſchaft ablegt; ich habe ſchon mehrere Stellen aus demſelben benutzt, und dies wird noch öfter geſchehen. Ferner ſehen wir, daß der Vater entſchieden verlangt, er ſolle nach Hauſe kommen, er wolle ja nach Wien gehen, um da Komödienſchreiber zu werden — ohne Zweifel hatten die Aeltern gehört, daß er mit den Schauſpielern befreundet ſei, die dahin gegangen — und was faſt noch ſchlimmer, die Religion zu wechſeln, in Wittenberg habe er nichts als Komödien gekauft, während er doch — was Leſſing entſchieden zurückweiſt — in Kamenz verſprochen, nie mehr dergleichen zu machen oder zu leſen, in Berlin müſſe er Hunger und Kummer leiden, was er von Gelegenheiten geſchrieben, hier unterzukommen, ſeien lauter Lügen u. ſ. w. Dabei fehlt es denn auch nicht an Beweiſen, daß ein Komödiendichter kein guter Chriſt ſein könne, es wird hinter Leſſing's Rücken bei dieſem oder jenem Umfrage nach ihm gehalten, und was für ängſtliche Geberden die Henne ſonſt zu machen pflegt, wenn die von ihr ausgebrütete Ente es ſich einfallen läßt, ihr eigenthümliches Element zu ſuchen.

Freilich hieße es allzu ſehr aus dem Erfolg urtheilen, wollte man es tadeln, daß ſolche Befürchtungen einem noch nicht zwanzigjährigen jungen Menſchen gegenüber auftauchten, der denn doch ein Leſſing eben erſt werden ſollte, und jetzt wirklich einen wahren Genieſtreich gemacht zu haben ſchien, denn Schulden halber von der Univerſität zu gehen und dann in eine Stadt wie Berlin zu flüchten — etwas ſowohl in Bezug auf Sittlichkeit als auf äußere Wohlfahrt Gefährlicheres kann man wohl kaum unternehmen. Um ſo entſchiedeneres Gewicht muß darauf gelegt werden, daß dieſe Gefahren nur dazu gedient haben, ihn frühzeitig zu voller ſittlicher Selbſtſtändigkeit zu entwickeln.

Vor manchen von ihnen mag ihn freilich seine Armuth und seine Herkunft beschützt haben, und was ein festerer Schild ist als Alles, eine sorgfältige Erziehung; doch ist es hier wohl an seiner Stelle, zu bemerken, daß wenn er später, wo er (IV. S. 10. 11.) den Horaz von einer sehr häßlichen Nachrede zu befreien sucht, seine Erörterung mit den Worten schließt: „Ich verstehe eigentlich hiervon nichts, ganz und gar nichts", ein Erfahrener ihm zu erwiedern wissen würde, dem scheine nach seinem dortigen Gedankengange zu urtheilen, allerdings so zu sein. Aber vor Allem ist die männliche Festigkeit und gefaßte Pietät, mit welcher er den Vorwürfen und Anschuldigungen seiner Aeltern begegnete, bewundernswürdig. Da man ihm Lügen schuld giebt, antwortet er: „Ich liebe Sie inständigst, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle, und überlegen, wie Einem solche ungegründete Vorwürfe schmerzen müssen, deren Falschheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß." Weiterhin heißt es: „Was hat die Frau Mutter Ursache sich so über mich zu betrüben! es muß ihr ja gleich sein, ob ich hier oder da mein Glück finde, wenn sie es mir wirklich gönnet, wie ich es gewiß glaube" und wo er zuletzt in gutem Bewußtsein seines Rechtes nicht umhin kann, das Ding einmal mit dem rechten Namen zu nennen, thut er es keuscher Weise auf Latein mit den Worten des Philto im Trinummus: „welcher gleichfalls mit seinem Sohne nicht durchaus zufrieden war:"

Qui nihil aliud nisi quod sibi soli placet
Consulit adversum filium, nugas agit,

nur einmal, da er sich wegen seines Christenthums vertheidigt, an dem besonders die Mutter schmerzlich zweifelte, zielt der Satz: so lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christenthums Seinen Feind zu lieben, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich davor ausgeben", offenbar auf den unversöhnlichen Haß derselben gegen Mylius.

Näher hätte eine andere Gefahr zu liegen scheinen können, wäre nicht gerade erst Lessing so ziemlich der erste gewesen, welcher hier etwas Bedrohliches und überhaupt ein Uebel erkannte. Es ist eine überwiegende Einwirkung von Seiten der französischen Litteratur, von deren Gesichtspuncten er ja bis jetzt noch im Allgemeinen beherrscht wurde. Gerade die Jahre mit denen wir es hier zu thun haben, sind die der ärgsten französischen Litteratenwirthschaft am Hofe Friedrich des II. Algarotti, d'Arnaud, de la Mettrie, Maupertuis, d'Argens und Voltaire schienen alles Interesse durch ihre litterarische Thätigkeit und ihre Unverträglichkeit in Anspruch nehmen zu wollen. Aber das imponirte Lessingen nicht, sondern stachelte vielmehr in ihm den schlummernden Widerspruch auf; es ging ihm hier wie es später Goethen in Straßburg ging; wie dieser sich an der Grenze Frankreichs alles französischen Wesens gründlich entledigte, so hat Lessing, wie wir sehen werden, mitten in der französischen Colonie für Zeitgenossen und Nachwelt ein wahres Deutschthum zuerst wieder entdeckt.

Das einzige Uebel, welches die Uebersiedelung nach Berlin für L. im Anfang mit sich führte, war drückende Armuth; er schreibt später von Verdrießlichkeiten, die ihn in jener Periode oft bis zur Verzweiflung gebracht hätten; „ich ging nach Berlin", sagt der oben erwähnte erste Brief an die Mutter „und

bin noch da; in was für Umſtänden, wiſſen Sie ſelbſt am Beſten; ich hätte längſt unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein beſſeres Anſehen hätte machen können". Hier aber ließ ihn Mylius, auf deſſen Rath er nach Berlin gekommen war, nicht im Stiche. Leſſing nennt ihn der Mutter gegenüber einen Menſchen, der, wenn er ihm auch ſonſt nie Gefälligkeiten erzeigt hätte, ſie ihm doch gewiß jetzt erzeige, da ſie ihm juſt am Nöthigſten ſeien. In der That läßt ſich nachweiſen, daß Leſſing ſeine erſten Bekanntſchaften durch ihn machte. „Mein Troſt iſt", ſagt er, „daß ich in Berlin eine Menge rechtſchaffener und vornehmer Leute finde, die eben ſo viel aus ihm machen als ich". Wenn Leſſing eine Zeitlang freien Tiſch und andere Einnahme bei dem Beſitzer der nachmaligen Voſſiſchen Zeitung Rüdiger genoß, wofür er ihm ſeine große Bibliothek ordnete, ſo kann er dies und die folgende Bekanntſchaft mit Rüdiger's Schwiegerſohn Voß nur Mylius zu verdanken gehabt haben, der dieſe Zeitung ſchrieb, und ein Hofrath v. Dobreslaw, der es ihm übertragen wollte, eine lateiniſche Ueberſetzung der Bibliothèque orientale von Herbelot, welche er beſaß, zum Druck zum befördern, (XII. 16.) iſt, wie aus Mylius oft angeführter Selbſtbiographie (S. 107.) erhellt, auch einer der Gönner deſſelben. In denſelben Kreis gehört ein B. v. d. G. der ſeine Güter in Polen hatte, ſich damals eine Zeit lang wegen eines Prozeſſes in Berlin aufhielt und täglich mit Leſſing und Mylius zuſammen war. Leſſing ſcheint (XII. 15) bei ihm eine „Condition" gehabt zu haben, woran ſich dann fernere Bekanntſchaften knüpften. Ein vertrauter Freund Leſſing's war damals auch der Aſtronom Kies, der 1754 als Profeſſor nach Tübingen ging (Nicolai Reiſebeſchr. XI. S. 159.) und dieſen hatte Leſſing gewiß durch Mylius kennen gelernt. Außerdem legte aber auch Leſſing die Hände nicht in den Schoos; er benutzte alle Verbindungen, die er ſchon anzuknüpfen Gelegenheit gefunden hatte, um ſich eine unabhängige Stellung zu verſchaffen. Gleich in dem erſten Briefe heißt es: „Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover." Dabei mag man an Koch und die Schönemanniſche Truppe denken und der Vater ſcheint es auch ſo genommen zu haben, denn ein folgender Brief ſagt: „Meine Correſpondenz mit Komödianten iſt ganz anders, als Sie ſich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geſchrieben, welches der Director von allen Theatern im Oeſterreichiſchen iſt, ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche oder wenigſtens ſehr geſchickte Leute geſchrieben." Auch möge ihm der Vater nur nicht verwerfen, es kennten ihn nur Komödianten; wenn ihn die kennten, ſo müßten ihn auch alle die kennen, die ſeine Werke von ihnen aufführen ſähen, er könnte auch Briefe z. B. aus Kopenhagen zeigen — vielleicht von Elias Schlegel, der erſt in dieſem Jahre ſtarb — zum Zeugniß, daß ſein Briefwechſel nicht blos Schauſpieler zum Inhalte habe. Und wie ernſtlich er ſich endlich anſchickte, eine Gelegenheit zu beſſerem Fortkommen, welche ihm der Vater zu eröffnen bereit war, zu ergreifen, wird ſich alsbald im richtigen Zuſammenhange darſtellen laſſen.

Indeſſen was Leſſingen auf dieſem Wege zu Theil werden konnte, waren nur Ausſichten auf eine mehr oder weniger entfernte Zukunft, und da vor Allem die Noth des Augenblickes drängte, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn er ſogleich zu dem Mittel gegriffen hat, das er ſchon in Leipzig zu handhaben gelernt hatte, der Schriftſtellerei. Allein hier trat in der Natur ſeiner Thätigkeit eine weſentliche Umwandlung ein: man hat oft gefunden, daß

die Noth Verſe machen lehre, aber hier waren die Verhältniſſe nicht der Art, daß dies das Einträglichſte geweſen wäre; Leſſing lehrte die Noth, es bleiben zu laſſen. Die Kleinigkeiten, welche 1751 erſchienen und 1749 ſchon abgeſchloſſen waren, enthielten größtentheils ſchon früher gefertigte Gedichte, die Dramen ſollten zwar 1750 ſchon erſcheinen, doch iſt's bei der alten Jungfer geblieben und die übrigen ſind erſt viel ſpäter an's Licht getreten. Aus den Verhältniſſen in denen Leſſing in der Periode lebte, mit welcher wir es hier zu thun haben, iſt ebenſo ſeine proſaiſche, ſeine kritiſche und gelehrte Schriftſtellerei erwachſen, wie durch die Leipziger Umgebung ſeine Jugenddichtung ins Leben gerufen war.

Zuerſt hat ihn freilich das Bedürfniß zur Anfertigung von Ueberſetzungen genöthigt, eine Hülfsquelle, die übrigens der beſonnene Mann, da er nun einmal auf literariſchen Erwerb angewieſen war, zu großem Vortheil für die Gründlichkeit und den wiſſenſchaftlichen Werth ſeiner eigenen Arbeiten, auch ſpäter nicht verſchmäht hat. Friedrich II. hatte ein Paar Briefe veröffentlicht, welche den Catilina des Crebillon zum Inhalt hatten; wie viel Aufſehen ſie erregten, und welche Betrachtungen ſich an ſie knüpften, davon habe ich an einem andern Orte eine Probe gegeben — Veranlaſſung genug für Leſſing, das Stück dem deutſchen Publicum zugänglich zu machen; unter den Breslauer Papieren findet ſich der Anfang einer Ueberſetzung, (XII. 9); auch hatte Leſſing die Abſicht, ſich brieflich an Crebillon ſelbſt zu wenden, vielleicht um ihn zu einer Aeußerung über die ſich ſelbſt widerſprechenden Urtheile des hohen Kritiker's zu veranlaſſen; der Tragödie hat vermuthlich zugleich eine Ueberſetzung der Briefe des letztern beigefügt werden ſollen, ſo wie Leſſing auch ſpäter noch einige kleine Schriften des Königs in's Deutſche übertragen hat. Das Erſcheinen eines kritiſchen Werkes, das nicht näher bezeichnet wird (XII. 16.) ſcheint an äußeren Schwierigkeiten geſcheitert zu ſein. Außerdem wendete Leſſing — (ebendaſ.) eine Zeitlang viel Fleiß auf das Spaniſche und beabſichtigte eine Ueberſetzung der Novellas Exemplares des Cervantes, wie denn auch die Anzeige einer ſpätern Ueberſetzung einiger derſelben aus dem Franzöſiſchen (III. 376.) eine vorgängige Beſchäftigung mit denſelben beurkundet, und unter den Breslauer Papieren findet ſich der Anfang einer Ueberſetzung gerade von dem Stücke Calderons, das ſpäter in Deutſchland am populärſten geworden iſt „das Leben ein Traum" (XIII. 647.) Endlich hat er einen Theil der römiſchen Hiſtorie des Rollin überſetzt (XII. 16.), und zwar ohne Zweifel Band IV — VI, die 1749 — 1752 bei Joh. Heinr. Rüdiger in Leipzig, dann Leipzig und Danzig erſchienen ſind; Band III. war ſchon 1746 erſchienen und Band VII. erſchien erſt 1757 bei Korn in Breslau; auch beginnt mit Bd. IV. ein neuer Abſchnitt; der Verfaſſer giebt hier zwei neue Vorreden. Uebrigens findet ſich eine Vorrede oder ein ſonſtiger Zuſatz von Leſſing's Hand bei dieſer Ueberſetzung nicht.

Aber bald fand er Zeit und Muße zur Anfertigung ſelbſtſtändiger Arbeiten und hier iſt es merkwürdig, wie ſogleich die erſten Verſuche den Grundcharakter zeigen, der allen ſeinen ſpäteren Werken der Art eigen geblieben iſt.

Es iſt ſchon oben — im zweiten Kapitel des erſten Buches — darauf hingewieſen worden, wie Leſſing eine ganz neue Art der Behandlung gewiſſer realer Theile der Alterthumswiſſenſchaft aufgebracht, die in andern vielleicht

ſchon vorhanden war, wie im Politiſchen beim Machiavell — indem er nämlich dem todten Zuſammentragen von halbverſtandenen Notizen, auf welches der Stubengelehrte angewieſen iſt, eine Betrachtung entgegengeſetzt habe, welche ihre Geſichtspuncte aus der praktiſchen Kenntniß der zu behandelnden Gegenſtände hergenommen, wodurch denn, in dem das Leben als Lehrer der Gelehrſamkeit aufgetreten, dieſe wiederum die Lehrerin des Lebens habe werden können.

In dieſem Sinne wandte Leſſing dem Theater, das er in Leipzig praktiſch kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, und für welches er noch immer producirend thätig war, zuerſt ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit zu.

Und zwar dies gerade zuerſt in der Weiſe der ſtrenggelehrteſten Einzeluntersuchung, welche aber ihre Veranlaſſung in einer ganz beſtimmten Kunſtübung der Gegenwart hatte.

Die Vorſtellungen der Frau Neuber waren nicht die einzigen theatraliſchen Aufführungen, denen Leſſing in Leipzig beigewohnt hatte. Nach Blümners Theatergeſchichte von Leipzig S. 77. gab ein gewiſſer Nicolini 1748 im Reithauſe ſogenannte Pantomimen. Wir wiſſen ſchon aus andern Quellen, daß darunter Kinderballete zu verſtehen waren*). Aber ein Zufall hat mir eine weitere Notiz über dieſe Darſtellungen in die Hände geſpielt. Es giebt eine Schrift: Litterariſcher Briefwechſel, oder aufgefangene curieuſe Briefe; darinnen freimüthige Hiſtoriſch-Philologiſche und Philoſophiſche Ergötzlichkeiten u. ſ. w. vorgetragen werden Frankf. a. M. 1746. Hier handelt das achtzehnte Schreiben von Pantomimen. Es ſcheint von Nicolini die Rede zu ſein, obgleich er nicht genannt wird, und es heißt: „Stellen Sie ſich einmal eine Bande von etwa einem Dutzend Knaben und Mägdleins unterſchiedenen Alters für, von 7 bis auf ohngefähr 14 Jahren, auf und ab, die das verliebte Weſen nebſt ihren mancherlei Thorheiten mit nichts als ſtummen Geberden und doch auf das lebhafteſte, vorzuſtellen ſuchen, und deren Vorſtellungen zugleich mit der Tonkunſt und derſelben hierzu vollkommen übereinſtimmenden Manieren vereinbart werden, ſo daß alles auf's genaueſte auf den Takt und Schlag der Muſik richtig paſſet und die ſtumme Sprache der Verliebten leibhaftig geſpielt wird. Sie ſind nunmehro nach Wien gezogen, da ſie vorher von Sr. Kaiſerlichen Majeſtät in Frankfurth zur Wahl und Krönungszeit allergnädigſten Schutz und rechte Kaiſerliche Huld genoſſen*)." Dann wird auch ein weitläuftiger Bericht von einer ſolchen Aufführung gegeben: zuerſt Ringeltanz von Kindern mit Epheukränzen, dann ein junger Mann in einem ſchattigen Gange, der ſeine Geliebte ſchlafend erblickt, der er den Pantoffel küßt, ſie erwacht, Tanz, eine Alte unterbricht ſie, dieſe wird beſtochen, dann zwei Kinder, die als Satyrn verkleidet alles nachmachen, aus dem „Korb" der natürlich nicht fehlen darf, allerlei luſtige Dinge herausziehen, endlich ein Chor von Satyrn u. dergl. mehr — alſo ein gewöhnliches Ballet. Gleichwohl meinte man daran etwas den Pantomimen der Alten Analoges zu beſitzen, wie denn der curieuſe Briefſteller mit wohlfeiler Gelehrſamkeit hinzufügt: „Uebrigens iſt Ihnen ja bekannt, daß die komiſche Mimi oder Pantomimi, welche Worte ſonſt aus dem Griechiſchen herkommen, ſolche Leute waren, die zuerſt in den Komödien, nachgehends aber auch beſonders für ſich

*) Siehe darüber Gottſched u. ſ. Zeit S. 169.

ihre Geſchicklichkeiten darinnen ſehen ließen, daß ſie mit ihren Mienen, Geberden und Leibes-Stellungen allerhand Geſchichte ſo nachdrücklich vorſtellten, daß jederman, fürnehmlich der, ſo etwa die Geſchichte wußte, mit größtem Vergnügen einen Zuſchauer abgeben konnte. Sie ſagten auch zuweilen Verſe und Sprüche her, ſo deswegen auch ſelbſten Mimi heißen; dergleichen man noch von Syrus aufbehalten hat. Octavius Ferrarius ein Italiener, und guter Freund vom bekanntenHamburgiſchen Johann Fabricius, der deſſen kleine Schriften zuſammendrucken laſſen, hat eine beſondere akademiſche Abhandlung hiervon geſchrieben." Leſſing war anderer Meinung; er ſagt in dem 12. ſeiner „Briefe" (III. S. 302.) — über den Charakter und Zweck der ganzen Sammlung ſpäter — der L. 1747 datirt iſt, und in welchem er über eine Nicoliniſche Vorſtellung ſpricht: die Pantomimen der Alten ſeien ganz andere Pantomimen geweſen und verweiſt darüber auf ein Buch des Calliachius, das er dem Empfänger der Briefe mitſchicke. Hier haben wir die Veranlaſſung zu der Abhandlung über die Pantomimen der Alten, deren Entwurf wir in Leſſing's Nachlaſſe (XI. S. 8 — 16) leſen. Aber Leſſing hat, nachdem er jenen Brief geſchrieben, erſt die rechten Studien über die Sache angeſtellt, denn in der Abhandlung widerſpricht er dem Calliachius. Leſſing's Abhandlung iſt auf dieſelbe Weiſe entſtanden, wie ſeines Lehrers Chriſt's Schrift über den Phädrus; dieſer ſagt S. 49 der prolusio: Totum, quod sciam, saeculi esse non boni arguit solus in Animadversionibus ad Martialem Scriverius (ad Lib. III. epigr. 20.) Nos alia dubitatione multiplici in eius dictione, in rebus narratis, apud animum nata, mox animadversione Scriverii visa, quod ille significavit sed non praestitit, pro bono literarum publico ... experiri volumus. Nämlich die Leſſingen eigenthümliche Anſicht über die Sache iſt, daß die Pantomimen als ſolche von Pylades zur Zeit des Auguſt erfunden ſeien, d. h. daß dieſer den theatraliſchen Tanz zuerſt abgeſondert auf die Bühne gebracht habe, während er bis dahin nur zur Begleitung der Rede gedient hatte. Dieſen Gedanken hatte Salmaſius in den Noten zum Vopiſcus ausgeſprochen, jedoch nicht bewieſen; Calliachius — denn ſo muß es auch hier heißen, Collichius iſt ein Druckfehler bei K. Leſſing, ebenſo wie der Mann bei Jöcher mit Unrecht Calliacus heißt; die Abhandlung ſteht unter dem Namen des Calliachius in Sallengre Thes. antiquit. Rom. Tom. II. — aber widerſpricht dem und zwar geſtützt auf Liv. Dec. I. lib. 7 — denn dies iſt mit dem unverſtändlichen Citat Lib. V. c. 7. bei Leſſing XI. S. 10. gemeint — wo es heißt: Ludi quoque Scenici, nova res bellicoso populo inter alia caelestis irae placamina instituti sunt. Caeterum parva quoque ut ferme principia omnia et ea ipsa peregrina res fuit. Sine carmine ullo, sine imitandorum carminum actu, Ludiones ex Etruria acciti ad tibicinis modos saltantes haud indecoros motus more Etrusco dabant. Calliachius hält ſie alſo für eine unabhängige Kunſtgattung, und will ſie von den Mimen herleiten. Die bei Leſſing hierauf folgenden Worte Ex quibus gehören dem Calliachius an*),

*) So wird in dem von den Herausgebern nicht ſorgfältig genug behandelten Fragment Alles deutlich ſein; Sie §. 9 Z. 3 deutet auf Pantomimen zurück; auch ſteht hier in den Breslauer Papieren deutlich Calliachius, und zu dem [iſt kein Grund, als daß die folgenden Worte ſpäter beigeſchrieben ſind.

Leſſing aber kümmert ſich um dieſe nicht, ſondern ſucht die Anſicht des Salmaſius aus Zeugniſſen der Alten, ſo wie vermöge innerer Anſchauung des Ganges der Kunſtentwickelung zu erweiſen.

Wie nun dieſe Schrift, wenn ſie vollendet worden wäre, einen ganz gelehrten Charakter getragen haben würde, ſo dürfte Leſſing ſie auch dazu beſtimmt haben, ihm eine eigentlich gelehrte Laufbahn zu eröffnen.

Wir dürfen annehmen, daß Leſſing's Vater Alles angewendet habe, um ſeinen Sohn, wie er die Sache nun einmal anſehen mußte, aus Berlin hinwegzuretten: der alte Plan, daß derſelbe ſich einer akademiſchen Laufbahn widmen ſollte, dem Leſſing ja auch nicht abgeneigt geweſen war, wird bei dieſer Gelegenheit wieder aufgetaucht ſein. Zwar von der Theologie konnte die Rede nicht mehr ſein, aber Leſſing hatte ja verſprochen, ſich auf Schulſachen zu legen. Nun waren damals alle Augen auf Göttingen gerichtet, welches erſt ſeit einem Jahrzehend beſtand und von wo ein neuer friſcher Geiſt ausging. Leſſing's Vater ſtand mit dem Kanzler der Univerſität Mosheim in Briefwechſel und ſo wird es erklärt, daß er ſeinem Sohn auf eine Stelle in Gesners Seminario philologico (XII. S. 10.) Hoffnung machen konnte. Leſſing ergriff dieſe Ausſicht mit Lebhaftigkeit. Er ſchreibt dem Vater die heiligſte Zuſage, wenn es gewiß ſei, nach Hauſe zu kommen oder direct von Berlin nach Göttingen zu gehen, er ſagt, er werde mit eben ſo vielem Vergnügen nach Göttingen reiſen, wie er nimmermehr nach Berlin gegangen ſei, und verſpricht innerhalb acht Tagen Briefe an v. Münchhauſen und Gesner nach Camenz zu ſenden. Freilich ward aus der Sache nichts, weil Leſſing in Betracht zog, daß er ohne ſo vortheilhafte Verbindungen, wie er ſie in Berlin angeknüpft, in Göttingen nicht exiſtiren könne und woher ſollte er dieſe dort ſogleich bekommen? Aber wie ſehr es ihm damit Ernſt geweſen, erhellt daraus, daß er (d. 2. Nov. 1750) ſeinen Aufenthalt in Berlin nur noch als einen vorläufigen betrachtet, bei dem es nur darauf ankomme, die Zeit, wie auch der Ausgang ſein möge, nicht zu verlieren, vor Allem aber das fertig zu machen, womit er ſich in Göttingen zu zeigen gedenke. Und dies kann nach Allem, was wir über Leſſing's damaligen Studienkreis wiſſen, nicht wohl etwas andres geweſen ſein, als die Abhandlung über die Pantomimen, deren Nichtvollendung auf dieſe Weiſe auch zugleich erklärt wäre*).

*) Doch möchte bei dieſer das Erſcheinen eines Buches, das ebenfalls durch das Auftreten der Nicoliniſchen Geſellſchaft hervorgerufen war (Abhandlung von Pantomimen, hiſtoriſch und kritiſch ausgeführt, Hamburg bei Karl Samuel Geißler 1749), ebenfalls mitgewirkt haben. Der Verf. arbeitet nach dem Ferrarius, Caltiachius — den er Calliachus nennt und nur aus dem Auszug im erſten Bande von Gottſched's neuem Büchersaal zu kennen geſteht — und eigenen Studien nicht ohne Geſchick: er ſagt S. 2 „Es kommt hier alles auf die zwei Fragen an, ob es vor des Auguſtus Zeiten in und außer Rom pantomimiſche Tänze gegeben, und wodurch ſich die Pantomimen unter dem Auguſt von ihren Vorgängern unterſchieden haben?" und ſein Reſultat iſt: die Pantomimen ſeien die alten Hiſtrionen in einer neuen Geſtalt — Macrobius gebe dem Pylades dieſen Namen auch ausdrücklich — die Hiſtrionen ſeien hienach Mimen geweſen, dieſe hätten ſich endlich von der Komödie und Tragödie abgeſondert, worauf es denn einige ſo weit gebracht, daß ſie allein eine ganze Haupthandlung vorſtellen können, und zwar ſei dies ſchon vor Auguſt geſchehen; Pylades habe die Verbeſſerung hinzugefügt, ſich von voller Muſik und einem ganzen Chor von Sängern begleiten zu laſſen — ſ. Leſſing's Entwurf §. 6. Die Schrift des Hamburgers hat alſo

Uebrigens war Leſſing, während er dieſe Schrift zu einem beſondern Zwecke ausarbeitete, bereits mit einem umfaſſenden Ganzen beſchäftigt, in welchem, wäre es vollſtändig ausgeführt worden, auch der Inhalt jener, da ſie nicht zu Stande kam, vermuthlich früher oder ſpäter Aufnahme gefunden hätte. „Haben Sie die Güte, ſich nur noch wenige Monate zu gedulden," ſchrieb Leſſing d. 11. April 1749 an den Vater, „ſo ſollen Sie ſehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin, oder nur für andre arbeite", und noch in demſelben Jahre erſchien das erſte Heft der Quartalſchrift „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters", welche Leſſing mit Mylius zuſammen unternahm; die Vorrede iſt vom October 1749 datirt.

Ich muß, ehe ich auf die Bedeutung dieſer Schrift näher eingehen kann, eine kritiſche Erörterung voranſchicken, denn es iſt hier nicht nur eine weſentliche Lücke in den bisherigen Ausgaben von Leſſing's Werken zu ergänzen, ſondern der Aufſatz, welcher ihm vindicirt werden zu können ſcheint, iſt auch gerade derjenige, auf welchen es uns in dieſer Stelle am Meiſten ankommen muß.

K. Leſſing ſagt in der Vorrede zum 22. Bande (1794), wo er von den „Beiträgen" ſpricht, „das Meiſte darin ſind Ueberſetzungen" — wozu ich bemerken will, da auch Lachmann Leſſing's derartige Arbeiten genau regiſtrirt hat, daß man in Klotz deutſcher Bibliothek, Bd. IV. S. 507, in einer Beurtheilung des zweiten Bandes der Dramaturgie, die Vermuthung lieſt, die Ueberſetzung der zweiten Abhandlung des Corneille in den Beiträgen möge von Leſſing ſein, weil hier durchgängig nicht Mitleiden und Schrecken, ſondern Mitleiden und Furcht geſetzt werde — worüber ſpäter das Nähere — was aber ſcharfſinniger als wahr bemerkt iſt, denn Leſſing ſelbſt ſagt Schrecken noch IV. 109, ja noch im Anfange der Correſpondenz ſelbſt, in welcher er das Entgegengeſetzte feſtſetzt (XII. 49); — es ſteht eben beim Corneille ſelbſt crainte!*) — „von eigenen Aufſätzen Leſſing's findet ſich Nichts weiter, als was hier abgedruckt iſt," — worauf denn folgt, was Lachmann III. S. 1—140 wiederholt. Nichts deſto weniger rührt außerdem von Leſſing noch ein Stück her das der Bruder überſehen haben mag, weil es freilich gemeiniglich nicht eigentlich zum Buche gehört — die Vorrede. Der Beweis

---

mit Leſſing's Entwurf nichts gemein, auch nicht inſofern, als dieſer etwa im Gegenſatz zu ihr entſtanden wäre, wie es ſonſt mit Leſſing's Büchern gegangen iſt; beide ſind unabhängig von einander auf die Behandlung dieſes Gegenſtandes verfallen.

*) Ferner dürfte auch die Ueberſetzung von dem Buche des jüngern (F.) Riccoboni le comédien, die ſich im vierten Stück findet, von Leſſing herrühren. Leſſing läßt ſich nämlich im dritten Werke (III. 81) von ſeinem fingirten Correſpondenten den Rath ertheilen des Grimareſt Traité du récitatif zu überſetzen, ſagt dann aber: Gleichwohl ſchiene ihm auch dieſer Schriftſteller von der theatraliſchen Declamation noch nicht zureichend gehandelt zu haben. Das Beſte was er ſich entſinne darüber geleſen zu haben, ſei das Gedicht des Riccoboni dell' arte rappresentativa, beſonders aber das ganz neue Werk le comédien — und in dem „Vorbericht" heißt es, die Ueberſetzung ſei ſchon im vorigen Stück verſprochen worden. Es würde alſo auch dieſer Vorbericht ein kleines Leſſing'ſches Paralipomenon ſein. Doch iſt er zu geringfügig, als daß ich ihn in den Anhang ſetzen könnte, ich bemerke nur, daß in ihm auch eine Ueberſetzung des Tractates von der Declamation und des Gedichtes dell' arte rappresentativa von L. Riccoboni in Ausſicht geſtellt wird.

iſt einfach, Leſſing ſagt es ſelber. In der Vorrede zur theatraliſchen Bibliothek (IV. 106) kündigt er dieſe als eine Fortſetzung der Beiträge an. „Ich verliere mich," ſagt er hier, „nach dem Sprichwort zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Ernte; ſondern mein Recht auf meine Arbeit iſt gegründet. Von mir nämlich ſchrieb ſich nicht nur der ganze Plan jener periodiſchen Schrift her, ſo wie er in der Vorrede entworfen wird, ſondern auch der größte Theil der Aufſätze" u. ſ. w. Nun hatte freilich Leſſing mehrere „Mitarbeiter," von denen Einer Mylius war, der dazu vermöge ſeiner Aufſätze in den kritiſchen Beiträgen, welche die Theorie des Drama's nach mehreren Seiten hin behandeln, ſo wie beſonders wegen eines Aufſatzes über den Plutus des Ariſtophanes, in den halleſchen Bemühungen 1743 Stück VI., der in der Anlage dem Leſſing'ſchen über den Plautus ähnelt, ganz wohl befähigt war*), und ſo wäre es freilich möglich, daß die Vorrede wenigſtens von ihm nicht ausgearbeitet wäre. Dem widerſpricht aber — abgeſehen davon, daß Leſſing der Mann nicht war, eine fremde Feder zu borgen, und überhaupt bei der Zeitſchrift die erſte Rolle ſpielte, denn ſie ging ein, als er von ihr zurücktrat — ganz entſchieden der Umſtand, daß Leſſing, wo er, (III. 86), dem Vorwurfe ſeines (fingirten) Correſpondenten, er werde mit der Ueberſetzung der Gefangenen dem Verſprechen untreu — welches nämlich in der Vorrede gegeben wird — nur ſolche Stücke zu überſetzen, die von neuern Dichtern nachgeahmt worden u. ſ. w., erwidert: „Ich habe geglaubt, es ſtehe mir frei, von den Regeln, die ich mir ſelbſt gemacht, gleich das Erſtemal abzugehen" — während er doch im andern Falle nothwendig hätte ſagen müſſen, ich gehe von der Regel ab, die wir ausgemacht, wie er denn auch S. 79, wo ebenfalls auf die Vorrede verwieſen wird, in der That ſo ſpricht, woraus man aber nicht einen Beweis für das Gegentheil hernehmen kann, denn auch die Abhandlung über den Plautus die Niemand Leſſingen ſtreitig machen kann, beginnt III. S. 1 mit Wir. Endlich ſchreibt auch Mylius ſelbſt, und von einem andern konnte hier nicht die Rede ſein, ſich in der oft angeführten Selbſtbiographie nur quasdam tractationes in den Beiträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, de quo scripto 4 partes anno 1750 et 1751 Stuttgardiae in 8 prodierunt, zu, während er, wenn die Vorrede von ihm hergerührt hätte, gewiß nicht faul geweſen wäre, ſich für den Herausgeber zu erklären, wie er denn auch beim „Naturforſcher", an dem doch Leſſing ſehr viel Antheil hatte, von ſich geradezu ſagt: solus autor est. Ich nehme alſo die Vorrede als Leſſing'ſches Paralipomenon in den Anhang auf, und überlaſſe es Jedem, die Beweiskraft, welche Styl und Gedankengang in ſich tragen, ſelbſt herauszufinden, und ein Urtheil zu fällen, ob ein andrer als Leſſing im Jahre 1751 zu ſo umfaſſenden Gepuncten durchgedrungen ſein konnte.

Nachdem hiermit eine ausdrückliche und ausführliche Erklärung Leſſing's über die Tendenz der Zeitſchrift gewonnen iſt, läßt ſich die Bedeutung und der hiſtoriſche Ort derſelben mit Leichtigkeit angeben.

Die Beiträge ſind erſtens eine dramatiſche Fachzeitſchrift. Dieß iſt

*) Ein andrer Mitarbeiter dürfte J. M. Grimm geweſen ſein; die gründlichen Berichte über das Pariſer Theater können faſt nur von ihm herrühren; er war in Leipzig mit Mylius befreundet geweſen und jetzt ſchon ſeit einiger Zeit in Paris; über Oſſenfelder ſiehe oben.

ſchon ein ſehr bedeutender Umſtand, in welchem ſich derſelbe Geſichtspunct auf Leſſing's Seite kund giebt, wie in dem oben angeführten Zurückgehen auf die Grundlage aller dramatiſchen Dichtung, die ſinnliche Aufführung, nämlich daß er das Drama als ein für ſich beſtehendes Gebiet auffaßte, worin ſich denn zugleich der eigenthümliche Beruf, in dieſem Gebiete eine durchgreifende Reform zu Wege zu bringen, auf das Entſchiedenſte kund gab, denn nur was um ſeiner ſelbſt willen bearbeitet werden kann, und ſeine eigenen Vorſtudien und gleichſam ſeinen eigenen Mann erfordert, findet eine ſolche Vertretung; bei Gottſched, der ſich für das Drama nur im Sinne ſeiner allgemeinen litterariſchen Reformen intereſſirte, ward daſſelbe in den kritiſchen Beiträgen und den Zeitſchriften, die auf dieſe folgten, nur neben Anderem gelegentlich beachtet. Und zweitens ſind die Beiträge eine encyklopädiſche Fachzeitſchrift; es giebt, wenn man von der Muſik abſieht, keine Seite der dramatiſchen Kunſt, die nicht in den Plan aufgenommen wäre. Man wird den wiſſenſchaftlichen Ernſt nicht verkennen, der ſich in einer ſolchen Behandlung eines Gebietes, das ſonſt nur als Tummelplatz belletriſtiſcher Oberflächlichkeit zu dienen pflegt, beurkundet; wie umfaſſende Sprachkenntniſſe ſetzte ſie allein voraus; auch begann Leſſing gleich im erſten Hefte mit gründlichen philologiſchen Erörterungen über einen römiſchen Dichter und berechtigte dadurch zu der Forderung, daß hier auch die Modernen ſo behandelt würden, womit er ſogar dem Begriff einer Philologie, die nicht bloß die ſogenannte claſſiſche wäre, die Stätte bereitete. Aber es liegt in dieſer encyklopädiſchen Faſſung der Aufgabe noch mehr, es liegt in ihr ein neuer litterariſcher Standpunkt. Bis dahin hatte ſich in Europa noch Niemand um eine allgemeine Geſchichte der dramatiſchen Poeſie oder auch nur um die Herbeiſchaffung des Stoffes zu einer ſolchen bemüht, und es hätte es auch Niemand gekonnt. In Italien, Spanien, England war man zur Zeit der Blüthe des nationalen Drama's noch ganz in die Unmittelbarkeit der Production verſenkt, und hatte den Standpunct litterarhiſtoriſcher Forſchung überhaupt noch nicht gefunden; und in Frankreich ließ der ſtreng abgeſchloſſene Geſchmack nur allenfalls einen, doch immer befangenen Rückblick auf das Theater der Alten zu, und auch wenn Leſſing ſelbſt (IV. 212) von Einem der Neueſten, vom Deſtouches erzählt, er habe zehn Jahre lang an dramatiſchen Commentariis über alle tragiſche und komiſche, ſowohl alte als neue Dichter gearbeitet, ohne die Engliſchen, Spaniſchen und Italieniſchen auszunehmen und es ſei von dieſem Werke, namentlich Ein Theil, welcher Verſuche über den Sophokles, Euripides, Plautus und Terenz enthalten, bereits fertig geweſen, ſo mag man darin nur nicht allzu früh ein Gegenbild ſeiner eigenen Thätigkeit erblicken, denn mehr als kritiſche Betrachtungen vom Standpuncte des mit Addiſon befreundeten Mannes dürfte auch hier nicht vorgekommen ſein; höchſtens gelangte man in allen dieſen Litteraturen zu einer Einregiſtrirung deſſen, was das heimiſche Drama aufzuweiſen habe, wie uns eine ſolche in Riccoboni's Buch für Italien, der bibliothèque des théâtres für Frankreich, und ein Paar engliſchen Werken, die ich weiterhin zu nennen haben werde, für England vorliegt*), und Gottſched ſie damals in den Anhängen der erſten Ausgabe der deutſchen Schaubühne, aus denen ſpäter (1757) der „Nöthige Vorrath" entſtand, für Deutſch-

*) Gottſched führt in der Vorrede zum Nöthigen Vorrath noch andre Bücher der Art an, die mir nicht zu Geſicht gekommen ſind, namentlich ein Holländiſches.

land verſuchte. Um mehr leiſten zu können, mußte man ſich über die nationalen Vorurtheile hinaus zu einer unbefangenern Anſchauungsweiſe und umfaſſenderen Geſichtspuncten erhoben haben, namentlich aber mußte das Joch der franzöſiſchen Tragödie und die Tyrannei der Regel gebrochen ſein. Daß Leſſing auf dem Wege hierzu war, hätte er kaum deutlicher beweiſen können, als dadurch, daß er, was in den genannten Werken und denjenigen, welche das antike Drama behandelten, zerſtreut vorlag, zur Zuſammenfaſſung in Eine Geſchichte des Drama's wenigſtens vorzubereiten unternahm. Es läßt ſich der Gegenſatz, in welchen er hierdurch zu den Früheren trat, auf eine merkwürdige Weiſe in's Enge bringen. Der Plan zu ſeinen „Beiträgen" wird im Grunde ſchon von dem Jeſuiten Brumoy in ſeiner Geſchichte des Griechiſchen Theaters ausgeſprochen, c'est cet assemblage complet, ſind die Worte deſſelben, deren ſich Leſſing bei Abfaſſung der Vorrede ausdrücklich erinnert haben dürfte, et cet enchaînement suivi de traductions, de critiques, de raisonnemens et de comparaisons du goût, qui composent une sorte d'histoire du génie théâtral, et une nouvelle espèce de poétique par les faits, que son principal objet m'a porté à intituler le théâtre des Grecs, und eben eine ſolche Abwechslung herrſcht in den Beiträgen, und eine poétique par les faits ſind ſie ſchon vermöge des oben geſchilderten Charakters von Leſſing's Gelehrſamkeit, die Alles, bei gründlichſter hiſtoriſcher Behandlung, zugleich auf die Gegenwart bezog — nur daß es hier nicht mehr galt, daß die ganze histoire du génie théâtral innerhalb der Grenzen des Griechenthums abgelaufen ſei, ſo daß ſich, wie Brumoy nachzuweiſen ſucht, daſſelbe bei andern Völkern, und beſonders bei den Franzoſen, nur wiederholt habe, ſondern Griechiſches und Franzöſiſches Theater ſelbſt nur Stadien eines durch die ganze Geſchichte hindurchgehenden Entwickelungsganges ſein ſollen, der denn namentlich für Deutſchland noch Etwas ganz Neues in Ausſicht ſtellte.

Dieſer encyklopädiſche Standpunkt, dieſe Freiheit der Auffaſſung ſind von dieſer Zeit an in Leſſing's Schriften, welche das Theater betreffen, immer dieſelben geblieben. Die theatraliſche Bibliothek (1754—1758) iſt, wie ſchon erwähnt, nach demſelben Plan eingerichtet, wie die Beiträge, nur mit einer kleinen Einſchränkung, die nach IV. 107 darin beſtand, daß ſie kein Werk ohne Ende, ſondern eine Anzahl mäßiger Bände bilden und demgemäß nicht bloß einen theatraliſchen Miſchmaſch, ſondern wirklich eine kritiſche Geſchichte des Theaters zu allen Zeiten und bei allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen noch nach den andern enthalten ſollte, und wie die Dramaturgie auf der umfaſſendſten Kenntniß und erſchöpfendſten Erwägung aller dramatiſchen Litteratur beruht, bedarf keiner Erörterung. Nichtsdeſtoweniger darf nicht vergeſſen werden, daß ſo wie in der theatraliſchen Bibliothek — dies wird ſich ſpäter zeigen — faſt Alles auf den dramatiſchen Standpunct hindeutet, den Leſſing zur Zeit ihrer Abfaſſung einnahm, und weder dieſe noch die Beiträge bereits auf der Stufe der Dramaturgie ſtehen, auch unter jenen beiden in unmittelbarem Bezuge ſtehenden Zeitſchriften die frühere allem Späteren gegenüber ein ganz beſtimmt zu bezeichnendes Stadium der Entwicklung einnimmt.

Noch in der theatraliſchen Bibliothek erklärt Leſſing für ſein vornehmſtes Augenmerk die Alten. In den Beiträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters ſind dieſe das ſo ſehr, daß der einzige längere Aufſatz, und ein Aufſatz, der durch alle 4 Quartale hindurchreicht, den Leſſing hier giebt, ſich auf

einen alten Dichter, den Plautus, bezieht, was aber dieser Zeitschrift eigen ist, kann dahin zusammengefaßt werden, daß Lessing sie in Gemeinschaft mit dem Gottschedianer Mylius unternehmen konnte, und daß in Folge dessen das Ausgehen von den Alten selbst hier noch einen gewissen französirenden Charakter hat.

Nicht als ob Lessing auch nur hier noch unbedingt zu der Fahne der altfranzösischen Observanz geschworen hätte. Wir haben oben gesehen, daß er sich schon in der gleichzeitigen poetischen Production von derselben emancipirt. Nur zu schaffen macht sie ihm doch noch, er möchte gern noch mit ihr transigiren, und lieber reformiren als revolutioniren, und daher kann es nicht ausbleiben, daß sie ihn wirklich an einzelnen Puncten noch beherrscht.

Dies zeigt sogleich die Wahl des Gegenstandes für den Aufsatz, welcher seine ganze dahin einschlagende Thätigkeit eröffnet. Er beginnt mit dem Plautus. Warum geht er nicht noch weiter zurück, und fängt mit dem Griechischen Drama an? Die Antwort ist zum Theil schon in den früheren gegeben: das Lustspiel lag ihm näher als die Griechische Tragödie, von der Aristophanischen Komödie nicht zu reden. Aber es giebt noch eine andere Antwort: der P. Brumoy hatte ein umfangreiches théâtre des Grecs geschrieben; dieses Buch schien Lessingen, wie allen Zeitgenossen, damals noch genügend, wie es denn wirklich leidlich verständig ist; ich habe schon erwähnt, daß er ihm eine mächtige Anregung zu verdanken gehabt haben dürfte; also hätte er jetzt über das Griechische Theater wohl Nichts weiter zu sagen gehabt, und übersetzt war der Brumoy schon. Lessing klagt selbst später irgendwo darüber, daß er den Aristoteles früher gelesen, als die Griechischen Tragiker; das war gerade die französische Unart, und wenn er in ihr befangen gewesen ist, so wird es eben um diese Zeit der Fall gewesen sein.

Ja noch mehr. Die Arbeit über Plautus, und was vielleicht auf sie folgen sollte, bildete geradezu ein Supplement zum Brumoy, denn dieser verspricht in seinem discours sur le théâtre des Grecs, in der dritten Abtheilung, welche die Komödie behandelt, auch auf das römische Lustspiel zu kommen, was er aber nicht thut, denn er bleibt beim Aristophanes stehen.

Eine ähnliche Anlehnung an französische Leistungen giebt die Behandlung der Aufsätze über Plautus selbst, deren allgemeines Verhältniß hiermit angedeutet ist, zu erkennen.

Der erste dieser Aufsätze ist Nichts als ein Bericht über Plautus Leben und Schriften, und die Ausgaben der letztern, welcher vollständiger sein mag als ähnliche frühere, der aber von der Trockenheit solcher philologischen Einleitungen nicht frei ist. Eine anmuthigere Wendung hat Lessing bei der Arbeit genommen, welche auf die Uebersetzung der Gefangenen folgt. Man erinnert sich der Selbstcorrespondenzen die durch den englischen Spectator Gebrauch geworden waren; sie müssen, wie der ganze Ton jenes englischen Blattes, schon damals dem Publikum zum Ekel geworden sein, denn Lessing selbst persifflirt sie schon in oben angeführten Stellen. Aber von eben dieser Form macht er hier einen neuen glücklichen Gebrauch: er vertheilt seine Bemerkungen in einen Angriff auf seine Einleitung, die von ihm gegebene Uebersetzung und, in Bezug auf seine Aeußerung, die Gefangenen seien das schönste Stück das jemals auf die Bühne gekommen, auf das Plautinische Stück selbst — und seine Antwort auf denselben. Und zwar dient ihm diese Anordnung zugleich dazu,

ſeinen eignen Standpunct auf das Beſtimmteſte auszuſprechen. Nämlich der fingirte Correſpondent iſt ein entſchiedener Gottſchedianer, wenn er auch Gottſched an einer Stelle (III. 107) verbeſſert; es iſt bemerkenswerth, wie gründlich Leſſing dieſe Rolle durchzuſpielen weiß, wozu ihm freilich der Umgang mit Mylius ſehr beförderlich ſein mußte, brachte er doch ſchalkhaft genug z. B. ein Citat aus Gottſched's Ueberſetzung des Horaz (III. 81), die er ſpäter verſpottet, und einige von den unſäglich platten Wendungen deſſelben an, wie das: „denn ſo hätten wir es hernach auch gewußt" S. 87. In dieſem Sinne werden denn neben andern Einwendungen gegen das Stück des Plautus, die Leſſingen ſowohl hier als in ſeiner Beantwortung Gelegenheit gaben, ſeine den früheren Beurtheilern überlegene Kenntniß zu zeigen, ganz charakteriſtiſch demſelben ſeine Wortſpiele, ſo wie ein Verſtoß gegen die Einheit der Zeit und der Handlung vorgeworfen. Auf das erſtere antwortet Leſſing (III. 27) mit vieler Beſonnenheit, daß Wortſpiele nur da unſchicklich ſeien, wo ſie nicht einer Perſon in den Mund gelegt ſeien, für welche ſich dieſe niedere Art der Komik ziene; in Betreff der Einheiten rechtfertigt er Plautus wegen der Handlung, eine Verletzung der Einheit der Zeit aber giebt er zu, auch räumt er ein, daß damit ein Fehler begangen ſei, doch meint er (III. 136) in Bezug auf dieſen Punct: „Plautus habe nur alsdann einige Schönheiten der Kunſt aus den Augen geſetzt, wenn er größern und weſentlichern Schönheiten habe Platz machen wollen."

Oder mit einem Worte, Leſſing ſteht hier auf demſelben Standpuncte, von welchen aus er, wie oben angeführt iſt, ſeinen Henzi geſchrieben hat.

Aber man würde gar ſehr im Irrthum ſein, wollte man annehmen, daß dieſe Proteſtation gegen den kategoriſchen Imperativ der franzöſiſchen Regeln des Trauerſpiels Leſſingen eigenthümlich ſei; vielmehr kann man in derſelben ein Aufdämmern ſeiner ſpätern Geſichtspuncte nur inſofern erkennen, als er ſich hier unter den Richtungen der Franzoſen ſelbſt, derjenigen anſchließt, welche am erſten auf jene führen konnte; denn jene ganze Selbſtcorreſpondenz iſt nichts anders als die Dramatiſirung eines in der Geſchichte des franzöſiſchen Theaters höchſt bedeutungsvollen Zwiſchenfalles.

Es iſt bekannt, daß die ſogenannten Regeln der Alten für das Trauerſpiel nichts weniger als durch Abſtraction aus den Trauerſpielen der Alten entſtanden waren. Es wäre unbegreiflich, wie man ſich in Bezug auf ſie lediglich mit der Autorität des Ariſtoteles habe begnügen können, wäre es nicht eben Ariſtoteles geweſen. Leſſing macht in einer Anzeige der Ueberſetzung der Poetik von Curtius (III. 399) die Bemerkung, wie doch Ariſtoteles ein großer Geiſt geweſen ſein müſſe, denn kaum habe ſeine Herrſchaft in dem Reiche der Weltweisheit aufgehört, als man durch dieſen erloſchenen Glanz einen andern in ihm entdeckte, den kein Scholaſtiker wahrgenommen; er herrſche jetzt eben ſo unumſchränkt im Reiche des Geſchmacks, wie früher unter ſeinen Peripatetikern. Aber wenn er dieſe neue Herrſchaft antreten konnte, ſo war es nur in Folge der Scholaſtik, eine Aeußerung des Scholaſtiſchen Geiſtes, der ja eben darin beſteht, daß man ſich mit einem bloßen Fortſpinnen der Begriffe begnügte, wie denn la Motte ausdrücklich einräumt, die Einheit des Ortes ſei blos eine Conſequenz der Einheit der Zeit: der Baconiſche Sinn des Eingehens auf die empiriſche Thatſache ſollte in dieſem Gebiet am allerletzten eindringen. Stand nun aber auf dieſe Weiſe die Regel a priori feſt, ſo konnten,

insofern man es sich doch nicht ganz zu verbergen vermochte, daß die Alten diese Regeln in der That nicht beobachten, solche Abweichungen nur als Fehler betrachtet werden. Daher denn der häufige Tadel der französischen Kritiker gegen die Alten, die sie doch für ihre Muster ausgeben. In diesem Sinne hatte der Abbé d'Aubignac den Heautontimorumenos des Terenz wegen Ueberschreitung der dem Drama zugemessenen Zeit angeklagt. Gegen ihn schreibt Menage eine réponse 1640*), in welcher er nicht nur den Terenz insoweit vertheidigt, als er zeigt, das Stück umfasse wohl nur etwa ein Wenig über 15 Stunden, und viele Beispiele von antiken Dramen anführt, deren Handlung sogar mehrere Tage dauern müßte, sondern auch die richtige Bemerkung macht: qu'il vaut encore beaucoup mieux pécher contre cette règle de douze heures que contre la possibilité et la vraisemblance, wie denn auch Aristoteles eine Ueberschreitung der *περίοδος ἡλίου* gestatte. Nun kommt Menage auch gelegentlich auf einen ähnlichen Tadel, den Sealiger und Muret gegen die Captivi des Plautus ausgesprochen, und von dieser Stelle, die Lessing III. 104 anführt, hat er denn Gelegenheit genommen, indem er diese Einwürfe in dem Schreiben des Gottschedianers weiter ausführt und alsdann auf ähnliche Weise, wie Menage die d'Aubignac'schen, beantwortet, eine Abhandlung zu schreiben, die, ganz wie er von der des Menage sagt, voll der gelehrtesten Anmerkungen und artigsten Gedanken über das Theater ist. Und zwar hat er seinem Gottschedianer gegenüber noch ein ferneres Rüstzeug benutzt, das indirect auch aus der Kammer des Menage herstammte. Es ist bekannt, daß der erste Angriff auf das System der französischen Tragödie, vom Houdar de la Motte geführt worden ist; die naheliegenden Einwendungen gegen die Einheiten der Zeit und des Ortes sind bei ihm zuerst zu lesen. Bei diesem Manne spielt, so wenig er ein unbedingter Verehrer der Alten ist, der Nachweis, daß diese jene selbst nicht beachtet, eine große Rolle, und da er, wie aus seinem Streit mit der Dacier bekannt ist, nicht Griechisch verstand, muß er sich hierin ganz auf Menage gestützt haben, und überdies spricht die oben angeführte Aeußerung desselben, über die wesentlicheren Schönheiten seinen ganzen Standpunct aus. Wenn wir nun auch bei Lessing dieser Aeußerung in wörtlicher Wiederholung begegnet sind, so ist das andre Wort desselben, das wir in dieser Angelegenheit anführen mußten, geradezu auf la Motte zurückzuführen; ich meine die Aeußerung bei Gelegenheit des Henzi: „als Anfänger müsse er die Einheiten freilich beobachten, wenn auch ein Größerer sie verletzen möge"; denn la Motte sagt: Qu'on ne s'imagine pas aux réflexions que je fais sur ces règles, que je les juge absolument inutiles. Je conviens qu'elles forment un art; et leur première utilité, c'est que la contrainte qu'elles imposent, détourne de la carrière des esprits médiocres qui ne craindroient pas d'y entrer, si elle étoit plus libre. C'est proprement la pierre de touche du talent nécessaire. Ja noch mehr. Wenn Lessingen, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, beim Henzi der Julius Cäsar des Shakspeare vorgeschwebt hat, so scheint la Motte den Coriolan desselben gekannt und an ihm Geschmack gefunden zu haben, denn nachdem er bemerkt hat, das Herz sei kein Sklave der Regeln, die der Verstand ohne

*) Vermehrt und der Mad. Dacier gewidmet 1690; diese Ausgabe hat Lessing vor Augen S. III. 106.

ſeine Mitwirkung ausgedacht habe und es koſte ihm gar keine Mühe ſich in jede beliebige Illuſion zu verſetzen, die ihm Befriedigung gewähre, fährt er fort: Dirai je plus? je ne serois pas étonné qu'un Peuple sensé mais moins ami des règles s'accommodât de voir l'Histoire de Coriolan distribuée en plusieurs actes — worauf er einen Plan giebt, der zwar nicht ganz der Shakſpearſche iſt, aber demſelben doch ſehr ähnelt*).

Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß auch de la Motte's Anſichten von Leſſing zu jener Zeit nicht blindlings angenommen worden ſind. De la Motte hatte außer der Einheit der Handlung noch eine eigene Einheit des Antheils aufgeſtellt. Er ſagt über ſie: Si plusieurs personnages sont diversement interessées dans le même évènement, et s'ils sont tous dignes que j'entre dans leurs passions, il y a alors unité d'action et non pas unité d'intérêt, parceque souvent en ce cas je perds de vûe les uns, pour suivre les autres et que je souhaite et que je crains, pour ainsi dire, de trop de côtés. Und weiter: Mais en quoi consiste l'art de cette unité dont je parle? c'est, si je ne me trompe, à savoir dès le commencement d'une pièce indiquer à l'esprit et au coeur l'objet principal dont on veut occuper l'un et émouvoir l'autre. Es iſt leicht einzuſehen, daß der Begriff der Einheit der Handlung, von welchem hierbei ausgegangen wird, ein überaus dürftiger iſt, und ſo ſagt denn auch Leſſing (III. 132.), indem er ſich den Begriff der Einheit des Intereſſes zu Nutze macht, daß dieſe doch eigentlich mit zur Einheit der Handlung gehöre.

Eine ähnliche Ergänzung des Brumoy, wie die Aufſätze über Plautus, bildet auch die Arbeit über einige Tragödien des Seneca, die zwar erſt in der theatraliſchen Bibliothek 1754 erſchienen iſt, aber da Leſſing die Beiträge noch weiter fortzuſetzen vorbereitet war und von den Aufſätzen in der theatraliſchen Bibliothek manche erſt 1754 oder wenig früher geſchrieben ſein können, ſeiner Entſtehung nach vielleicht der früheren Periode angehört. Brumoy war auf die Stücke des Seneca nur gelegentlich zur Vergleichung mit denjenigen Griechiſchen, die denſelben Stoff behandeln, eingegangen, es blieb alſo, um den ganzen Kreis des antiken Theaters zu umſpannen, noch übrig, daß man ſie für ſich und um ihrer ſelbſt willen behandelte. Dies thut Leſſing ganz nach der Methode Brumoy's, indem er zuerſt einen Auszug mit proſaiſcher Ueberſetzung einiger Hauptſtellen giebt, alsdann eine Beurtheilung und endlich eine Vergleichung mit andern, auch mit modernen Stücken gleichen Inhalts. Dieſes Verhältniß zu Brumoy erklärt auch ſogleich die Färbung des Aufſatzes ſelbſt. Es kann auffallen, daß Leſſing vom Seneca rede, ohne dieſen Dichter, welcher eine der Hauptautoritäten der franzöſiſchen Tragiker, und überhaupt kaum als dramatiſcher Dichter zu betrachten iſt, heftig anzugreifen. Die Urſache iſt, daß ſchon Brumoy ſeine Schwäche ſchonungslos aufgedeckt hatte, daß er ihm aus Unkenntniß ſogar im Einzelnen Unrecht thut, und hierein einzuſtimmen war Leſſing's Sache nicht; er nimmt vielmehr den Seneca namentlich in ſo weit in Schutz, daß er (IX. 249) nachweiſt, wie der

*) Auch wo er in ſeiner Antwort auf einen Angriff von Voltaire auf dieſen Punct zurückkommt, betont er den Ausdruck peuple sensé, den Voltaire ganz allgemein genommen hatte, auf eine Weiſe, daß man darin eine Hinweiſung auf das Nachbarvolk, das er freilich nicht zum Muſter aufſtellen durfte, und eine leichte Ironie, daß Voltaire nicht gemerkt, daß es ſich hier von etwas bereits Vorhandenem handle, nicht verkennen kann.

rasende Hercules desselben eine bessere Anlage habe, als das entsprechende Stück des Euripides. Die französische Tragödie selbst wird auch hier von Lessing's Angriffen gestreift. Wenn er (IV. 255) mit dem de la Motte von abscheulichen und den Menschen zur Verzweiflung bringenden Grundsätzen spricht, welche sich im Oedipus des Sophokles kund gäben, so behandelt er dagegen den Crebillon'schen Thyest mit entschiedener Ironie und weist nach, wie dieser Dichter ganz unschuldigerweise dazu gekommen, der Schreckliche par éminence genannt zu werden. Aber besonders fällt hier ein offener Ausfall auf Gottsched in die Augen. Dieser lehrt in der kritischen Dichtkunst Thl. II. Kap. X. §. 11. über den Punct, wie eine tragische Fabel gemacht werden müsse, wörtlich: „Der Poet wählet sich einen moralischen Lehrsatz, den er seinen Zuschauern auf eine sinnliche Art einprägen will. Dazu ersinnt er sich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit seines Satzes erhellet. Hiernächst sucht er in der Historie solche berühmte Leute, denen etwas Aehnliches begegnet ist, und von diesen entlehnet er die Namen für die Personen seiner Fabel, um derselben ein Ansehen zu geben." Lessing persifflirt zuerst diese Ansicht, indem er sagt, wenn eine solche Lehre im rasenden Hercules liegen solle, so müsse es entweder die sein, daß Tugenden und Heldenthaten eine erzürnte Gottheit so wenig versöhnen, daß sie vielmehr dieselbe noch heftiger aufbringen, oder die Lehre, daß man sich hüten müsse von dem Jupiter aus verstohlener Ehe erzeugt zu werden, wenn man allen den grausamen Verfolgungen der Juno entgehen wolle, dann meint er, Alles was man zur Entschuldigung dieser alten Muster sagen könne, sei, daß sie es für ganz unnöthig gehalten hätten, an die Moral des Ganzen zu denken. Freilich will damit Lessing noch nicht sagen, es sei keine Moral nothwendig, sondern er meint nur, da die Alten ziemlich genau bei der hergebrachten Geschichte hätten bleiben müssen, so hätten sie von der Moral absehen müssen und diese Entschuldigung habe ein neuerer Dichter allerdings nicht. Aber wo er IV. 252. einen „Vorschlag für einen neueren Dichter" zur Bearbeitung desselben Gegenstandes ausführt, zeigt sich doch, daß er die Sache bei Weitem lebendiger und geistiger auffaßt. Es würde, sagt er, auf eine feinere Bearbeitung des Charakters ankommen: seine Raserei müßte eine natürliche Folge aus demselben werden, und dies sei leicht, denn was sei näher verbunden als Tapferkeit und Uebermuth und Wahnwitz. Also auch hier wieder die Tendenz die schon oben bei der Matrone von Ephesus nachgewiesen wurde, antike Stoffe dadurch zu modernisiren, daß eine psychologische Motivirung hineingebracht wird. Da im Jahre 1773 Karl Lessing mit einem Trauerspiel „Masaniello" umgeht, schreibt ihm Lessing (XII. 398) er habe sich auch einmal mit diesem Sujet getragen, besonders habe ihn beim Aniello die endliche Zerrüttung seines Verstandes angezogen, die er sich aus ganz natürlichen Ursachen in ihm selbst erklären zu können geglaubt habe, ohne sie zu einem unmittelbaren physischen Werke seiner Feinde zu machen, und er habe sonach in ihm den Mann erkannt, in dem sich der alte Hercules modernisiren ließe.

Zu den Aufsätzen, welche bei längerer Dauer der „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" in denselben Platz gefunden hätten, dürfte auch die Schrift „der Schauspieler, ein Werk, worinnen die Grundsätze der ganzen körperlichen Beredsamkeit entwickelt werden", gehören, denn die theils angekündigten, theils mitgetheilten Uebersetzungen derartiger Werke zeigen, daß

Leſſing ſich gerade jetzt, in friſcher Erinnerung der Neuber'ſchen Bühne, mit dieſem Gegenſtande viel beſchäftigt hat, auch iſt der Anfang des zweiten der im Nachlaß mitgetheilten Entwürfe nichts anderes, als eine mit größerer Begriffsſchärfe durchgeführte Redaction des erſten Abſchnittes bei Riccoboni, der „die Bewegung" überſchrieben iſt; doch können dieſe Entwürfe auch aus einer etwas ſpäteren Periode herrühren, denn Nicolai ſpricht in den Briefen über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften die 1754 geſchrieben ſind, von einem Werke von der körperlichen Beredſamkeit, das Herr Leſſing verſprochen*).

Wie nahe Leſſing ſchon jetzt daran war, ſich vom franzöſiſchen Theater loszuſagen, beweiſen die Gründe, welche ihn nach ſeiner eigenen Angabe in der Vorrede zur theatraliſchen Bibliothek veranlaßt haben, die „Beiträge" aufhören zu laſſen; ſie zeigen, daß das oben angeführte Urtheil über die dramatiſche Production ſeines Jugendfreundes Mylius nicht etwa erſt hinterher gefällt worden iſt, ſondern daß gerade von dieſem Puncte aus ſchon jetzt eine Entfremdung zwiſchen ihnen einzutreten begann. Mylius hatte (IV. 456) in der Einleitung zu einer Ueberſetzung der Clitia des Machiavell geſagt, er bitte ihm ein gutes Stück vom italieniſchen Theater zu nennen. Leſſing wußte nur allzuwohl aus des L. Riccoboni histoire du théâtre Italien, daß es dergleichen gebe und mußte alſo der Anſicht ſein, daß durch ein ſolches Urtheil das ganze Unternehmen blosgeſtellt ſei, aber mit dem Urtheile ſelbſt war nur den Franzoſen nachgeſprochen, die allein eine dramatiſche Dichtkunſt zu beſitzen glaubten, und insbeſondere Gottſcheden der vor Allem, was wenigſtens vom théâtre Italien in Paris herkomme, ausdrücklich warnt, weil hier der Harlekin fortwährend in voliem Beſitze der Bühne war. Und wenn Leſſing außerdem auf einige allzukühne und bittere Beurtheilungen, die einer ſeiner Mitarbeiter eingerückt, hindeutet, ſo geht dies, wie ſich aus einem Brief an den Vater (XII. 20.) ergiebt, auf eine Recenſion eines Schuldrama's von einem freibergiſchen Rector Biedermann, das nach alter unariſtoteliſcher Weiſe die Friedensſchlüſſe von Osnabrück und Aachen in eine Darſtellung vereinigt, worüber denn der Kritiker — nach K. Leſſing S. 107 ebenfalls Mylius — ein mehr als Gottſchediſches Geſchrei erhebt. Leſſing äußert gegen den Vater, man habe darin dem verdienten Manne zu viel gethan und wirklich ſchließt die Zeitſchrift mit dieſem Stück. Leſſing ſelbſt hatte eine Recenſion beigeſteuert, die eher im entgegengeſetzten Sinne zu nehmen wäre, denn wenn er in dritten Stück mit einer Ueberſetzung einer Rede von Werenfels über das Theater von M. Immanuel Friedrich Gregorius, ſpäterem Archidiaconus in Lauban und fleißigem Mitarbeiter am Lauſitziſchen Magazin, ein kleines Vorſpiel zum Vademecum für Samuel Gotthold Lange aufführt, ſo war dieſer Gregorius ein eifriger Anhänger Gottſched's; die Kritik ſchließt mit den Worten: „Wir wundern uns übrigens gar nicht, daß dieſe Ueberſetzung in ſo vielen Zeitungen ungemein gelobt wor-

*) Auch die theatraliſchen Anekdoten und die Geſchichte des franzöſiſchen Theaters im „Neueſten" III. 252. werden urſprünglich für die „Beiträge" beſtimmt geweſen ſein; für die Geſchichte des franzöſiſchen Theaters hat ſich Leſſing, wie es ſcheint, der Histoire du théâtre Français bedient, die er bereits kannte (III. 78), doch iſt ſein Auszug ſehr unvollſtändig.

den ist; woher diese gefälligen Urtheile entsprungen, wird Herr Gregorius am Besten wissen, und wir wissen es auch" — und unter diesen Zeitungen steht Gottsched's Büchersaal (IX. S. 168.) voran und das entspringt daher, daß der Magister Gregorius Gottscheden, wie der handschriftliche Briefwechsel desselben ausweist, seine Schriftchen immer mit äußerst submissen Briefen zu übersenden pflegte.

Dieser litterarische Standpunct spricht sich noch directer und allgemeiner aus in gewissen kritischen Zeitschriften, die Lessing jetzt übernahm oder gründete, denn jetzt war endlich der Zeitpunct gekommen, wo er, gestützt auf ein reiches Wissen und die Erfahrung der Production, auch dieses Feld betrat, wo er die hervorragendste Stellung einzunehmen bestimmt war.

Ich weiß nicht zu berichten, wie die Beiträge im Publikum aufgenommen worden sind. Man hatte für eine so gründliche Behandlung der Angelegenheiten des Theaters vielleicht noch keinen Sinn; war doch Lessing der erste, welcher sie von einem so umfassenden Gesichtspuncte aus betrachtete. Auch kann es dem Erfolge des Buches hinderlich gewesen sein, daß es namenlos erschien; die Anerkennung richtet sich gern an ein bestimmtes Individuum und nur einer Schrift, über die wir uns aus irgend einem Grunde ärgern, giebt die Anonymität größern Reiz, weil wir den Verfasser hassen möchten und doch nur eine wirkliche Person hassen können. Indessen, wo man von Lessing's Autorschaft unterrichtet war, mußte das Buch doch hinreichen, ihn in der litterarischen Welt ein für allemal zu habilitiren; wir werden annehmen müssen, daß der zwei und zwanzigjährige junge Mann von jetzt an unter den berliner Litteraten zwar immer noch eine bescheidene, aber doch eine geachtete Stellung einnahm.

Dies erhellt aus einem Geschäfte, welches ihm jetzt übertragen wurde.

Schon seit längerer Zeit war es gebräuchlich, daß die politischen Zeitungen auch eine Rubrik „von Gelehrten Sachen" führten; der Hamburger Correspondent, der bis auf den heutigen Tag mit seinem vollen Titel Staats und gelehrte Zeitung des Hamburgischen Correspondenten heißt, nimmt, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe, mit seinen Kritiken eine nicht ganz unbedeutende Stelle in der Geschichte der deutschen Litteratur des vorigen Jahrhunderts ein, und daß Lamprecht und Rost, welche nach einander von Leipzig verschrieben wurden, um die Haudesche Zeitung zu schreiben, auch litterarische Kritiken verfaßt, erhellt aus mehreren Stellen der von mir veröffentlichten Briefe an Gottsched. Ein ähnlicher Antrag von Seiten des Besitzers der spätern Vossischen Zeitung Joh. Andreas Rüdiger wird es auch sein, was Mylius Rückkehr nach Berlin bewirkte; er gilt mehrere Jahre, wie besonders aus Briefen von v. Schönaich an Gottsched hervorgeht, für den Verfasser derselben. Aber im November 1750 schreibt Lessing an seinen Vater, „der junge Mylius ist mit dem ältern Rüdiger zerfallen und schreibt also die Zeitungen nicht mehr" — und setzt hinzu: „Ich bin mehr als einmal darum angegangen worden, sie an seiner Statt zu schreiben, wenn ich mit solchen politischen Kleinigkeiten*) meine Zeit zu verderben

*) Man verarge Lessingen diesen Ausdruck nicht; ich werde später Gelegenheit haben zu zeigen, daß er auch darin seine Zeitgenossen überragt, daß es ihm an politischem Sinne nicht ganz gefehlt, aber die politischen Nachrichten in den Zeitungen jener

Luſt gehabt hätte". Unterdeſſen ſtarb Rüdiger, die Zeitung wurde einſtweilen von deſſen Schwiegerſohn Voß, mit welchem Leſſing ebenfalls in näherer Verbindung ſtand und ſein ganzes Leben hindurch befreundet geblieben iſt — wie denn ſein Bruder Karl Gotthold ſpäter eine Tochter Voſſen's geheirathet hat und ein Sohn Karl Gotthold's noch jetzt Redacteur der Voſſiſchen Zeitung iſt — fortgeführt, und dieſer übertrug Leſſingen mit Umgehung der verhaßten Politik die Redaction des gelehrten Artikels allein — worauf es ſich beziehen wird, wenn Leſſing d. 29. Mai 1753 ſeinem Vater ſchreibt, wenn er ihm vorwerfe, er ſähe wohl, daß er der Nachfolger Mylius'ens hätte ſein ſollen und müſſen, ſo komme das daher, „weil Sie weder eigentlich wiſſen was Herr Mylius hier gemacht hat, noch was ich hier mache." Eine nähere Verbindung Leſſing's mit der Redaction der Zeitung überhaupt geht nur daraus hervor, daß er für dieſe Zeit die Gelegenheitsgedichte macht, die damals beim Jahreswechſel und beim Geburtstage des Königs nicht fehlen durften.

Nachdem Karl Leſſing ſchon die Recenſion von Gottſched's Gedichten vom 27. März 1751 in Widerſpruch mit ſeiner eigenen Angabe in dem Leben des Bruders, nach welcher derſelbe erſt nach ſeiner Rückkehr von Wittenberg den gelehrten Artikel zu ſchreiben angefangen hätte, in Leſſing's Werke aufgenommen hatte, hat Lachmann dieſe Spur weiter verfolgt. Mit Recht läßt er Leſſing's Beiträge am 18. Februar beginnen, denn an dieſem Tage findet ſich zuerſt im Jahre 1751 ein gelehrter Artikel, während ſonſt dergleichen faſt täglich gegeben worden waren, und alſo eben jetzt die Stelle wieder beſetzt ſein mußte; auch zeigt die Aeußerung Leſſing's in einem Brief an den Vater vom 8. Februar, er könnte, ohne daß es ihn etwas koſtete, die Berliner politiſchen Zeitungen mitſchicken, daß gerade um dieſe Zeit die Verbindung mit Voß angeknüpft worden, und daß nun nicht etwa Leſſing doch an den politiſchen Artikeln Antheil habe, ſcheint durch die folgenden Worte belegt zu werden: „Sie ſind, wegen der ſcharfen Cenſur, größtentheils ſo unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darinnen finden kann". Von dieſem Zeitpunct an laufen Leſſing's Beiträge bis an das Ende des Jahres 1751, wo er nach Wittenberg ging; daß er auch von hier aus mitgearbeitet, wie Mohnike Leſſingiana S. 152. meint, iſt, wie an ſich unwahrſcheinlich, ſo beſonders daraus zu widerlegen, daß in dieſer Zwiſchenzeit faſt nur naturwiſſenſchaftliche oder ſtreng theologiſche Anzeigen vorkommen. Erſt im Dec. 1752 beginnt Leſſing's Mitarbeit wieder mit einer Anzeige einer Ueberſetzung des Cervantes, die von ihm herrühren muß, weil er ſich um dieſe Zeit mit dem Spaniſchen beſchäftigte und ſelbſt eine Ueberſetzung derſelben vorgehabt hatte (XII. 16.) und zieht ſich durch die folgenden Jahre bis zum 18. October 1755 hin, wo ſein Abgang (V. 68.) ausdrücklich gemeldet wird.

Ich glaube Leſſing's Stellung in dieſem Falle richtig bezeichnet zu haben, wenn ich geſagt habe, daß er den gelehrten Artikel redigirt habe. Denn einerſeits wird er zwar von Sulzer in einer Briefſtelle, die ich bei einer andern Gelegenheit anführen werde, als „Zeitungsſchreiber bei einem hieſigen Buchführer" bezeichnet, und in einem handſchriftlichen Briefe von Ewald an

---

Periode beſtehen wirklich aus lauter Kleinigkeiten, Nachrichten von Feuersbrünſten, Erdbeben, Mißgeburten, wie eine Algieriſche Schebecke ein Malteſiſches Schiff genommen u. ſ. w.

Fr. Nicolai d. 20. Octob. 1755 heißt es: „Der Herr v. Kleist hat mir sagen wollen, er habe in der Vossischen Zeitung gelesen, daß Herr Lessing nicht mehr in Berlin wäre, sollte dieses wohl andem sein, und wer bekleidet denn nun seine Stelle, es soll ein Mann sein der Geschmack verräth." Andererseits aber hat Lessing keineswegs alle gelehrten Artikel in der Zeitung geschrieben; es finden sich deren viele naturwissenschaftliche, theologische, musikalische die nicht von ihm herrühren können, wie denn auch schon unter Mylius Redaction der Concertmeister Bach ein Buch recensirt hatte (XII. 20); nur einige Anzeigen mehr als Lachmann, der indessen nicht gerade Alles aufnehmen wollte, was von Lessing sein könnte, glaube ich als Lessing's Eigenthum erkannt zu haben. S. Nachträge zu Bd. III. wo zugleich die Beweise. Aber von ganz irrigen Gesichtspuncten geht Mohnike aus, wenn er S. 154 meint, in die Verfasserschaft der von Lachmann aufgenommenen Aufsätze dürften sich wohl Mylius, Lessing, Kästner, vielleicht auch Gleim, Weisse, Agricola und noch Andere theilen — mit Gleim z. B. stand Lessing damals noch gar nicht in Verbindung und dergleichen kleine Aufsätze verschickte man damals nicht leicht mit der Post; auch die Jenaischen, Göttingschen gelehrten Zeitungen u. s. w. wurden wirklich an den Orten geschrieben, von denen sie den Namen trugen; ist doch hier und im Neuesten nicht einmal was Lessing als eingesandt bezeichnet, immer wirklich eingesandt (III. 207). Ebenso irrthümlich ist es, wenn Mohnike hinzusetzt, in den spätern Jahrgängen 1754 u. 55 möchten selbst Nicolai, Ramler und Mendelssohn Antheil haben; was von Lachmann als Lessing's Eigenthum bezeichnet ist, zeigt sich, wie ich oftmals anzudeuten Gelegenheit haben werde, so verwebt mit seinen sonstigen Interessen, daß fast überall ein directer Beweis seiner Autorschaft möglich ist — das sind eben die gelehrten Gründe, von denen Lachmann III. 375 spricht — und das Uebrige fällt entweder nicht in den Thätigkeitskreis dieser Männer, oder ist ihrer ganz unwürdig*).

*) In einer Recension der „Analekten von Gotth. Ephr. Lessing," 1785 — in d. Allg. D. Bibliothek LXXVIII, 1. S. 299 unterschrieben Of — heißt es: „Wenn der Verf. doch jeden kleinen Aufsatz von Lessing des Aufbewahrens werth hielt, so hätte er eine gelehrte Zeitung, davon etwa 1755 im Vossischen Verlage in Berlin nur einige Blätter herauskamen und die bald aufhörte, zu bekommen suchen sollen. Etwas davon hat Lessing in seine vermischten Schriften aufgenommen, aber nicht Alles. Desgleichen sind in den gelehrten Artikeln den Vossischen Berlinischen politischen Zeitungen von 1752 an bis etwa 1761 eine Menge gelehrter Artikel oder Recensionen, davon die meisten wohl des Aufbehaltens werth sein möchten. Aber alle sind nicht von ihm." Die letztere Angabe, welche schon wegen den offenbaren Unrichtigkeiten, die mit ihr verschwistert sind, verdächtig ist, scheint mir nach sorgfältiger Prüfung keinen Glauben zu verdienen. Der Verfasser dieser Recension ist nach Ausweis des Buches von Dr. Parthey „die Recensenten der allgemeinen deutschen Bibliothek" Reinwald in Meiningen, der Schwager Schiller's — wie sollte gerade dieser davon so genau unterrichtet gewesen sein. Und daß man nicht etwa glaube, die Angabe werde dadurch bestätigt, daß Nicolai sie in seiner Bibliothek passiren lassen; sind doch manche ausdrückliche Angaben über Lessing, die er selbst giebt, ungenau, wie ich s. Z. beweisen werde. Ich habe in den Jahrgängen 1755 — 61 der Vossischen Zeitung keinen Aufsatz gefunden, der von Lessing herrühren müßte, und ein positiver Grund dafür, daß er zu jener Zeit die alte Stellung bei derselben nicht wieder eingenommen, scheint darin zu liegen, daß die Recensionen seiner Schriften jetzt entschieden keine Selbstrecensionen sind. Wie sollte auch Lessing zu der Zeit, als er die Litteraturbriefe schrieb, zugleich noch solche kleine Anzeigen verfaßt haben, über die er jetzt wohl hinaus war, und von Breslau aus, als

Mit Nr. 33 d. 18. März bekommt die Voſſiſche Zeitung eine andere Vignette, und es findet ſich hier folgende nach Lachmann's Urtheil vielleicht von Leſſing ſtyliſirte und von ihm überſehene Nachricht: „Da Se. Königl. Majeſtät nach dem Tode des bisherigen Verlegers dieſer Zeitungen Joh. Andreas Rüdiger's die Gnade gehabt, das Privilegium derſelben auf den Buchhändler Chr. Friedr. Voß, auf ihn und ſeine Erben, übertragen zu laſſen, ſo hat man für richtig befunden den ſämmtlichen Leſern hiervon Nachricht zu geben und öffentlich zu verſichern, daß man in Zukunft weder Mühe noch Koſten ſparen werde, dieſen Blättern ſowohl durch die Neuigkeit als Zuverläſſigkeit der mitzutheilenden Nachrichten, den Beifall des Publicums zu verſchaffen. Weil man nun wohl einſiehet, daß der Raum beinahe zu klein iſt die gedoppelte Abſicht derſelben zu erreichen, ſo hat ſich der Verleger entſchloſſen, ſie durch eine monatliche Beilage von einem Bogen, doch ohne die geringſten ferneren Unkoſten der Leſer zu verſtärken. Dieſe Beilage ſoll den gelehrten Neuigkeiten gewidmet ſein und zwar denen, welche diejenigen Künſte und Wiſſenſchaften betreffen, die bei den meiſten mehr zum Vergnügen als zur Beſchäftigung dienen. Man hat ſchon allzuviel öffentliche Blätter, welche die ernſthafte Gelehrſamkeit zum Gegenſtande haben; und da das ganze Feld derſelben zu durchlaufen bei gegenwärtiger Einrichtung unmöglich iſt, ſo glaubt man nicht übel gethan zu haben, daß man denjenigen Theil wählet, an welchem die Neugier der meiſten und auch unzähliger, welcher Hauptwerk die Studien nicht ſind, Antheil nimmt. Der Titel dieſer Beilage wird ſein: Das Neueſte aus dem Reiche des Witzes, als eine Beilage u. ſ. w. und mit dem Ende des Monats April ſoll der Anfang gemacht werden. Die Ausführung mag es lehren, ob man auf eine angenehme Art nützlich zu ſein weiß, und ob auch durch dieſes Unternehmen die Ausbreitung des Geſchmacks etwas gewinnt, welcher faſt einzig geſittete Völker auf denjenigen Grad der Artigkeit bringen muß, auf welchem wir unſere Nachbarn bewundern.“ Dieſes Beiblatt erſcheint vom April bis December 1751. Mehr noch als in der Voſſiſchen Zeitung es der Fall iſt, rührt hier alles Bedeutende von Leſſing her; nur ein Schreiben über die anakreontiſchen Dichter III. 236. iſt auch hier, wie Lachmann XIII. 649. nachträglich bemerkt, von Käſtner eingeſandt worden, ſo wie auch einige Epigramme*).

Man würde ſich getäuſcht finden, wollte man annehmen, daß gleich dieſe erſten Verſuche in der Kritik nach Form und Inhalt als epochemachende Erſcheinungen aufgetreten wären: die Recenſionen in der Voſſiſchen Zeitung ſind kurze Anzeigen, wie man ſie nur mit etwas weniger Geſchick bereits lange

---

er zum großen Leidweſen ſeiner Freunde, zu jenen nichts mehr einſandte, hätte er in die Voſſiſche noch etwas eingeſandt? Nur aus der Leipziger Periode finden ſich ausnahmsweiſe noch ein Paar Anzeigen von Gleimiſchen Kriegsliedern — ſiehe im Anhang.

*) Da der Inhalt des Neueſten bei Lachmann aus dem Grunde, daß Manches ſpäter von Leſſing, weil die Zeitſchrift nur eine geringe Verbreitung gefunden haben dürfte, anderweitig benutzt iſt, nicht ganz überſichtlich vorliegt und namentlich eine Notiz darüber fehlt, wie es ſich mit den Monatsſtücken verhalte, die im Jahresverzeichniß III. S 6. ganz wegfallen, hätte ich gern das Ganze verzeichnet — es iſt mir aber nicht vergönnt geweſen, die Exemplare der königlichen Bibliothek in Berlin und des Herrn Juſtizrath Leſſing, die ſich gegenſeitig ergänzen ſollen, zuſammenzuhalten oder nur auf längere Zeit einzuſehen.

in vielen Zeitschriften gelesen hatte, und das Neueste ein mélange de critique et de littérature, dergleichen besonders die Schriften des Marquis d'Argens darbieten. Allein es findet hier dasselbe Verhältniß wie bei Lessing's poetischer Production statt: er lebt sich ganz unbefangen in die vorhandenen Formen ein, aber innerhalb derselben bildet sich bei ihm dann etwas Neues heraus. Brandis vergleicht in der Vorrede zu Mendelsohn's Schriften (I. 63) jene Recensionen nicht unschicklich mit Goethe's Kritiken in den Frankfurter gelehrten Anzeigen. „Goethe," sagt er „wird vom Triebe geleitet, als Dichter sich in die verschiedensten Richtungen geistiger Bewegung zu versetzen; er geht in ihre Tiefen ein, nicht um ihren Gehalt alsbald zu irgend einer poetischen Schöpfung zu verwenden, wie die meisten Dichter, sondern um sein geistiges Leben zu befruchten und seinen innern Gesichtskreis zu erweitern, unbekümmert um unmittelbare Nutzanwendung. Lessing's ganze Geisteskraft ist dem Wissen als solchem zugewendet, aber einem lebendigen, das Einzelne in seiner Bestimmtheit fest und sicher ergreifenden und sich künstlerisch gestaltenden Wissen, das Bedürfniß künstlerischer Gestaltung macht ihn zum Dichter, und seine Befähigung dafür verleiht den trockensten Untersuchungen und Erörterungen, wie zur Berichtigung des Jöcher'schen Gelehrtenlexikons, einen unwiderstehlichen Reiz."

Der litterarische Standpunct, welchen Lessing hier ausspricht, ist natürlich derselbe, von welchem aus, wie oben erörtert worden, seine gleichzeitigen dichterischen Werke entstanden sind: der Standpunct einer litterarischen Bildung, welcher das Ergebniß des an sich fruchtlosen Streites der Gottschedianer und Schweizer war. Aber was für ein Ergebniß war dieser Standpunct gewesen? Ein blos neutrales, eine bloße Abstumpfung des Gegensatzes, wie sie im weitern Verlauf der Entwickelung in der Anschauungsweise derjenigen, welche denselben in seiner Tiefe nicht zu ertragen vermögen, zu entstehen pflegt: eine oberflächliche Vereinigung des Unvereinbaren. Hatte doch sogar Meier, der kritische Vorfechter der hallischen Dichter, Gottsched's und Breitinger's Poetiken in der Weise zusammengestellt, daß er dem Anfänger zuerst die letztere und dann die erstere zu lesen räth, weil jene über den Begriff der Dichtkunst überhaupt, Gottsched dagegen über die einzelnen Dichtungsarten eine bessere Belehrung enthalte; ein Verfahren, aus welchem, da es sich hier doch in der That um entgegengesetzte Principien handelte, ein Hinüberschwanken von der einen zur andern Seite entstehen mußte, wie denn auch Meier, nachdem er lange mit Gottsched polemisirt, als Bodmer's Noah erschienen war, der ihm nicht gefiel, sich demselben wieder annähert. Dagegen hier besteht nun Lessing's Stellung darin, daß sich bei ihm zuerst ein Bewußtsein kund giebt, daß jener dritte Standpunct nicht sowohl schlechthin den Gottsched'schen und Schweizerischen vereinige, sondern gerade deshalb, weil er sie in der That beide beherrsche, weder der eine noch der andere sei.

Ich habe an einem andern Orte die Natur des Gegensatzes zwischen Gottsched und den Schweizern ausführlich untersucht; er läßt sich darauf zurückführen, daß jener lediglich auf Begriffsschärfe und sprachliche und sachliche Richtigkeit gedrungen habe, während es diesen aufgegangen war, daß die Dichtung auf etwas Positivem, auf einem gewissen Reichthum der Einbildungskraft, auf schöpferischer Genialität beruhe. Es wird nicht zweifelhaft sein können, auf welche Seite Lessing im Allgemeinen getreten. Das Gedicht an den Musiker Marpurg: Ueber die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der

Poeſie und Tonkunſt (I. 178), iſt vollkommen im Geiſte der Schweizer abgefaßt. Es heißt hier in dieſem Sinne:

Ach arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung
Und Göttern in der Bruſt, ſind Regeln jetzt genung.

Und weiterhin:

Ein Geiſt, den die Natur zum Muſtergeiſt beſchloß,
Iſt, was er iſt, durch ſich, wird ohne Regeln groß,
Er geht, ſo kühn er geht, auch ohne Weiſer ſicher,
Er ſchöpfet aus ſich ſelbſt. Er iſt ſich Schul' und Bücher,
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt;
Sein glücklicher Geſchmack iſt der Geſchmack der Welt.

Noch deutlicher in Proſa. „Die Regeln in den ſchönen Künſten", heißt es im Neueſten (Monat Junius III. 222), „ſind aus den Beobachtungen entſtanden, welche man über die Werke derſelben gemacht hat. Dieſe Beobachtungen haben ſich von Zeit zu Zeit vermehret und vermehren ſich noch, ſo oft ein Genie, welches niemals ſeinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einſchlägt, oder den ſchon bekannten über die alten Grenzen hinaus bahnet." Auch iſt es ganz im Sinne der Schweizer geſprochen, wenn Leſſing (III. 182) bemerkt, ſeines Wiſſens habe die Epoche des gereinigten Geſchmacks unter den Deutſchen mit vortrefflichen Lehrgedichten angefangen. Und ſo haben ſich denn wirklich die Schweizer gleich bei ſeinem erſten Auftreten ernſtlich darum bemüht, ſeine Thätigkeit ihrem Princip dienſtbar zu machen. Man kennt die Stellung, welche Sulzer in jener Zeit in der Litteratur einnahm. Nachdem er erſt in Laublingen bei Lange, wo ſich Alles verſammelte, was in jener Gegend die Schweizer Kritiker ſchätzte und wo er als Schweizer eingeführt worden war, ein äſthetiſches Intereſſe gefaßt hatte, ward er, wie Hirzel (Sulzer's Leben I. S. 79) bemerkt, der Unterhändler zwiſchen den Verbeſſerern des Geſchmackes ſeines alten und neuen Vaterlandes. Sulzer ſchreibt 1754 an Bodmer: „Ein hieſiger junger Dichter, Leſſing, hat den armen Lange, wegen ſeiner ungeſchickten Ueberſetzung des Horaz und der noch ungeſchicktern Vertheidigung derſelben, elend herumgeholt. Er hat auch zwei Bändchen ſeiner Schriften drucken laſſen, die ich Ihnen mit der Meßgelegenheit ſchicken werde. Sie werden dann ſelbſt beurtheilen, wie viel oder wenig von dieſem angehenden Dichter zu hoffen iſt. Er iſt Zeitungsſchreiber bei einem hieſigen Buchführer*)." Hierauf ſcheint ſich Bodmer ſogleich näher nach Leſſing erkundigt zu haben, denn Sulzer antwortet am 30. November: „Leſſing kenne ich noch nicht; er hat ſchon einige Mal wollen zu mir kommen, aber ich konnte ihn entweder nicht annehmen, oder ich war nicht zu Hauſe**)." Ferner ſagt Wieland in einem Briefe an Gleim vom 21. Jan. 1755 in Bezug auf eine Angelegenheit, die ſogleich erwähnt werden wird, Leſſing ſei, wie ihn dünke, eben kein Feind der guten Sache, oder könnte doch leicht für ſie in Bewegung geſetzt werden. „Er ſcheint ein rüſtiger Mann zu ſein, und es ſollte ihm wohl nicht viel zu ſchaffen machen, eine Parthie anzunehmen, bei der er ſeinen Vortheil finden und ſeinen Witz am Beſten anwenden könnte. Es wäre, meines Erachtens, nicht übel, wenn

*) Briefe der Schweizer S. 227.
**) Ebendaſ. S. 223.

man dieſen Mann, der ſeine guten Partes hat, für die gute Sache gewinnen könnte, denn er hat alle Qualitäten zu einem Champion*)." Und endlich klingen auch ein Paar Aeußerungen Sulzer's gegen Bodmer vom 18. April und aus dem November 1755 noch ziemlich protectorhaft: „Leſſing iſt ein Miſchmaſch von Gutem und Schlechtem, und noch vor dem Scheidewege. Er kann ganz gut oder auch ſchlecht werden. In ſeinen Reden iſt er viel beſſer, als in ſeinen Schriften, und er ſcheint mir viel Verſtand zu haben. Aber er hat auch noch viel Jugend und eine Anzahl älterer und jüngerer Halbgelehrter arbeiten, ihn ſchlecht zu machen. Ich kann ihm nicht beikommen, denn es ſcheint, als ob er ſich fürchte, ich möchte ungleicher Meinung mit ihm ſein, wenn er ſich etwas einließe." Und ferner: „Herr Leſſing hat mich in dem letzten halben Jahre zu verſchiedenen Malen beſucht. Wenn er noch nicht ganz iſt, wie Sie ihn wünſchen, ſo ſind ſeine Jugend, ſeine Umſtände und ſein Vaterland Schuld daran**)." Und doch hatte Leſſing den Schweizern wirklich einen weſentlichen Dienſt geleiſtet. Das komiſche Heldengedicht the Dunciad, in welchem Pope ſeine litterariſchen Feinde lächerlich gemacht hatte, iſt allgemein bekannt. Es wäre zu verwundern, wenn man nicht bei den damaligen litterariſchen Streitigkeiten zwiſchen Schweizern und Gottſchedianern auf den Einfall gekommen wäre, dieſen Gedanken nach Deutſchland zu verpflanzen. Schon 1747 hatte Bodmer das Pope'ſche Gedicht mit einem Schreiben an die Obotriten, das ſich gewiß auf die Gottſchedianer bezogen hat, in's Deutſche überſetzt. Auf Gottſched'ſcher Seite beabſichtigte v. Schönaich eine Dunciade zu ſchreiben***), im Feldlager der Schweizer trug ſich ein noch berühmterer Mann mit einem ähnlichen Plane: Wieland, der ſich ja ſchon durch Herausgabe der Streitſchriften der Schweizer an dem Dichterkriege betheiligt hatte. Wir können in den Briefſammlungen, die dieſen Kreis berühren, die Geſchichte dieſes Unternehmens genau verfolgen. Als die erſte Wuth des Kampfes zwiſchen den Schweizern und den Gottſchedianern verraucht war, hatte Gottſched, im Vertrauen auf die Gleichgültigkeit der Deutſchen und auf v. Schönaich geſtützt, von Neuem das Haupt erhoben; er war, wie Wieland ſagt, nachdem er die Hermannias geſehen hatte, ſo übermüthig geworden, wie der Ritter von Mancha, nachdem er den Helm des Manbrin erobert, daher hielten es die jungen Leute in Zürich an der Zeit, neue Angriffe gegen ihn zu beginnen. Es ſei dazu jetzt die rechte Zeit, meint Wieland in einem Briefe an Gleim vom 21. Jan. 1755, denn die Deutſchen ſeien jetzt, namentlich durch die Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, weſentlich weiter gekommen; es bedürfe wohl nur noch ein Paar Streiche, ſo werde ſelbſt das Schilfrohr flüſtern: auriculos asini Midas rex habet†). Gleichzeitig ſchreibt Geßner an Gleim einen Brief deſſelben Inhalts, und beide Briefe begleiten ein Paar polemiſche Pièeen, welche Gleim in Deutſchland drucken laſſen ſoll, weil gegen das, was von Zürich kommt, Vorurtheile obwalten. Das eine dieſer Stücke iſt Edward Grandiſon in Görlitz; es rührt, wie aus einem Briefe Wieland's an Gleim

*) Wieland's Briefe. Zürich 1815, I. S. 156.
**) Briefe der Schweizer S. 241 u. 255.
***) Gottſched und ſeine Zeit S. 385.
†) Wieland's Briefe in der angef. Sammlung I. S. 154.
††) Briefe der Schweizer S. 228.

vom 9. April 1755 erhellt, wenigſtens theilweiſe von Wieland her*). Das andere iſt: „Ankündigung einer Duncias für die Deutſchen," und zu dieſer bekennt ſich Wieland unter anderm in einem Briefe an Zimmermann vom 24. Juni 1756 ausdrücklich. Wieland ſchlägt Gleimen vor, die Dunciade Leſſingen zur Veröffentlichung zu überſenden, und wirklich iſt dieſelbe von dieſem beſorgt worden, denn Gleim ſchreibt Geßnern im Februar**), er habe Leſſingen, welchen er kürzlich in Berlin kennen gelernt, und der ihm beſſer gefallen, als einige Stellen ſeiner Schriften es denken ließen, das Manuſcript übergeben, und nun melde ihm Ramler, Leſſing's Verleger, Voß, habe es angenommen. Unterm 14. October zeigt Leſſing (V. S. 67) das Schriftchen in der Voſſiſchen Zeitung an***), auch hatte er (ebendaſ. S. 37) eine Stelle aus einer Anmerkung Zachariä's zu ſeinem Gedichte auf den kürzlich verſtorbenen Hagedorn angeführt, in welcher von einem der größten Dunſe die Rede iſt, und darauf in einem epigrammatiſchen Gedichte, das den bitterſten und perſönlichſten Angriff enthält, den er ſich jemals gegen irgend Jemand erlaubt hat — einen Angriff, den auch der, welcher mit dem Vademecum vollkommen einverſtanden iſt, wird entſchieden mißbilligen müſſen — dieſe Benennung auf Gottſched bezogen. Auch die Duneiade ſelbſt wollte Gottſched mit aller Gewalt auf Leſſing's eigene Rechnung ſetzen (XII. 36).

Noch in einer ſpäteren Periode, die uns hier im Uebrigen noch nicht angeht, ſchreibt Leſſing am 14. März 1758 an Kleiſt, bei der Gelegenheit, daß Gottſched von Friedrich II. eine goldene Tabatière bekommen, deshalb werde doch wohl Niemand ihn reſpectabler finden, vielmehr ſei es jetzt gerade Zeit, neue und blutigere Satyren auf ihn zu machen, als man noch je gemacht habe, und macht dazu ſelbſt einen guten Anfang mit dem Epigramm (I. 6):

Die goldne Doſe — denkt nur, denkt —
Die König Friedrich mir geſchenkt,
Die war — was das bedeuten muß? —
Statt voll Ducaten, voll Helleborus.†)

---

*) Leſſing rühmt das Schriftchen in der Voſſiſchen Zeitung V. 53.

**) Briefe der Schweizer S. 234 — ſ. übrigens auch Wieland ſelbſt im N. teutſchen Merkur 1797 S. 201.

***) Die Dunciade ſelbſt hat Wieland ungeſchrieben gelaſſen: „eine Dunciade," ſchreibt er am 21. Juni 1756 an Zimmermann, „iſt von mir nicht zu erwarten. Ich müßte mich eine lange Zeit durch Zwangsmittel zu einem ſolchen Werk erhitzen" u. ſ. w. Der Titel, wie ihn Leſſing anführt, enthält den Zuſatz: Nebſt dem verbeſſerten Hermann. Hierunter iſt ein Geſpräch über v. Schönaich's Hermann zu verſtehen, in welchem Wieland zugleich Proben ſeines hexametriſchen Arminius giebt, den er dem v. Schönaich'ſchen Gedichte entgegenſetzen wollte. (S. Briefe berühmter Deutſchen an Bodmer S. 226.) — Die Dunciade ſelbſt ſollte nicht blos auf Gottſched und ſeine Anhänger gehen, ja auch nicht einmal blos auf poetiſche oder Witz affectirende Dunſen, ſondern auf Struckaras aus allen Facultäten; die „Ankündigung" nimmt beſonders den v. Schönaich unbarmherzig mit. — Uebrigens gehört zu dieſer Dunciadenlitteratur auch noch: Das Bankett der Dunſe 1758, 1 Bogen 4. in Hexametern:

Auch ich habe den Berg des Midas-Apollo beſuchet
Und da den Einfluß der Muſen der Onokrene genoſſen, u. ſ. w.

ſo wie endlich die Bodmerias, deren Titel doch nichts anders beſagen will, als daß Bodmer von vorn herein = Dunce. Von dieſem nicht unwitzigen Gedicht weiterhin.

†) Ob auch das Epigramm auf den „Kritikus vor Allen" (I. 1) auf Gottſched gehe, wage ich nicht zu entſcheiden, denn dieſer verwirft im 7. Kap. des II. Theils der

In dieſem Sinne hatte er denn auch früher verfahren; ſo ſcharfe und treffende Ausfälle, wie in der Voſſiſchen Zeitung und im Neueſten, hatte Gottſched noch nicht erfahren. Nur zwei Beiſpiele. In der Anzeige der neueſten und letzten Ausgabe der kritiſchen Dichtkunſt heißt es (IV. 251): „Ja, mein Herr, dieſes iſt die allerletzte Ausgabe, oder vielmehr die letzte Umgießung derſelben. Herr Gottſched hat dieſes ſelbſt feierlich verſichert. Er hatte in den bisherigen Ausgaben ſo Vieles weggenommen, hinzugeſetzt und verändert, und doch wußte er ſelbſt nicht, woran es doch liegen mußte, daß ſie noch nicht für vollkommen anerkannt werden wollte. Endlich beſann er ſich, daß es in derſelben noch an Anweiſungen zu Sechſtinnen, Ringelreimen, Madrigalen und andern dergleichen poetiſchen Marcipanen fehlte. Dieſen Mangel nun hat er in dieſer neuen Ausgabe ſorgfältig erſetzt und dadurch alles geleiſtet, was man noch von einer Gottſched'ſchen Dichtkunſt verlangen konnte." Und in einer Kritik von Gottſched's Gedichten ſagt Leſſing (III. 149): „Uns iſt die Ode auf den Hrn. v. Leibnitz ſogleich in die Augen gefallen. Der größte Theil derſelben beſchäftigt ſich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das iſt Pindariſch! Wann dieſer erhabene Sänger das Lob eines olympiſchen Siegers vergöttern ſollte, von dem er auf der Gottes Welt nichts rühmlicheres zu ſagen hatte, als etwa die Geſchwindigkeit ſeiner Füße oder die Werke ſeiner Fäuſte, ſo geſchah es dann und wann, daß er ſtatt ſeiner ſeine Vaterſtadt lobte. O wahrhaftig, das heißt die Alten mit Ueberlegung nachahmen!"

Wir finden nicht, daß Gottſched dieſen Angriffen eine beſondere Berückſichtigung geſchenkt hätte; er ließ ſich auf die Polemik im Einzelnen überhaupt nicht leicht ein, und ein namenloſer Zeitungsſchreiber durfte ihm allenfalls ein zu verächtlicher Feind dünken. Dagegen ward Leſſing mit dem jüngſten von Gottſched's Anhängern, dem Baron v. Schönaich, deſſen Auftreten auch auf Seiten der Schweizer die Kampfeswuth wieder entflammt hatte, in einen ergötzlichen kleinen Krieg verwickelt, in welchem ſowohl ſeine Ueberlegenheit als auch der Umſtand, daß es ihm um nichts weniger als um kritiſche Klopffechtereien zu thun war, deutlich in's Licht tritt.

Leſſing ſtand zu jener Zeit bereits zu ſehr über den Parteien, als daß er gegen den berüchtigten Hermann, den die Schweizer ſo bitter verfolgten, ausdrücklich hätte auftreten ſollen; er begnügt ſich damit, ihn gelegentlich verächtlich zu behandeln; im Neueſten (III. 250) heißt es: der Hermann und der Nimrod würden in dieſen Blättern keinen Platz gefunden haben, wenn ſie nicht der unbekannte Verfaſſer eines eingeſandten Schreibens ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt hätte — wo denn aber auch weder auf das eine noch auf das andere dieſer Gedichte näher eingegangen wird. Erſt in der letzten Nummer der Vc[illegible]

---

kritiſchen Dichtkunſt das Epigramm nicht eben ſchlechtweg, ſondern nur mit Boileau die Art deſſelben, in welcher es ſich lediglich um Wortſpiele handle, doch lau iſt er freilich gegen die ganze Gattung: „Ob nun wohl der gute Geſchmack den Spitzfindigkeiten überhaupt zuwider iſt, ſo hat man's doch in ſolchen Sinngedichten nicht eben ſo genau nehmen wollen. Sogar Boileau hat dieſes verſtattet, wenn er ſchreibt:

La Raison outragée enfin ouvrit les yeux
Ls (pointe) chassa pour jamais des discours sérieux
Et dans tous les écrits la déclarant infame
Par Grâce lui laissa l'entrée en l'Epigramme.

ſiſchen Zeitung von 1753 wird v. Schönäich wieder erwähnt, vielleicht in Folge einer vorläufigen Anzeige der in der Oſtermeſſe dieſes Jahres erſchienen neuen Auflage des Hermann; Leſſing ſpricht hier ſein Urtheil über den Mann in einem Epigramm (I. 29) aus — er hat es, wie die ſchon angeführten perſönlichen Angriffe auf Voltaire und ähnliches, ſpäter nicht in ſeine Schriften aufgenommen — deſſen Spitze iſt: wenn Schönäich nun auch einmal ein Trauerſpiel ſchreiben werde, ſo müſſe es ein Phaethon ſein; und im ſiebenzehnten Stück ließ er vier Epigramme (I. 33) abdrucken, in denen Schönäich und Gottſched zugleich auf das Jämmerlichſte verhöhnt werden *). Dieſe Pfeile verfehlten ihr Ziel nicht. In einem Briefe von Schönäich's an Gottſched vom 24. März 1753 heißt es, nachdem die Hoffnung ausgeſprochen worden, wir werden manchen durch ihn — die zweite Ausgabe des Hermann — gewinnen, den uns die Berliner verführet haben: „Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſchnell ſich die Epigramme in unſerer Gegend ausgebreitet haben. Einer ſagt es dem Andern in's Ohr, und ich merke, daß man anfängt Mitleiden mit mir zu haben; ja manche beginnen mich zu tröſten, als wenn einen das Quaken eines Froſches betrüben könnte. Verdroſſen hat es mich freilich ein wenig." Unterdeſſen kam der erſte Band von Leſſing's Schriften an's Licht, und da jetzt erſt ſein Name bekannt wurde, mögen Gottſched und Schönäich auch erſt jetzt inne geworden ſein, daß dieſer, und nicht mehr Mylius, mit welchem Gottſched übrigens auch ſchon ſeit geraumer Zeit entzweit war, ihr Gegner in der Voſſiſchen Zeitung ſei. Nachdem v. Schönäich am 15. Dec. 1753 noch in chriſtlicher Feindesliebe an Gottſched geſchrieben: „Die Beleidigungen, die Leſſing meinem Hermann angethan, habe ich vergeſſen; es werden wohl noch ſtärkere kommen: ich will ſie auch vergeſſen;" wuchs ihm zu der Zeit, als er in ſeiner Aeſthetik in einer Nuß Klopſtocken und den Schweizern mit Einem Male den Garaus zu machen gedacht, auch der Muth, mit Leſſing anzubinden: „Faſt zween Bogen, dicht geſchrieben," heißt es am 9. Juli 1754, „habe ich in das Leben des Pantalon **) eingeſchaltet. Sehen Sie, ob es Ihres Sohnes Rede ſei. Ich habe Leſſingen, Liskowen, Roſten u. A. meine Ergebenheit bezeuget; den einzigen Pyra habe ich ausgenommen; ich habe ſeinem Bruder ſo viel zu danken." Daß er gar kein Leſſing ſein möchte,

*) Daß ſich das dritte derſelben in Käſtner's vermiſchten Schriften (Bd. II. S. 250) finde, iſt von Mohnike (S. 138) bemerkt und von Lachmann (XIII. 640) nachgetragen worden; der erſtere hat es überdies wahrſcheinlich gemacht, daß auch die übrigen von Käſtner herrühren; abgeſehen davon, daß ſie alle vier nur Variationen deſſelben Thema's ſind, wie ſie Einem wohl in Einem Zuge zu entſtehen pflegen, wird auch in dem einen geſagt, Schönäich ſchläfere den Leſer alexandriniſch ein, da doch der Hermann in Trochäen geſchrieben iſt: ein Verſehen, das wir Leſſing nicht zutrauen können — woraus denn zugleich folgt, daß der ſo eben erwähnte Brief im Neueſten wenigſtens von Käſtner nicht herrührt, denn hier iſt von dem angenehmen Fluß der Trochäiſchen Verſe die Rede. Ferner wird Käſtner's Autorſchaft der Epigramme noch dadurch beſtätigt, daß Leſſing ſchon in die Ausgabe von 1753, wo ſich doch das Epigramm in Nr. 6 der Voſſ. Zeitung findet, dieſe vier nicht aufnimmt.

**) Leben des Pantalon-Phöbus, d. h. Bodmer's, ein Cento aus Stellen des Meſſias und der Schweizeriſchen Patriarchaden, ſo wie auch anderer Gedichte und Schriften, worunter denn auch Leſſing's — gedruckt 1756 in „Ein Miſchmaſch von allerlei ernſthaften und luſtigen Poſſen." — S. Jördens VI. 612. Nr. 5. Früher hatte das Produkt nicht gedruckt werden können, da, wie J. H. Reichel den 2. Mai 1755 an Gottſched ſchreibt, Niemand die Verantwortung übernehmen wollen, es zu cenſiren.

hatte er schon am 9. Juni 1754 erklärt — er spricht von seinen Papieren: „es sind auch Fragmente dabei, die ich, wenn ich Hr. Lessing wäre, vielleicht würde drucken lassen, aber auch hierin mag ich kein Lessing sein." — Als nun Lessing die Aesthetik in einer Nuß in der Vossischen Zeitung den 15. Aug. mit der ergötzlichen Wendung verhöhnt hatte, daß er eine Kritik Gottsched's einzurücken fingirte, in welcher das Buch in der Weise des Leipziger Professors unmäßig gelobt wurde (IV. 479), hielt Schönaich nicht mehr an sich. Es ist lustig, zu bemerken, wie Gottscheden, der von Schönaich's kritischen Versuchen selbst nicht viel hält, Lessing's Kritik verdrossen, ja wie er sie dem Dichter des Hermann als eine schlimme Folge seines Unternehmens vorgehalten haben muß, denn dieser sagt am 27. desselben Monats, wo er seine Zoten zu vertheidigen sucht*): „Lessing würde es doch nicht loben, und wenn es so rein als die Bibel wäre... Sein Zeitungsblatt ist mir unbekannt. Sammeln Sie aber Alles, wo von uns geschwatzet wird, und schicken Sie mir's zu: an lustigen Antworten soll mir's nicht fehlen... Doch ich weiß wohl, warum E. H. so bang ist: Vor Lessing fürchten Sie sich! Aber glauben Sie es mir nur: Sie werden Gottsched bleiben, und wenn tausend Lessinge sich an Ihnen zu Tode ärgern wollten." Aehnlich den 27. Aug. 1754: „Wie man in den Wald schreit, so schallt es wieder heraus, und 50 Lessinge werden mich nicht in's Bockshorn jagen. Er kann die Woche zweimal schimpfen, wir auch, er wird mich einen Erzgottschedianer heißen, ich werde mir eine Ehre daraus machen, und ihn dafür mit einem Erzbodmerianer beehren. Er wird Rettungen schreiben, Sinngedichte machen, wir auch, kurz! seine eigenen Schriften, sonderlich die Oden, sollen Stoff zu einem zweiten Theile der Aesthetik geben **)." Die erste dieser lustigen Antworten scheint eine kleine Schrift, „Possen, im Taschenformat" (Leipzig, in der Lanckischen Buchhandlung) gewesen zu sein, denn Lessing sagt über sie (IV. 488), wo er von dem wahren Namen des Verfassers redet: „Ein sehr berühmter Name; wahrhaftig! und der noch berühmter werden soll." Der Zusatz, in Taschenformat, war eine Verspottung des kleinen Formats von Lessing's Schriften, an welches sich auch Lange hängte; Lessing bewies das durch Anführung des Anfangs einer Kritik in der Hallischen Zeitung, wo gesagt wird: „es ist bekannt, bei was für Gelegenheit diese Art kleiner Schriften jüngst Mode zu werden angefangen hat;" und wenn dort ein Lustspiel in fünf Handlungen auf fünf Duodezseiten zu sehen war ***), so sollte das ohne Zweifel auf die Kürze von Lessing's „Juden" zielen, mit denen Schönaich sich auch sonst zu thun macht. Außerdem hatte Schönaich oder einer seiner Freunde der Vossischen Zeitung eine lobende Kritik eingesandt, die Les-

*) Gottsched und seine Zeit S. 384. Die Anzeige der Aesthetik in einer Nuß im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1754 Dec. beginnt mit den Worten: „Wir erwähnen dieses Buches nicht, um es unsern Lesern anzupreisen, wie gewisse falsche Propheten geweissaget haben" u. s. w., worauf denn Gottsched erklärt, der Verfasser habe manche „swiftische Kunstgriffe" angewandt, die nicht nach seinem Geschmack seien.

**) Lessing an Kleist den 14. März 1758: „Es ist gewiß, daß er — Gottsched — wieder an einer neuen Aesthetik in einer Nuß drucken läßt. Wenn ich nur auch unterdessen etwas geschrieben hätte, damit ich nicht etwa vergessen würde."

***) Und wo, nach Lachmann's Mittheilung, der das Ding vor langer Zeit einmal in Händen gehabt, jede davon nur aus Einem Vers bestand.

ſing natürlich in aller Unſchuld abdrucken laſſen ſollte. Aber Leſſing durchſchaute den Kunſtgriff und ließ den Spaßvogel prächtig ablaufen. „Dieſe Poſſen," ſagt er (IV. 482), „koſten zwar nur drei Groſchen, aber auch drei Groſchen giebt man nicht für Poſſen hin. Was war alſo zu thun, damit ſie gleichwohl bekannt würden? Ohne Zweifel hat der Verleger dieſer Blätter den beſten Einfall gehabt, den man in dieſer Abſicht nur haben kann. Er hat ſie nämlich nachdrucken laſſen, und iſt entſchloſſen, ſie für ihren innerlichen Werth zu verkaufen, das iſt, ſie umſonſt auszugeben. Sie ſtehen in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam den Liebhabern zu Dienſte." Den weitern Verlauf der Sache erſehen wir aus einem ferneren Aufſatze Leſſing's am 24. October (IV. 487). Er gehört zu den Meiſterſtücken ſeiner Ironie; es liegt eine köſtliche jugendliche Durchtriebenheit drin. „Das Publikum," ſagt Leſſing, „hatte vor einigen Wochen die Gütigkeit, ein Paar Bogen Maculatur, unter der Aufſchrift Poſſen, in den Voſſiſchen Buchläden abzuholen; aber doch nicht ſo häufig als man wohl wünſchen mögen; denn ſo wohlfeil der Verleger auch dieſe ſeine Auflage gemacht hatte, ſo wäre ſie ihm doch wenigſtens zur Hälfte auf dem Halſe geblieben, wenn er ſich nicht kurz und gut entſchloſſen hätte, noch in jeden Butterkeller ein Dutzend Exemplare zu ſchicken, um ſie den Leſern mit Gewalt aufzudringen. Gleichwohl hat man in Leipzig noch eine dritte Auflage veranſtaltet *), und was das Sonderbarſte dabei iſt, ſo verſpricht man ſich ausdrücklich auf dem Titel, daß man ſie los zu werden hoffe, ohne ſie gratis auszugeben. Dieſe Hoffnung kann ſich unmöglich auf etwas anderes als auf die dazu gekommenen Vermehrungen gründen, welche wir nothwendig anzeigen müſſen, damit die Liebhaber ſelbſt urtheilen können, ob ſie wichtig genug ſind, um dasjenige noch einmal für drei Groſchen zu kaufen, was ſie bereits umſonſt bekommen haben. Die erſte Vermehrung iſt alſo ein ſauberes Stöckchen, welches das Titelblatt zieret. Es ſtellt einen Satyr vor, der mit einer Keule und einem Schwerdte bewaffnet iſt und neben ſich, man kann nicht eigentlich erkennen, ob einen Hund oder eine Katze oder gar einen Bär ſtehen hat. Wen dieſes Bildchen vorſtelle, wollen wir gleich ſagen. Der Verfaſſer der Poſſen, oder kürzlich der Poſſenreißer, wollte ſich anfangs gar nicht nennen, ohne Zweifel, weil er ganz in der Stille den Beifall der Welt abzuwarten gedachte. Nunmehr aber, da er ſieht, daß dieſer Beifall ſo außerordentlich geweſen iſt, ſo iſt ſein Ehrgeiz auf einmal aufgewacht. Er fängt an aus dem Verborgenen hervorzutreten und ſchickt deswegen ſein Bildniß voraus, ehe er uns durch ſeinen Namen überraſchen will. Erſt war er ein Anonymus, jetzt iſt er ein Pſeudonymus, denn über das genannte Stöckchen hat er den Namen Tölpel ſchneiden laſſen, von welchem er aber gar leicht hätte vorausſehen können, daß er ihn gar zu deutlich verrathen würde u. ſ. w. Uebrigens," ſagt Leſſing, „ſei nichts verändert, denn es ſei eben nur ein neues Titelblatt vorgeklebt; ſollte man nun aber dafür durchaus nicht 3 Groſchen bezahlen wollen, ſo ließe ſich wohl noch Rath ſchaffen zu einer vierten Auflage für denſelben Preis, wie die zweite. Allein Diejenigen, welche ein Exemplar davon verlangten, würden die Gütigkeit haben müſſen vorher darauf zu ſubſcribiren, damit man ganz gewiß ſein könnte, daß ſie es auch

*) Im Meßcataloge dieſes Jahres findet ſich dieſelbe nicht, doch wird man dies nicht für einen Beweis gelten laſſen wollen, daß auch hier eine Fiction zu Grunde liege.

hernach umsonst nehmen würden. Wer sich mit zwei Exemplaren belästigen will, soll das zuvor beschriebene Bildniß des Verfassers nach vergrößertem Maßstabe gleichfalls in Holzschnitt obenein bekommen. Es wird mit dem wahren Namen desselben prangen, welchen wir eben jetzt erfahren haben. Ein sehr berühmter Name; wahrhaftig! und der noch berühmter werden soll!" Man findet in v. Schönaich's Briefen diese „Possen" nicht erwähnt, aber das scheint erklärlich zu sein. Desto wüthender wurden jetzt seine Angriffe auf Lessing. Er kämpfte hierin nicht allein. In seiner Nähe lebte damals ein gewisser Candidat J. G. Reichel*), der ihm bei der Aesthetik in einer Nuß geholfen haben mag. Dieser hatte damals eine Bodmerias geschrieben, wie Schönaich's Leben des Pantalon Phöbus, dem übrigens die Bodmerias gewidmet ist, ein Cento aus den Patriarchaden (und zugleich den Herrnhuterschriften), aber in Versen und gar nicht ohne Witz und Geist. Die Vorrede beschäftigt sich besonders mit Lessing. „Einer unserer neuesten Dichter, heißt es hier, redet gleich bei dem Anfange des ersten Buches seiner Lieder sehr weislich seine Leyer an, und ich, der ich großen Leuten ähnlich zu werden suche, rede in meinen satyrischen Fragmenten mein Brummeisen an:

Töne, brummend Eisen!
Töne Brod und Bier!
Töne, mir getreues Eisen!
Töne, Juchheu, hier.

Ueberhaupt, mein Herr, ist es in unsern Tagen gefährlich, etwas zu schreiben. Es sind Jünglinge aufgestanden, die ohne Verdienste verdienten Männern Hohn sprechen. Solche gedungene Richter denken gemeiniglich wie jener Dichter schreibet:

Still ich den Hunger nur, giebt B—ß nur Bier und Brod,
So macht mein Zeitungsblatt noch allen Dichtern Noth.

Dann etwas feiner: „Erinnern Sie sich einmal der angenehmen Stunden, in welchen wir die Schriften meines Freundes, des geschickten Herrn Lessing's lasen. Was sagten Sie damals? Lessing, sagten Sie, ist ein Amphibion. — Er blendet die Leser. Man soll glauben, er gehöre zu keiner Parthei. Und doch ist er sein eigener Verräther: ein Herold des poetischen Unsinns, ein Freund des rasenden Klopstock, und mitten unter seinen Reimen ein ungereimter Dichter." Dieser Lessing, meint Reichel, habe dem „Naturforscher" praktisch die Frage aufgelöst, daß es wenigstens in witzig sein wollenden Köpfen ein Vacuum gebe**). Zugleich mit dieser Vorrede nun übersendet v. Schönaich

*) Nicht zu verwechseln mit einem J. N. Reichel in Zwickau, der ebenfalls Gottschedianer ist und bei den litterarischen Gegensätzen jener Zeit in Betracht kommt. Ueber J. G. Reichel — der die Widmung der Bodmerias mit Jaela Husam Remphan unterzeichnet — und sein Verhältniß zu Schönaich habe ich an einem andern Orte einiges beigebracht; er ist später — das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1758 S. 331 — Professor der deutschen Sprache und Beredsamkeit und Bibliothekar an der Universität zu Moskau.

**) Außerdem hat Reichel in diesen Angelegenheiten, nach gewissen Spuren im Gottsched'schen Briefwechsel, noch 2 Anhänge zur Aesthetik in einer Nuß geschrieben — über die ich jedoch keinerlei Nachweis gefunden habe — und „Erläuterungen über die ganze Aesthetik in einer Nuß" 1755; die letzteren geben Lessingen nur dann und wann einen kleinen Seitenhieb.

Gottſcheden am 15. Oct. 1754 einen „Traum," von dem er am 22. gelegentlich ſagt: er ſei in Geſprächen, und er habe Leſſingen darin Wahrheiten geſagt, die ihm noch nicht geſagt worden — übrigens habe er ihn an Leſſing ſelbſt geſchickt und ihn um ein Recepiſſe in ſeiner Zeitung gebeten. Nun war um dieſe Zeit eine gegen Schönäich gerichtete Schrift, Ragout à la mode, oder des neologiſchen Wörterbuchs erſte Zugabe von mir ſelbſt, 1755 erſchienen; ſie wird in Reichel's „Erläuterungen" ſehr verächtlich behandelt, erſchreckte aber die Genoſſenſchaft, weil ſie zeigte, daß v. Schönäich als Verfaſſer der Aeſthetik entdeckt ſei — indem Leſſing dieſe am 9. November (IV. 491) mit Anerkennung anzeigt, giebt er zugleich Schönäich und Reicheln was ihnen gebührt. „Wir wollen uns nicht länger dabei aufhalten," ſagt er, „ſondern dem Leſer nur noch eine Sinnſchrift mittheilen, die der Träumer eines gewiſſen Traumes als das von uns verlangte Recepiſſe anſehen kann." Dann parodirt er eine bekannte Haller'ſche Stelle wie folgt:

Kurzſichtiger, der Neid hat Dein Geſicht vergället,
Du ſieheſt Hallern ſchwarz, gebrochen und verſtellet,
Mach' Deinen matten Witz, Dein wenig Wiſſen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel.

Neues Entflammen v. Schönäich's. Außer ſeiner Sammlung von Sinngedichten, von der er ſelbſt ſagt am 22. Oct. 1754: „Leſſing iſt ſo unverſchämt, daß er auch nach meinen Sinngedichten nicht viel fragen wird; doch will ich ſie Oſtern auf meine Koſten drucken laſſen," erſchien im Jahr 1755 von ihm „die ganze Aeſthetik in einer Nuß in ein Nüßchen gebracht, oder Nachleſe der Neologie, worin die Nuß, oder Gniſſel, ein Heldengedicht; mit des Verfaſſers eigenen Leſearten, ſiebente Auflage, dem großen Reliah zugeeignet," und einiges Andere *). Die Anfügung der Leſearten und daß die Auflage als die ſiebente bezeichnet wird, ſoll eine Perſifflage Haller's ſein, der in der ſiebenten Auflage ſeiner Gedichte die Lesarten der früheren angehängt hatte; auch iſt die Vorrede eine Parodie der Haller'ſchen, das Gedicht ſelbſt aber geht auf Leſſing; Schönäich hat, wie er den 21. Febr. 1755 an Gottſched ſchreibt, Gniſſeln nur zeigen wollen, was er ſich durch ſein faſelndes Betragen zuziehen könnte. Der Dichter beginnt mit Selbſtironie:

Jene Wuth will ich beſingen, die einſt eine Nuß erregt,
Vor der Deutſchlands Thäler zittern, die der Alpen Grund bewegt.

Er ruft die Muſe des Lutrin und der Secchia rapita an.

Da lag auf dem Sorgenbette Gniſſel, den kein Satyr rührt,
Der drei Jahr der Dummheit Scepter in der Stadt der Brennen führt.
Brod war ſeiner Proſa Gott, Bier und Wein die geilen Lieder,
Voller dünnen Gerſtenſaftes legt er ſich ganz trotzig nieder.

Stolz, Wahn und Eigendünkel geſellen ſich zu ihm; der zweite macht ihn auf die Nuß aufmerkſam. Dann tritt die Dummheit auf: Merbod (Bodmer) iſt geſchlagen: ſie muß für ihr Reich einen neuen Herrſcher wählen — Leſſing wird dazu erkoren — er wird in dem Kriege gegen die Nuß den Oberbefehl führen — doch wird ſie unbeſiegbar ſein.

*) S. Jördens a. a. O. S. 611.

Sollte man sie gleich zertreten,
So wird mancher in dem Tritt über sich noch selbst erröthen.
Bricht den so getreuen Spiegel die erzürnte Schön' entzwei,
So zeigt jedes Stück des Spiegels, daß er noch der Spiegel sei.

Auf dieses zusammenhangslose und alberne Product hat sich Lessing nicht weiter eingelassen, obgleich ihn, wie Reichel am 26. Mai 1755 an Gottsched schreibt, zu einem Angriff wider dasselbe, den ersten Anhang zur Neologie und die Erläuterungen ein gewisser Hunger, Lessing's vertrauter Correspondent eigens angereizt, und Schönaich selbst schreibt in denselben Tagen, 24. Wonnemonat 1755: „Hr. Unger, damit ich es kurz mache und seinen Charakter mit Wenigen bestimme, ist Hrn. Lessing's Correspondent, ein Windbeutel und in der Verehrung gegen Hallern ersoffen. Er hat eine Widerlegung meines „Gnisſel" an Lessingen geschickt, der sie aber unterdrückt und sich stoisch verantwortet hat: z. B. mein Gnisſel enthalte Persönlichkeiten, er würde also sich nicht einlassen: noch weniger es durch eine Censur bekannter machen, er könnte es auch nicht ohne sich selbst zu beschimpfen; Hr. Reichel hat den Brief gesehen." Dagegen ließ Fr. Nicolai im zehnten seiner Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften dem Nüßchen eine derbe Abfertigung angedeihen. Lessing ergreift nur noch bei Gelegenheit von Schönaich's Trauerspielen wieder das Wort, 22. Febr. 1755 (V. 40); er begnügt sich hier, ihn mit seinen eignen Waffen zu schlagen, indem er einige Ausdrücke rügt, die der Würde der Dichtung nicht angemessen seien; Schönaich knirscht (an Gottsched 27. Mai) über den „grimmigen Tragödienrichter Gnisſel" und läßt 1755 den Mischmasch (Jördens IV. 612 Nr. 5) drucken, wo unter andern Aufsätze vorkommen über die Frage, ob das Heldengedicht Gnisſel eine Lästerung sei, und ob es erlaubt sei, einen Zeitungsschreiber lächerlich zu machen, so wie verschiedene Epigramme und Spottgedichte auf Lessing; das Gedicht auf Zachariä der „Sieg des Mischmasches" — Zachariä gebrauchte manche Gallicismen — gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang, denn was die Gottschedianer gegen Zachariä aufgebracht hatte, war jene Anmerkung über Fuchs, der Lessing (s. oben S. 195) eine weitere Ausbreitung gegeben hatte. In einer Kritik der Sammlung einiger auserlesenen Stücke der Gesellschaft der freien Künste 2. Thl., in der Vossischen Zeitung vom 16. August 1755 (Nr. 98), die vielleicht von Lessing herrührt, da hier Käſtner gleich im Voraus von dem Tadel des Ganzen ausgenommen wird, heißt es noch über einen Versuch von Schönaich's „Ueber den Gebrauch der Schilde": „Zum richtigen Verständniß dieser Abhandlung, welche auf eine so lustige als gründliche Art zu erörtern sucht, daß man die Schilde im Kriege wieder einführen solle, damit nicht so manches ehrliches Weiberkind von den Kugeln erschossen werde, muß man folgendes wissen: daß der Verfasser selbst einige Monate Lieutenant unter den Küraſſieren gewesen, und also weiß, was im Kriege vorgeht, daß er seinen Abschied genommen, um auf seinem Rittersitze ruhig nachdenken zu können, wie die Gefahr in demselben am Besten zu verringern sei; daß er Willens ist, die Kunst sich fest zu machen zu erfinden, und den Vorschlag von dem wiedereinzuführenden Gebrauch der Schilde der Welt nur ad interim gethan hat. Wenn sie ihn annimmt, so möchte die Welt sobald keine Verse mehr von dem Verfasser zu lesen bekommen. Man hat als Soldat keine Zeit dazu."

Und insoweit wäre denn also Lessing ein Gesinnungsgenosse der Schwei-

zer und ein Feind ihrer Feinde, und inſofern ein Mitkämpfer derſelben geweſen und es wäre an ihm wahr geworden, was Schönaich am 20. Mai 1752 an Gottſched ſchreibt: „Alles was von den Französlingen in Berlin noch deutſch geſinnt iſt, iſt von den Schweizern verdorben. Es iſt recht wunderlich! ſo lange ſie noch galliſch ſchwatzen, vertheidigen ſie den römiſchen und griechiſchen Geſchmack, kaum ſprechen ſie deutſch, ſo ſind ſie Zürcher.“ — Aber wenn ich hier einen Schiller'ſchen Vers parodiren darf — eines Bodmers Liebe vermochte eines Leſſing's Herz nicht auszufüllen; der Revers der Münze zeigt ein ganz andres Bild.

Leſſing war von vorn herein viel zu beſonnen, um ſich bei den Einſeitigkeiten, in welche die Schweizer verfielen, zu betheiligen. Man kennt den Widerwillen gegen den Reim, von welchen dieſelben, hauptſächlich auf Veranlaſſung von Meier's Vorrede zu den horaziſchen Oden von Lange 1747, auf einmal ergriffen worden waren, und die fanatiſche Wuth, mit welcher die Gottſchedianer, deren Haupt doch früher ſelbſt reimloſe Gedichte gut geheißen hatte, denſelben vertheidigen. Es iſt bewundernswürdig, mit welcher reifen Unbefangenheit Leſſing hier in die Mitte tritt. Er ſagt in der Voſſiſchen Zeitung (III. 177): die Reime für ein nothwendiges Stück der deutſchen Dichtkunſt halten, heißt einen ſehr gothiſchen Geſchmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leſer vortheilhafte Schönheit ſein können und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer ſich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beiſpiel der Alten mißbrauchen. Man laſſe einem Dichter die Freiheit. Iſt ſein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reimes nicht erſtickt, ſo reime er. Verliert ſich die Hitze ſeines Geiſtes bei der Ausarbeitung, ſo reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß ſie ſich der mühſamen Kunſt unterwerfen ſollten, und dieſe offendit limae labor et mora. Ihre Werke ſind Ausbrüche des ſie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coercuit. Es giebt andre, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviele Demokrite jetziger Zeit Helicone excludunt. Sie wiſſen ſich nicht in den Grad der Begeiſterung zu ſetzen, welcher jenen eigen iſt, ſie wiſſen ſich aber in demjenigen länger zu erhalten, in dem ſie einmal ſind.*) Durch Genauigkeit und immer gleiche, mäßige Lebhaftigkeit erſetzen ſie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche den Vorzug verdienen. Sie ſind beide groß, und beide unterſcheiden ſich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeſchafften Reime eine Gelegenheit deſto feuriger zu bleiben, ſind.“ Im Neueſten, III. 207, erörtert Leſſing, daß gerade die Schwierigkeit ein Grund ſei, den Reim beizubehalten. „Iſt es nicht ein Verdienſt, ſich von dem Reime nicht fortreiſſen zu laſſen, ſondern ihm, als ein geſchickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geſchickte Wendungen eine ſo nothwendige Stelle anzuweiſen, daß man glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort anſtatt ſeiner ſtehen.“.... Und was für eine Freiheit denn die Dichter gewonnen hätten,

*) Leſſing dürfte hier an Uz gedacht haben, der wegen ſeiner Feile damals eines großen Ruhms genoß.

die ſtatt des ſchweren Reimes eine noch weit ſchwerere Harmonie einführen wollten?

Ein Wahn hat ſie berauſchet
Der nicht die Feſſeln flieht, die Feſſeln nur vertauſchet
Die Ketten von dem Fuß ſich an die Hände legt
Und glaubt, er trägt ſie nicht, weil ſie der Fuß nicht trägt.

Man nenne die Verſe ſeichter Dichter, welche reimen, gereimte Proſa, wie ſolle man aber das Gewäſch gleich ſeichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Nur daß der Heldendichter und der dramatiſche Poet die Reime weglaſſen, billigt Leſſing, doch auch dies nicht etwa aus dem Grunde (III. 377), den ein andrer Schriftſteller angeführt hatte, weil man mitten in dem Sturm der Leidenſchaften ſtets durch das unnatürliche Geklapper erinnert werde, man ſei nur auf dem Schauplatze, denn da müßte man mit verbundenen Augen in's Schauſpiel gehen, da ja die ganze Umgebung weit mehr daran erinnere, ſondern weil hier die endlos wiederholte Einförmigkeit in dem bei dieſen Dichtungsarten gebräuchlichen Versmaße Ueberdruß erwecke.

Ja Leſſing ging noch weiter. Mochte er immerhin ein Höheres, als die bloße Regel, als die bloße Verſtandesmäßigkeit anerkennen, mochten ihm dieſe nur Vorausſetzungen für die künſtleriſche Vollendung ſelbſt ſein, ſo hätte er wahrlich nicht Leſſing ſein müſſen, wenn er nicht auf das Strengſte darauf gehalten hätte, daß dieſe Vorausſetzungen als ſolche ganz unverbrüchlich gehalten werden müßten. Dieſes vergaßen die Schweizer, welche früher ſelbſt auf Regelmäßigkeit gedrungen hatten, ja mit Gottſched in vielen Dingen einen Weg gegangen waren, als ihnen mit der Meſſiade plötzlich die Schleuſen des Genies aufgezogen zu ſein dünkten, entſchieden; ihre Werke aus dieſer ſpätern Periode haben durchaus etwas Ungeſchlachtes an ſich und ſind wie die ἀνώφελα σώματα, mit denen, nach dem Aias des Sophokles, die Götter nichts zu ſchaffen haben. Dieſen Producten gegenüber tritt Leſſing ganz auf Gottſched's Seite. „Hätte der Herr Profeſſor", ſagt er im Neueſten (III. 207) „anſtatt den Meſſias zu tadeln, diejenigen ſteifen Witzlinge angefallen, welche ſich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieſer erhabenen Dichtungsart lächerlich machen, ſo würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten ſein. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroiſches Sylbenmaß*), einige lateiniſche Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären hinlänglich, ſie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiſte, welcher die erhitzte Einbildungskraft über dieſe Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorſtellung und Empfindung reißt, bemühen ſie ſich, anſtatt erhaben, dunkel, anſtatt neu, verwegen, anſtatt rührend, romanenhaft zu ſchreiben. Kann was lächerlicher ſein, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit ſeiner Schönen von Seraphim ſpricht, und dort ein andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beſchreibung kaum dem niedrigeren Schäfergedichte gerecht wäre?" Es ſei daher gekommen, daß man, um ein Dichter zu heißen, Nichts nöthig habe, als mit gewiſſen ſchönen Geiſtern, die ſich in Allem was ſchön iſt, den Ton anzugeben unterfangen, in Verbindung zu ſtehen, ja es ent-

*) Später in den Litteraturbriefen ſagt Leſſing von ſchweizeriſchen Hexametern geradezu, ſie ſeien ſo gut wie Proſa.

ſtehe auf dieſe Weiſe ein Vorurtheil gegen den Meſſias ſelbſt, wie ihm denn kürzlich ein Singgedicht zugeſandt worden ſei, das mit den Worten ſchließe:

Das Singen das den Froſch im tiefen Sumpf entzücket,
Das Singen muß ein Quaken ſein.

Ganz daſſelbe lieſt man I. 173 in Verſen; hier ſetzt Leſſing hinzu

Vom kalten Schau'r — über ſolche Reden — erloſch in mir das heil'ge Feuer
Das ſtille Dichter lehrt auch ſonder einen M(eier)
Voll Ekel ſah ich mich, und ſehe mich veracht
Von Gukeln nicht gekannt, die B(odmer) ſchwärmriſch macht u. ſ. w.

Eben dieſe beiden werden auch hart angelaſſen in folgenden Verſen, I. 182:

Noch einen Bodmer nur, ſo werden ſchöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn ſtatt Geiſt und Feuer füllen.
Sein Affe ſchneidert ſchon ein ontologiſch Kleid
Dem zärtlichen Geſchmack zur Maskeradenzeit;
Sein kritiſch Lämpchen hat die Sonne jüngſt erhellet,
Und Klopſtock ward durch ihn, wie er ſchon ſtand, geſtellet. *)

Endlich urtheilt auch Leſſing von Bodmer's Jacob und Joſeph, wenn man vorgeſchlagen habe, diejenigen Werke, welche es werth wären, von Ausländern geleſen werden, mit lateiniſchen Buchſtaben zu drucken, ſo hätte man bei dieſem Gedicht immer noch die gothiſchen beibehalten können (III. 217).**)

Das ſind Stellen, welche eben ſowohl von Gottſched und ſeinen Anhängern unterſchrieben werden konnten, wie die oben angeführten von den Schweizern als Zeichen der Uebereinſtimmung in den weſentlichſten Puncten begrüßt worden ſind; auch erinnert Verſchiedenes in der Bodmerias ganz an die Aeußerungen Leſſing's, und wenn dieſer dieſes Gedicht gar nicht erwähnt, ſo iſt dies vielleicht daraus zu erklären, daß er den Ton deſſelben nicht billigte, gleichwohl aber dem Inhalt zum Theil ſeinen Beifall nicht hätte verſagen können.

Selbſt perſönliche Freundſchaftsverhältniſſe konnten Leſſing nicht abhalten, dieſe kritiſchen Ueberzeugungen geltend zu machen. Um 1753—54 hielt ſich in Berlin wieder der Dichter Naumann auf, den Leſſing ſchon in Leipzig kennen gelernt und gegen den er Verbindlichkeiten hatte***); er war damals Herausgeber von Zeitſchriften, in denen er unter Andern ſich an Bodmer wegen gewiſſer Angriffe zu rächen ſuchte; Sulzer ſchildert ihn als einen kleinen ehrlichen Menſchen, in einem Alter von mehr als vierzig Jahren(?), ſo leicht und ſo flüchtig, als ein Schmetterling, von einem überaus glücklichen

*) Meier's Anfangsgründe der ſchönen Wiſſenſchaften, bekanntlich eine Bearbeitung von Baumgarten's Aeſthetik, und ſeine Schrift über das Heldengedicht der Meſſias.

**) Ohne es zu wiſſen hatte Leſſing vielleicht auch mit dem Epigramm auf die Syud-Fluth (I. 31) Bodmer angegriffen, denn nach Jördens (I. 149) rührte das genannte Gedicht, von welchem Leſſing im Neueſten (III. 217) ſpricht, von dieſem her. Aber die Stelle aus der Vorrede, die Leſſing anführt, ſcheint Jördens Angabe zu widerſprechen; hat doch Bodmer auch ſonſt Sammlungen herausgegeben, in denen nicht Alles von ihm herrührt. Auch in Bezug auf die Verfaſſerſchaft mancher kritiſchen Schriften aus dem Schweizerkreiſe herrſcht Irrthum oder Unklarheit; man muß es dieſen Männern laſſen, daß ſie ungemein feſt zuſammengehalten haben und von perſönlicher Schriftſtellereitelkeit frei geweſen ſind.

**) XII. 25. Briefe der Schweizer S. 227. 256.

Gedächtniß und einigem moralischen Geschmacke, in seiner Meinung, sagt Sulzer, ein großer Menschenfreund und voll von Anschlägen zur Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft, und bei einer großen Meinung von der Wichtigkeit seiner Anschläge, sehr bescheiden und demüthig. Mit einem solchen Manne konnte Lessing auch wohl damals noch Umgang pflegen; sie haben in Berlin auf Einer Stube gewohnt*), auch hatte er 1751 einige Schriften desselben, (III. 169. 171) lobend angezeigt. Gleichwohl sagt er in dem Neuesten von dem Gedichte desselben, das seinem Namen eine zweideutige Unsterblichkeit verschafft hat, der Hermann und der Nimrod würden in dieser Zeitschrift keinen Platz gefunden haben, wenn ihm nicht ein Unbekannter ein Schreiben über sie eingesendet hätte, und in dem Schreiben selbst heißt es, welch ein Reichthum poetischen Witzes nicht dazu erfordert werde, über einen Helden, von dem alle Geschichte nichts weiter erzähle, als daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen, ein Heldengedicht von ganzen 24 Büchern zu schreiben! Lessing berichtet dann über die schönen Episoden, die in den Briefen aus der damaligen Zeit überall verspottet werden, und schließt damit, daß der Dichter seinem Witze völlig freien Lauf gelassen, und sich mit den Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameter ohne Füße erwählet, an welche er sich aber nicht so genau gebunden, daß er nicht öfters Octameters und Pentameters hätte sollen mit unterlaufen lassen. Diese Leute scheinen unter einander Spaß verstanden zu haben; Otto charakterisirt den Naumann mit den Worten: „Er kannte und liebte den Scherz und gewährte allen, mit denen er umging, eine angenehme Unterhaltung, denn er war ein feuriger aber gutmüthiger Mann, zur Freundschaft geboren" — und Lessing hat immer Geschmack daran gefunden, mit Leuten umzugehen, denen er überlegen war, aber das Heldengedicht Nimrod muß für die freilich nicht zahlreichen Leser des Neuesten nach jener Anzeige doch todt und begraben gewesen sein.

Doch Lessing hat nicht bloß die Anhänger und Nachahmer Klopstock's angegriffen — wenn er es (III. 389) unbillig findet, Klopstock die Ungereimtheit der letzteren entgelten zu lassen*), so hat er dagegen mit fliegendem Scharfsinn auch bei Klopstock selbst, dem poetischen Heiland der Schweizer, die Puncte herauszufinden gewußt, in Betreff deren die v. Schönaich und Reichel unleugbar Recht gehabt haben.

Es ist uns Deutschen eine gewisse heimliche Ungeschlachtheit eigen, die nur mit dem englischen humour wie ihn Ben Jonson definirt verglichen werden kann, die aber langweiliger ist, als dieser. Sie äußert sich in dem Bedürfniß, dann und wann einen Schildbürgerstreich zu begehen, oder noch lieber, sich auf eine geraume Zeit in einer ganz kleinen Ecke festzurennen, sich auf einem gewissen dürren Fleckchen unablässig herumzudreben — und ringsherum ist schöne grüne Weide. Und so lange der Deutsche nicht sowohl ein animal politicum, als ein animal literatum war, hat sich diese Grundeigenschaft, die übrigens gelegentlich eben so rührend liebenswürdig auftreten kann, wie der englische humour, vornehmlich auf

*) Otto Lauf. Schriftstellerlexicon II. S. 182.

**) Die beiden Piecen, von denen dort die Rede ist: „Drei Gebete, eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs", Hamburg, Bohn 1753 und „drei Gebete eines Antiklopstockianers, eines Klopstockianers und eines guten Criticus" 1753 o. O. haben sich auf der Leipziger Universitätsbibliothek erhalten.

litterariſchem Gebiete gezeigt. Was für unglaubliche Eruditäten haben lange Zeit für welthiſtoriſche Fortſchritte, für unſäglich tiefe Standpunete gegolten. Ich brauche nur an die Romantik mit allen ihren philoſophiſchen und theologiſchen Anhängſeln zu erinnern — iſt das doch ſogleich eine ganze Sammlung von Beiſpielen.

Auch die ganze Richtung Klopſtock's iſt eine ſolche Erudität. Die Schweizer hatten mit Recht für die Poeſie Empfindung und Phantaſie, Natur, Inhalt gefordert. Was für eine Natur brachte uns nun dieſer Menſch? Er warf uns die ganze Unreife ſeiner zwanzigjährigen Primanerexiſtenz ins Geſicht! Um einen bedeutenden Inhalt zu finden, wußte er nur nach demjenigen zu greifen, welcher ſich als der allerbedeutenſte auf abſtractem Verſtandeswege nachweiſen läßt — er bringt das Leben unſers Herrn Jeſu Chriſti in Verſe; man leſe nur, wie er in ſeiner Abgangsrede von Schulpforte ſein Gedicht im voraus conſtruirt; die Schweizer haben mit Recht geſagt, ein Epos müſſe einen Inhalt haben, der einem großen Theil des Menſchengeſchlechts nahe liege — was konnte nun geeigneter zum Stoff eines Epos ſein, als die Geſchichte Jeſu, die dem ganzen Menſchengeſchlecht — denn die Miſſionsangelegenheit ſcheint ja guten Fortgang zu haben — dereinſt nahe liegen wird. Mit der Empfindnng und Phantaſie iſt's derſelbe Fall. Statt dieſe ganz einfach walten zu laſſen, ſtatt ſie nur nicht, wie es von den Früheren geſchah, in ſpaniſche Stiefel einzuſchnüren, werden ſie zu einer Ueberanſtrengung angeſpannt, die dem Dichter ſelbſt zuletzt Nichts übrig läßt, als ſich zu wiederholen, und in ſich ſelbſt zur Lächerlichkeit umſchlägt, wie denn der Vorfall in Göthe's Kindheit, da der Barbier, als die Kinder plötzlich hinter dem Ofen heraus eine Stelle der Meſſiade declamirten, vor Schreck die Schale aus der Hand fallen ließ, und eine väterliche Strafpredigt das Unglück darſtellt, welches wenige Augenblicke ſpäter hätte angerichtet werden können, die erſchöpfendſte Kritik des Gedichtes enthält, die man ſich nur wünſchen kann. Und dieſes knabenhafte Product ſollte mit dem Werke des Milton wetteifern, in welchem ein Greis, der bei den ernſteſten Geſchicken ſeines Vaterlandes eine gewichtige Rolle geſpielt hatte, die Summe ſeiner Lebenserfahrung zieht, und bei welchem ſelbſt die Form des religiöſen Epos, abgeſehen davon, daß dem Puritaner die bibliſchen Geſchichten das Organon der Weltauffaſſung überhaupt ſein mußten, keine äußerlich aufgedrungene iſt, denn es waren ja eben Religionswirren, in welche dieſer Mann verwickelt geweſen war. Ich weiß nicht zu ſagen, ob es Klopſtocken ſpäter klar geworden iſt, welch ungeheurer Fehler es war, ſein Leben zur Ausführung eines Planes zu beſtimmen, den er vor dem zwanzigſten Jahre entworfen hatte, aber mag es nun ſein, weil er nun einmal an ihn gekettet war, mag es ſein, daß es ihm wirklich nicht klar geworden iſt — dieſer Dichter iſt nie zu einer freien und klaren Gefaßtheit durchgedrungen, er gewährt während ſeiner ganzen litterariſchen Laufbahn in ſeiner Donquichottenhaften Hohenprieſterlichkeit und grillenhaften Verſchrobenheit den widerlichen Anblick eines Mannes, welcher Jüngling geblieben iſt — einer Kokette, die in dem Alter, wo das Weib in die Pflichten der Gattin und Mutter ſein Genüge finden ſoll, die ſteifen Glieder in das Flügelkleid der Jugend zwängt.

Die Frau von Staël tadelt an den Deutſchen, es fehle ihnen an esprit juste. Der esprit juste iſt weder der common sense der Engländer, denn das iſt blos geſundes Gefühl, noch der geſunde Menſchenverſtand der Deutſchen, bei

welchem man nur an einen theoretiſchen Rationalismus zu denken hat: der esprit juste iſt das Vermögen, zu begreifen, was zu jeder Zeit und an jedem Orte Noth thut, und voll friſchen Heimathgefühls in der umgebenden Welt mit ſicherem Tacte die richtigen Mittel aufzufinden. Was die Frau von Staël an den Deutſchen tadelt, iſt gerade jene Unbeholfenheit von der wir ausgingen, und wenn es je einem Deutſchen an esprit juste gemangelt hat, ſo iſt es Klopſtock. Hat dagegen jemals ein Deutſcher den esprit juste beſeſſen, ſo iſt es Leſſing geweſen; es wird ſich Gelegenheit finden, zu zeigen, daß er hierin den Franzoſen ſelbſt, und unter ihnen demjenigen, deſſen Aufgabe in den Augen des ganzen Jahrhunderts recht eigentlich darin beſtand, der Welt den Kopf zurechtzuſetzen, gar ſehr überlegen geweſen ſei, und ſo darf es uns nicht wundern, daß er ſchon jetzt den Deutſchen, welche der Meſſias gänzlich aus der Faſſung zu bringen ſchien, das quo ruitis zugerufen.

In der Anzeige der Ode an Gott (III. 191) ſagt Leſſing: „der Dichter bedauert in dieſer Ode den Verluſt oder die Entfernung einer Geliebten. Er ſcheint ſein Mädchen wie ein Seraph den andern zu lieben, und nur eine ſolche Liebe konnte edel genug ſein, daß man mit Gott von ihr ſpricht. Durch die ganze Ode herrſcht eine gewiſſe erhabene Zärtlichkeit, die weil ſie zu erhaben iſt, vielleicht die meiſten Leſer kalt laſſen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenſpiele, verſchiedene Tautologien, und gemeine Gedanken, die ſehr prächtig eingekleidet ſind, darinnen bemerken. Verum ubi plura nitent in carmine etc." Dann führt Leſſing die drei Strophen an, deren letzte mit den Worten anfängt

Gieb ſie den Armen, die ich voll Unſchuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab' ausgeſtreckt

und ſchließt mit der kühlen Bemerkung „was für eine Verwegenheit, ſo ernſtlich um eine Frau zu bitten!"

Das war gewiß ſchon „ein Glas friſches Brunnenwaſſer, die Wallung ihres kochenden Geblütes ein Wenig niederzuſchlagen, Herr Paſtor", wie es im Vademecum heißt. Aber ſchon ein Paar Monate früher hatte Leſſing dem Publikum und Klopſtocken „noch Eins" dargereicht, das wenigſtens bei dem erſteren ſchon damals nicht ganz ohne Wirkung geblieben iſt.

Leſſing verkannte das Bedeutende im Meſſias nicht, und vertrat ihn gegen thörichte Angriffe; er kann es z. B. III. 151 ſo abgeſchmackt nicht finden, wie Gottſched, daß Bodmer den Schauſpieldirector Schuch aufgefordert hatte, durch ſeine Schauſpieler den Meſſias recitiren zu laſſen, denn habe nicht auch Virgil ſein Heldengedicht auf dem Theater vorgeleſen; und im Neueſten III. 214 verſpottet er Triller's Angriffe auf ihn, ja es heißt ſogar III. 208, 324 in Bezug auf die Nachahmer, von denen ſchon oben die Rede geweſen: „Wenn ein kühner Geiſt, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geſchmacks durch einen neuen Eingang dringet, ſo ſind hundert nachahmende Geiſter hinter ihm her, die ſich durch dieſe Oeffnung mit einzuſtehlen hoffen, doch umſonſt; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor geſprengt, ſchlägt er es hinter ſich zu. Sein erſtaunt Gefolge ſieht ſich ausgeſchloſſen, und plötzlich verwandelt ſich die Ewigkeit, die es ſich träumte, in ein ſpöttiſches Gelächter." Und ſo verwahrt er ſich auch in dem Aufſatz „Ueber das Heldengedicht der Meſſias", der zuerſt im Neueſten vom September 1751 erſchienen war, und dann mit Zuſätzen in die „Briefe" aufgenommen wurde, ausdrücklich

dagegen, daß man ihn zu den Feinden des Meſſias rechne, und will Klopſtock nur ſo tadeln, wie man den Hannibal tadele, daß er nicht Rom belagert. Nichtsdeſtoweniger muß dieſer kurze Aufſatz für die Abgötterei, die mit dem Klopſtock getrieben wurde, ein Todesſtoß geweſen ſein. Er iſt offenbar durch die Meier'ſchen Schrift veranlaßt worden, über die wir Leſſing ſchon oben ſo bitter haben ſpotten ſehen — hier heißt es von den Bewunderern boshaft genug: Prof. Meier habe unter ihnen das Wort geführt, der Verfaſſer der Aeſthetik, der geſchickt ſei, von Schönheiten, die man nicht empfinde, zu beweiſen, daß man ſie empfinden ſolle. Leſſing wirft hier die Frage auf: „Können unter den Tadlern des Meſſias Leute von dem feinſten Geſchmacke ſein, ſo wohl als deren unter ſeinen Bewunderern ſind, oder verrathen jene unumgänglich einen Geiſt, in der Bildung verdorben, das erhabene Schöne zu empfinden, ſo unumgänglich, als dieſe von ihren eigenen Fähigkeiten ein ſicheres Zeugniß ablegen?" — und beantwortet dieſe Frage durch die That. Wie überall, beſpricht hier Leſſing den Gegenſtand, als gäbe er nur ein Fragment, wodurch ſeine Aufſätze einen freien, geiſtreichen Wurf bekommen und eine Ausſicht in's Unendliche eröffnen, im Grunde aber behandelt er einen beſtimmten Punct ſo erſchöpfend, wie es nur in der Form der ſteifſten Syſtematik hätte geſchehen können. Er weiſt darauf hin, daß man im Grunde von dem Gedichte überhaupt noch gar nicht urtheilen könne: noch ſei der Dichter mitten im Labyrinthe, man müſſe erwarten, wie er ſich herausfinde, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollſtändigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Epiſoden, von den Sitten, von den Maſchinen und zwanzig andern Sachen — das heißt, gerade von der Hauptſache — etwas ſagen könne, was denn zugleich für die unbedachtſamen Lobpreiſer eine Lection enthielt. Was aber lag bereits vollſtändig vor und konnte alſo beurtheilt werden? Der Eingang — und dieſen, das heißt die erſten 16 Verſe, nimmt nun Leſſing nach allen Seiten durch. Nach einer Zurechtweiſung Meier's wird zuerſt gezeigt, daß der Eingang der Vorſchrift des Horaz*) und dem Beiſpiele des Homer nicht gemäß ſei, dann die Beziehungsloſigkeit des Epithets unſterbliche bei der Seele gerügt**), der zweite Vers iſt gleich „leer", im dritten und vierten ſind arge theologiſche Schnitzer, Satan und Judäa haben ſich nur unwiſſender Weiſe gegen Chriſtus aufgelehnt — dann ſagt Leſſing: „man überſehe nunmehr den erſten Theil des Einganges im Ganzen und ſage, ob Hr. Klopſtock ſeinen großen Plan glücklich in's Enge zu ziehen gewußt hat" — die Antwort mußte ſein — Nein. Auch über den zweiten Theil, die Anrufung, fügt der achtzehnte Brief einen Tadel hinzu. Was helfen das in kurzen Worten? Klopſtock's Meſſiade iſt in dem Theil, welchen man allein bis jetzt vollſtändig beurtheilen kann, ganz fehlerhaft.

---

*) Wo freilich Leſſing's Auslegung derſelben nicht Stich halten dürfte.

**) In Leſſing's Ueberſetzung wird dieſe Beziehungsloſigkeit vermieden. „Würde es nicht ſchöner geweſen ſein", hatte Leſſing geſagt, „wenn der Dichter ſeine Seele als diejenige angeredet hätte, welche ſelbſt an der Erlöſung des ſündigen Menſchen Theil hat?" Und ſo überſetzt er denn:

Quam sub carne Deus lustrans terrena novavit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem.

Nicht Lessing's spätere epochemachende Werke sind es, die uns am Meisten mit Bewunderung erfüllen müssen, denn sie sind die Werke des gereiften Mannes, der sich in aller Litteratur vielfach umgethan und das Beste allseitig durchgeprüft haben konnte, aber daß der zwei und zwanzigjährige Jüngling sich mit solcher Freiheit, mit solcher Festigkeit, mit solcher Gewandtheit über die Parteien zu stellen vermochte, von denen man damals, fast wie nach dem Solonischen Gesetz, Einer angehören mußte, das ist staunenswerth.

Man kann sich denken, daß Lessing's Kritik zuerst, wenigstens in Berlin, denn an andere Orte wird sich das Neueste schwerlich verbreitet haben, Aufsehen erregt haben wird; der Schweizer Sulzer schreibt am 15. October 1751 ziemlich wegwerfend an Bodmer bei Uebersendung des Wurmsamens, der von der eben so dummen als fruchtbaren Feder des armen Triller's solle geflossen sein: „Es ist hier ein neuer Criticus aufgestanden, von dessen Werth Sie aus beiliegender Kritik über den Messias werden urtheilen können. Er scheint nur ein wenig zu jung." Anders lautet schon die Frage Spalding's an Gleim am 23. Nov. desselben Jahres*): „Was halten Sie von der höflichen und genauen Kritik über den Messias in der Berlinischen Zeitung?"

Auch in einigen Epigrammen hat Lessing seine Herzensmeinung über Klopstock wenigstens angedeutet. Das erste der deutschen Epigramme fängt an:

Wer wird nicht einen Klopstock loben,
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.

und das erste lateinische

Ad Turanium.
Viventi decus atque sentienti
Turani, tibi quod dedero amici,
Rarus post cineres habet poeta
Nec tu post cineres habebis ipse

hat wie Lachmann XIII. 640 nachträgt, in der Ausgabe von 1753 die Ueberschrift: Ad K....†

Ebenso selbstständig wie bei den litterarischen Parteiungen der Deutschen erwies sich Lessing auch den französischen Schriftstellern gegenüber, welche zu jener Zeit in Berlin als die höchsten Autoritäten galten. Auch hier zeigt sich sein Urtheil bereits ungemein treffend und reif. Ueber Fenelon's Kunst glücklich zu regieren, bemerkt er (III. 175), so nahe Fenelon auch dem Ruder des Staats gewesen, so wenig merke man es doch aus seinen Vorschriften, welche nichts deutlicher zeigten, als daß von der eigentlichen Kunst zu regieren keine könnten gegeben werden; alles was Fenelon sage, würde ein jeder Schullehrer von gutem Verstande auch haben sagen können, es seien lauter allgemeine Sätze, die aus einem Prinzen zur Noth einen ehrlichen und vorsichtigen Mann, nichts weniger aber als einen großen König machen könnten. Ebenso einfach und schlagend ist im Neuesten (III. 203) die Widerlegung von Rousseau's Ansicht, daß die Künste und Wissenschaften den Untergang der Staaten herbeiführten. Er schickt voran, man müsse eine geheime Ehrfurcht für einen Mann empfinden, der der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort rede, auch wenn er zu weit gehe; einwenden könne man aber, daß

*) Briefe von Spalding an Gleim 1771 S. 100.

die Aufnahme der Wiſſenſchaften und der Verfall der Sitten und des Staates zwei Sachen ſeien, welche einander begleiteten, ohne die Urſache von einander zu ſein; Alles habe in der Welt ſeinen gewiſſen Zeitpunct; ein Staat wachſe bis er dieſen erreicht habe, und ſo lange er wachſe, wachſen auch Künſte und Wiſſenſchaften mit ihm; ſtürze er alſo, ſo ſtürze er nicht weil dieſe ihn untergraben, ſondern weil Nichts auf der Welt eines ununterbrochenen Wachsthums fähig ſei, und weil er eben nun den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größeren Geſchwindigkeit wieder abnehmen ſollte, als er geſtiegen war. Am entſchiedenſten tritt Leſſing der frivolen Unſittlichkeit entgegen, die in den neueren franzöſiſchen Schriften herrſchte; er nimmt es als bekannt an, (III. 187) daß die franzöſiſchen Witzlinge dem gefährlichſten Gifte den angenehmſten Geſchmack zu geben pflegen, und eine Schriftſtellerei, die auf derſelben Saite harft, wird von ihm mit beißendem Sarkasmus abgefertigt. „Durch welches Verhängniß", heißt es in einer andern Stelle (III. 203) „geſchieht es, daß man faſt allen witzigen Köpfen Frankreichs von dieſer Seite einen ſchimpflichen Vorwurf zu machen hat? Von dem großen Corneille bis zu einem Viron haben Alle ihren Witz beſchimpft;" die Kunſt zu genießen (l'art de jouir) das de la Mettrie, meint er, hätte zwar ein wenig dunkler, aber eben ſo treffend Pornevik genannt werden können. Endlich wird in einer der bereits beſprochenen Abhandlungen über den Plautus bei Gelegenheit der Zoten, die man dieſem vorgeworfen, ſo gründlich, wie es nur immer, nachdem wir den Wieland erhalten, geſchehen ſein mag, erörtert, daß hier die derbe Nacktheit weit weniger ſchädlich ſei, als die lüſterne Verhüllung. Eigentlich litterariſche Kritiken knüpfen ſich hieran an; in dem ſo eben genannten Gedichte des de la Mettrie weiſt Leſſing dem Verfaſſer ein ganz grobes Plagiat nach, das er an Haller Ode an Doris begangen (III. 232) was denn wieder Sulzer, ohne Leſſing zu nennen, in einem Privatbriefe vom 30. Juni — es ſteht gerade im Juni des Neueſten — an Bodmer berichtet, den es freilich vorzüglich intereſſiren mußte; an dem Gedicht des d'Arnaud auf den Tod des Marſchalls von Sachſen deckt er die Mittelmäßigkeit dieſes Dichters auf, auch wird dieſer und Voltaire — in welche Verhältniſſe Leſſing zu dieſem trat, werde ich ſogleich erörtern — und zugleich die ganze ſaubre Wirthſchaft der Franzoſen in Berlin in folgendem Epigramm (I. 33) höchſt unbarmherzig gegeißelt.

„O käm' der große Geiſt bald in dies rauhe Land,
„Wohin aus Frankreich's Rom mich Naſo's Gluck verbannt,
„So wär' doch einer hier noch außer mir zu finden,
„In deſſen Munde ſich Geſchmack und Witz verbinden
„Komm Voltair" — — A* genug! Der Himmel hört dein Flehn,
Er kömmt und läßt ſogleich des Geiſtes Proben ſehn.
„Was ruft er, A* hier? Wenn mich der König liebt
„So weiß ich, daß er ſtracks dem Schurken Abſchied giebt*)

Nach dieſen Erörterungen über den Inhalt der kritiſchen Verſuche in der Voſſiſchen Zeitung und im Neueſten mag noch die Bemerkung einen Platz fin-

*) Das Epigramm erklärt ſich ſelbſt; Arnaud wurde aus Berlin verwieſen und wandte ſich nach Dresden, wo er unter Anderm das Gedicht auf den Marſchall von Sachſen ſchrieb. Man findet in Preuß „Friedrich der Große und ſeine Freunde" die Sache ausführlich erzählt.

den, daß die letztgenannte Zeitschrift keineswegs eine bloße Sammlung von Recensionen ist, die nur mit allerlei leichten Uebergängen lose auf einen Faden gereiht wären; vielmehr bildet dieselbe so weit sie von Lessing herrührt, wie sich dies auch später bei ähnlichen Unternehmungen desselben herausstellen wird, eine Art von zusammenhängendem Ganzen, in welchem ein Stoff so ziemlich erschöpft wird. Lessing beginnt damit, daß Manche dieses Reich auf ihrer Landkarte wohl überhaupt nicht finden dürften, dann knüpft er an J. J. Rousseau an, der es gar von derselben weglöschen möchte, hierauf kommt er auf J. B. Rousseau, der nicht so ein Verfechter der Tugend gewesen, es knüpfen sich die Erörterungen über Klopstock und die Klopstockianer daran, von denen oben die Rede gewesen, im Gegensatz zu ihren Werken hat die epische Poesie Frankreichs nur unbedeutende Producte leichter Gattung aufzuweisen, endlich ist vom Batteux und Diderot die Rede, was ich später an seinen Ort zu stellen versuchen werde, und Hermann und Nimrod werden abgefertigt — womit denn der Kreis der damaligen ästhetischen Interessen im Allgemeinen umschrieben ist, oder, wenn auch die Zeitschrift immer noch weiter hätte fortgesetzt werden mögen, wenigstens eine Individualität vor unsere geistige Anschauung tritt, welche alle diese Erscheinungen zu beherrschen und an ihren Ort zu stellen weiß.

Und damit wären wir denn zugleich in der Darstellung von Lessing's Leben und litterarischer Thätigkeit zu einem wichtigen Abschnitt gelangt.

Gewiß müssen die Ergebnisse von Lessing's Thätigkeit auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften, wie sie, was Geschichte und Kritik derselben anbetrifft, in diesem Kapitel und soweit er sich auf ästhetische Production eingelassen, im dritten Kapitel des vorigen Buches geschildert sind, für ihre Zeit als höchst erheblich anerkannt werden; es wäre ihm nicht zu verargen gewesen, hätte er auf diesem freien inmitten der Parteien selbstständigen Standpuncte Halt gemacht, und auf seinem ferneren Lebensgange das Errungene nur weiter in die Breite verarbeitet; hat doch zu jener Zeit Mancher, z. B. Weiße, sein Lebelang von den Zinsen eines weit ärmlicheren geistigen Kapitals gezehrt. Dagegen wissen wir, daß Lessing sich in seinen späteren poetischen und auf die Theorie der Kunst bezüglichen Werken noch auf einen ganz andern Standpunct erhoben hat. Aber die innere Triebkraft seines Geistes, die ihn zu solcher Steigerung in sich selbst befähigte und nöthigte, äußerte sich jetzt zunächst auf eine noch viel durchgreifendere Weise: er verließ auf eine Weile das Gebiet der schönen Wissenschaften als solcher ganz, vielleicht eben in Folge dessen, daß er es einstweilen nach allen Seiten hin durchgearbeitet und für seinen damaligen Standpunct beinahe erschöpft hatte. Ein später verworfenes Epigramm an den Herrn R. (I. 29) sagt:

Es freuet mich, mein Herr, daß ihr ein Dichter seid,
Doch seid ihr sonst nichts mehr, mein Herr? Das ist mir leid.

und die Vorrede zum dritten und vierten Theile der vermischten Schriften (IV. 5) schließt er mit den Worten: „Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu

Satis est potuisse videri."

Sich auf solche sogenannte ernstere Studien zu legen, war nun offenbar, wenigstens für Lessing, Berlin der Ort gar nicht. Man bedenke, unter wel-

chen Verhältnissen Lessing nach Berlin gekommen war. Er war dahin gekommen als ein hülfloser junger Mensch, der jede Verbindung, die sich ihm darbot, benutzen mußte, um nur leben zu können. Es konnte nicht ausbleiben, daß er auf diese Weise in eine zerstreute und ungeordnete Lebensart und in Verhältnisse hineingedrängt wurde, die ihn, als er eine größere innere und äußere Selbstständigkeit erlangt hatte, anwidern mußten.

K. Lessing selbst sagt, es seien Lessingen in Berlin der Bekanntschaften zu viele geworden. Außerdem mochte Lessing das Bedürfniß empfinden, eine wenigstens in etwas höhere äußere Stellung anzunehmen. Es hieß noch immer der studiosus medicinae Lessing; wir werden noch mehrere Beispiele antreffen, wo ihm diese Eigenschaft von seinen Gegnern vorgerückt wurde; das konnte doch nicht immer so fortgehen; es war also erforderlich, daß er für's Erste seine Studien auch äußerlich absolvirte.

Dieses werden die „verschiedenen Gründe" sein, die Lessing, wie er im achtzehnten „Briefe" (III. 320) schreibt, bewogen, seinen Aufenthalt zu verändern, das heißt, nach Wittenberg zu gehen, wo eben jetzt sein ältester Bruder als Student inscribirt worden war; es muß dies zwischen dem 20. December 1751 und dem 1. Januar 1752 geschehen sein, denn von dem ersteren Datum und von B** ist der siebenzehnte Brief datirt, und von letzterem ein Brief aus Berlin an Lessing, von welchem sogleich die Rede sein wird.

Uebrigens fällt gerade in die Zeit der Abreise eine unangenehme Geschichte, die durch Lessing's weiten Bekanntenkreis in Berlin herbeigeführt war und schon allein für sich geeignet gewesen sein mußte, ihm den Aufenthalt daselbst zu verleiden.

Einer der ältesten Bekannten Lessing's war in Berlin ein gewisser französischer Sprachlehrer, Namens Richier de Louvain, ein Mann, dem es nicht an Geistesbildung gefehlt zu haben scheint und dessen Umgang in einer Zeit, wo eine vertraute Bekanntschaft mit französischer Litteratur das erste Erforderniß der Bildung war, Lessingen sehr erwünscht gewesen sein mag. Dieser Richier wurde 1750 Sekretär Voltaire's. Nun war Voltaire damals in den berüchtigten Proceß gegen Abraham Hirsch wegen der sächsischen Steuerscheine verwickelt, bei welchem sich der berühmte Kämpfer für Licht und Wahrheit nicht mehr und nicht weniger als zwei Fälschungen von Handschriften und einen jedoch nur schriftlichen Meineid hat zu Schulden kommen lassen. Bei diesem Proceß, der vor einer Immediatcommission ziemlich formlos verhandelt wurde, fand (nach Klein's Annalen der Gesetzgebung V. 248) ein übermäßig weitgetriebener Schriftenwechsel statt, und Voltaire scheint, leidenschaftlich und pfiffig wie er war, seine Schriften größtentheils selbst verfaßt zu haben. Nun mußten diese dann aber in's Deutsche übersetzt werden, und dazu ward von Richier Lessing empfohlen*). Auf diese Weise ist denn Lessing eine kurze Zeit täglich von Voltaire zu Tische eingeladen worden und man muß es also gänzlich als seine eigene Schuld betrachten, wenn er die weisen Lehren des göttlichen Voltaire, wie sie später in der Dramaturgie heißen, so wenig schätzen gelernt hat, daß er sie sogar aus Ironie so nennt; hat er sich

*) Wie genau Lessing den Voltaireschen Proceß mit Hirsch kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, geht aus der treffenden Anwendung einer Fabel des Phädrus auf ihn hervor, die er noch 1759 machen konnte (XI. 108.)

doch schon damals so sträflich von ihm emancipirt, daß er in Bezug auf den Proceß, den er selbst am Besten beurtheilen konnte, ein Epigramm schrieb, das mit den Worten schließt:

Und kurz und gut den Grund zu fassen
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist
So fällt die Antwort ungefähr.
Herr V** war ein größerer Schelm als er*).

Diese Geschichte, welche Friedrich II. selbst auf eine für Voltaire nicht eben schmeichelhafte Weise in einem Drama Tantale au procès behandelt hat, kam am 21. Februar 1751 zu endlicher Entscheidung**), hierauf ging Voltaire mit seinem Sekretär nach Potsdam und vollendete dort sein siècle de Louis XIV. Als sie im December wieder nach Berlin kamen, besuchte Lessing seinen Freund Richier und fand ihn mit diesem so eben gedruckten Voltaireschen Werke beschäftigt. Vier und zwanzig Exemplare sollten an das königl. Haus verschickt werden, ehe sonst irgend Jemand eine Zeile zu lesen bekäme. Natürlich mußten dieses auserlesene Exemplare sein und der Verleger Henning hatte zu solchem Behuf eine größere Anzahl abgeliefert, aus welchen Richier die besten wählte. Ein neues Werk von Voltaire mußte ein interessanter Gegenstand sein, hat doch ein noch nicht erschienenes Buch überhaupt so eine eigene Art von Reiz, fast wie eine junge Frau, die blos erst copulirt ist; ohnehin war Lessing damals gar kein Verächter Voltaire's, denn in einer Stelle der Vossischen Zeitung (III. 376) wendet er die hier angeführten Verse über den wahren Dichter,

Was ihn bewegt, bewegt, was ihm gefällt, gefällt
Sein glücklicher Geschmack, ist der Geschmack der Welt.

auf ihn an, und in einer andern (III. 396) bemüht er sich gar, einige Verse desselben auf glücklichere Weise in eben so viele deutsche zu bringen, als ein Uebersetzer der „Fässer", den er hier kritisirt, gethan hatte. So ward denn hier Lessing's Neugier rege, er blickte hier und da in die Bogen, endlich erbot er sich, beim Aussuchen mitzuhelfen, wenn ihm Richier dafür, falls sich aus den Defectbogen der erste Band herausbringen ließe, diesen auf einige Tage leihen wollte. Wirklich fand sich der erste Band bis auf einen Bogen

*) I. S. 33. In Klotzen's Bibliothek B. IV. 1770 S. 130 wird erzählt, Voltaire habe um sich wegen dieses und des oben angeführten Epigramms an Lessing zu rächen, aus seinem Namen Le Singe gemacht. Aber 1753 als es zuerst gedruckt wurde, war Voltaire nicht mehr in Berlin. Es wäre doch auch schlimm, wenn die Mittel des Geheimenrath Klotz nicht einmal zu diesem Wortspiel hingereicht hätten.

**) Ich möchte deshalb vermuthen, daß auch folgendes Epigramm von Lessing (I. 3) auf Voltaire gehe:

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist?
Semir, der Dichter, er, den Welt und Nachwelt liest?
Weil nach des Schicksals ew'gem Schluß
Ein jeder Dichter darben muß.

Dieses Epigramm erschien nämlich zuerst am 20. März 1751 in der Vossischen Zeitung (III. 146) mit der Einleitung: „Werden wir es mit unsern Lesern verderben, wenn wir folgenden kleinen Poesieen diesen Platz einräumen" — was entschieden darauf hinzuweisen scheint, daß hier auf ein bekanntes Tagesereigniß angespielt werde.

zuſammen und nachdem Leſſing dieſen gleich bei Richier geleſen, nahm er die übrigen mit nach Hauſe, nicht ohne das heilige Verſprechen, dieſe Ausſchußbogen längſtens in drei Tagen wieder zu ſchicken und Niemanden zu zeigen. Nun beſuchte ihn aber andern Tages ein Landsmann namens Drechſel, Hofmeiſter bei einem Herrn von Schulenburg, dieſer drang ſo lange mit Bitten in Leſſing, bis ihm dieſer erlaubte, die Bogen mitnehmen zu dürfen. Aber unglücklicherweiſe machte die Gräfin von Bentink, Voltaires genaue Freundin, gerade an dieſem Tage einen Beiuch bei der Frau von Schulenburg. Wollte nun Drechſel, ſeines Verſprechens, die Bogen geheim zu halten, nicht mehr eingedenk, ſich den beiden Damen mit einer Neuigkeit empfehlen, oder kamen ſie von ungefähr auf ſeine Stube, genug die Gräfin von Bentink ſah das Buch, und da ſie ſich von Voltaire unlängſt ein Exemplar ausgebeten, es aber unter dem Vorwande nicht erhalten hatte, weil das königliche Haus damit noch nicht verſehen ſei, fuhr ſie ſogleich zu Voltaire, um dieſen zur Rede zu ſtellen. Voltaire gerieth auf ſeine Weiſe außer ſich und ließ ſeinen Secretär rufen. Dieſer geſtand den ganzen Handel und bat, ihm ſeine Freundſchaft zu Leſſing zu Gute zu halten, doch mußte er ſogleich zu dieſem gehen, um ihm die Bogen wieder abzufordern. Aber Leſſing hatte die Bogen zwar von Drechſel bereits zurückerhalten, war aber ſchon fortgereiſt. Traurig kam der arme Sekretär zurück und klagte dieſen bedenklichen Zwiſchenfall. Darüber gerieth Voltaire in Feuer und Flammen, und ſagte dem beſtürzten Richier auf den Kopf zu, er und Leſſing hätten ihm ein ganzes Exemplar entwendet, ob er ſie gleich alle bis auf dieſe Defectbogen des erſten Theiles richtig bekommen hatte; ſie wollten ſein Werk nachdrucken oder überſetzen, was ihm freilich beides hätte ungelegen ſein müſſen, denn es hieß damals, er habe mit ſeinem Buchdrucker Henning auch ſchon eine deutſche Ueberſetzung verabredet, die zu Frankfurt an der Oder herauskommen ſollte. Er mißhandelte ſeinen Secretär auf eine Weiſe, die er an jedem andern ſehr ſarkaſtiſch gerügt haben würde; er dictirte ihm nämlich einen Brief, den Richier in ſeinen eigenen Namen an Leſſing abſenden mußte. Dieſer Brief iſt nicht mehr vorhanden, wohl aber Leſſing's Antwort an Richier; (ſiehe Nachträge zu Bd. XII.) den dieſer jedoch nicht mehr erhalten hat, da Voltaire ihn ſogleich fortjagte und noch ehe dieſer nach Berlin gelangte, ſchrieb Voltaire ſelbſt an Leſſing (ſ. Nachträge zu Bd. XIII.), worauf Leſſing eine lateiniſche Antwort concipirte — ob ſie abgeſandt worden, iſt nicht klar — die, wie er ſpäter an Richier geſagt hat, Voltaire nicht an das Fenſter geſteckt haben würde*).

Auch einem weniger ehrenhaften Charakter, als Leſſing war, hätte dieſe Geſchichte, bei der in Folge einer unläugbaren Indiscretion, die freilich unter Gelehrten gäng und gebe iſt, aber wenn ſie einmal ſchlimme Folgen hat, darum nicht minder hart beurtheilt wird, ein Freund an ſeinem Lebensglücke, ja an ſeiner Ehre weſentlich geſchädigt wurde, im höchſten Grade unangenehm ſein müſſen. Auch Leſſing's eigener Ruf hatte unter ihr gelitten. Mylius ſchrieb ihm aus Berlin: „Ihre Sache mit Voltaire hat hier viel Aufſehen

*) Die ganze Geſchichte bei K. Leſſing 130 ff. aus Richier's eigenen Angaben, von dem hier auch ein Brief abgedruckt iſt.

gemacht. Sie ſind nach Ihrer Abreiſe bekannter geworden, als Sie es bei Ihrem Daſein waren" und K. Leſſing erzählt einige Verſionen der Geſchichte, wie ſie im Publikum umlief, die ſehr unerbaulich lauten.

Zweites Kapitel.

Es wird uns vom Alkibiades überliefert, er habe ſich an allen Orten, wo er ſich aufgehalten, gerade in Demjenigen auszuzeichnen gewußt, worauf man eben dort den meiſten Werth gelegt; ſo ſei er allen Athenern an würdevollem Auftreten, allen Böotiern an Leibeskraft, allen Lakedämoniern an Mäßigkeit, allen Thrakern an Präſtanz im Trunke und in der Liebe überlegen geweſen. Etwas Aehnliches läßt ſich von Leſſing in Bezug auf die verſchiedenen geiſtigen Gebiete, auf welche er ſich eingelaſſen hat, behaupten. In Leipzig hatte er einen Dichterkreis und ein Theater gefunden, und hier war er einer der beſten Lyriker und der erſte Dramatiker des Jahrzehends geworden, in Berlin hatte er in proſaiſcher Schriftſtellerei ſeinen Freund Mylius und die übrigen deutſchen und franzöſiſchen Litteraten überflügelt; nun kam er an einen Hauptſitz gründlicher und gottſeliger Gelehrſamkeit, nach Wittenberg, und hier beſiegte er in einem Fache, das recht eigentlich das innerſte Heiligthum bücherwürmeriſcher Gelehrſamkeit iſt, einen Mann, welcher ſich in demſelben den größten Namen gemacht hatte.

Es iſt ſchon oben erwähnt worden, daß Leſſing bald nach ſeiner Ankunft in Berlin die Bibliothek des alten Buchhändlers Rüdiger zu ordnen unternommen hatte. Dies ſcheint ihm (XII. S. 18) das widerlichſte Geſchäft keineswegs geweſen zu ſein. Die umfaſſenden Werke über die Gelehrtenhiſtorie, welche damals bereits vorhanden waren, mußten dabei ſeine täglichen Begleiter ſein und ihre Vergleichung mußte ſich ihm ganz von ſelbſt darbieten. So mag ſich bei ihm eine Vorliebe für dieſes Fach ausgebildet haben, zu deſſen Studium er übrigens ſchon bei ſeinem Vater Anleitung gefunden haben mochte *); ſie hat ihn niemals wieder ganz verlaſſen.

Sogleich das erſte Buch, welches Leſſing in der Voſſiſchen Zeitung zur Anzeige gebracht hatte, war der erſte Band einer Hiſtorie der Gelahrtheit eines gewiſſen Albertinus, die freilich nur bis auf die ſieben Weiſen reichte; Leſſing macht hier geltend, daß die einzige Aufgabe, von welcher in Bezug auf dieſe Periode für ein ſolches Werk die Rede ſein könnte, in einer Kritik der Schriften beſtehen würde, welche von Gnoſtikern, Manichäern und Ebioniten dem Adam, dem Seth, dem Jacob u. ſ. w. angedichtet worden. „Dieſe Schriften, ſagt er, den Leſern näher bekannt zu machen, die ſie verrathenden Stellen daraus anzuführen, ihre Verfaſſer aufzuſuchen, ihre Abſichten zu entwickeln würde zwar nicht die leichteſte, aber doch eine vielen Leſern ſehr angenehme Arbeit ſein." —

*) Leſſing's ſämmtliche Schriften IV. Thl. 1785 Vorbericht S. 16.

Weiterhin (III. 153) ist von des Chaufepié Supplemente zum Bayle die Rede, und es werden hier mehrere Artikel als unvollständig angeführt, und auch einer — über den Holstenius — ausführlich ergänzt. Endlich findet sich (III. 168) eine Kritik des dritten Theiles des Jöcher'schen Gelehrtenlexicons, welche eine Anzahl vermeidlicher Fehler des Buches mit Schärfe rügt und eine Kenntniß desselben an den Tag legt, wie sie bei einem solchen Werke nur der fortwährende Gebrauch verschaffen kann, und von Lessing's Aufenthalt in Wittenberg erzählt Nicolai in einer Anmerkung zu Lessing's Brief vom 17. Jan. 1763, er sei fast beständig auf der Universitätsbibliothek gewesen und habe sich gerühmt, es sei kein Buch auf derselben, das er nicht in Händen gehabt; hier fand er auch schon damals die Gedichte des Scultetus.

Von Jöcher's Buche beabsichtigte Lessing, wie er selbst im fünfundzwanzigsten „Briefe" (III. 359) erzählt, außerdem noch eine allgemeine Kritik; es sind von derselben sogar schon einige Bogen gedruckt gewesen. Sie hat ihn in eine Verdrießlichkeit verwickelt, die ihm um so unangenehmer hat sein müssen, da schon durch die Voltairesche Geschichte sein Ruf gefährdet war. Lessing hatte diese Bogen mit einem Briefe, welcher, wie Jöcher in einem Brief an Lessing vom 1. October 1752 sich ausdrückt — den Brief, so wie zwei folgende s. in den Nachträgen zu Bd. XIII; sie sind zuerst in K. Lessing's Vorrede zum 4. Bande der Schriften 1785 veröffentlicht worden — mit einer Drohung schloß, an den Verleger des Gelehrtenlexicons Gleditsch gesandt. Es würde nicht ganz leicht sein, eine bestimmte Vorstellung darüber zu fassen, wie es sich mit dieser Sache verhalten haben mag, wäre uns nicht ein ähnlicher Brief von Lessing aufbehalten. Lessing concurrirte etwas später mit A. Schlegel in der Uebersetzung der „Fabellehre," d. h. Mythologie des Bannier, und da sehen wir ihn diesem einen Brief (XII. 21) schreiben, der nichts weniger enthält, als demüthige Bitten, ihn nicht durch solche Concurrenz zu unterdrücken, vielmehr wird Schlegel hier mit den Mitteln bekannt gemacht, die Lessing's Verleger, Voß, gegen Schlegel's Verleger, Dyk, anwenden werde — was übrigens, beiläufig gesagt, nicht verhindert hat, daß das Buch im Verlage des letzteren erschienen ist; die beiden Merkure müssen „zusammengekommen" sein, wie Lessing sich ausdrückt, denn es findet sich eine Anzeige von Schlegel's Bannier in der Vossischen Zeitung 1753, 10. März, die ich deshalb Lessingen glaube zuschreiben zu dürfen (s. Nachträge zu Bd. III); auch bei der Anzeige des Werkes (Vossische Zeitung 1754, 15. Jan.) könnte man an Lessing denken, denn es heißt hier von dem Buche, „welches längst in unsere Sprache übergetragen zu werden verdient hätte:" „Dieses ist eben so gut, daß diese Arbeit dem Herrn Schlegel vorbehalten worden, weil es sehr zweifelhaft ist, ob sie irgend ein anderer mit eben so viel Gelehrsamkeit und Geschmack würde ausgeführt haben." In ähnlicher Weise wird Lessing in dem Brief an Gleditsch entschieden aufgetreten sein und etwa gesagt haben, etwaige Supplementbände solle man nur ja unterwegs lassen, denn seine Kritik werde es doch über dieselben davontragen, oder was ihm sonst kecker Jugendmuth und rücksichtslose Ingenuität eingegeben haben mögen. Aber freilich hätte er bedenken sollen, daß solche Ingenuität nicht gebräuchlich ist, und daß die Welt sie nicht versteht. In der Gleditsch'schen Handlung scheint man gemeint zu haben, es sei mit diesem Briefe, wie das einer großen Buchhandlung öfter vorgekommen sein mochte, auf eine Geldschneiderei abgesehen, und ließ ihn unberücksichtigt,

ohne ihn auch nur Jöchern selbst mitzutheilen, und daher ohne Zweifel der Ursprung eines Gerüchtes, das sich in Leipzig verbreitete, Lessing habe an Jöcher geschrieben, wofern er nicht eine gewisse Summe Geldes, die ungefähr fünfzig bis sechzig Thaler betrug, unverzüglich überschickte, so werde er ihn durch eine Kritik über sein Gelehrtenlexikon vor der ganzen gelehrten Welt äußerst lächerlich machen. Weiße, dem dieses Gerücht zu Ohren kam, meldete es Lessingen nach Wittenberg, und dieser antwortete ihm, daß er allerdings in Jöcher's Buche viele Fehler gefunden und es daher für seine Pflicht gehalten, dasselbe in seiner Blöße darzustellen, und da der damalige Decan Ritter seine Kritik nicht habe die Censur passiren lassen wollen, habe er sie auf seine Kosten drucken zu lassen angefangen. Unterdessen war auch Jöchern etwas von Lessing's Unternehmen zu Ohren gekommen, und nachdem er sich vom Rector in Wittenberg Auskunft über die Sache, und, wie wir wohl werden hinzusetzen dürfen, über Lessing's Persönlichkeit erbeten, fragte er in der Handlung nach, wo ihm denn Brief und Druckbogen vorgelegt wurden. Jetzt schrieb er einen sehr höflichen Brief an Lessing, welcher uns jedenfalls insofern wichtig sein muß, als er auf eine günstige Schilderung desselben, die ihm von Wittenberg aus zugekommen sein muß, schließen läßt. Jöcher sagt hier, daß er bedaure, daß Lessing sich nicht an ihn selbst gewendet, wo er ihm denn angeboten haben würde, was er zur Ergänzung des Gelehrtenlexikons gesammelt, für einen Supplementband ihm gegen Bezahlung zu überlassen, versteht sich, so, daß seiner öffentlich dankende Erwähnung geschehen wäre — ja er deutet an, es würde sich vielleicht auch jetzt noch Rath finden, die bereits auf den Druck verwendeten Unkosten zu vergüten und Lessing für das, was er noch an Manuscript vorräthig habe, zu vergnügen. Außerdem wünscht Jöcher nur noch, daß Lessing sich in den vorliegenden Bogen manchmal weniger heftig, beißend und anzüglich ausgedrückt hätte. Lessing's Antwort muß, nach Jöcher's zweitem Briefe, ebenfalls sehr höflich gelautet haben; der Professor und Dr. theol. nennt hier den einfachen Magister seinen wertheſten Gönner, sagt, er habe, wie Lessing ihm erlaubt, was ihm auf den drei Bogen bedenklich geschienen, unterstrichen, lehnt aber Lessing's Anerbieten, ihm die ferneren Bogen vorher zur Ansicht zu schicken, ab, denn er trage zu Lessing das Vertrauen, er werde alles so einrichten, wie es der Wohlstand zwischen Gelehrten und Schriftstellern erfordere. Die letztere Höflichkeit hat denn Lessing wieder damit erwiedert, daß er von dem ganzen Plan zurücktrete, worauf endlich Jöcher seine frühern Anerbietungen in Betreff der Druckkosten und einer käuflichen Uebernahme des übrigen Materials wiederholt. Ob nun Lessing diese Vergütungen angenommen, ist unbekannt, daß er aber vor der Hand seine Arbeit liegen gelassen und das Verlangen des Dr. Jöcher billig gefunden habe, ihm seine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen, sagt er selbst (III. 360). Und daraus ginge denn für uns sattsam hervor, daß das Verhältniß beider Männer ein vollkommen ehrenwerthes gewesen. Aber damit war für die Zeitgenossen, denen diese Privatbriefe nicht vorlagen, das Gerücht, das Lessingen eine schmutzige Gesinnung und litterarische Freibeuterei schuld gab, noch nicht widerlegt, und dies ist ohne Zweifel der Grund, weshalb Lessing selbst in dem angeführten Briefe die Angelegenheit öffentlich zur Sprache bringt und jene drei Bogen dem urtheilsfähigen Publikum vorlegt: denn daß das hier Gegebene mit denselben identisch sei, kann gar keinem Zweifel unterworfen sein, da jenes mit Abaris anfängt

und dieſe die erſten Bogen eines alphabethiſchen Werkes waren; auch konnte, was in der Lachmann'ſchen Ausgabe freilich nur 15 Seiten füllt, immerhin 3 Bogen ausmachen, da es ja in der alten Ausgabe deren ſchon 2½ ausmacht. Zum Ueberfluß iſt in G. S. Nicolai's Antwortſchreiben an Lange davon die Rede, daß auf einem Bogen von Leſſing's ſchon gedruckter Kritik des Gelehrtenlexici von Abbot die Rede ſei (Lachm. III. 444) und eben dieſer wird auch in dem 25ſten der „Briefe" (III. 364) beſprochen.

Es ſcheint eine rieſenhafte Aufgabe zu ſein, eine umfaſſende Kritik eines Gelehrtenlexikons zu ſchreiben: eine Aufgabe, zu der nicht viel weniger als Alles gehört, und gewiß iſt es, daß dieſe Blätter, zumal wenn man Leſſing's Jugend und bisheriges Leben in Betracht zieht, von ſeinem Fleiß, ſeiner Gründlichkeit und Vielſeitigkeit ein bewunderungswürdiges Zeugniß ablegen. Indeſſen wie ein Gelehrtenlexikon nicht daraus hervorgeht, daß ein Mann, welcher Alles weiß, nur eben überfließt, ſondern daraus, daß Einer, was er gerade weiß, zuſammenſchreibt — wie denn Adelung, nachdem er den Jöcher um noch mehr als einmal ſo viel vermehrt, beide Werke zuſammen nur erſt eine Vorarbeit zu einem Gelehrtenlexikon nennt — ſo wird auch der Recenſent eines ſolchen ſich nicht dafür ausgeben, Alles, was der Verfaſſer gewußt, beſſer oder nur eben ſo gut zu wiſſen, ſondern was er nach ſeinem Studienkreiſe nun gerade zu verbeſſern im Stande iſt, anmerken, woraus denn auf die Zuverläſſigkeit des Ganzen ein Rückſchluß immerhin erlaubt ſein wird. Und ſo fällt denn auch die Gelehrſamkeit, die Leſſing hier entwickelt, wenigſtens nicht in's Unbegreifliche; die einzelnen Artikel, mit welchen er den Jöcher ergänzt, gehören ſo ziemlich alle in das Bereich von Intereſſen, die wir auch ſonſt bei ihm verfolgen können: einer von ihnen (Usque) gehört der ſpaniſchen Litteratur und zugleich der Geſchichte der Theologie an, der Kirchengeſchichte noch ferner drei: Abbot, ein Engländer, der ihm vielleicht ſchon aus des Vaters Schriften bekannt war, Abudacnus, Zenobius Acciaioli. Zu dem Artikel Abaris brauchte er nur den Lucian geleſen zu haben, was ſchon auf Veranlaſſung der Ueberſetzung deſſelben durch Mylius geſchehen ſein kann, und ſelbſt dem Entſtehen der einzelnen Artikel nachzugehen, werden ſich noch Mittel und Wege finden.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten übrig, was aus den Materialien geworden, welche Leſſing Jöchern für die Suppiementbände überlaſſen. Dieſe Bände ſind bekanntlich nie erſchienen, und was aus Jöcher's litterariſchem Nachlaſſe geworden, iſt mir nicht bekannt; ſagt doch ſelbſt Adelung in der Vorrede zur Fortſetzung des Gelehrtenlexikons nichts davon, daß ihm ein ſolcher etwa von der Gleditſch'ſchen Handlung übergeben worden oder aber daß er ihm entgangen ſei. Zwar lagen ihm allerdings Leſſing'ſche Collectaneen vor, von denen er ſagt: „Es befinden ſich darunter wenige ausgearbeitete Leben; das meiſte beſteht aus einzelnen Umſtänden und Nachrichten, welche der verdiente Mann, dem Anſchein nach in ſeinen jüngern Jahren, wenigſtens noch ehe er an die reiche Quelle litterariſcher Schätze zu Wolfenbüttel gekommen iſt, aus verſchiedenen Schriftſtellern geſammelt." Allein dieſe waren ihm von K. Leſſing zugeſandt worden, und wir müßten alſo, ſollten ſie mit den Jöchern übergebenen zum Theil identiſch geweſen ſein, uns zu der Annahme bequemen, dieſe wären Leſſingen nach Jöcher's 1758 erfolgtem Tode zurückgeſandt worden. Uebrigens waren Adelungen dieſe Dinge erſt nach Schluß des erſten Bandes zugeſandt worden, ſo daß ſie hier noch nicht hatten benutzt werden kön-

nen; wenn er sie welterhin benutzen werde, verspricht er, dies zu bemerken; ich kann nicht sagen, ob dies irgendwo geschehen; die gedruckten Ergänzungen Lessing's haben im ersten Bande des Adelung an den betreffenden Stellen Berücksichtigung gefunden.

Für Diejenigen, wenn es deren geben sollte, die etwa diesen Bestrebungen keinen Werth beizulegen wüßten oder nicht begreifen könnten, wie ein Mann, der den höchsten Interessen zugänglich gewesen, sich auf sie habe einlassen mögen, hätte Lessing vergebens gelebt. Wir treffen bei ihm gerade das Gegentheil von jener modernen Blasirtheit an, welche sich nicht herbeilassen will, etwas zu wissen, es sei denn, daß man ihr vorher nachweise, wie es wo möglich mit dem Absoluten selbst in Verbindung stehe — als ob nicht selbst zugegeben, daß nur die Erkenntniß von den letzten Gründen des Schweißes der Edlen werth wäre, wo diese eine Bereicherung erhalten oder eine neue Wendung genommen hat, diese immer von einer Seite gekommen wäre, an die man in dieser Beziehung früher gar nicht gedacht hatte, und der man also, wenn sie sich dazu steigern sollte, in solcher Weise nutzbar zu werden, vorher rein um ihrer selbst willen die gründlichste Aufmerksamkeit hatte schenken müssen —; wenn Lessing wie kaum ein Anderer im Lichte einer unzerstörbaren geistigen Frische und Jugendlichkeit vor uns steht, so rührt dies gerade daher, daß er alles Wißbare, was ihm nach Talent und Lebensgang nahe lag, mit gleicher Liebe zu umfassen weiß; so wie Nichts so groß ist, daß er ihm nicht mit tiefem Geistesblicke gerecht zu werden vermöchte, so ist ihm auch Nichts zu klein, um es mit gewissenhaftester Strenge durchzuprüfen, denn Alles ist ja überhaupt Wissen, Alles gewährt nach materieller Seite hin eine Bereicherung der Erkenntniß und nimmt nach der Seite des Formellen die Thätigkeit des Aufmerkens und Nachforschens in Anspruch. Aber gerade vermöge dieses reinen, von keiner Vorliebe und Gewohnheit beherrschten Wissenstriebes faßt denn auch Lessing überall, im Kleinen wie im Großen, das Wesentliche, das ja nicht blos das allein Wissenswerthe, sondern auch im Grunde das allein Wißbare ist, in's Auge; er tritt, weil er beständig auf dieses dringt, wo er nur überhaupt irgend eine Sache in die Hand nimmt, sogleich als Erfinder auf; und daher geht bei ihm viel öfter als es sonst zu gehen pflegt, wirklich aus dem Kleinen das Große hervor.

Ein solcher Fall findet auch hier Statt; gerade aus und an der Beschäftigung mit der Gelehrtenhistorie entwickelt sich bei Lessing ein Interesse, in Vergleich zu welchem jene allerdings als eine Kleinigkeitskrämerei erscheinen kann, in eigenthümlicher Form.

Neben den oben genannten umfänglichen Werken zur Gelehrtengeschichte und bei ihrem Gebrauch und ihrer Beurtheilung mußte Lessing sich beständig auf das Wörterbuch des Pierre Bayle hingewiesen finden, das ja das Entstehen jener Bücher größtentheils veranlaßt hatte, oder dem sie wohl gar einen Theil ihres Inhalts verdankten. Dieses Buch ist eine der Hauptquellen von Lessing's Bildung geworden, und vielleicht hat keine Persönlichkeit so viel dazu beigetragen, die eigenthümliche Form seines Geistes festzustellen, wie Bayle.

Es muß auch dem oberflächlichen Leser auffallen, wie häufig Lessing in seinen gelehrten Arbeiten aus jener Zeit auf Bayle zurückgeht. Am meisten ist dies in der so eben besprochenen Kritik des Jöcher der Fall; hier wird derselbe fast in jedem Artikel, ja fast auf jeder Seite durch Bayle verbessert, wobei denn freilich auch dieser selbst häufig ergänzt wird, so daß Lange schon

insofern nicht Ursache gehabt hätte, zu behaupten, Lessing's ganze Gelehrsamkeit sei aus dem Bayle. Ferner habe ich schon oben angeführt, wie Lessing den Plautus wegen einiger derben Zoten vertheidigt, und die weit größere Verwerflichkeit der feinen Schlüpfrigkeiten erörtert, und in der Rettung des Horaz (IV. 17) führt er aus, man müsse nicht eben Alles, was ein Dichter in dieser Beziehung sage, für baaren Ernst nehmen: „muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädchens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt?" Diese Ansichten sind fast wörtlich ebenso ausgesprochen in Bayle's Eclaircissemens sur certaines choses répandues dans ce dictionnaire (Ed. V Bd. IV. S. 626 ff.) Bayle macht hier geltend, es lasse sich aus Gedichten auf die Sittlichkeit der Dichter kein Schluß ziehen; es gäbe deren dont tout le feu est dans la tête. Toutes les licences lascives de leurs épigrammes sont des jeux d'esprit, leurs Candides et leurs Lesbies sont des maîtresses de fiction — und weiterhin sagt er: Les farces d'aujourd'hui sont plus dangereuses que celles de nos ancêtres; car celles-ci étaient d'une obscénité si dévoilée, que les honnêtes femmes n'osaient point y assister. Présentement elles y assistent sous prétexte que les saletés y sont voilées, mais non pas sous des enveloppes impénétrables. Y en a-t-il de telles? on les percerait à jour, fussent elles composées de sept cuirs comme le bouclier d'Ajax. Si quelque chose a pu rendre très pernicieux les contes de Lafontaine, c'est qu'à l'égard des expressions ils ne contiennent presque rien qui soit grossier. Ich werde gelegentlich noch andere Nachweise geben, wie nah sich Lessing an Bayle anschließt; hier mag nur noch erwähnt werden, daß sein Leben des Sophokles (VI. 282) sich geradezu als eine Ergänzung desselben ankundigt, und vielleicht ließe sich auch von dem Leben des Plautus annehmen, daß es mit Rücksicht auf solche geschrieben sei. Auch bemerkt von dem Ersteren schon Eschenburg, daß diese sehr eng zusammengezogene Lebensbeschreibung mit ihren zahlreichen gelehrten Anmerkungen ganz in der Manier des Bayle abgefaßt sei; selbst die Bezeichnung der Hauptanmerkungen mit großen lateinischen Buchstaben, und derjenigen Noten, welche wieder jene erläutern, mit kleinen, so wie auch die Gewohnheit der wirklichen Anführung der Gewährsmänner, ist dem Bayle entlehnt. Ganz dasselbe gilt von den Ergänzungen zum Jöcher, und wenn freilich beim Sophokles der kurze Abriß nur das Gerippe war, das durch Verarbeitung mit den Noten mit Fleisch und Nerven bekleidet werden sollte (VI. S. 286) — es gewährt einen wesentlichen Aufschluß über die durchgreifende Ordnung und schlagende Präcision in Lessing's ausgearbeiteten Werken, z. B. dem Laokoon, daß wir auch bei ihnen die vorläufige Anfertigung eines ähnlichen Gerippes werden annehmen dürfen — so werden die Ergänzungen zum Jöcher in dieser Form als vollendet gelten müssen, denn die Artikel des Bayle haben ja auch keine andere, und also wird, gegen Lachmann's Ansicht (III. 360), schon deshalb, was man zu dem oben Erörterten nachtragen mag, die Beilage des fünfundzwanzigsten „Briefes" nicht blos dem Inhalte nach mit jenen gedruckten Bogen einerlei sein.

Nun ist es zwar wahr genug, daß damit noch nicht viel geleistet wäre, denn leicht ist es, wie Lessing selbst sagt (III. 152), Bayle zu vermehren, denn wer gehörte nicht in ein solches Werk hinein, und ein Paar solche mechanische Vermehrer des Jöcher tadelt Lessing selbst in dem angeführten „Briefe" — was unendlich schweres aber, ihn Baylisch zu vermehren. Allein

eben dies hat Leſſing gethan; Eſchenburg ſagt an der angeführten Stelle ganz richtig, daß das Leben des Sophokles den Bayle'ſchen Arbeiten nicht blos der äußern Form, ſondern auch dem innern Geiſt und Gehalt nach ähnlich ſei. Leſſing hat ſich, als er die Kritik des Jöcher zu ſchreiben beſchäftigt war, die ſelbſt eine Art von Gelehrtenlexikon geworden wäre, ganz und gar gleichſam in Bayle's Perſon verſetzt; der Jöcher ſollte für ihn werden, was dem Bayle der Moreri geweſen war. Er ſagt in dem oft angeführten Briefe (III. 359): „Wann ich Ihnen nun ſagte, daß ich durchaus nicht Willens ſei, nach dem Exempel genannter Herren" — der angeführten „Vermehrer" — „einen Zuſammenſchreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes große Werk zu vermehren ſuche, ſondern blos nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle?" Und Bayle ſagt in der Préface de la première édition: „Ma principale vue avoit été de marquer les fautes de Mr. Moréri et celles de tous les autres dictionnaires qui sont semblables au sien*), wie denn in Leſſing's Anzeige des Jöcher in der Voſſiſchen Zeitung auch ein „allgemeines hiſtoriſches Lexikon" ſchlecht wegkommt. Ja dieſe Parallele läßt ſich ſogar noch für einen ganz beſtimmten Punct durchführen, denn nachdem Leſſing (III. 154) angeführt, daß Bayle es oft am Moreri tadele, daß er über die Titel der Bücher keine rechte Auskunft zu geben wiſſe, was denn Chaufepié wieder verſehen, wirft er (III. 167) auch dem Jöcher vor, daß in ſeiner neuen Auflage die Büchertitel eben weder halb noch ganz ſeien. Findet doch auch zwiſchen dem litterariſchen Lebensgange Leſſing's und Bayle's, oder wenigſtens dem Schluß ihrer Laufbahn, eine merkwürdige Uebereinſtimmung ſtatt. Leſſing's letzte Schriften ſind mehr philoſophiſcher als gelehrter Art, und ſo nahm auch bei Bayle in ſpäterer Zeit das gelehrte Intereſſe ab; er hatte ein Supplement vorbereitet, aber il disoit lui-même, que ce supplément n'étoit point avancé et qu'il se sentoit du dégoût pour cette espèce de travail depuis qu'il s'étoit occupé depuis quelques années à des matières de raisonnement**). Noch mehr. Die theologiſchen Kämpfe dienten Leſſingen zur Zerſtreuung, als der Verluſt ſeiner Frau und eintretende Kränklichkeit ſein Seelenleben zu verdüſtern drohten, und Bayle ſagt in einem Brief an Shaftesbury (Vie de Mr. Bayle éd. V. Tome I. p. CIX): „J'aurois cru qu'une querelle avec les Théologiens me chagrineroit, mais j'éprouve par expérience qu'elle me sert d'amusement dans la solitude à quoi je me suis réduit." Und wenn das Leben Bayle's mit den Worten ſchließt: „Il est ordinaire de trouver des hommes qui joignent beaucoup de savoir à peu de génie, beaucoup d'esprit à peu d'érudition, beaucoup de solidité à peu d'agrément; mais il est rare d'en trouver qui ayent réuni aussi parfaitement toutes ces qualités que Mr. Bayle. C'est ce qui a fait dire à Mr. de Saint-Evremond:

*) Das Projet d'un dictionnaire critique ſelbſt fängt ſo an: „Monsieur, vous serez sans doute surpris de la résolution que je viens de prendre. Je me suis mis en tête de compiler le plus gros recueil qu'il me sera possible des fautes qui se rencontrent dans les dictionnaires, et de ne me pas renfermer dans ces espaces, quelque vastes qu'ils soient, mais de faire aussi des courses sur toutes sortes d'auteurs, quand l'occasion s'en présentera."

**) In einem Briefe an Des Maizeaux (Ed. V. Tome I. p. CX.).

Qn'on admire le grand savoir
L'érudition infinie,
Où l'on ne voit sens ni génie
Je ne saurois le concevoir:
Mais je trouve Bayle admirable,
Qui profond autant qu'agréable
Me met en état de choisir
L'instruction ou le plaisir.

wird man da noch Bedenken tragen, zu behaupten, daß Lessing, neben vielem Andern, auch ein ganz specieller Nachfolger Bayle's gewesen?

Der Einfluß, welchen Bayle auf das achtzehnte Jahrhundert ausgeübt hat, ist unglaublich groß; man muß Villemain Recht geben, wenn er behauptet, dieses Jahrhundert sei, insofern man es als die Zeit des Einspruchs gegen althergebrachte Vorurtheile und der Abstreifung der Fesseln, die den Menschengeist in seiner freien Entwickelung hemmten, bestimmen könne, geradezu von seinem Auftreten zu datiren. Die zunächst vorhergehende Periode, sagt Villemain, war eine Zeit schwerfälliger und massenhafter philologischer, historischer, theologischer Gelehrsamkeit gewesen; und ihr vorwaltendes Interesse war der Streit der Confessionen. Bayle beherrscht die Gelehrsamkeit, und hat den Sectenstreit innerlich durchlebt, denn er war in seiner Jugend vom reformirten zum katholischen und dann wieder zum reformirten Bekenntniß übergegangen, aber er durchgeistigt jenen mit dem Hauche zweifelnder Ironie, und wendet die Schärfe der Polemik, die sich in gegenseitiger Bekämpfung der Religionsparteien fast erschöpft hatte, gegen die Religion selbst. Durch beides vermittelt er den Uebergang zu den zersetzenden, in's Oberflächliche verlaufenden Tendenzen, zu der Herrschaft des esprit, die sich gegen die Mitte des Jahrhunderts geltend machte: anecdotier de l'univers, compilateur et dialecticien à la foix, le plus penseur des érudits, son livre, vaste magasin de savoir et d'incrédulité, était tout fait pour dispenser d'études et fournir d'argumens un siècle ingénieux. Ohne dies Buch auf dem Bücherbrete wäre weder ein Voltaire noch ein Wieland möglich gewesen — nicht davon zu reden, daß die Encyclopädie nichts als eine Wiederaufnahme von Bayle's Grundplan war, durch ein Nachschlagewerk, eine Art Conversationslexikon — daß man das Buch als solches betrachtete erhellt aus der Möglichkeit, es in seiner ganzen Dickleibigkeit z. B. in's Deutsche*) zu übersetzen, wobei an die Gelehrten

*) Unter der Aufsicht Gottsched's; Lessing versäumt die Gelegenheit nicht, diesem eins zu versetzen, er spricht in Bezug auf die Supplemente des Chaufepié (III. 154) den Wunsch aus, daß wenn dieses Buch übersetzt werden sollte, die Aufsicht einem Manne anvertraut werden möchte, der die Fehler desselben zu verbessern im Stande sei, nicht aber einem, dessen ganzer Ehrgeiz es sei, seinen Namen an der Stirne eines gewichtigen Werkes zu sehen, der Antheil, den er daran habe, möge so gering sein als er wolle, womit er übrigens Gottscheden doch wenigstens insofern Unrecht thut, als dieser im Leben seiner Frau davon zu erzählen weiß, wie sie beide zusammen sämmtliche Correcturbogen zweimal durchgegangen, so daß seine Frau, setzt er mit dem ganzen Stolze einer bändereichen Berühmtheit hinzu, vielleicht die einzige Dame in Europa sein dürfte, die diese 4 Folianten zweimal von Anfang bis zu Ende durchgelesen: eine Annahme, der um so mehr beizupflichten sein wird, da aus diesen 4 Folianten immer ein Duodezbändchen von Dingen der Art zusammenzustellen sein würde, um deren willen man an der Daicer mit der die „berühmte Kulmus" gern verglichen wurde, bewunderte, wie sie doch den ganzen Aristophanes zu bewältigen vermocht habe.

am wenigſten gedacht ſein konnte — gewiſſe Anſichten unerwartet in's Publicum zu bringen. Aber das Alles war nur eine Folge von Bayle's Auftreten, nicht eine Nachfolge auf der von ihm betretenen Bahn. Bayle ſelbſt war nichts weniger als ein oberflächlicher Schöngeiſt, der nichts als eine érudition passagère beſeſſen hätte, wie de la Motte Houdar das nennt, ſondern wenn er auch der Gelehrſamkeit einen lebendigeren Geiſt einflößte, gleichwohl ein ächter Gelehrter, das heißt ein Mann, der ſich um die Kenntniß dieſer oder jener Dinge bemüht, weil ſie ihn nach Begabung und Bildungsgang nun einmal intereſſiren, ohne im Voraus auf einen beſtimmten Gebrauch, der ſich von dieſer Kenntniß machen laſſe, hinzublicken. Er baute ſeine tieferen Einſichten auf der breiteſten Grundlage der Empirie auf, und wo ſich gerade keine Beziehung auf ſie darbot, war ihm auch die Empirie ſelbſt genug. Eben ſo wenig war er ein Freigeiſt. Sein vielgerühmter Skeptiſismus war nichts Anders als jener Proceß der allſeitigen Verlebendigung und Vergeiſtigung der Gelehrſamkeit ſelbſt; wie poſitiv ſeine Ergebniſſe geweſen, beklagt Feuerbach, deſſen Schrift über Bayle, ſo wie ein guter Theil ſeiner Schriftſtellerei überhaupt nichts Anders als eine Nachzüglerei zu den eben charakteriſirten Folgen von Bayle's Thätigkeit iſt*), bitter genug. Er bekämpft die Religion oder Theologie, aber nicht als ob ſie beſeitigt werden könnte oder auch nur er ſie beſeitigen wollte. Er war mit aufrichtiger Seele Mitglied der reformirten Kirche. Wir haben keinen Grund, ſagt Feuerbach (S. 124) dies zu bezweifeln. Nicht nur die feierlichſten Verſicherungen ſprechen dafür; er beſtätigte auch ſeine Ergebenheit an die reformirte Kirche durch öffentliche Acte, ja er beſtätigte ſie durch Opfer. Daher ſchloß er denn auch aus den Einwürfen der Vernunft gegen den Glauben nicht auf die Nichtigkeit der Dogmen, ſondern auf die Nichtigkeit der Vernunft, der denn freilich ebenfalls zu entſagen unmöglich iſt. Und ſo iſt alſo, was ſich bei Bayle herausſtellt, nichts Andres, als daß beide, Glauben und Denken, Religion und Philoſophie zwar jede auf ihre Weiſe berechtigte, aber unvereinbare Sphären ſeien. In dem Allen ſteht Bayle Niemand ſo nahe als Leſſing. Was ſo eben über die Durchgeiſtigung der Empirie und den andrerſeits durchaus occaſionellen Charakter ſeines Philoſophirens geſagt iſt, ſtimmt genau mit demjenigen überein, was oben in dieſer Beziehung bemerkt werden mußte; wie ſehr ſich Leſſing nach dieſer Seite hin gerade an ihm ausgebildet hat, wird weiterhin noch klarer werden; daß er dieſen geiſtigen Proceß ſchon früh vollkommen zu würdigen gewußt, zeigt eine Stelle über Diderot im Neueſten. „Unſer Verfaſſer" ſagt Leſſing III. 231 in einer Beurtheilung der Abhandlung über die Taubſtummen, auf die ich in einem andern Zuſammenhange noch wieder zurückkommen muß — „iſt einer von den Weltweiſen, welche ſich mehr Mühe machen Wolken zu machen als ſie zu zerſtreuen. Ueberall, wo ſie ihre Augen hinfallen laſſen, erzittern die Stützen der bekannteſten Wahrheiten und was man ganz

*) Namentlich hat Feuerbach ſeitdem er den Pierre Bayle geſchrieben eine Bewandertheit in der chronique scandaleuse des Chriſtenthums entfaltet (in einem fränkiſchen Kloſter wurde das praeputium Christi als Reliquie verehrt u. dgl.), die vollkommen im Styl des Bayle iſt, der z. B. den Umſtand, daß Philipp von Heſſen τρίγαμος geweſen, und was ihm deshalb Luther nachſehen müſſen, gewiſſenhaft anführt, ja demſelben größtentheils entlehnt ſein dürfte, denn wen könnten heutigen Tages ſeine Studien des Weges führen, wo dergleichen in Maſſe zu finden wäre?

nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit.

v. Kleist.

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweiser wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen." Das ließe sich wörtlich ebenso von Bayle sagen und nicht weniger von Lessing selbst. Und wenn mit diesem Allen die wesentliche Uebereinstimmung von Bayle's und Lessing's Geistesform, wobei der frühere um so mehr zu der Ausbildung des Späteren mitgewirkt haben wird, je gewisser dieser selbst eben diese Form in sich tragen mußte, wenn er solche Einwirkung zu empfangen fähig sein sollte, über allen Zweifel erhoben ist, so hat Lessing vollends in seinen religiösen und wenn man will religionsphilosophischen Ansichten am aller entschiedensten und ausschließlich auf dem von Bayle bereiteten geistigen Boden gefußt, nur daß er denselben auf eine eigenthümliche aber seine sonstige Geistesverwandtschaft mit Bayle nur desto unverkennbarer darstellende Weise in Besitz nimmt.

Es sind in neuerer Zeit mehrere Darstellungen von Lessing's religiösem und theologischen Standpuncte versucht worden, sie beziehen sich aber lediglich auf die zweite Hälfte seiner literarischen Laufbahn, etwa von 1760 an, und gehen von der Voraussetzung aus, daß er erst damals einen solchen Standpunct in sich ausgebildet habe. Nun ist's zwar ganz richtig, daß Lessing's Ansichten über diese Puncte eine wissenschaftliche Formulirung und Begründung erst spät erhalten haben, und deshalb werde ich den Leser auf eine Einreihung des in jenen Schriften Ermittelten noch lange warten lassen müssen, aber die Grundzüge von Lessing's theologischer Anschauungsweise müssen schon hier dargestellt werden, denn sie sind schon in der Periode, mit welcher wir es hier zu thun haben, deutlich erkennbar.

Wir verehren in Lessing einen der freiesten Geister nicht blos unseres Volkes; sein Name ist das Feldgeschrei in jedem Kampfe für Licht und Wahrheit, das Losungswort bei jeder unerschrockenen und vorurtheilsfreien Mannesthat geworden; wenn es auch ihm als einzelnem Menschen nicht gelungen sein kann, jede Hülle zu durchbrechen, so sind wir doch Alle darüber einig, daß sein inneres Ringen die Tendenz dazu in sich getragen habe, und wäre die Lebenszeit des Menschen nicht so kurz bemessen, sich zu einem Standpunct nach dem andern emporgesteigert haben würde. Gleichwohl würde sich der sehr vergreifen, welcher Lessing unter die Zahl derjenigen rechnen wollte, welche sich über Alles hinwegzusetzen gewußt und die Grundlage des menschlichen Daseins in Abrede zu stellen versucht haben. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu streiten, ob er dazu nicht genug innere Freiheit besessen habe oder auch zu viel — jedenfalls war er für solches Auftreten eine zu tiefe Natur. Es ist in früheren Abschnitten darauf hingewiesen worden, wie er die einfachen Grundverhältnisse des Familienlebens, obgleich ihm seine Angehörigen nicht immer die Behandlung zu Theil werden ließen, auf welche er Anspruch gehabt hätte,

bis in's spätere Mannesalter und wohl selbst mit Aufopferung wissenschaftlicher Ueberzeugungen heilig gehalten; und so konnte es auch nicht als seiner unwürdig erscheinen, wenn wir manche Richtungen seines Geistes aus frühen Einflüssen der Erziehung und des Unterrichts hergeleitet haben. Dies muß auch der leitende Gesichtspunct bei der Besprechung von Lessing's religiösem Standpuncte sein. Bei aller Unbefangenheit des Urtheils, zu welcher er sich früh genug erhob, hat er sich immer eine gewisse Pietät gegen den Glauben seiner Jugend erhalten, besonders aber einen religiösen Sinn, welchem die richtige Auslegung zu geben, die gebührende Stelle anzuweisen, sein Bestreben war, den er aber als Thatsache anerkannte, und um deßwillen er auch gegen das irrige Fürwahrhalten allenfalls Nachsicht übte.

Es ist oben angeführt worden, daß Lessing sich gegen den ausdrücklichen Wunsch seiner Familie geweigert, sich zum Prediger zu bestimmen und geradezu Theologie zu studiren. Allerdings mag dies, wenn dem frischen Jüngling nicht etwa die Amtsgravität gar zu abschreckend vorgekommen ist, zum Theil daher rühren, daß ihm im Umgang mit dem Freigeist Mylius und durch allerlei Schriften, die ihm auf der Klosterschule nicht eben zu Händen gekommen sein mögen, der Glaubensinhalt an manchen Puncten wankend geworden; wenigstens deutet darauf eine Aeußerung in einem Briefe an den Vater vom 30. Mai 1749 hin, wo Lessing sagt: „Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und oft ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch darzu zu gelangen bestrebet. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Aeltern auf Treu und Glauben annehmen soll". Indessen ist Lessing mit diesen Zweifeln, wie auch diese Stelle selbst lehrt, immer auf dem Boden des Christenthums geblieben; es ist einer der schlagendsten Beweise für seine geistige Selbstständigkeit, daß er, der witzbegabte junge Mann, sich unter den französischen Freigeistern in Berlin niemals hat verleiten lassen, an ihren Spöttereien Theil zu nehmen, ja er erklärt sich gegen diese Feinde der Religion und Tugend an mehreren Orten in der Vossischen Zeitung und im Neuesten ausdrücklich: seine Entfremdung vom regelrechten theologischen Studium, das auf Vorbereitung zu einem Predigtamte zielt, gab ihm nur Veranlassung, die Sache auf seine eigene Weise anzupacken, und sich auf dem Wege der rein gelehrten Beschäftigung mit einer bloßen Hülfswissenschaft der Theologie der Behandlung der höchsten Probleme in harmloser Weise zu nähern, wobei ihm freilich der Umstand zu Statten kam, daß zu jener Zeit, nach dem Erlöschen der confessionellen und pietistischen Streitigkeiten, kein brennendes theologisches Tagesinteresse die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Ich habe schon einigemale darauf hingewiesen, wie Lessing in frischer Unmittelbarkeit seine Thätigkeit immer größtentheils an den Ort, an welchem er sich gerade aufhielt und die Umgebung, in der er lebte, anzuknüpfen gewußt habe. In Wittenberg konnte nichts näher liegen und zugleich nichts in jeder Beziehung lohnender sein, als Beschäftigung mit der Geschichte der Reformation und der Reformatoren. Ein Interesse für dieselbe hatte Lessing von dem Vater gleichsam geerbt, ja sie konnte, da ja der älteste Vorfahr des

Hauses selbst in der Kirchengeschichte des Protestantismus vorkam, gleichsam für ein Familieninteresse gelten; man wird annehmen dürfen, daß wenn der Vater bei jenem Besuch Lessing's in Kamenz mit den theologischen Kenntnissen des Sohnes doch noch ganz leidlich zufrieden war, derselbe gerade dieser seiner Liebhaberei Genüge zu leisten gewußt habe. Nun beschäftigte sich zu jener Zeit Lessing, wie wir gesehen haben, gerade mit den Gelehrtenhistorie, und zwar zum Theil wenigstens mit der Absicht, sich durch einige strengwissenschaftliche Leistungen auch unter den eigentlichen Gelehrten einen Namen zu machen, und so dürfte das Entstehen seiner in die Reformationsgeschichte einschlagenden Arbeiten, der Briefe über den Simon Lemnius (III. 272) und der Rettung des Cochläus (IV. 87), so wie der Rettung des sogenannten Inepti religiosi (IV. 68) hinlänglich erklärt sein. Uebrigens hatte Lessing, der, wo seine Zeitgenossen nur mit ihm gleichen Schritt halten konnten, immer mit Andern gemeinsam arbeitete, bei diesen Studien eine Unterstützung an einem jüngeren Schulkameraden, dem späteren Professor der Theologie in Leipzig, Friedrich Immanuel Schwarz, welcher eben 1751 Custos an der Universitätsbibliothek zu Wittenberg geworden war*); Lessing erwähnt seiner (IV. 46) in der Rettung des Cardanus mit Anerkennung**).

Allein die genannten Aufsätze sind sogleich schon etwas mehr, als Beiträge zur Geschichte der Reformation und der Reformatoren, wie man sie in Wittenberg zu schreiben pflegte. Zwar sind sie nicht rein historisch, sondern zugleich polemisch, und könnten insofern gerade dem Boden Wittenberg's ganz angemessen scheinen, wo die Besprechung der Reformatoren sich meistens ohne Weiteres zu einer Apologetik der Reformation gestaltet haben wird, aber leider ist ihre Polemik, so weit sie die Reformatoren betrifft, ein Panegyrikus für dieselben nun gerade gar nicht.

Sämmtliche Aufsätze Lessing's, welche „Rettungen" überschrieben sind — auch die Abhandlung über den Simon Lemnius kann zu ihnen gezählt werden, denn sie gleicht den Uebrigen selbst darin, daß in ihr (III. 287) zum Theil ein Verstorbener gegen einen Lebenden — den Pastor Vogt, Verfasser eines Verzeichnisses rarer Bücher — vertheidigt wird — weisen im Allgemeinen und Einzelnen vielfältig auf Bayle zurück. Der Grundgedanke dieser Aufsätze selbst ist ein ganz Baylescher. Es ist mit ihrem Titel im Grunde nur der Tendenz Bayle's, aus welcher, wie oben angeführt worden, sein ganzes Unternehmen hervorgegangen, nämlich im Interesse der Wahrheit überall an die Fehler und Mißverständnisse Anderer anzuknüpfen und sie zu ver-

*) Er war 1748 vom Afraneum abgegangen und wurde 1754 Bibliothekar in Wittenberg. S. Leben Fr. Imm. Schwarzen's von J. G. Eck 1787 S. 11. 12.

**) Die Abhandlungen Schwarzen's, welche Lessing hier erwähnt (Exercitationes in utrumque Samaritanorum Pentateuchum) werden in der Voss. Zeitung 1753 Nr. 1 d. 3. April angezeigt; Schwarz mochte sie Lessing zugesandt haben, einem Andern wäre eine solche Gelegenheitsschrift wohl kaum wichtig genug erschienen, ich glaubte daher die Anzeige in die Nachträge zu Bd. III. aufnehmen zu dürfen. Uebrigens scheint sich aus der Notiz, daß diese Abhandlungen von Schwarz „in den letzten beiden Monaten" auf das Katheder gebracht worden, zu ergeben, daß Lessing jene „Rettung" erst nach seiner Rückkehr nach Berlin ausgearbeitet; doch hindert das nicht, daß sie nicht ihrer Entstehung nach den Anregungen des Wittenberger Aufenthaltes angehörte; ein ähnliches Verhältniß werden wir bei den Rettungen des Horaz beobachten.

beſſern, ein Name gegeben; wie Bayle den Moreri, Leſſing bei der Kritik des Jöcher dieſen, ſo macht der letztere hier den ſchon genannten Vogt mehrfältig zum Ausgangspuncte (IV. 68) ſo wie in den Rettungen des Horaz die gewöhnlichen Biographen und Bayle ſelbſt (IV. 31); allenfalls liegt in den Widerlegungen Leſſing's etwas mehr menſchliches Wohlwollen als in den ähnlichen des letztgenannten. Und was dann das Beſondere anbetrifft, ſo iſt ſchon oben angeführt worden, daß einer der Grundgedanken der Rettungen des Horaz ſich wörtlich beim Bayle findet und die Rettung des Cardanus wünſchte Leſſing ſelbſt (IV. 45) als einen guten Zuſatz zu dem Artikel angeſehen, welchen Bayle in ſeinem kritiſchen Wörterbuche von dieſem Gelehrten gemacht hat; vom Simon Lemnius ſogleich.

Dieſe Anregung durch Bayle läßt nun ſchon für die Leſſingiſchen Aufſätze eine gewiſſe Unparteilichkeit, ein ruhiges Drüberſtehen vermuthen. Und wirklich findet dieſes hier Statt. Sie behandeln die Theile der Reformationsgeſchichte, von denen in ihnen die Rede iſt, nicht vom einſeitig lutheriſchen Standpuncte aus. In der Rettung des Cochläus wird dieſer, ein Katholik, von welchem behauptet worden war, er ſei der Erſte geweſen, der die Beſchuldigung ausgeſprochen, die Reformation ſei blos durch die Eiferſucht der Dominikaner und Auguſtiner hervorgerufen, von dieſem Verdacht gereinigt, und der Grundgedanke in dem Aufſatz über den Simon Lemnius, wo nachgewieſen wird, daß dieſer erſt durch die ungerechte Verfolgung von Seiten Luther's zu ſeiner Monachopornomachia veranlaßt worden ſei*), der Tadel gegen Luther's Hitze, (III. 285) „Gott, was für eine ſchreckliche Lection für unſeren Stolz! Wie tief erniedrigt Zorn und Rache auch den redlichſten, den heiligſten Mann", findet ſich auch beim Bayle, wenn auch bei einer andern Gelegenheit. Bayle ſagt, die Herausgabe der Tiſchgeſpräche ſei eine imprudence geweſen; ce fut l'effet d'un zèle inconsidéré ou plutôt d'une préoccupation excessive qui empêchait de connaître les fautes de ce grand homme. On ne peut nier que l'ardeur impétueuse de son tempérament ne lui arrachât des paroles qui méritent damnation etc.

Ja, hierin dürfte ſogar noch etwas mehr, als Unparteilichkeit und Billigkeit gegen Andersdenkende liegen; es wird nicht nur die abergläubiſche Verehrung gegen die Perſon Luthers beſeitigt, ſondern auch die Lehren deſſelben hätte Leſſing wohl nicht über alle Discuſſionen erhaben gehalten. Sagt er doch ſogar über das Chriſtenthum ſelbſt (IV. 52): „Was iſt nöthiger, als ſich von ſeinem Glauben zu überzeugen, und was iſt unmöglicher als Ueberzeugung, ohne vorhergegangene Prüfung? Man ſage nicht, daß die Prüfung ſeiner eigenen Religion ſchon zureiche, daß es nicht nöthig ſei, die Merkmale der Göttlichkeit, wenn man ſie an dieſer ſchon entdeckt habe, auch an andern aufzuſuchen. Man bediene ſich des Gleichniſſes nicht, daß wenn man einmal den rechten Weg wiſſe, man ſich nicht um die Irrwege zu bekümmern habe. Man lernt nicht dieſe durch jenen, ſondern jenen durch dieſe kennen."

*) Gegen Leſſing's Aufſatz — und zur Vertheidigung Luther's, aber ſehr höflich gegen Leſſing: Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens Bd. IV. 1754. S. 64 ff. Eine andere Schrift gegen Leſſing wird in Göttinger Gel. Anz. 1757 Nr 23 beſprochen. Uebrigens iſt die Monachopornomachia abgedruckt in W. Murrs Neuem Journal zur Litteratur und Kunſtgeſchichte 2 Thl. 1799. Der ganze Humor davon iſt, daß das Verbum futuo durch alle erſinnlichen tempora und modos durchconjugirt wird.

Die Rettung des Hieronymus Cardanus, in welcher sich diese Stelle findet, ist die merkwürdigste von den Abhandlungen, welche diese Bezeichnung führen. Zunächst, weil sich an ihr klar nachweisen läßt, wie Lessing überhaupt darauf gekommen, seine Ergänzungen des Bayle und insbesondere diesen Aufsatz, welchen er selbst als eine solche bezeichnet, gerade Rettungen zu nennen. Schon oben ist von dem Einflusse die Rede gewesen, welchen Jo. Fr. Christ auf ihn ausgeübt. In den Noctes Academicae dieses Mannes findet sich S. 58 ein Aufsatz: Pro Hieronymo Cardano censura Baelii male habito. Sie beginnt mit den Worten: Defendendos sumsimus viros quosdam nobilitate generis, eruditione, virtutibus ad summum gloriae culmen evectos: verum quos maledictis per libros passim sparsa improbitas infimi generis hominum, invidulorum, servorum, dicaculorum, qui caeteros ex suo ingenio aestimant nec minus quam se esse putant turpes, usque adeo afflixit: ut hodieque eorum virorum fides quae maxima esse meruerat vix habeatur tuta. In diesem Sinne, fährt er fort, hätten nun Naudäus und Bayle schon manches gethan, doch gerade gegen den Cardanus seien sie beide ungerecht. Wie nun er, Christ, in den commentariis de rebus eruditorum in Franconia (Neufränkische Zeitungen?) den Heinrich Cornelius Agrippa vertheidigt habe, und eine ausführliche Rechtfertigung des Machiavelli beabsichtige, so wolle er diesmal den Cardanus vertheidigen — worauf denn ein deutsch geschriebener Aufsatz ganz in der Weise des Bayle, kurzer Text und Anmerkungen mit vielen Citaten, folgt. Das hätte denn also Lessing im Allgemeinen und Besonderen weiter geführt. Wie durch diese Anknüpfung die Rettung des Cardanus in Lessing's Vergangenheit zurückgreift, so anticipirt sie durch ihren Inhalt auf höchst interessante Weise seine Zukunft. Man hatte Cardanus nach beliebter Weise, weil er nicht eben bei dem Herkömmlichen stehen geblieben war, für einen Atheisten erklärt. Dies gründete sich auf drei Angaben. Er sollte ein Buch wider die Unsterblichkeit geschrieben, Christus die Nativität gestellt und damit eine Gotteslästerung begangen haben, endlich fand man eine Stelle in seinem Buche de subtilitate anstößig. Auf die ersteren beiden Umstände läßt sich Lessing nicht weiter ein — die Existenz des Buches über die Unsterblichkeit scheint ihm zweifelhaft zu sein: ich werde sogleich Cardanus Ansicht über diesen Punct anführen müssen, in Bezug auf die Nativität verweist er auf Brucker*), seine Abhandlung ist der Vertheidigung der Stelle in dem Buche de subtilitate ge-

*) Carrière sagt in seinem Buche, die philosophische Weltanschauung des Reformations-Zeitalters über diesen Punct S. 342 Folgendes: „Der Mensch ist nach Cardan Ziel und Schlußpunct irdischer Lebensentwicklung, auf ihn fallen, wie auf einen Mittelpunct, alle Strahlen des Universums zusammen. Er ist die Mitte, das Band der Welten, er verknüpft Himmlisches und Irdisches, Ewiges und Vergängliches. Deshalb stellt sein Wesen und Werden auch in der Natur, auch in den Sternen sich dar, nicht als ob er von diesen beherrscht würde, sondern wie die Eigenschaften des Menschen, so sind auch die Stellungen der Gestirne geordnet, Eins spiegelt sich im Andern, und die Natur giebt äußerlich der Seele den Stoff zur Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeit. In diesem Sinne hat sich Cardanus viel mit Horoskopstellen beschäftigt, ohne das Ungewisse dieser Kunst zu verkennen, und wenn er auch die Constellation bei Christi Geburt zu bestimmen suchte, so wollte er damit keineswegs seine Thaten und sein Leiden, als durch die Gestirne bewirkt, darstellen, sondern einzig zeigen, wie himmlische Erscheinungen jenen entsprechen und zur Geburt des Heilandes die ganze Natur mitgewirkt und ihm zur Entfaltung seines Geistes, zur Vollendung seines Werkes, gedient habe."

widmet. Cardanus läßt hier die Bekenner der vier Hauptreligionen, der heidnischen, jüdischen, muhamedanischen und christlichen über ihren Vorzug streiten, „dann schließt er" — so hatte Vogt in seinem Verzeichnisse von raren Büchern gesagt — „ohne sich für eine zu erklären, mit diesen unbedachtsamen Worten: his igitur arbitrio victoriae relictis, das heißt auf gut deutsch, er wolle dem Zufall überlassen, auf welche Seite sich der Sieg wenden werde. Diese Worte verändert er zwar selbst in der zweiten Ausgabe; dennoch aber ward er drei Jahre darauf von dem Scaliger Exercit. 258 n. l. sehr bitter deswegen bestraft, weil der Sinn derselben sehr schrecklich ist" u. s. w. Lessing vertheidigt Cardanus gegen diese Beschuldigung, indem er zu zeigen sucht, daß diese Worte eine andere Beziehung hätten*), wie lebhaft ihn aber die Sache selbst interessirte, erhellt daraus, daß er nicht nur die Bemerkung fallen läßt, die er freilich zur Rechtfertigung des Cardanus anwendet, daß hier eigentlich nur der christlichen Religion ihr Recht widerfahre, sondern auch selbst eine lange Rede eines Muhamedaners beifügt (V. 59), in welcher derselbe den Vorzug seiner Religion vor der christlichen aus bekannten Gesichtspuncten des Deismus gar gewandt vertheidigt. Wer erkennt nicht hierin das Grundmotiv des Nathan und jene Nebeneinanderstellung der drei Religionen, jene Hinwegsetzung über das Vorurtheil, daß nothwendig die eine die wahre und die anderen schlechthin falsch sein müßten, worauf die Erziehung des Menschengeschlechts beruht — wobei es denn freilich für seine verschiedenen Lebensperioden charakteristisch ist, daß er hier einen Andern ängstlich gegen den Verdacht vertheidigt, auf etwas hingedeutet zu haben, womit er selbst (XII. 510) später „den Theologen einen ärgeren Possen spielen will, als noch mit zehn Fragmenten." Und wie, wenn der erste Gedanke zum Nathan selbst bei Lessing dem in seiner Jugend Alles zum Drama wurde, gerade hier, wo ihm schon eine

---

**) Nämlich vor den angefeindeten Worten: His igitur arbitrio victoriae relictis, stehen noch folgende: Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare, quam haec objecta diluere. Verum res ad arma tradueta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. „Nunmehr", fährt Lessing fort, „verläßt Cardan auf einmal diese Materie und wendet sich zu den Verschiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkte", er macht dann aber den Uebergang mit den Worten: Igitur his arbitrio victoriae relictis, ad provinciarum discrimina transeamus, und da meint nun Lessing, his könne doch unmöglich auf das Frühere, auf den Streit der Religionen, sondern nur auf arma geben. Er ist aufrichtig genug selbst anzuführen, daß er davon seinen Freund Schwarz, welcher gelegentlich auf die Sache gekommen war, und durch den er überhaupt auf den Gegenstand gebracht sein mochte, denn von ihm hatte er das Exemplar der ersten Ausgabe des Cardanischen Werkes, in welcher allein jene Worte stehen, erhalten, nicht habe überzeugen können. Ich glaube zu erkennen, woran dieser sich gestoßen haben mag: man knüpft bei schriftstellerischer Conception, wenn man einen neuen Absatz beginnt, nicht an das zufällige letzte Wort des vorhergehenden, sondern an seinen ganzen Inhalt an; außerdem scheinen nicht sowohl die arma dem arbitrio victoriae anheim gegeben werden zu können, als das, worüber mit ihnen gekämpft wird. Aber beide Einwürfe würden beseitigt, wenn man die Worte Sed — meliorem als einen Absatz für sich faßt, auf welchen denn, und allerdings nicht blos auf das Wort arma, das his geht. Dies stimmt auch mit dem Gedankengange dieses Theils von Cardanus Werke sehr wohl überein, er enthält eine Art von Naturbeschreibung der Menschheit. Nun war von den religiösen Unterschieden die Rede gewesen — hier bildet die Notiz, daß diese auch äußere Differenzen, die Kreuzzüge und Türkenkriege — der Muhammedaner hatte zuletzt gesprochen — hervorgerufen, einen besonderen Paragraphen — dann kommt er auf die klimatischen Unterschiede.

Art von Dramatisirung des Inhalts vorlag, zuerst entstanden wäre? „Ich habe", sagt er von demselben 1778 (XII. 509), „vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ." Deutet doch die Ausarbeitung jener Rede des Muhamedaner's schon auf so etwas hin; wenn Lessingen nur die Novelle des Boccaccio — was sonst noch beim Nathan in Betracht kommt, wird seiner Zeit angeführt werden — damals schon bekannt war, mußte sich das Uebrige von selbst machen.*)

Lessing hatte sich jetzt bereits zu der Anschauung erhoben, die er später in der Erziehung des Menschengeschlechtes ausführte, von den verschiedenen Religionen nicht die eine schlechthin für die wahre, die andere für die falsche zu halten, sondern sie alle eben als Formen der Einen Religion, des Einen religiösen Lebens zu betrachten. Selbst daß diese Formen in ihrer Eigenthümlichkeit als Veranstaltungen Gottes zu betrachten seien, findet sich hier schon angedeutet. Wenigstens den Gesichtspunct, daß die Religionsstifter und Verbesserer Werkzeuge Gottes gewesen, hält Lessing im strengsten Sinne fest. Er findet es in der Rettung des Cochläus (IV. 99) thöricht, daß man so heftig darüber streite, ob etwa Luther der Neid der Augustiner auf die Dominikaner zur Reformation veranlaßt, oder nicht; genug, daß die Reformation Gutes gestiftet habe, was auch die Katholiken nicht ganz leugnen. „Was gehen uns", fährt er fort, „allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt überhaupt fast immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. Mag doch die Reformation den Neid zur Quelle haben, wollte nur Gott, daß jeder Neid ebenso glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Israel aus Aegypten ward durch einen Todtschlag, und man mag sagen was man will, durch einen strafbaren Todschlag veranlaßt; ist er aber deswegen weniger ein Werk Gottes und ein Wunder?" Dann wendet er auch eben diese Betrachtungsweise gegen die Spötter, die mit seichtem Pragmatismus das Tiefe aus der Geschichte weglachen wollen. „Ein neuerer Schriftsteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er sagte, die Reformation sei in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe, und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers gewesen. Man hat sich viel Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen — als ob ein Einfall widerlegt werden könnte. Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das ist hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falsch sein. Allein ihm sein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zwecke zu lenken weiß, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf diese Art wäre aus dem Tadel des Menschen ein Lob des Höchsten geworden."

---

*) Merkwürdig ist es, daß in dem gegen die gewöhnliche Unsterblichkeitslehre gerichteten Buche des Cardanus, welches Lessingen wenigstens damals unbekannt blieb, auch das andere Grundelement der Erziehung des Menschengeschlechtes vorkommt. „Fragen wir", sagt Carrière, „nach dem Wie der Unsterblichkeit, so neigt sich Cardanus der Seelenwanderung zu: die einzelnen Geister werden immer wieder geboren und gehen in neue Lebensformen ein, in niedere oder höhere, jenachdem sie ihr Streben gerichtet und ihre Kraft gebildet haben" — wobei Carrière selbst an Lessing erinnert.

In diesem Sinne tritt Lessing schon damals zu den Wittenberger Theologen in entschiedenen Gegensatz. Ein Professor Bose hatte sich einfallen lassen, Benedict XIV. gewisse Schriften einzusenden, um sich damit von dem Staatssecretär Cardinal Valenti ein sehr gnädiges Antwortschreiben zu erwerben. Dies zog ihm die heftigsten Anfeindungen von Seiten seiner Collegen zu.*) Wie zu vermuthen ist, sehen wir Lessing in einem Briefe, der weiter unten angeführt werden wird**), auf seiner Seite; das Epigramm „Er hat den Papst gelobt" (I. 96) ist bei dieser Gelegenheit entstanden.

Was ist denn nun aber Lessingen die Religion überhaupt, daß die einzelnen Religionen und Confessionen nur Formen derselben sein könnten?

Hierüber giebt ein höchst merkwürdiger Aufsatz Aufschluß, der zwar unvollendet geblieben ist, aber durchaus nicht von denen, welche ihre Aufmerksamkeit auf Lessing's religiöse Ansichten gerichtet haben, hätte unbeachtet bleiben dürfen: die von K. Lessing im theologischen Nachlaß in das Jahr 1750 gelegten „Gedanken über die Herrnhuter." (XI. 22.)

Zugleich bildet dieser Aufsatz, da er neben der Religion auch noch Andres bespricht, den schlagendsten Beleg für das Verhältniß Lessing's zu Bayle.

Es wird hier nämlich mit der Sonderung zwischen Religion und Vernunft, als zweier verschiedenen Gebiete, welche dieser ausgesprochen hatte, Ernst gemacht, wenn auch in etwas anderer Weise, als dieser sie gemeint haben mochte, und im Gegensatz zu bestimmten Verirrungen der Zeitgenossen. Lessing geht hier von dem Satze aus: „der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln geschaffen" und seine Bestimmung zu erreichen, dazu soll ihm ja vor Allem die Religion dienen. Wie ist es nun dieser gegangen? Dies zu zeigen, giebt er einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Philosophie. Glückselige Zeiten, als der Tugendhafteste der Gelehrteste war, als alle Weisheit in kurzen Lebensregeln bestand. Sie bestanden nicht lange, man verstieg sich bis in den Himmel mit kühnen Theorieen. Sokrates rief zwar die Philosophie wieder auf die Erde herab, doch schon Plato fing wieder an zu träumen und Aristoteles zu schließen; im Laufe der Jahrhunderte ward jener zum göttlichen und dieser zum untrüglichen. Zwar Cartesius eröffnete einem Jeden den Eingang zur Wahrheit, dann aber traten zwei Männer auf, welche die Philosophie des praktischen Charakters so ganz entkleideten, daß sie dieselbe sogar der Meßkunst unterwarfen. Das Schicksal der Religion ist dasselbe. Wie einfach, leicht und lebendig war die Religion Adams. Dann wurde das Wesentliche mit Willkürlichkeiten überschwemmt. Christus suchte die Religion in ihrer Lauterkeit wieder herzustellen und sie in diejenigen Grenzen einzuschließen, in welchen sie desto heilsamere und allgemeinere Wirkungen hervorbringt, je enger die Grenzen sind. Gott ist ein Geist, den sollt ihr im Geiste anbeten — darauf drang er am Meisten, und dieser Satz ist am geeignetsten, alle Arten der Religion zu verbinden. Aber die christliche Kirche war auf das christliche Leben nur so lange bedacht, als sie Krieg hatte — da sie Freunde bekam, fiel sie darauf, ihre Religion auszuschmücken, ihre Lehrsätze in eine gewisse Ordnung zu bringen und die göttliche Wahrheit mit menschlichen Beweisen zu unterstützen. Die Reformatoren besserten diesen Zustand, aber nicht gründlich.

*) Siehe darüber Gottsched u. s. Z. S. 312.
**) Nachträge zu Bd. XIII.

„Und jetzo, da unsere Zeiten — soll ich sagen so glücklich? oder so unglücklich? — sind, daß man eine so vortreffliche Zusammensetzung von Gottesgelehrtheit und Weltweisheit gemacht hat, worinnen man mit Mühe und Noth eine von der andern unterscheiden kann, worinnen eine die andere schwächt, indem diese den Glauben durch Beweise erzwingen und jene die Beweise durch den Glauben unterstützen soll*); jetzo, sage ich, ist durch

*) Ich halte es für meine Pflicht, zu bemerken, daß ich wegen dieses Satzes eine Zeitlang gezweifelt, ob der Aufsatz über die Herrnhuter auch wirklich aus Lessing's Jugend herrühre, und nicht etwa in die Zahl der späteren theologisch-philosophischen Fragmente einzureihen sei; was hier gesagt wird, schien mir allzu nahe mit der berühmten Aeußerung in dem Briefe an K. Lessing vom 2. Februar 1771 übereinzustimmen: „Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. . . . Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, das man jetzt an die Stelle des alten setzen will" u. s. w. Allein abgesehen davon, daß zwischen beiden Stellen ein Unterschied stattfindet, der für die Zeitbestimmung von Wichtigkeit ist, denn der Vorwurf des Beweisenwollens der Glaubenswahrheiten paßt nur auf die alten Wolffianer und die Bezeichnung von Halbphilosophen nur auf die neuern Aufklärer, trägt auch der Aufsatz unwiderlegliche Merkmale eines früheren Ursprungs. Sie liegen in folgenden Sätzen: „Bald darauf — nach Cartesius — erschienen zwei Männer, die trotz ihrer gemeinschaftlichen Eifersucht, einerlei Absicht hatten. Beiden hatte die Weltweisheit noch allzuviel Praktisches. Eine Wissenschaft, wovon dem Alterthume kaum die ersten Buchstaben bekannt waren, leitete sie mit sichern Schritten bis zu den verborgensten Geheimnissen der Natur. Sie schienen sie auf der That ertappt zu haben. Ihre Schüler sind es, welche jetzt dem sterblichen Geschlechte Ehre machen und auf den Namen der Weltweisen ein gar besonderes Recht zu haben glauben. Sie sind unerschöpflich in Entdeckung neuer Wahrheiten. Auf dem kleinsten Raume können sie durch wenige mit Zeichen verbundene Zahlen Geheimnisse klar machen, wozu Aristoteles unerträgliche Bände gebraucht hätte. So füllen sie den Kopf, und das Herz bleibt leer" u. s. w. Die beiden Männer sind natürlich Newton und Leibnitz, nun ist es aber unmöglich, daß Lessing in der Periode nach 1770 erstlich die Wolffianer, auf die hier offenbar hingedeutet wird, ohne Weiteres für Nachfolger Leibnitzen's erklärt und zweitens Spinoza ausgelassen hätte, zumal da bei diesem die praktische Seite in der That in den Vordergrund tritt, denn sowohl Leibnitz als Spinoza hatte er in der Zwischenzeit genauer kennen gelernt, als irgend einer seiner Zeitgenossen sie kannte. Ferner mußte es 1750 oder bald darauf unendlich viel näher liegen, an die Erscheinung des Herrnhutismus anzuknüpfen, als 1770 wo dieselbe vor andern Interessen ganz in den Hintergrund getreten war. Endlich findet sich auch wirklich der Grundgedanke des Aufsatzes schon 1751 in der Vossischen Zeitung (III. 182) ausgesprochen: „Diesen aber — den Witz der Spötter — durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch eine erhabene Einfalt von ihrem göttlichen Ursprunge zeigen, ist ein Werk, womit man sich nur ungern vermengt, weil es den Herrnhutern eingekommen ist, sich damit abzugeben." Es ist auffallend, wie die Anfangssätze des Aufsatzes ganz und gar jene Uebergangsperiode des Cardanus reproduciren, von der so eben die Rede war: Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. His igitur arbitrio victoriae relictis etc.: „Die Siege geben dem Kriege den Ausschlag; sie sind aber sehr zweideutige Beweise der guten Sache, oder vielmehr sie sind gar keine. Die gelehrten Streitigkeiten sind .... eine Art von Kriegen .... Was liegt daran, ob man über ein Reich oder über eine Meinung streitet; ob der Sieg Blut oder Dinte kostet? Genug man streitet. Und also wird auch hier, der, welcher Recht behält, und der, welcher Recht behalten sollte, nur selten einerlei Person sein." Sollte Lessingen die Stelle des Cardanus anders

dieſe verkehrte Art, das Chriſtenthum zu lehren, ein wahrer Chriſt weit ſeltener als in den dunkeln Zeiten geworden." Dies iſt gegen die Halliſche Schule gerichtet, welche damals im proteſtantiſchen Deutſchland herrſchend war, und ihnen gegenüber vertritt nun Leſſing die Herrnhuter mit der Frage: „Haben die Herrnhuter oder hat ihr Anführer der Graf von Z. jemals die Abſicht gehabt, die Theorie unſeres Chriſtenthums zu verändern?" Hier bricht der Aufſatz ab — die Antwort iſt — nein, ſie haben auf die Praxis gedrungen, auf die es allein ankommt, ſie haben das urchriſtliche Leben wieder herzuſtellen geſucht.

Alſo Leſſing findet hier die Religion in einer höhern Weihe des Lebens, des Thuns. Und ſo iſt er ſich denn auch der eigenthümlichen Stellung des Chriſtenthums ſehr wohl bewußt. Im Verlauf der obrn angeführten Stelle, wo er erklärt, die chriſtliche Religion ſei kein Werk, das man von ſeinen Aeltern auf Treu und Glauben annehme, fährt er fort: „Die Meiſten erben ſie zwar von ihnen, ebenſo wie ihr Vermögen, aber ſie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für rechtſchaffene Chriſten ſie ſind. So lange ich nicht ſehe, daß man eins der vornehmſten Gebote des Chriſtenthums, ſeinen Feind zu lieben — nicht beſſer beobachtet, ſo lange zweifle ich, ob die Chriſten ſind, die ſich dafür ausgeben." Man denke an das Gewicht, welches er ſpäter in der Hitze des Streites gegen Goeze auf das „Kinder liebet euch unter einander" des Johannes legt. Die Liebe, und namentlich die Feindesliebe iſt auch die Moral ſeiner beiden Tendenzdramen, die in dieſe Zeit gehören, der Juden und des Freigeiſtes. Das erſtere mag allerdings die Abſicht gehabt haben, den Haß gegen die Iſraeliten als unbillig erſcheinen zu laſſen, wozu ſich Leſſing ſelbſt (IV. 224) gewiſſermaßen bekennt. Es iſt bekannt, daß das Stück einen Schriftwechſel zwiſchen Leſſing, Mendelsſohn und Michaelis veranlaßte. Der letztere hatte in den Göttinger gelehrten Anzeigen bemerkt, es ſei unwahrſcheinlich, daß ein Jude ſo edel denke, namentlich bei der Unterdrückung in welcher dieſer Stamm lebe. Auch die Jenaer Zeitung von 1754, 24. Aug. meint, es ſei auch in dieſem Stücke viel ſchönes, „ob wir gleich nicht bergen können, daß uns dasjenige, was in einer auswärtigen Zeitung dabei angemerkt worden, keine überflüſſige Erinnerung zu ſein ſcheint." Leſſing vertheidigt ſich in der theatraliſchen Bibliothek damit, daß er ſeinen Reiſenden in eine Lage geſetzt habe, wo dieſer Grund wegfalle, und läßt einen Brief von Mendelsſohn an Gumperz abdrucken, in welchem die Juden vertheidigt werden. Michaelis erwidert darauf nicht mit Unrecht, Götting. gel. Anz. d. 7. Decbr. 1754: er wolle dem Leſer das Urtheil überlaſſen, nur bitte er zu bemerken, daß er einen ſo ausnehmend tugendhaften Juden nicht für unmöglich, ſondern nur für allzu

---

als nur kurze Zeit, nachdem er die Rettung deſſelben 1754 zum Druck befördert hatte, ſo lebhaft im Gedächtniß geblieben ſein? Ich ſage, nachdem er ſie zum Druck befördert. Denn in's Jahr 1750 fällt der Aufſatz nun freilich wohl nicht, ſondern etwa 1755. Nämlich in dieſem Jahre verſchaffte Leſſing, nach einem Brief an ſeinen Vater vom 11. April, einem Paſtor Rohde einen Verleger für ein Buch „Schlüſſel von Herrnhut" über das er dort auch ſein Urtheil abgiebt, und es wäre ganz in ſeiner Art, wenn die Gedanken über die Herrnhuter bei Gelegenheit deſſelben entſtanden wären. Außerdem wird auch die kurze Ueberſicht der Geſchichte der Philoſophie ironiſch eine Geſchichte der Weltweisheit in einer Nuß genannt — man wird annehmen dürfen, daß dieſer Ausdruck von v. Schönaich's Aeſthetik in einer Nuß hergenommen worden, und dieſe war erſt 1754 erſchienen.

unwahrscheinlich gehalten habe, ferner, daß auch ein Jude in guten Glücksumständen von der übeln Begegnung der Christen, die ihn wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen sie erfüllen könne, nicht ganz frei sei. Uebrigens fassen Lessing und Mendelssohn die Sache zu sehr von der moralischen und confessionellen Seite auf. Es liegt bei Michaelis zugleich das Gefühl zu Grunde, daß die Sache nicht ästhetisch motivirt sei — daß man es diesem überaus edeln Menschen im Grunde auf keine Weise anmerke, daß er ein Jude sei. Dies erhellt aus dem Verfolg des Artikels ganz unverkennbar. „Wir haben", heißt es unmittelbar nach den von Lessing selbst angeführten Worten, „in unsern Gedanken das Lessing'sche Lustspiel aus Deutschland nach England hinübergebracht, wo im vorigen Jahre eine Komödie von der Art nöthig gewesen sein könnte, um das Volk von seinem ausschweifenden Haß gegen die Juden und von seiner Widersetzung gegen die Judenacte zurückzubringen. Dies wäre ein Schauplatz, wo es sich Ruhm erwerben könnte. Allein es kam uns stets vor, die Zuschauer würden aus Mangel an Wahrscheinlichkeit, daß es solche Juden gäbe, nicht gerührt sein. Dürften wir Herrn Lessing einen Vorschlag zu einem andern Lustspiel thun, wo er mehr Vortheil finden möchte? Wie? wann er den Juden, den er lobenswürdig machen will, an einen Ort setzte, wo ihn die Unterdrückung, die er mit den Protestanten gemein hat, uns beliebter, und es wahrscheinlich macht, daß er gegen Christen, die nicht seine Verfolger sind, gut gesinnt sein werde! Oder wenn er ihn aus jenen Ländern flüchten ließe? Wie wenn entweder dieses oder ein anderes Lustspiel Christen unter eben den Bedrängnissen vorstellete unter denen die Juden sind, um den Einfluß derselben in die Gemüthsart zu zeigen, und dadurch einen Theil der Laster der Juden, die mehr Laster ihres Unglücks und ihrer Lebensart als der Leute und des Volks selbst sind, mitleidenswürdiger zu machen." Dies durfte hier nicht übergangen werden, weil nur so der Schluß von Lessing's Aufsatz (VI. 224) verständlich wird; dem Allen aber sei, wie ihm wolle, die Juden von Lessing sind geradezu ein Vorläufer des Nathan in dem Sinne, daß in ihnen die höchste Tugend, ja die Feindesliebe, vom positiven Bekenntniß unabhängig erscheint; von dem Reisenden in ihnen kann man eben so wohl sagen, wie der Klosterbruder vom Nathan

Bei Gott, er ist ein Christ! Ein bessrer Christ war nie.

wie denn auch Lessing selbst in dem Aufsatze in der theatralischen Bibliothek gesteht: „noch alsdann, wenn mein Reisender ein Christ wäre, würde sein Charakter sehr selten sein." Und eben dieses Element der Liebe überhaupt und der Feindesliebe insbesondere wird dann in dem Freigeist, von welchem Lessing in dem Briefe an den Vater, welcher demjenigen, aus welchem ich so eben eine Stelle angeführt, unmittelbar vorangeht, gesagt hatte: „Wie wenn ich nun gar eine Komödie machte, die die Herren Theologen nicht nur lesen sondern auch loben sollten, wenn ich eine auf die Freigeister und Verächter ihres Standes machte", als das specifische Merkmal eines wahren christlichen Theologen behandelt; Theophan bringt durch sie den Adraft von seiner Freigeisterei, in die ihn eine gewisse formelle Ambition des Verstandes, um an ein Holberg'sches Wort zu erinnern, gestürzt hatte, zurück, ganz wie es Lessing in der so eben angeführten Stelle in der Vossischen Zeitung vorgeschrieben hatte.

So ist also schon hier bei Lessing eine Sonderung von Religion und

Philosophie bemerkbar, welche ihm später seinen Zeitgenossen, ja seinen Freunden gegenüber eine ganz isolirte Stellung giebt. Nur daß freilich später Alles reicher ausgebildet und tiefer begründet erscheint, namentlich werden wir alsdann die Frage, welche Quelle denn die Religion habe, wenn sie mit der Vernunft Nichts zu schaffen habe oder die Frage über die Natur der Offenbarung vielfach berücksichtigt finden; die Aeußerung Bayle's in dem éclaircissement sur le Pyrrhonisme (p. 642): „Toute la dispute donc que les chrétiens peuvent admettre avec les philosophes est sur cette question de fait, si l'écriture a été composée par des Auteurs inspirés de Dieu bildet dann in der Fragmentensache gewissermaßen den Ausgangspunct der Untersuchung; vollends aber mußte Lessing, um zu der Analyse eine Synthese, für die getrennten Gebiete der Religion und Philosophie einen Einheitspunct zu finden, zuvor einen weiten Kreis der mannichfaltigsten und tiefsten Studien durchlaufen, die wir in ihren auseinandergehenden Richtungen an verschiedenen Stellen der weiteren Geschichtserzählung zu verfolgen haben werden.

Uebrigens dürfte Bayle gerade von diesem Puncte aus eine noch viel allgemeinere Wirkung auf Lessing ausgeübt haben. Die Verdienste, welche dieser sich erworben, sind mit Recht größtentheils überhaupt auf eine solche reinliche Sonderung zusammengrenzender geistiger Gebiete, mit welcher er Ernst gemacht habe, zurückgeführt worden. Wir werden ihn in diesem Sinne weiterhin, wie er hier Religion und Philosophie geschieden, die Grenzmarken zwischen Philosophie und Poesie, Poesie und Religion, bildender Kunst und Poesie und einzelnen Gattungen der letzteren selbst feststellen sehen. Es ist vielleicht nicht zu kühn gemuthmaßt, wenn wir annehmen, daß jene erste Sonderung der Art, welche ihm bei Bayle entgegentrat, in seinem Geiste überhaupt erst die Tendenz auf ein solches Verfahren erweckt und diesem, so zu sagen die Form gegeben habe, welche zu demselben erforderlich war.

Dies wird um so wahrscheinlicher, wenn wir die Natur dieses Sonderns bei Lessing näher in's Auge fassen. Es ist nichts weniger, als ein blos theoretisches Verstandeswerk. Der Verstand hat es nur mit fertigen, realiter bereits gesonderten Objecten zu thun, deren specifische Merkmale er einander gegenüberstellt, die Objecte aber, mit denen Lessing es zu thun hat, sind nicht bereits gesondert, sondern sie sollen erst gesondert werden — die Religion wird mit der Philosophie und Poesie, die letztere mit der bildenden Kunst vermengt — das soll ein Ende nehmen. Folglich muß das Grundelement bei den Sonderungen, welche Lessing durchführte, ein productives sein, nämlich die Hervorrufung einer Anschauung von dem gesondert zu haltenden Gebiete, welche vorher noch gar nicht vorhanden war, nun aber intensiv genug ist, um praktische Ergebnisse herbeizuführen — eine Anschauung, die bei ihm selbst nur daraus hervorgehen konnte, daß er dasselbe in seiner vollständigen Eigenthümlichkeit in sich durchlebt und gleichsam aus sich herausgelebt, in seinem eigenen Innern realisirt hatte, und was das überhaupt sagen wolle und was dazu gehöre, das konnte ihm gar wohl in dem besondern Falle der Religion klar geworden sein, die er nur, wenn sie in ihm selbst religiöses Leben war, auch begrifflich als solches zu bezeichnen vermochte.

Wir werden auf denselben Punct zurückkommen, und demselben eine weitere Ausführung geben können, wenn wir zuvor eine andere Seite von Lessing's Thätigkeit in diesem Abschnitt seines Lebens betrachtet haben.

Die „ernsteren Studien", denen sich Lessing in Wittenberg widmete, bezogen sich nicht auf Gelehrtengeschichte allein; die Zeit war noch zu sehr auf das Studium des Alterthums und die Nachahmung desselben erpicht, als daß nicht für Jeden, der nur nicht gerade Naturwissenschaften oder Mathematik zu seinem Fache gewählt hatte, bei jener Bezeichnung wenigstens zugleich hätte an Philologie gedacht werden müssen. Und da Lessing die Alten, wie schon im ersten Buch erörtert worden ist, im Sinne des Lebens auffaßte, das heißt in dem Sinne, daß sie Menschen seien wie wir, und wir Menschen wie sie, und also, so wie wir sie am Besten verstehen, wenn wir uns selbst beobachten, auch ihr Studium uns zu klarerer Selbstverständigung führen müsse, gelangte er jetzt an ihrer Hand in seinen eigenen litterarischen Tendenzen und Sympathieen zu einer tieferen Durchbildung und einem seiner eigenen Natur angemesseneren Standpunct.

Lessing hat sich in jener Zeit viel mit den römischen Dichtern beschäftigt, zum Theil jedenfalls auf Veranlassung seines Bruders Theophilus, welcher, wie schon erwähnt worden, später als lateinischer Dichter in Achtung stand; ein Denkmal ihres gemeinsamen Fleißes, die lateinische Uebersetzung eines Stücks aus dem Messias, ist schon besprochen worden; sonst hat sich Lessing besonders auf Martial und Horaz eingelassen, jedoch in verschiedenem Sinne.

Ueber den Martial liegen uns gelehrte Arbeiten von Lessing's Hand nicht vor; nur die Wirkung, welche derselbe auf seine eigene poetische Production hervorgebracht hat, läßt uns auf ein Studium desselben schließen, das denn also unmittelbar auf seine poetische Gattung und die Gesetze derselben gerichtet gewesen wäre. Es ist schon oben gezeigt worden, daß Lessing's Production im Fache der petite poésie, ja vielleicht die ganze petite poésie jener Zeiten selbst wesentlich auf Epigrammendichtung hingedeutet habe. In Wittenberg sehen wir Lessing wirklich mit Entschiedenheit zu derselben übergehen; der Biograph weiß eine darauf bezügliche Anekdote zu erzählen, welche uns zugleich ganz in die Mitte seines damaligen Lebenskreises hineinversetzt. Der schon mehrmals genannte Schwarz sollte einst bei dem Begräbnisse eines Studenten, der wie er und Lessing, ein Meißner Fürstenschüler gewesen war, eine Leichenrede halten*), ward aber die Nacht vorher krank, und bat deshalb Lessing, das Geschäft statt seiner zu übernehmen und sein Concept abzulesen. Lessing entledigte sich des Auftrags, doch so, daß er eine eigene Rede extemporirte, kam sich selbst aber in dieser Function so lächerlich vor, daß er auf den Vorfall das Epigramm machte (I. 21), das in der ersten Ausgabe so lautete:

O Redner, lege doch Dein Maul erst in die Falten,
Dein Maul, das so erbärmlich spricht;
Eh' Du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht!

*) Vielleicht geht auf den Tod dieses Freundes die Ode V. (I. 94); daß Lessing's Oden zum Theil in die Wittenberger Zeit fallen, beweisen die Oden VIII. (I. 98) an Theophilius, welche auf der beiden Brüder Versuche in der lateinischen Dichtkunst geht, und III. (I. 92), in welcher das „hier" von Lessing selbst durch Wittenberg erklärt wird. Vielleicht ist diese so wie die folgende „an den Herrn N." an den Professor Nicolai gerichtet, der damals durch Wittenberg nach Halle reiste.

„Ueberhaupt", setzt K. Lessing hinzu, „theilte er damals seine Gedanken gern in Sinngedichten mit. Er machte auf einige seiner dasigen Freunde, und auf Alles, was in Wittenberg Aufsehen erregte, Sinngedichte, selbst auf die Professoren und ihre schönen Töchter, mag sich aber damit wohl nicht sehr beliebt gemacht haben" — wie denn allerdings sein Freund Kästner in Göttingen später wegen der ähnlichen Rolle eines town-wit, die wirklich immer etwas Gehässiges hat, dem hic niger est in vollem Maaße verfiel. Von Lessing's Sinngedichten werden nicht nur diejenigen, welche schon 1753 gedruckt wurden, sondern auch der größte Theil derjenigen, mit welchen er die Sammlung von 1771 vermehrte, um diese Zeit geschrieben worden sein, denn diese letzteren nahm er, nach einem „Briefe an Ramler vom 16. Dec. 1770" aus „seinen alten Papieren", worauf sich denn das Epigramm „Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte" (I. 1) beziehen mag

In's zweimal neunte Jahr mit stummer Ungeduld
Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult.
Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen:
Mein Pult bewahrte sie, ich hatte sie vergessen.

Daß aber für Lessing die Anregung zur Epigrammendichtung wirklich von Martial ausging, erhellt nicht nur aus seiner Aeußerung, daß dieser sein einziger Lehrmeister gewesen (III. 270), sondern auch aus dem Umstande, daß wir aus jener Zeit eine Anzahl lateinische Epigramme von ihm besitzen (I. 34), und aus einer innern Beschaffenheit seiner derartigen Gedichte, die ich unten erwähnen werde. Uebrigens spielt hier auf der andern Seite auch Lessing's damalige Beschäftigung mit der Gelehrtengeschichte und das durch diese bedingte Herumstöbern in allerlei Büchern mit herein. Nichts stellt sich als so unmittelbar und so frei von allem gelehrten Bücherstaube dar, wie eine Sammlung von witzigen Einfällen, und doch sind gerade Lessing's Sinngedichte einer der schlagendsten Belege für seine weitschichtige Belesenheit. Hierauf ist schon vor einem halben Jahrhundert hingewiesen worden. Im neuen deutschen Merkur v. 1793 Thl. 3 S. 275 findet sich von dem Epigrammatiker Haug ein Aufsatz Cordus und Lessing, welcher die Epigramme des letztern einer kritischen Untersuchung unterwirft. Cordus war ein Arzt und Epigrammatiker aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts; wenn Lessing sich für den Simon Lemnius nicht nur insofern als er zur Reformationsgeschichte gehört, sondern auch weil er Epigrammatiker war, interessirt haben dürfte — auch die Anführung des Epigramms von Henricus Stephanus in der Rettung des Lemnius (III. 295), welches Lessing auf Luther bezieht, zeugt davon, wie diese Interessen sich bei ihm verschmolzen — so kann ihn auf der andern Seite auf Cordus der Umstand aufmerksam gemacht haben, daß dieser Luther's Begleiter auf der Reise nach Worms gewesen. Haug weis't nach, daß zehn von Lessing's Epigrammen demselben entlehnt sind. Außerdem haben nach Haug's Angabe 12 derselben ihr Urbild in der griechischen Anthologie, 30 im Martial, 16 in 12 anderweitigen neulateinischen Dichtern, deren Namen außer dem des Angelus Politianus sehr unbekannt sind, so daß man auf Lessing's Seite ein Bestreben voraussetzen muß, sich dieser ganzen Litteratur zu bemächtigen, so wie er später eine Geschichte der äsopischen Fabeln hat herausgeben wollen, 10 in verschiedenen französischen Dichtern, drei in Apophthegmen der Alten und eben so viele in

Anekdoten. Haug hatte die Aeußerung fallen lassen, wenn solchergestalt es sich herausstelle, daß Lessing im Fache des Sinngedichtes größtentheils nur Uebersetzer sei, so möge ein anderer entscheiden, ob er seine Quellen geflissentlich verschwiegen, oder sie etwa blos darum nicht genannt, weil er jedem Leser seine Belesenheit zugetraut. Dies hat Mohnicken Veranlassung gegeben, in seinen Lessingianis die Angelegenheit wieder aufzunehmen. Während er auf der einen Seite der obigen Zahl nach Lessing's eigener Angabe in dem „Neuesten" noch ein Epigramm von J. B. Rousseau hinzufügt (III. 206), macht er andererseits aufmerksam, daß so doch von ungefähr 200 Epigrammen nur etwa 80 nicht von Lessing erfunden seien, und daß Lessing in der Vorrede zu den Schriften 1753 wenigstens die Nachahmung des Martial, der Anthologie und einiger Franzosen ausdrücklich eingestehe. Uebrigens, meint Mohnike, möchte Lessing bei mehreren wohl gesagt haben, was sein Freund Kästner einmal bei einer ähnlichen Veranlassung geäußert: „wenn ich nur nicht das Französische zehn Jahre später gelesen hätte, als mir das Deutsche eingefallen ist" (Kästner's vermischte Schriften Bd. 2 S. 231), wie es denn auch wirklich bei der Enge des Kreises, in welchem sich diese Dichtungsart herumzudrehen pflegt, — schlechte Dichter, Hahnreischaft, Verlust der Jungferschaft — wunderlich zugehen müßte, wenn nicht gelegentlich zwei Leute auf denselben Einfall kämen. Aber man kann einräumen, daß Lessing alle Epigramme, in denen er mit andern übereinstimmt, auch wirklich von ihnen entlehnt habe, und man braucht darum doch nicht zu fürchten, daß man ihn damit für einen Plagiarius erklärt habe. Man hatte schon zu jener Zeit den richtigen Gesichtspunct für die Auffassung solcher Verhältnisse gefunden. In den neuen Erweiterungen 1759 S. 233 findet sich ein Sendschreiben über Lessing's Epigramme, in welchem gerügt wird, daß viele aus Catull (?) und Martial entlehnt worden, ohne daß er sie genannt, dann wird aber zu seiner Entschuldigung angeführt, schon Du Bos habe ja gesagt, die Mühe des Uebertrageus gebe gewissermaßen ein ius quaesitum. Dies gilt beim Epigramm, das ganz auf einer glücklichen Wendung beruht, die sich fast nie schlechthin übertragen läßt, sondern durch eine analoge eigne Erfindung ersetzt werden muß, in vollem Grade; und dazu kommt noch, daß jene Zeit insbesondere in der petite poésie, aber auch in aller Dichtung überhaupt, gerade die neue Wendung bei einem alten Grundgedanken beinahe höher schätzte, als die Neuheit des letzteren selbst — wovon später ausführlich wird die Rede sein müssen.

Ueber die Bedeutsamkeit, von welcher der Umstand, daß Lessing sich gerade der Epigrammendichtung angenommen, für seine individuelle Geistesentwickelung, so wie für die Entwickelung der deutschen Litteratur ist, braucht kaum etwas hinzugefügt zu werden; wer sonst nichts von ihm weiß, wird gerade das allenfalls noch wissen, daß seine Schreibart sich durch treffenden Witz und schlagende Kürze auszeichne. War doch das Epigramm gleich damals, als es in die deutschen Litteratur eingeführt wurde, in dieser Beziehung von principieller Bedeutsamkeit gewesen. Wernicke ist vielleicht mehr als durch den Inhalt seiner Polemik durch die dichterische Form, der er seine Berühmtheit verdankt, der erste wirkungsreiche Gegner des breiten Ungeschmacks der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts geworden. Er sagt selbst in der Vorrede zu seinen Epigrammen, der Anlaß, dieselben zu schreiben, ist auf fol-

gende Weise gegeben worden: Man hatte von dem berühmten Morhof, dessen Aufsicht man war anvertraut worden, gleich anfangs gehört, daß ohngeachtet die Franzosen, Italiener und Engelländer in den schwersten Stücken der alten Dichtkunst den alten Römern sehr nahe gekommen — so ist unter den zween letztern ungefähr ein Virgilius, und unter den erstern und letztern mehr als ein Terentius und Seneca Tragödus zu finden — so wäre dennoch unter Allen kein Martialis in ihrer eigenen Sprache anzutreffen, daß zwar hin und wieder einige Ueberschriften gleichsam in der Ferne sich erblicken ließen, daß es aber dennoch mit Allen heiße: daß eine Ueberschrift aufzusetzen leicht, aber ein Buch davon zu schreiben, schwer sei, daß dieser Mangel wahrscheinlich von der Beschaffenheit dieser sonst schönen und ausgearbeiteten Sprachen herrühre, als welche es in der Kürze der Lateinischen nicht gleich thun können und daß er nunmehro der Meinung sei, daß es sich in der Deutschen, ihrer vielen Umschweife wegen, noch viel weniger würde thun lassen. — Dies zu widerlegen, versucht er einige lateinische eben so kurz deutsch zu geben, z. B. das berühmte des Sannazar auf Venedig — wo er dann darauf kam, eigene Einfälle der Art aufzuzeichnen. Und weiterhin heißt es: „Man hält dafür, daß wir bisher in unseren Versen mit eiteln und falschen Wörtern zuviel gespielet und sehr wenig auf das bedacht gewesen, was die Welschen Concetti, die Franzosen Pensées, die Engländer thoughts nennen, und wir füglich Einfälle nennen können, da doch dieselben die Seele eines Gedichtes sind, ja daß auch eben die, welche sinnreich zu sein gewußt, dennoch nicht auf eine nachdrückliche und männliche Art zu schreiben im Stande gewesen." Ja Wernicke selbst bringt das Epigramm mit der Kritik zusammen. „Man ist gänzlich der Meinung, daß, was die heutige französische Schreibart zu der heutigen Vollkommenheit gebracht hat, meistentheils daher rühre, daß, sobald nicht ein gutes Buch an's Licht kommt, daß nicht demselben eine sogenannte Critique gleich auf den Fuß nachfolgen sollte, worin man die von dem Verfasser begangenen Fehler sittsamlich, und mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung anmerket. Sintemal dadurch ohne alle Aergerniß dem Leser der Verstand geöffnet, und der Verfasser in gebührenden Schranken gehalten wird. Ob nun gleich dies der untadelhafte Zweck, wie einiger hier befindlichen Ueberschriften, also auch etlicher Oerter dieser Vorrede ist u. s. w." Auch bei Lessing hat das Epigramm eine ganz litterarische Beziehung; die ersten Gedichte der Art, welche wir im Neuesten und in der Vossischen Zeitung gefunden haben, sind ganz litterarischen Inhalts, und er faßt nicht nur für diese Gattung gerade in derselben Periode eine Vorliebe, wo er zuerst als Kritiker auftritt, sondern die so eben genannten Beispiele sind geradezu in kritische Aufsätze verwebt und bilden zum Theil sogar ihre Spitze. Und wie sehr sich übrigens seit Wernicke's Zeit ein geläuterter Geschmack und eine gewisse Verständigkeit in Deutschland ausgebreitet haben mochten; in der Epigrammendichtung selbst war weiter nichts Erhebliches geschehen. F. Nicolai sagt in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaft 1754 S. 93: „Wir sollten seine (Wernickens) Schriften in desto größeren Ehren halten, weil der naive Witz, der das Wesen des Epigramms ausmacht, bei so gar wenig deutschen Schriftstellern gefunden wird, und sich bis auf Herrn Lessing niemand bei uns gefunden hat, der Wernicken nachgefolget, geschweige gleichgekommen wäre. Denn die Meisterstücke, die ein berühmter Mann, an dem Deutschland und die Welt die tiefsten Er-

kenntniſſe verehret, in dieſer Art geliefert hat, ſind nur ſeinen Freunden und ſehr wenigen Liebhabern der ſchönen Wiſſenſchaft bekannt." Nur blieb Leſſing andererſeits auch nicht ganz auf dem Wege, welchen Wernicke eingeſchlagen hatte. Dieſer ſagt von ſeinen Epigrammen, ſie ſeien meiſtens dadurch entſtanden, daß ihm eine Fürſtin, an deren Hofe er gelebt „täglich irgend etwas Neues aus den geiſtlichen und weltlichen Geſchichten auf die Bahn gebracht, und darüber einige kurze poetiſche Gedanken von dem Verfaſſer gefordert," woraus ſchon zu erkennen iſt, daß ſeine Epigramme größtentheils nur Sittenſprüche und ernſthafte Bemerkungen aller Art ſind; Leſſing dagegen hat das Epigramm ganz im Sinne des Witzes und der komiſchen Zuſpitzung behandelt, und eben hierin liegt die Eigenthümlichkeit, welche er zuerſt dem Martial abgeſehen, ſo wie er denn ja auch in der Abhandlung über das Epigramm, die er in einer viel ſpäteren Zeit zuſammengeſtellt hat, das Weſen dieſer Dichtungsart ganz hierauf zurückzuführen ſucht.

Anders iſt das Verhältniß zum Horaz. Dieſer hatte eine litterariſche Wirkung auf Leſſing's Production durch Vermittelung Hagedorn's, wie oben angeführt worden, ſchon früher ausgeübt; jetzt wird er von Leſſing, zwar mit Voranſtellung der auf dem Wege dichteriſcher Nacherlebung über ihn gewonnenen Einſichten, aber mit ſtrengwiſſenſchaftlicher Begründung zum Gegenſtande gelehrter Arbeiten gemacht, und dieſe bezeichnen für Leſſing perſönlich eine entſchiedene Erhebung über den Standpunct, in welchem ſeine eigene dahin gehörige Production wurzelte.

Die Abhandlung, welche „Rettungen des Horaz" überſchrieben iſt, muß für eine ſehr achtungswerthe Leiſtung gelten. Wie bei allen Schriften Leſſing's, liegt weit mehr in ihr, als es auf den erſten Anblick ſcheint. Sie ſcheint lediglich auf die moraliſche Rechtfertigung Horazens berechnet zu ſein, dem man, nach beliebter Sitte der Zeit, welche nicht zufrieden damit war, daß doch auch die Tugenden der Heiden nur glänzende Laſter ſeien, ſondern mit Ausſpionirung recht häßlicher Laſter bei denſelben ihrer unreinen Phantaſie zur Ehre Chriſti den Zügel ſchießen laſſen zu dürfen glaubte, auf unſichere Nachrichten und mißverſtandene Stellen hin Unkeuſchheit, Feigheit und Irreligioſität vorgeworfen hatte. Leſſing weiſ't dieſe Beſchuldigungen mit einem Reichthum an Kenntniſſen und einem philologiſchen Scharfblick, durch die er ſich den Gegnern entſchieden überlegen zeigt, zurück; aber ſein Hauptbeweisgrund liegt darin, daß man nicht Alles, was der Dichter ſage, in baarem dummen Ernſte nehmen müſſe. „Je größer der Dichter iſt", ſagt er, „je weiter wird das, was er von ſich ſelbſt mit einfließen läßt, von der ſtrengen Wahrheit entfernt ſein. Nur ein elender Gelegenheitsdichter giebt in ſeinen Verſen die eigentlichen Umſtände an, die ein Zuſammenſchreiber nöthig hat, ſeinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er alles nach ſeiner Art verſchönern muß, und alſo auch ſich ſelbſt, welches er oft ſo fein zu thun weiß, daß blöde Augen ein Bekenntniß ſeiner Fehler ſehen, wo der Kenner einen Zug ſeines ſchmeichelnden Pinſels wahrnimmt." Der Odendichter beſonders, ſetzt er hinzu, pflege zwar faſt immer in der erſten Perſon zu reden, aber nur ſelten ſei das Ich ſein eigen Ich. Er müſſe ſich dann und wann in fremde Umſtände verſetzen, oder verſetze ſich abſichtlich hinein, um ſeinen Witz auch außer der Sphäre ſeiner Empfindungen zu üben. „Man ſoll den Rouſſeau einmal gefragt haben, wie es möglich ſei, daß er

eben ſo wohl die unzüchtigen Sinnſchriften, als die göttlichſten Pſalmen machen könne? Rouſſeau ſoll geantwortet haben: er verfertige jene ebenſo wohl ohne Ruchloſigkeit, als dieſe ohne Andacht. Seine Antwort iſt vielleicht zu aufrichtig geweſen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß." So iſt es denn alſo dieſes Letztere, die Natur des dichteriſchen Verfahrens, was Leſſing in dieſer Abhandlung vornehmlich erläutert, wobei er denn nicht verſäumt, zu zeigen, daß dieſe Erholung über den baaren Ernſt, dieſe Selbſtironie, dieſe umgekehrte Heuchelei, wie Goethe ſie nennt, gerade bei Horaz ganz beſonders in den Vordergrund trete.

Nun war zwar dieſes Letztere keineswegs von Leſſing zuerſt bemerkt worden, ſondern wenn er es ausſprach, gab er nur dem gelſtvolleren Verſtändniß des Horaz, das Hagedorn den Deutſchen eröffnet hatte, einen begrifflichen Ausdruck. Wohl aber war das Erſtere den Zeitgenoſſen bis dahin verborgen geblieben: man war nicht inne geworden, daß Horaz dieſe Eigenſchaften nur als Dichter, nicht als Menſch zeigt; man verwechſelte die Erhebung über den Ernſt des Lebens mit einem Mangel an Ernſt, und dadurch iſt Horaz das ganze Jahrhundert hindurch bis auf Wieland hinab als der Apoſtel einer laxen Obſervanz in Litteratur und Leben angeſehen worden. Auf die Beurtheilung der Lebensgrundſätze Derjenigen, mit welchen er zu thun hätte, hat Leſſing ſich nie eingelaſſen; dagegen machte ſich die laxe Obſervanz in der Litteratur eben jetzt am Horaz ſelbſt geltend, und da ſtatuirte er denn ſogleich ein Exempel, das zugleich eine allgemeinere Beziehung hat.

Es iſt ſchon oben gelegentlich von der halliſchen Dichterſchule die Rede geweſen. Ihre Stifter waren J. J. Pyra und S. G. Lange, deren Gedichte Bodmer zuerſt unter dem Titel: Thirſis und Damons freundſchaftliche Lieder, 1745, und zwar, wie Lange in der Vorrede zu der zweiten Auflage, Halle o. J. (nach der Vorrede 1749) verſichert, ohne ihr Vorwiſſen, herausgab. Ihr litterarhiſtoriſcher Standpunct wird am deutlichſten dadurch bezeichnet, daß ſie Anhänger der Baumgarten'ſchen Aeſthetik ſind. Pyra erwähnt in der „Fortſetzung des Erweiſes," daß die G*ttſch*d'ſche Secte den Geſchmack verderbe, die Schrift eines gewiſſen Brämer in Danzig, der einen neuen Begriff der Dichtkunſt aufſtellen wolle, indem er nur Verſtand und Willen in der Seele unterſcheide, da doch nach Baumgarten's Diſſertation de nonnullis ad poëma pertinentibus nur der Unterſchied der obern und untern Seelenkräfte hierbei in Betracht komme, dagegen hatte Baumgarten, nach einem Briefe v. Schönaich's an Gottſched, Pyra's Tempel der Dichtkunſt auf dem Katheder gelobt, und was Lange anbetrifft, ſo rühren nicht nur die Ueberſetzungen der in Meier's Lehrbuch angeführten lateiniſchen Dichterſtellen, welche dem Buche angehängt ſind, von ihm her, ſondern Meier verſah auch ſeine Horaziſchen Oden 1747 mit einer Vorrede, in der er die reimloſen Verſe vertheidigte; die zweite Ausgabe der freundſchaftlichen Lieder iſt ihm gewidmet. Schon dieſe Verhältniſſe würden hinreichen, die Protection, welche ihnen von Seiten der Schweizer Kritiker zu Theil ward, zu erklären, wenn dieſe auch nicht überhaupt zu jener Zeit noch darauf bedacht geweſen wären, wo nur eine friſchere Leiſtung auftauchte, ſie hervorzuziehen.

Der bedeutendere der beiden Freunde iſt jedenfalls Pyra geweſen; er mag ſich Lange's Genoſſenſchaft eben haben gefallen laſſen, ſo wie es bei jungen Leuten oft vorkommt, daß der Talentvollere ſich mit dem Minderbegabten, der

ſich ihm anſchließt, eng befreundet, weil er von ihm wenigſtens verſtanden wird und ſich darüber des Unterſchiedes nicht bewußt wird. Wir treffen bei Pyra mancherlei eigenthümliche Geſichtspunkte an, weshalb er denn auch bedeutendere Anregungen ausgeübt hat, als bis jetzt anerkannt worden iſt. Während die Zeitgenoſſen nichts Höheres kannten, als auf dem Wege des verſtändigen und kalten Opitz fortzugehen, hielt er ſich an den inhaltsvollen und gedrungenen Flemming; in demſelben Sinne iſt er auch einer der Erſten, welche auf die Engländer zurückgehen: ein erſter Geſang eines komiſchen Heldengedichtes, Bibliotartarus, welcher die Schilderung eines renommiſtiſchen Studenten enthält, hat eine innere Verwandtſchaft mit vielen ſpätern Erſcheinungen in der deutſchen Litteratur; in dem Tempel der Dichtkunſt verſchmelzt ſich dieſe Tendenz mit einer andern, die ſich aus dem Orte, an welchem er ſeine Studien gemacht hatte, erklärte: es iſt der Pietismus. Eines ſeiner Gedichte beſingt das unter dem Titel des Lichts und Rechts herausgekommene Bibelwerk des Joachim Lange, von dem ſein Freund ein Sohn war; er ſagt hier unter anderm zu der „frommen Dichtkunſt“:

— Lehre mich, was unſers Kaiſers Hand
Und Wilhelm that, das Unkraut auszurotten
Das Satans Liſt von Wertheim ausgeſtreut,
Erzähle mir auch Langens Tapferkeit.

und ſo erſcheint ihm auch im Tempel der wahren Dichtkunſt die wahre Poeſie, da er einen davidiſchen Pſalm ſingt, ſie führt ihn in ihr Reich, nachdem ſie ihn — man wird hier an die Geſchichte von Herkules am Scheidewege erinnert — vor der falſchen (Mariniſtiſchen) gerettet; das Gedicht iſt ganz allegoriſch und erinnert auf das Entſchiedenſte an des Thomſon castle of indolence; die Schilderung vom Reiche der Poeſie lehnt ſich beſonders an die Beſchreibung der Burg des Sonnengottes bei Ovid und die der Gemälde zu Carthago bei Virgil an; die Dichterin, d. h. die wahre Poeſie, zeigt und erklärt ihm Alles, wodurch man ebenfalls an Virgil und vielleicht an Dante erinnert wird. Auch die Ode: das Wort des Höchſten, iſt eine Allegorie, und hier heißt es in der Vorrede: „Ueberhaupt muß man beobachten, daß die Allegorie der Grund aller Erdichtungen ſei.“ Rechnet man nun hinzu, daß Pyra den erſten Geſang des Virgil überſetzt und ein bibliſches Trauerſpiel, Jephtha, geſchrieben — beides iſt ungedruckt geblieben — ſo wird man die Vermuthung gerechtfertigt finden, daß er und kein anderer es ſei, der Klopſtocken die erſte Anregung gegeben. Ging doch auch von ihm ohne Zweifel der Gedanke der reimloſen Verſe aus, wenn auch, während ſowohl in den freundſchaftlichen Liedern als auch in Langens Oden die gereimten Gedichte keineswegs die ſchlechteſten ſind, dieſer die Ode der Hexenparnaß — auf Midas-Teutoboch; die Verſammlung auf dieſem Parnaß wird als Hexenſabbath dargeſtellt — mit den Worten beginnt: dem Reim entfeſſelt eilt mein ſichrer Fuß auf Flaccus Bahn: Pyra hat viel mehr muſikaliſches Ohr, viel mehr proſodiſche Sicherheit als Lange; der Tempel der Dichtkunſt iſt in reimloſen Alexandrinern geſchrieben, die abwechſelnd männlich und weiblich endigen, was nicht ganz übel klingt; wir werden ſchwerlich fehlgreifen, wenn wir annehmen, daß Klopſtock dieſes Versmaaß gewählt hatte, ehe er ſich zum Hexameter entſchloß; die Entſtehung des wunderlichen Kleiſtſchen Hexameters aber liegt hier ganz klar vor, denn dieſe Dichter ſetzen antiken Verſen, die mit der Arſis beginnen, oft eine Vorſchlagſylbe vor, ſo wie ſie auch

eine überzählige kurze Sylbe anzuhängen ſich nicht ſcheuen; ſo heißt z. B. S. 54 der Langiſchen Oden in Einer und derſelben Ode die entſprechende Zeile einmal „Bücher und Feder" und „Euch folgt der Sieg."

Pyra iſt bekanntlich auch als Kritiker aufgetreten, doch iſt die Bewandtniß, welche es damit hat, nirgend genau angegeben. Es iſt ſchon mehr als einmal von Mylius' berüchtigter Kritik über Haller's Gedicht vom Urſprung des Uebels die Rede geweſen, die in den Hälliſchen Bemühungen geſtanden hatte. Unmittelbar hiergegen iſt der vielgenannte „Erweis, daß die G*ſch*d'ſche Seete den Geſchmack verderbe," Hamburg und Leipzig 1743, gerichtet; er trägt auf dem Titel ſelbſt den Zuſatz: „Ueber die Hälliſchen Bemühungen zur Aufnahme der Kritik u. ſ. w.," und ihre Verfaſſer ſind es alſo, die man zunächſt unter der Gottſched'ſchen Seete zu verſtehen hat. Die Hallenſer werden hier geradezu angeredet und die einzelnen Aufſätze in den Bemühungen durchgenommen, wobei die gediegene Aeußerung fällt, der Unterſchied zwiſchen Lohenſtein und Milton ſei, daß jener Rebell gegen die Regeln, dieſer Herr derſelben ſei. Gegen dieſe Schrift war dann im 4. Stück der Bemühungen ein Schreiben an Pyra und ein Erweis, daß die Alten den Geſchmack verderben, gerichtet, ſo wie im 5. Stück ein höhniſcher Brief an Pyra, des Inhalts, er arbeite ja an einer neuen Schrift, ob er ſie nicht in die Bemühungen ſelbſt geben wolle, und im 7. Stück ein Brief „eines Dritten," worin die Erſcheinung folgender Schrift angekündigt wird: „Fortſetzung des Erweiſes, daß die G*ttſch*d'ſche Seete den Geſchmack verderbe. Wegen der ſogenannten Hälliſchen Bemühungen zur Beförderung der Kritik u. ſ. w. 1744." Hier greift Pyra, nachdem er ſich mit ſeinen nächſten Gegnern auseinandergeſetzt, Gottſched ſelbſt an, und zwar im zweiten Stück den Cato, von dem er zeigt, er entſpreche den Regeln des Ariſtoteles ganz und gar nicht, im dritten werden neue Beweiſe für das im „Erweis" Geſagte aus Gottſched's neueſten Schriften angeführt. Dann finden ſich 1744 in den Bemühungen noch einige Anzapfungen des Pyra — zuletzt wird ſeine Ode auf Friedrich II. auf einmal mit großem Lobe mitgetheilt; er ſelbſt war unterdeſſen geſtorben, worauf Lange in der Vorrede zur zweiten Auflage der freundſchaftlichen Lieder mit den Worten anſpielt: „die ihn im Leben angebellet hatten, lobten ihn nach ſeinem Tode;" wir haben von Mylius allmähliger Befreundung mit der halliſchen Schule ſchon oben eine Spur in dem günſtigen Urtheil über Kleiſt angetroffen.

In allen dieſen Beziehungen iſt bei Lange von einem ſo entſchiedenen Auftreten, von ſolcher Aufſtellung neuer und fruchtbarer Geſichtspunete gar nicht die Rede; wir müſſen zufrieden ſein, wenn wir nur in Bezug auf einen oder den andern Punct, wie oben eine Stelle gegen Gottſched angeführt iſt, eine ausdrückliche Beitrittserklärung zu bemerken Gelegenheit finden. Dagegen hatte er eine andere Eigenthümlichkeit allerdings für ſich allein. Wie Pyra unter den Alten beſonders Virgil zu ſeinem Muſter gewählt hatte, ſo befleißigte ſich Lange der Nachahmung des Horaz — und es darf nicht verſchwiegen werden, auf nicht ganz unglückliche Weiſe; einige ſeiner „horaziſchen Oden" haben wirklich eine horaziſche Ader*), nur daß in ihnen ein gewiſſer geiſtlicher Ernſt

*) Die hiſtoriſche Gerechtigkeit gegen den übrigens mit Recht verrufenen Mann verlangt, daß ich gerade das Gedicht, welches mir am Beſten gefallen hat, hier anführe:

herrſcht; ſie wollen zugleich davidiſch ſein, wie denn Pyra im Tempel der Dichtkunſt Lange den heiligen Dichtern David, Luther, Vida, Milton anreiht; Lange dürfte auf Klopſtock's Lyrik eine ähnliche Anregung ausgeübt haben, wie Pyra auf ſein epiſches Hauptwerk.

Allein dies reichte nicht aus, zu verhindern, daß Lange nicht ſogleich nach Pyra's Tode in eine falſche Stellung hätte gerathen ſollen. Die „freundſchaftlichen Lieder" hatten Epoche gemacht; nun war Lange, der Ueberlebende unter ihren Verfaſſern, auf einmal eine Art von Ueberbleibſel einer großen Zeit, und der Gegenſtand einer wehmüthigen Verehrung. Das mußte ihn allein in eine falſche Würde, in eine geiſtige Stagnation hineintreiben, wenn auch nicht die Landpaſtoren überhaupt dazu hinneigten, die ja meiſtens gleich alt geboren werden, denn wie bewundernswürdig weit bringen es nicht die meiſtens armen hofmeiſternden Candidaten im geiſtigen Ergrauen ſchon in den Zwanzigen. Laublingen wurde eine Art Muſenſitz, ein Mittelpunct der Litteratur: Gleim,

---

An Herrn Gleim. (S. 56.)

Als ich jüngſt thränenvoll das Grab beſuchte,
Das Pyra durch ſein hohes Spiel geweiht,
Da zierete der Frühling zwar die Wieſen
Mit göttlicher Hand.

Die Zephirs gaukelten um ihre Flora
Und färbten reizend, durch geſtohlne Küſſe,
Die zarten Wangen, Baum und Kräuterblüthen
Balſamten die Luft.

Das Himmelsblau, des Lenzen erſte Wärme,
Der reizende Geſang der Philomele,
Die Lüfte, die durch Büſche rauſchend ſtrichen,
Belebten das Jahr.

Nur ich ſah, fühlte, hörte keine Freude,
Denn ohne Pyra kam zum erſten Male
Der Lenz zurück. Die Gegend war mir öde
Ohne ihm und ſein Lied.

Doch plötzlich ſchreckte mich ein goldner Schimmer,
Ein himmliſcher Geſang ſchlug meine Ohren
Und miſchte ſich in ſcharfe Harfentöne,
Und Pyra ſtand da.

Ein blendend weiß Gewand floß von den Schultern,
Ein Kranz von Sternen glänzte auf dem Scheitel,
Sein Antlitz ſtrahlt, und Er ſtrich auf dem Boden
Mit göttlichem Gang.

Er lächelte mir zu und ſprach: Nun hemme
Den Gram und widme Deine treue Freundſchaft
Dem, den ich Dir ſtatt meiner hinterlaſſe,
Jetzt kommt er daher.

Der Schatten wich, und ich ſah Theocriten
Und einen Alten mit geſalbtem Barte,
Die führten ſingend einen in der Mitte
Und nennten ihn Gleim.

Schnell rührte mich des Frühlings erſte Wärme,
Ich roch den Duft und ſah die bunten Blumen,
Schnell hört' ich Philomelen und das Murmeln
Des rauſchenden Bachs.

Hirzel, Sulzer, Meier u. A. bildeten hier mit Lange und seiner Doris einen Dichterbund. Die Kleinheit der Verhältnisse und die Mittelmäßigkeit der Persönlichkeiten ließ hier bald einen ganz unleidlichen Ton einreißen; Lange's Freundschaft mit Pyra mag eine wahre gewesen sein, aber die Nachfolger desselben begannen mit ihm und untereinander jene Freundschaftelei zu treiben — zwei Briefwechsel, die 1749 und 1769 erschienen, legen Zeugniß davon ab — welche dann der unsterbliche Junggeselle Gleim ein halbes Jahrhundert mit seinen geistigen *παιδαρίοις*, seinem Wieland, seinem Jacobi, seinem Michaelis fortgetrieben hat. Es trat in dieser Gesellschaft das gegenseitige Heben und Tragen befreundeter Dichterkreise, von welchem Goethe spricht, in einem unerhörten Grade ein; die Poesie wurde ganz und gar zu einer gemüthlichen Familienangelegenheit, und zwar dies im eigentlichsten Sinne des Wortes, da Lange's Doris, welche auf höhere Bildung gar keinen Anspruch machte, ihres Mannes und Gleim's Anakreontika nachleierte und deshalb auch für eine Dichterin galt. Nun hat gewiß Jedermann es einmal in einem gemüthlichen sächsischen Familienkreise erlebt — es braucht nicht eben bei einem Landpastor gewesen zu sein, ein alter Medicus thut's auch — daß ihm die Töchter erzählten — des Vaters Lieblingssprache ist die lateinische — nicht wahr, Vater, Deine Lieblingssprache ist die lateinische? — ja, meine Lieblingssprache ist die lateinische — woraus aber gar nicht folgt, daß der Vater entweder Latein, oder irgend eine andere Sprache wirklich könne. Genau so ging es nun Langen mit seinem Horaz: er war einmal der Liebhaber und Kenner des Horaz quand même — was Wunder, daß er, nachdem er ihn lange genug nachgeahmt, auf den Einfall kam, ihn auch zu übersetzen — wobei er freilich nicht etwa blos an seine guten Freunde dachte, sondern eben daran nicht dachte, daß nicht die ganze Welt aus solchen guten Freunden bestand, oder daß es auch noch ein solches Ding, wie einen objectiven Maaßstab, gebe.

Schon 1749 hatte er am Schluß der Vorrede zu seinen horazischen Oden die poetische Uebersetzung der Oden des Horaz angekündigt. „Diese Uebersetzung, bei welcher mir die Kritiken vortrefflicher Kunstrichter" — ohne Zweifel Meiers — „großen Beistand leisten, ist so weit fertig, daß sie vielleicht auf Ostern unter die Presse gegeben werden kann. Ich werde ihr die lateinische Urkunde so ausgebessert als möglich beifügen." Sie erschien mit doppeltem Titel: Quinti Horatii Flacci Odarum Libri V et de Arte Poetica liber unus cum traductione poetica S. G. Langii, und „des Quintus Horatius Flaccus Oden, fünf Bücher und von der Dichtkunst ein Buch poetisch übersetzt von Samuel Gotthold Langen, Halle bei Gebauer 1752. Dem Könige — dessen ganzer Titel voransteht — gewidmet in einem Gedichte über dem der preußische Adler schwebt mit einem Streif in den Klauen, auf dem die Worte: defendit decus camoenae — unter den Attributen nimmt Friedrich's Flöte die Hauptstelle ein. Und wie auf den Flügeln des königlichen Adlers wiegt sich die Vorrede in stolzer Sicherheit, „da man im Horaz nicht nur die feurigste und größte Stärke, sondern auch die Quintessenz alles schönen und guten Geschmacks findet, da er auch eben deswegen einer der schwersten Schriftsteller in seiner Sprache ist, so ist es Schade, daß ihn nicht jeder lesen und verstehen kann. Dieses hat mich bewogen, ihn durch eine genaue Uebersetzung etwas allgemeiner zu machen, und den rechten Verstand der Urkunde, welcher durch die Scholiasten und meisten Ausleger sehr verdunkelt ist, darzulegen; dies meine Absicht, und nach derselben muß

mich ein billiger Richter beurtheilen." Die Ueberſetzung wurde dem König überreicht (Gelehrte Briefe 1769 S. 59) und die Zueignung wie Hagedorn (ebendaſ. S. 209) ſagt, „durch die gnädige Aufnahme und das Handſchreiben eines Königs, deſſen Einſicht ſo weit gehet, wie ſeine Siege," belohnt; auch Hagedorn ſelbſt, deſſen Urtheil in dieſem Punete im größten Anſehen ſtand, ſchenkt ihr ein höfliches Lob.

Dagegen ließ nun Leſſing, dem dieſe Einzelheiten ſchwerlich bekannt waren, in aller Unbefangenheit eines unparteiiſchen Richters in Einem ſeiner „Briefe," dem vierundzwanzigſten — er iſt aus Wittenberg 1752 datirt — während die „Rettungen des Horaz," wie aus den Anfangsworten erhellt, erſt nach Beendigung des ganzen Handels, der ſich hieraus entwickelte, ausgearbeitet und vielleicht eben nur bei Gelegenheit deſſelben entſtanden ſind, denn noch 1754 ſtudirte Leſſing (XII. 25) über den Horaz eifrig, auch ſind die „Rettungen" erſt im dritten Theile der Schriften 1754 gedruckt, die „Briefe" aber ſchon im zweiten 1753 — an die Lange'ſche Ueberſetzung den ganz objectiven Maaßſtab der Grammatik an. „Sie müſſen ſich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jederzeit aus den Horaziſchen Oden und aus ihrem Verfaſſer, dem Herrn Paſtor Lange, gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unſern wichtigſten Dichtern betrachtet und ſeiner verſprochenen Ueberſetzung des Horaz mit dem unbeſchreiblichſten Verlangen entgegengeſehen. Endlich iſt ſie dieſe Meſſe erſchienen und meine Begierde hat ſie mehr verſchlungen als geleſen. Noch habe ich mich von dem Erſtaunen, in welches ſie mich geſetzt hat, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterſchieden iſt dies Erſtaunen von dem welches ich mir verſprach! Ein gehoffies Erſtaunen über unüberſchwängliche Schönheiten hat ſich in ein Erſtaunen über unüberſchwängliche Fehler verwandelt." Und nun weiſt er in der Ueberſetzung, an welcher Lange, wie er in der Vorrede mit lächerlicher Affectation erzählt, neun Jahre gearbeitet haben wollte, eine Anzahl der ärgſten Schulknabenſchnitzer nach.

Leſſing's Kritik wurde im Hamburger Correſpondenten 1753 (Nr. 178 und 179) aus ſeinen Schriften abgedruckt und Lange konnte ſie alſo nicht ignoriren. Er erließ unterm 20. November 1753 ein Schreiben an den Verfaſſer des gelehrten Artikels im Correſpondenten *), in welchem er Leſſing's Angriff zurückzuweiſen ſuchte. Aber das Ungeſchick, mit welchem er dies that, und beſonders eine Anſchuldigung, welche er ſich hier gegen Leſſing erlaubte, zog ihm eine noch viel ärgere Züchtigung zu.

Nämlich im Monat März des Jahres 1752 hatte Leſſing, wie er ſelbſt (III. 443) erzählt, den halliſchen Profeſſor G. S. Nicolai auf einer Durchreiſe deſſelben durch Wittenberg kennen gelernt. Als Nicolai wieder nach Halle zurückgekehrt war, wurde die Bekanntſchaft durch Briefe fortgeſetzt. Als eine Folge derſelben mag es zu betrachten ſein, daß Leſſing um dieſe Zeit zum Mitgliede der Geſellſchaft von Freunden der ſchönen Wiſſenſchaften in Halle ernannt wurde, denn dieſe ſtand unter Nicolai's Leitung und wanderte — Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften S. 136 — ſogar

*) Leſſing's Schriften Thl. IV. S. 122. 1785. Es war ein glücklicher Einfall K. Leſſing's, die auf dieſen Handel bezüglichen Streitſchriften, welche übrigens ſchwer aufzutreiben ſein würden, hier zuſammen abdrucken zu laſſen.

mit ihm nach Frankfurt aus*). Gleich in dem ersten Briefe**) schrieb Leſſing, daß er Lange's Horaz geleſen und ſehr bedeutende Fehler in ihm gefunden habe, und nicht übel willens ſei, die Welt auf einem fliegenden Blatte vor der Ueberſetzung zu warnen, vorher aber wünſchte er ſein Urtheil darüber zu wiſſen. Nicolai, welcher nicht nur, wie an einem andern Orte zu zeigen ſein wird, ein Anhänger der Aeſthetik, ſondern auch ein vertrauter Freund Lange's war, hatte die Gefahr, in welcher der Ruf des letztern ſchwebte, erkannt, und zu vermitteln gewünſcht; er hatte daher, wie er in einer ſpäter anzuführenden Schrift (Leſſing's Schriften 1785. IV. S. 289 ff.) verſichert, und wie der vollſtändige Abdruck ſeines Briefes (ebendaſ. S. 10) in der That beweiſt, aus eigenem Antriebe an Leſſing Folgendes geſchrieben (Lachm. III. 443): „Oeffentlich wollte ich es Niemanden rathen, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch Hoffnung haben könnte im Preußiſchen ſein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bei Hofe durch gewiſſe Mittel ausrichten. Indeſſen kenne ich ihn als einen Mann, der folgt, wenn man ihn etwas ſagt das ihm begreiflich iſt. Dieſe Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte es alſo nicht angehen, daß man ihn ſelbſt aufmunterte Verleger von den Bogen zu ſein, die Sie wider ihn geſchrieben haben. Nicht in der Abſicht, daß er dieſelben drucken läßt, ſondern daß es in ſeiner Gewalt ſtehet, die Verbeſſerungen derſelben bei einer neuen Auflage oder beſonders drucken zu laſſen. Er muß ſich aber auch alsdann gegen den Herrn Verfaſſer ſo bezeigen, als ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müſſen keinen Schaden haben, ſondern ein Honorarium für gütigen Unterricht.“ Hierauf hatte Leſſing geantwortet (Leſſing's Schriften 1786. IV. S. 301): „Auch Ihren Vorſchlag wegen der Beurtheilung über des Herrn Lange's Ueberſetzung des Horaz laſſe ich mir gefallen. Ich will, wann Sie es meinen, eheſtens an ihn ſchreiben, und ihm

---

**) Wenn K. Leſſing erzählt, dieſe Geſellſchaft habe beabſichtigt, ein deutſches Wörterbuch herauszugeben und Leſſing dabei zum Mitarbeiter haben wollen, ſo dürfte es ſich damit etwas anders verhalten. Nicht die hallenſer Geſellſchaft, ſondern die deutſche Geſellſchaft in Jena, deren Mitglied Leſſing übrigens auch war — ſiehe weiter unten im Text — trug ſich damals mit einem ſolchen Plan; ein Profeſſor Müller hatte in den Schriften derſelben einen Vorſchlag der Art veröffentlicht, in welchem er alle deutſchen Geſellſchaften aufforderte, ſich zur Förderung eines ſolchen Unternehmens zu vereinigen. Man findet das Nähere darüber an der angeführten Stelle in Fr. Nicolai's Schrift; auffallend iſt es mir geweſen, daß dieſer um dieſe Zeit nur noch acht Geſellſchaften zu nennen weiß, die dabei mitwirken könnten, nämlich außer den beiden genannten die deutſchen Geſellſchaften in Göttingen, Helmſtädt, Königsberg, Frankfurt a. O., Bremen, und Gottſched's Geſellſchaft der freien Künſte. Man ſieht aus dieſem Umſtande, wie die Gottſched'ſche Periode, in welcher dergleichen Geſellſchaften überall entſtanden, im Grunde ſchon überwunden war, auch bemerkt Fr. Nicolai ſelbſt, daß die etwaigen Verdienſte dieſer Geſellſchaften um die deutſche Sprache im Vergleich zu denjenigen, welche die ehemalige deutſche Geſellſchaft in Leipzig ſich erworben, gar nicht in Betracht kämen.

***) Ich habe ein Stück von demſelben in der Correſpondenz Fr. Nicolai's, deren Durchſicht mir der Enkel deſſelben, Hr. Dr. Parthey in Berlin, mit großer Bereitwilligkeit geſtattet hatte, wieder entdeckt (ſ. Nachträge zu Bd. XII. und das erſte Facſimile); übrigens hatte Göckingk, welcher Nicolai's Nachlaß früher durchmuſtert, dies merkwürdige Autographon mit „gebraucht“ bezeichnet, und es iſt daſſelbe daher vielleicht ſchon irgendwo abgedruckt, nach der Vermuthung des Hrn. Dr. Parthey, die ſich auf eine Angabe des Hrn. Ritter, früheren Geſchäftsführers der Nicolai'ſchen Buchhandlung gründet, etwa in der Zeitung für die elegante Welt 1818—26.

zum Anbisse mit aller Höflichkeit nur hundert Donatschnitzer zuschicken. Ich werde sehen, wie er es aufnehmen wird, und danach will ich mich richten." Diese Antwort, bei welcher Lessing (Lachm. III. 444) so gar nicht an Geldgewinn gedacht hatte — wie er denn auch die Kritik nicht übersandte — daß es ihn vielmehr ein wenig verdroß, daß Nicolai ihn für so eigennützig ansehen können, verstand dieser als ein Eingehen auf seinen Antrag, und wandte sich nun (Lessing's Schriften 1785. IV. 255) an Lange, mit der Angabe, es wolle ein gewisser, den er nicht nennen dürfe, gegen ihn schreiben, was er zu hintertreiben wünsche. Lange erwiderte, er werde allen gegründeten Erinnerungen gern Raum geben, und der Unbekannte möge seine Desiderata nur schriftlich einsenden. Hierauf war die Antwort Nicolai's: Der Gegner habe einmal seine Schrift zum Druck bestimmt, und er würde sich nicht dazu verstehen, ihm die Handschrift zu senden, wenn er ihm nicht so viel dafür geben wollte, als ein Verleger thun würde. Dies hatte Lange zurückgewiesen, nun aber machte er in seinem Schreiben an den Hamburger Correspondenten von dem Umstande, ohne in der Leidenschaft das wahre Sachverhältniß zu ahnen, in dem Sinn Gebrauch, daß er die Anschuldigung gegen Lessing aussprach, dieser selbst habe durch die dritte Hand den Antrag an ihn gestellt, die gegen ihn gerichtete Schrift mit Geld abzukaufen.

Dieses Letztere mußte Lessing nicht nur im höchsten Grade erbittern, sondern auch zum entschiedensten Handeln auffordern. Schon zweimal war sein Ruf in ähnlicher Weise, wenn auch noch nicht im Drucke, angegriffen worden; bei Gelegenheit der Voltaire'schen Geschichte, und in Bezug auf Jöcher's Gelehrtenlexikon, und von seiner Kritik des Jöcher, und daß er für dieselbe keinen Verleger finden können u. s. w. spricht Lange hier selbst. Es war also die höchste Zeit, daß er die Rolle eines litterarischen Freibeuters, welche die in gelehrten Zänkereien lebende und durchweg gemein denkende Zeit einem jungen thätigen Litteraten beizumessen nur allzu bereit war, mit der größten Energie von sich wies. So entstand, nachdem er vorläufig in der Vossischen Zeitung (III. 404) gegen Lange's Schreiben protestirt, das Vademecum für Samuel Gotthold Lange, in welchem er sowohl die gelehrte Nichtigkeit seines Gegners auf das Ueberzeugendste darthut, als auch ihn wegen jener Anschuldigung als Verleumder brandmarkt. Ein gedrucktes Schreiben Lange's vom 28. Februar 1754 an Nicolai, der unterdessen nach Frankfurt versetzt war, in welchem er noch einmal gegen den kritischen Stachel zu löcken versucht, und die Ergehung des Antrags durch Nicolai an ihn beurkundet, so wie eine ebenfalls gedruckte Antwort Nicolai's, welche über Langens gelehrte Schwäche den Mantel der christlichen Liebe zu decken sucht, demselben einige kleine Unterschiebungen, die ihm in der Hitze des Streites begegnet waren, nachweist, und in Betreff des vielbesprochenen Antrags den Aufschluß giebt, daß er weder von Lange, noch von Lessing, sondern von ihm, dem Nicolai, allein ausgegangen, machen dem leidigen Handel ein Ende *).

*) Der Streit ward auch anderwärts geführt — Bemerkungen über Lange's Vertheidigung einiger in seiner Uebersetzung des Horaz getadelten Stellen — Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens Bd. 2. 1753. 8. S. 397. (bestätigt fast durchgehends Lessing's Tadel). Dagegen dann Lange selbst Bd. 3. S. 64 — sehr lahm und fade. — Lessing selbst sucht, wie er dies seinem Rufe schuldig war, das Vademecum

Dieser Vorfall ist in der deutschen Litteraturgeschichte von epochemachender Wichtigkeit, denn durch sie wurde Lessing's Name zuerst allgemein bekannt und sogleich geachtet und gefürchtet. Zuerst zwar ließ man sich von dem berühmten Namen Lange's blenden, und die Jenaische gelehrte Zeitung 1754, 9. Stück den 30. Januar, schenkt Lange's Schreiben an den Correspondenten vollen Glauben und hilft die gehässige Anschuldigung desselben weiter verbreiten*). Dagegen hatte ein bedeutender Gelehrter, J. D. Michaelis, schon in einer Recension der Lessing'schen Schriften in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1753 den 31. December gesagt: „Wir haben bei dem ersten Blick in das Buch zwar andere, aber eben so offenbare Fehler bemerket, als Herr Lessing, und die desto weniger Entschuldigung litten, weil nach der Vorrede das vornehmste Verdienst dieser Uebersetzung in der Treue bestehen soll, die so weit gehet, daß Herr Lange sich die Freiheit untersaget, in seiner Uebersetzung den geringsten Strich des Urbildes zu ändern," was, so wie der übrige vortheilhafte Inhalt jener Recension, Lessing zu einem eigenen Dankschreiben an Michaelis veranlaßt (XII. 25), in welchem er sich zugleich über die Jenenser beklagt, und dem er ein Exemplar des Vademecum beilegt, über welches denn Michaelis den 2. März 1754 wieder sehr verständig urtheilt: „Diese nachdrückliche aber nicht ungesittete Satyre, die voller Gelehrsamkeit und nicht ohne Kunst ist, wird bleiben, wenn man von der vorigen Schrift" — es war vorher von Lange's Schreiben an den Correspondenten die Rede gewesen — „Nichts mehr weiß — daß Herr Lessing Langen auf seines seligen Vaters Grammatik verweist, und viele andere Stellen, sind zwar sehr empfindlich, allein sie behalten doch immer einen gewissen lachenden Anstand." Endlich zeigt Michaelis den 3. Juni 1754 Lange's Schreiben an Nicolai und Nicolai's Erklärung an, woraus hervorgeht, daß keine von beiden streitenden Parteien den unwürdigen Antrag gethan. Da konnte Lessing wohl antworten (XII. 27): „Sie haben fortgefahren, mich Ihnen unendlich zu verbinden." Michaelis, welcher in England eine freiere Bildung erworben hatte, dürfte überhaupt derjenige gewesen sein, welcher Lessing damals am Besten verstanden. Bei Gelegenheit der Uebersetzung von

---

durch Selbstanzeige in der Vossischen Zeitung (IV. 461) bekannter zu machen, doch führt er mit richtigem Takte keine Proben an, „weil es doch beinahe zu viel wäre, wenn der Herr Pastor seine Beschämung an mehr als einem Orte lesen sollte." Den meisten Spaß machte der Streit den Gottschedianern; es erschien von ihrer Seite das Epigramm:

Zwei lose Huren schimpften sich,
Sie hielten sich recht ritterlich;
Mein Satyr stand und rief von weiten:
Das klingt, als wenn sich Lang' und Du, mein Lessing, streiten.
(Almanach der Belletristen S. 115, 1782.)

Sie freuten sich, daß das Reich ihrer Feinde uneins wurde.

*) Hier heißt es zugleich in Bezug auf eine Bemerkung Lessing's in der Rettung des Simon Lemnius (III. 294), daß Luther unter der Herrschaft seiner Frau gestanden: So viel Hrn. Lessing belangt, so müssen wir auch melden, daß er nächstens auch diejenigen Gründe vernehmen wird, welche zeigen, daß seine dem Hrn. Prof. Walch gemachten Einwürfe, die Katharina v. Bora betreffend, ebenfalls von keiner Erheblichkeit sind." Dies geschah im zweiten Theil von Walch's Geschichte der Katharina v. Bora — Göttinger gel. Anzeigen 1754 den 3. October; das dort Gesagte that Lessingen völliges Genüge (XII. 28).

Thomson's Agamemnon sagt Michaelis in einer Anzeige von Lessing's theatralischer Bibliothek den 7. Dec. 1754: „Da Lessing selbst eine solche beabsichtigt, hat er freilich die Fehler desto leichter bemerken können, allein eben dieses würde auch, wenn Herr Lessing ja tadelsüchtig wäre, ihn hier noch mehr dazu gemacht haben. Wir finden ihn gar nicht so." Lessing blieb mit Michaelis, wie weiter unten zu bemerken sein wird, noch einige Zeit in Briefwechsel. So hatte ihn also gerade der Lange'sche Streit, der seinem Rufe so große Gefahr drohte, der Aufgabe seiner gegenwärtigen Lebensperiode, eine gelehrte Geltung zu erlangen, merklich näher gerückt; in dem oben angeführten zweiten Briefe an Michaelis erwähnt er auch, daß er in Wittenberg Magister geworden; er war nach der matricula promotionum der philosophischen Facultät, deren Einsicht mir auf dem Universitätssecretariat zu Halle gefälligst verstattet worden, a. d. III. Cal. Maias 1752, als Camensis Lusatus, Medicinae studiosus promovirt worden. Als die Göttinger gel. Anzeigen in Anerkennung Lessing's vorangegangen waren, bekehrten sich auch die Jenenser gelehrten Zeitungen. Am 23. März (Nr. 23) ist ihnen das Vademecum, das in ihren Buchläden noch fehlte, unmittelbar von Berlin zugekommen, vermuthlich mit einem geharnischten Brief von Lessing, denn sie entschuldigen sich sehr. Wie sehr sie Lessing hochschätzen, hatten sie früher an den Tag gelegt. Sie schätzen aber auch Lange hoch, und es hatte ihnen daher leid gethan, ihn so angegriffen zu sehen, doch hatten sie freilich nicht Zeit gehabt, die Verantwortung Lange's so zu prüfen, wie es Lessing in dieser neuen Schrift zu thun genöthigt gewesen. Da übrigens beide Mitglieder der Jenaer deutschen Gesellschaft seien, möchten sie wünschen, daß sie sich untereinander versöhnten, oder wenigstens die gehässigen Anschuldigungen unter ihnen wegfielen. Uebrigens habe Lessing allerdings Langen noch mehr der Verbesserung bedürftige Stellen nachgewiesen. „Die Nachricht, daß Herr Lessing seine Anmerkungen dem Herrn Pastor Lange zum Verkauf angeboten haben soll, hat er hinlänglich entkräftet, und es scheint fast, daß der uns unbekannte Freund von beiden, so gut seine Absicht ohne Zweifel gewesen ist, nicht die besten Mittel gewählt habe, seinen Freunden nützlich zu sein." Von der Zeit an ist die Jenaer Zeitung eine entschiedene Verehrerin Lessing's. Den 24. August desselben Jahres heißt Lessing, bei Anzeige des dritten Bandes seiner Schriften, schon: „dieser berühmte Schriftsteller;„ und am 30. October werden in Lessing's theatralische Bibliothek große Hoffnungen gesetzt. Dagegen war die Geschichte für Lange's Ruf, wie man leicht vermuthen wird, ein Todesstoß. Schon früher hatte das gute Vernehmen zwischen ihm und den Schweizern gelitten. Bereits 1746 schreibt Sulzer über Lange an Gleim: „Der Magister Meier, sein jetziges oraculum, ist ein allzu lockerer Kritikus, er läßt ihm die schlechtesten Sachen passiren. Herr Bodmer hat mir geschrieben, er fürchte, Herr Lange wende nicht Fleiß genug an den Horaz;" und 1749 theilt derselbe Sulzer Bodmern mit, Lange habe an Gleim einen Brief geschrieben, den dieser mit vollem Rechte das Glaubensbekenntniß eines elenden Scribenten nenne. Wie dann die Uebersetzung des Horaz erscheint, schreibt Wieland an Bodmer, seine Metra seien so unangenehm und widrig, daß er besser gethan hätte, die horazischen zu wählen, auch habe Lange hier die Schweizer durch die Bemerkung beleidigt: daß das lateinische Sylbenmaß sich nicht zu deutschen Gedichten schicke, wie jetzt die wenigsten Deutschen die lateinisch gedruckten deutschen Poesien

leſen könnten. Auf dieſe Weiſe iſt ganz erklärlich, daß Sulzer 1754 ganz kaltblütig die Notiz geben kann: „Ein hieſiger junger Dichter, Leſſing*), hat den armen Lange wegen ſeiner ungeſchickten Ueberſetzung des Horaz und der noch ungeſchickteru Vertheidigung derſelben, elend herumgeholt."

Daß übrigens Leſſing in Lange's Ueberſetzung des Horaz nicht blos die ſchlechte Uebertragung eines alten Dichters, ſondern auch den Gipfel des Treibens der halliſchen Dichterſchule gezüchtigt, ſich alſo gerade in dieſer Zeit und bei dieſer Gelegenheit von derſelben loszuſagen, und die ernſtere Richtung, der zufolge er die ſchönwiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen mehr bei Seite gelegt hatte, auch auf dem eigenen Gebiete derſelben geltend zu machen beabſichtigt habe, geht aus mehrfältigen Andeutungen hervor. Gleich in der erſten Kritik des Lange bemerkt er (III. 355), daß es etwas Unbegreifliches ſei, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verſtehen, und giebt damit deutlich genug zu verſtehen, daß es auch mit den eigenen horaziſchen Oden Lange's im Grunde nicht ſo beſtellt ſei, wie man allgemein glaubte. Ferner finden ſich gerade gegen Meier, der, wie aus dem Obigen hervorgeht, Lange's kritiſches Orakel war, mehrfache Seitenblicke; ich habe deren ſchon aus der Kritik des Meſſias angeführt, ja dieſe ganze Kritik kann als eine Verurtheilung der halliſchen Schule gelten, denn wenn das, was Klopſtocken hier nachgewieſen wird, im Allgemeinen als ein hochtrabendes, hohles, dem Gedanken nach incorrectes Phraſenweſen bezeichnet werden kann, ſo iſt gerade dieſes von den Hallenſern auf Klopſtock, der es freilich noch weiter trieb, übergegangen, ſo wie auch das Gefallen daran allein erklärt, wie Lange und Meier mit der ungründlichen Uebertragung des Horaz zufrieden ſein konnten. In Bezug auf Meier ſelbſt ſagt Leſſing bei Gelegenheit der Anrufung der unſterblichen Seele, die man damit könnte vertheidigen wollen, daß ſie ſich ſchon bei Dante finde: „Hat nicht einer der größten franzöſiſchen Kunſtrichter, Rapin, ihn deswegen getadelt? Wollen ſie aber ſagen: ja hier iſt mehr denn Rapin, hier iſt Meier! ſo zucke ich die Achſeln und gehe weiter." Endlich ſind auch die „Briefe" dieſe ganze erſte Sammlung wiſſenſchaftlicher Aufſätze aus Leſſing's Feder, welche die Kritiken des Klopſtock, Lange, Jöcher, die Rettung des Lemnius u. ſ. w. neben einander enthalten, ſchon als ſolche der halliſchen Schule entgegengeſetzt. Man kann über die Natur dieſer Briefe in Zweifel ſein: zunächſt erſcheinen ſie als ganz fingirte, ſo gut, wie etwa ſpäter die Litteraturbriefe, dagegen treffen die untergeſetzten Abſendungstage, wie z. B. oben bei dem Zwölften, der von den Pantomimen handelt, mit andern Notizen überein, aus denen hervorgeht, daß Leſſing ſich je zu dieſer Zeit gerade mit eben dieſen Gegenſtänden beſchäftigt hat, und ſo ſcheinen ſie wirklich an gelehrte Freunde gerichtet geweſen zu ſein, weshalb denn auch Hölſcher in ſeinem Programm über Leſſing als Dramatiker gern herausbringen möchte, wer der Herr D. ſei, an den Brief 22 u. 23 gerichtet ſein ſoll. Die Wahrheit liegt hier in der Mitte: Leſſing hat wirklich in ſeinen Briefen an Freunde, damals, wie wir es auch ſpäter finden, gelehrte Fragen behandelt, dann aber ſpäter die betreffenden Stellen für den Druck ausgezogen oder weiter ausgeführt, wie er dies ſelbſt im Vademecum, wo er durchaus nichts fingiren durfte (III. 406), von dem Briefe über Lange's Horaz erzählt, dann wurden einige andre Arbeiten, welche er gerade liegen hatte, die wenig bekannt gewordenen Aufſätze im Neueſten, die Fragmente des Henzi,

die lateinische Uebersetzung aus dem Messias äußerlich mit einer Briefform umhüllt, um sie hier anbringen und eine Sammlung von reichhaltigerm Inhalt aufstellen zu können. Dergleichen Sammlungen von Abhandlungen in Briefform gab es damals mehrere, namentlich müssen Lessingen die kritischen Briefe (Zürich 1746) und die neuen kritischen Briefe 1749 bekannt gewesen sein, wie sich später zeigen wird, auch die Zeitschrift: Briefwechsel der Gelehrten, Hamburg 1751, von Richey und Andern, wird ihm durch die Hände gegangen sein — im gegenwärtigem Augenblick kam es ihm darauf an, den abgeschmackten liebelnden Briefen des hallischen Kreises, welche Gleim unter dem Titel „freundschaftliche Briefe" herausgegeben hatte, eine inhaltsvolle Briefsammlung entgegenzustellen. Er sagt von seinen Briefen in der Vorrede zum ersten und zweiten Theil der Schriften (III. 271): „Es sind nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Complimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir sogar, daß in den meisten Etwas enthalten ist, was die Mühe sie zu lesen belohnt", und in der Selbstanzeige in der Vossischen Zeitung (III. 401) nennt er sie geradezu „freundschaftliche Briefe eines Pedanten." Dazu ziehe man in Betracht, daß Lessing schon im Neuesten wenigstens eine Verspottung der Anakreontischen Gedichte, welche von Kästner herrührt, abgedruckt und dadurch gut geheißen hatte. Gleim mag diese Beziehungen auch recht gut herausgefühlt haben: wie er später Lessing kennen lernte, gefiel ihm dieser, wie er an Bodmer schreibt, besser, als er nach einigen Stellen seiner Schriften erwartet hätte. Wenn übrigens Lessing später mit Gleim und auch mit Kleist, der doch auch der hallischen Schule angehört, auf einem ganz guten Fuße steht, so mag hier nur vorläufig so viel bemerkt werden, daß dies nur in sofern und auf so lange der Fall ist, als diese Männer, namentlich in Folge des bald darauf eintretenden Krieges, der die Gemüther stählte, eine ernstere und männlichere Richtung eingeschlagen hatten.

Trotz aller dieser Beziehungen, von denen man freilich keine Ahnung hatte, hat es Schwachmüthige gegeben, welche Lessing wegen des Tones, der im Vademecum herrscht, einer Rechtfertigung oder gar einer Entschuldigung bedürftig geglaubt haben. Wenn K. Lessing oft hat hören müssen, sein Bruder habe nur die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, dem Pastor Lange für jeden grammatischen Fehler zehn Injurien und Grobheiten zu sagen, und darüber recht sein boshaftes Herz gegen einen würdigen Geistlichen verrathen, so dürfte es auch jetzt noch manche geben, die im Herzensgrunde glauben, der junge Mann habe hier doch wohl eine recht erwünschte Veranlassung gefunden, dem gehaltenen Tone litterarischer Polemik und der Achtung gegen berühmte und hochgestellte Leute recht burschikoser Weise ein Schnippchen zu schlagen. Ich brauche nur auf die ganze bisherige Darstellung zu verweisen, um zu zeigen, daß der Lessing von 1754 mit den jungen Leuten, welche sich in den Ton des Vademecum und einiger ähnlichen Schriften Lessing's verliebt haben, und daher, wie es davon Beispiele giebt, etwa bei der Rückkehr in die liebe Vaterstadt nichts Eiligeres zu thun haben, als ohne alle Veranlassung irgend einem armen Kapaun, der hier ruhig sein Futter sucht, umbarmherzig die Federn auszurausen, Nichts gemein hat. Es ist zwar gar nicht in Abrede zu stellen — Lessing vollführt die Procedur an dem Herrn Pastor mit unverkennbarer Lust und Liebe zum Dinge; dies aber doch nur weil sie nun einmal vollführt werden muß und dabei freilich sein Talent freien Spielraum findet; im Grunde

liegt ein tiefer Ernſt dahinter; kein friſcher und voller Menſch wird es anders als ganz in der Ordnung finden, daß wer ſo angegriffen iſt, wie Leſſing, das Flebit et insignis tota cantabitur urbe an dem Gegner nur lieber gleich in Erfüllung gehen läßt, und die Brandmarkung ſolcher wiſſenſchaftlicher Unfähigkeit, wie ſie hier mit großen Anſprüchen auftrat, iſt nun vollends im Intereſſe der Nationalehre, ja der öffentlichen Sittlichkeit, eine Pflicht. Nur daß man das Büchelchen für mehr als ein Werk der Nothwehr, für mehr als eine litterariſche Strafvollziehung nun auch nicht halten darf; es würde in den Fehler jener litterariſchen Freiſchärler verfallen heißen, wenn man der Geſinnung in der Aeußerung Leſſing's: Er wünſche, daß mit der Lange'ſchen Ueberſetzung des Horaz auch ſeine Kritik vergeſſen ſein werde; er ſehe ſie gar nicht als etwas an, daß ihm beſondere Ehre mache, nicht aus vollem Herzen beiſtimmen wollte. Das Vademecum iſt vielleicht das größte Meiſterſtück negativer Kritik, welches Leſſing geliefert hat, aber iſt denn die negative Kritik ſelbſt Leſſing's größte Meiſterſchaft?

Es ſind in dieſem Buche auch ſonſt Leſſing's erſte Verſuche in der Kritik beſprochen worden, und es wird alſo hier der Ort ſein, nachdem dieſelben ihrem Inhalte nach vorgeführt ſind, über den allgemeinen Charakter ſowohl dieſer Aufſätze insbeſondere, inſofern ſie kritiſche ſind, als auch der Leſſing'ſchen Kritik überhaupt, einige Geſichtspunete aufzuſtellen. Hierzu fordert ſchon der Umſtand auf, daß erſt hier von kritiſchen Werken Leſſing's hat die Rede ſein können. Leſſing wird überall als der Kritiker par excellence gefeiert, ja man hat, wie Guhrauer in ſeiner Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechts bemerkt, ſein Weſen und ſeine Bedeutung ſelbſt durch dieſen Begriff zu erſchöpfen geglaubt; welche geiſtreiche beredte, glänzende Charakteriſtiken Leſſing's von Friedrich Schlegel bis zu Gervinus herunter wir erhalten haben, es kommt immer auf daſſelbe heraus, und wenn wir Leſſing's geiſtige Beweglichkeit berückſichtigen, und wie er beſtändig faſt nur im Kampfe lebt, ſo können wir dieſe Anſicht unmöglich für unrichtig erklären, dagegen aber iſt oben darauf hingedeutet worden, daß eben dieſe kritiſche Thätigkeit, die alſo doch die Grundform ſeines Geiſtes zu enthalten ſcheint, gar nicht ſogleich bei ihm erwacht ſei, daß vielmehr derſelben eine reine Periode der Production vorangehe — was denn doch jedenfalls auf einen ganz eigenthümlichen Charakter ſeiner Kritik, auf eine verborgenene Verwandtſchaft derſelben mit der Production hindeutet.

Die Auflöſung dieſer Schwierigkeit iſt einfach. Es giebt verſchiedene Arten der Kritik. Die erſte, welche ich die dogmatiſche nennen möchte, kann gar nicht für einen eigenen und alſo auch nicht das Weſen eines Schriftſtellers erſchöpfenden Standpunct gelten, ſondern iſt nur ein beiläufiges Werk, das von den verſchiedenſten Standpuncten aus möglich iſt. Sie beſteht lediglich darin, daß man die geiſtigen Erzeugniſſe Anderer an den Anſichten und Anforderungen mißt, die man nun einmal bei ſich feſtgeſtellt hat; ſie begreift das gewöhnliche Recenſirweſen; A iſt überzeugt, b ſei c, und ſpricht das in einem Buche aus, D aber, welcher b für e hält, widerſpricht ihm in einer Litteraturzeitung und ſchreibt dann ſelbſt ein Buch, das ſeine Meinung des Weitern erörtert, worauf A in in einer andern Litteraturzeitung ſelbiges auch ſeinerſeits recenſirt und unmaßgeblich geltend macht, b ſei doch c — ein abſolut langweiliges Schauſpiel. Daß iſt gewiß nicht Leſſing's Geſchäft geweſen, denn für einen Dogmatiſten

wird ihn Niemand erklären können. Die zweite Art der Kritik ist die streng negative. Sie hat, wenn sie nicht eine bloße Unterart der vorigen ist, kein andres Interesse, als das der formellen Richtigkeit des Denkens, deren Gefühl sie, weil man sich derselben wie der Gesundheit, als eines Gutes und überhaupt als eines realen Gegenstandes nicht anders bewußt wird, als wenn man ihren Mangel empfindet, durch unaufhörliche Nachweisung solches Mangels bei Andern in sich wach zu erhalten sucht. Diese Kritik kann allerdings zum Standpunkt werden, wo denn aber nicht sowohl ein Nihilismus der wissenschaftlichen Ergebnisse, als vielmehr eine vollkommene Unbekümmertheit um solche der Ausgang sein wird. Auch diese wird man Lessingen nicht beilegen wollen; Lessing's eigenthümliche Kritik bildet eine dritte Art — Fr. Schlegel hat sie schon genannt, aber freilich nicht sie näher zu erläutern gewußt: die productive.

Es geht allgemein die Rede: — ihr Ursprung scheint nicht mehr ermittelt werden zu können: Lessing habe seine poetischen Werke, namentlich seine Dramen, im Grunde nur als Beispiele für seine Theorien angefertigt. Dies kann im wörtlichen Sinne nicht wohl zugegeben werden, denn theils hat er, wie so eben wieder in Erinnerung gebracht war, poetische Werke verfaßt, ehe er Theorien aufstellte, theils wird man doch der Miß Sara Sampson, der Minna von Barnhelm, der Emilia Galotti eine so mechanische Entstehung nicht beilegen wollen. Gleichwohl wird auch an dieser Ansicht etwas Wahres sein, denn seine Dramen stellen allerdings immer einen ganz neuen Standpunct dar, und zugleich spricht er diesen in seinen kritischen Werken im Gegensatz zu den früheren Standpunkten aus. Wie wird sich's nun verhalten? Ganz einfach so: seine kritischen Werke sind nichts andres, als der Entstehungsproceß eben derselben neuen ästhetischen Standpuncte, welche sich dann in den Werken selbst auf ganz unmittelbare und daher vollkommen kunstgemäße Weise aussprechen.

Ich müßte der spätern Darstellung des Einzelnen vorgreifen, wenn ich dies hier ausführlich mit Beispielen belegen wollte, darum mag nur auf das einleuchtendste von allen hingewiesen werden: entsteht nicht in dem aufmerksamen Leser der Dramaturgie, wenn er die Bekämpfung der französischen Tragödie, die Herbeiziehung des Shakspeare und dabei doch die Anerkennung des Aristoteles in sich selbst zu realisiren weiß, ganz von selbst das Schema einer neuen Art von Tragödie, und wird er nicht die Erfüllung der innern Weissagung, welche darin liegt, in der Emilia Galotti finden?

Durch eben diesen Begriff der productiven Kritik hat denn auch das seine weitere Ausführung bekommen, was oben von der eigenthümlichen sondernden Thätigkeit Lessing gesagt worden ist. Man gewinnt von diesem Gesichtspunct aus einen großartigen Ueberblick über Lessing's gesammtes Wirken. Ueberall lebt er sich mit unbefangenster Hingabe in die besonderen Sphären ein, und eben dadurch lebt er sie denn auch wieder in ihrer reinsten Eigenthümlichkeit aus sich heraus: die Anschauung der bildenden Kunst, der Poesie, der Religion, der Philosophie werden von ihm nicht sowohl gesondert, als sie sich selbst sondern, und das ästhetische Gebiet oder vielmehr nur das poetische oder besondere Theile desselben, die des Lustspiels und des Trauerspiels, haben nur dies voraus, daß während der Boden der Religion und bildenden Kunst etwa nur theoretisch umgränzt wird, der ihrige, vermöge besonderer Begabung Lessing's in urfrischer Productionskraft, nicht blos selbst aus den Wassern

hervortritt, ſondern auch noch aus ſeinem Schooße von ſeinem Saft getränkte Erzeugniſſe hervortreibt.

Und, um jetzt zu dem Punete, von welchem dieſe Unterſuchung ausging, zurückzukehren, dieſer produetiven Kritik gehören das Vademecum und die übrigen kritiſchen Verſuche, welche in dieſem Buche behandelt worden ſind, noch nicht eigentlich an, ebenſo wie die poetiſchen Produetionen, welche im vorigen beſprochen wurden, noch nicht auf ſolchem ſelbſtgeſchaffenen Boden ſtehen, ſondern nur die alten Formen in Ahnung eines neuen Geiſtes zu modifieiren und auszudehnen ſuchen. Es regt ſich zwar etwas Poſitives bereits in den Rettungen, welche als die Hauptgattung von Litteraturerzeugniſſen Leſſing's in dieſer Periode betrachtet werden müſſen, allein auch hier iſt's doch noch mehr ein gelehrtes, als ein freies geiſtiges Intereſſe, was ſich Bahn bricht; im Ganzen neigen die kritiſchen Werke dieſer Zeit wirklich zur negativen Kritik hin, obgleich nicht in dem Sinne, daß es dabei bleiben ſollte: Leſſing verſucht ſich hier gleichſam erſt in der Führung der Waffen des Witzes, des Scharfſinn's, der ſchlagenden Dialektik, mit denen er dann ſpäter im Dienſte der produetiven Kritik ſelbſt ſiegreiche Geiſtesſchlachten beſtehen ſollte. Erſt im folgenden Buche wird uns ein erſtes und für die Geſchichte der deutſchen Litteratur höchſt bedeutendes Beiſpiel der produetiven Kritik und ſo auch der poetiſchen Production Leſſing's vor Augen treten.

Viertes Buch.

Berlin und Leipzig.

1753—1758.

Ausbildung eines eigenen Standpunctes mit Hülfe der engliſchen Litteratur.

Erſtes Kapitel.

Wenn Leſſing's zeitweiliger Ueberſiedelung nach Wittenberg die Abſicht zu Grunde gelegen hatte, in ſeinem Berliner Aufenthalt einen Abſchnitt zu machen, und während er hier bis dahin nur für einen hoffnungsvollen Jüngling hatte gelten können, als ein auf ſich ſelbſt gegründeter Mann dahin zurückzukehren, ſo dürfen wir nicht zweifeln, daß ihm dies vollkommen gelungen ſei. Bald nach ſeiner Rückkehr, die in die letzten Monate des Jahres 1752*) fällt, erſchienen der erſte und zweite Theil ſeiner Schriften**), welche er ohne Zweifel ſchon in Wittenberg vorbereitet hatte, und im folgenden Jahre nebſt dem dritten und vierten das Vademecum, das ſeinen Namen gefürchtet machte. Wie ſehr jene ihn wenigſtens in Achtung geſetzt, iſt ſchon gelegentlich angeführt worden; die wiederholten Recenſionen von Michaelis***) in

*) Der Biograph giebt an, Leſſing ſei „Jahr und Tag" in Wittenberg geweſen; Leſſing ſelbſt giebt in dem zweiten Brief an Michaelis (XII. 28) ein halbes Jahr an. Ein ganzes wird es allerdings nicht geweſen ſein. Leſſing hatte um Neujahr 1752 Berlin verlaſſen, denn das Neueſte vom December und die bis zu Ende des Jahres reichenden Beiträge zur Voſſiſchen Zeitung mußten zuvor expedirt ſein, auch ſpricht von den „Briefen" (III. 320) nachdem der 17. B. d. 20. Dec. 1751 datirt worden, der folgende, der dieſelbe Materie fortſetzt, von der Ortsveränderung und der 19. iſt W. 1752 im Februar bezeichnet. Nun war Leſſing nach XIII. 646 am 11. Oct. 1752 noch in Wittenberg, da aber dieſes Datum unter einem Stammbuchvers ſteht, den man wohl kurz vor dem Abgange von einem Orte einſchreibt, mochte er Wittenberg bald nachher verlaſſen haben. Damit ſtimmt überein, daß am 12. Dec. bereits wieder ein unverkennbar von Leſſing herrührender Aufſatz in der Voſſiſchen Zeitung ſteht, ſo wie, daß er (XII, 23) dem Vater ſchreibt, Mylius ſei noch ganze drei Monate nach ſeiner Rückkehr in Berlin geblieben, denn Mylius Abreiſe fällt nach III. 389 auf den letzten Februar 1753.

**) Von Leſſing's Schriften Berlin 1753—55 exiſtiren 2 Ausgaben — eine mit geſtochenen Titel von Meil, die andere mit kleinen zierlichen Holzſchnittvignetten von Birnſtiel, beide Ausgaben enthalten daſſelbe, — nur iſt der Druckſatz auf den Seiten abweichend.

***) Außerdem wird der erſte Band der theatraliſchen Bibliothek, den Leſſing mit dem Briefe vom 16. Octob. 1754 überſendet, am 17. Dec. beſprochen, wo Leſſing denn auch in Folge des Briefes „Herr Mag. Leſſing" heißt; ſpäter begrüßen die Göttinger gelehrten Anzeigen noch 1755 den fünften und ſechſten Theil der Schriften — den Freigeiſt und die Miß Sara — äußerſt anerkennend.

den göttinger gelehrten Anzeigen begründeten seinen Ruf vornehmlich, und seine beiden erhaltenen Briefe an denselben zeugen durch die edle und freie Weise, mit dem sie dem berühmten Gelehrten, der durch seine Kenntniß der englischen Litteratur zum Richter über die aufblühende deutsche wohl berufen war, seinen Dank aussprechen, eben so sehr dafür, daß er die Anerkennung desselben in ihrem Werthe zu schätzen gewußt, wie daß er derselben werth gewesen. Noch mehrere Jahre hat Lessing mit Michaelis in Briefwechsel gestanden, wie durch einen Brief Mendelssohns an Michaelis vom 7. Sept. 1755 (Michaelis Briefwechsel I. 110) und mehrere Stellen aus Briefen von Premontval an denselben belegt wird, die ich noch weiterhin werde anführen müssen, ja beide Männer scheint eine gegenseitige Achtung und Zuneigung durch das ganze Leben begleitet zu haben, denn nicht nur sehen wir Premontval noch am 10. April 1759 ein Exemplar von Michaelis Leichenrede auf seine Frau an Lessing befördern, sondern selbst in den Streitschriften gegen Goeze (X. 164) beruft Lessing sich auf Michaelis in einer Weise, welche die persönliche Pietät durchschimmern läßt, und Michaelis hat dagegen Lessingen die erste Idee zu seiner Bibelübersetzung und zu der Einrichtung der Anmerkungen dazu zu verdanken gehabt*). Von Freunden, welche sich Lessing in Berlin erwarb, ist vor allen Dingen der bereits erwähnte Premontval zu nennen, der wenigstens einige Zeit mit ihm Umgang pflog und ohne Zweifel der Freund ist, der ihm (XII. 25) zu der Gewißheit verhalf, daß jener göttingische Recensent Michaelis sei. Sonst werden noch König, unter welchem ohne Zweifel der Professor im Haag zu verstehen sein wird, Süßmilch, der Musiker Kirnberger, der Dr. Gumpertz und Joh. Wilhelm Meil als Bekannte Lessing's genannt; der letzte begann gleichsam mit Lessing seine Laufbahn, denn die Vignetten zu den Schriften desselben gehören zu seinen ersten Arbeiten und tragen das Gepräge, daß ihr Verfertiger bis dahin vorzüglich für Goldschmiede und Juweliere gearbeitet hatte, allerdings auf auffallende Weise an sich. Vielleicht lernte Lessing diese Männer oder einen Theil derselben in dem bekannten Montagsklub kennen, von dem Nicolai so viel zu erzählen weiß und in den er, wenn nicht gar lange nachher schon von seiner Aufnahme in die Akademie die Rede sein konnte, jetzt wohl Zutritt finden mochte. Daß Lessing sich selbst wohl bewußt war, daß er jetzt eine ganz andere Stellung einnehme als früher, geht aus mehreren Briefstellen hervor. Schon am 29. Mai 1753 will er seinen Bruder Theophilus, der sich auf orientalische Sprachen legte, dem Prof. König im Haag empfehlen, der sein großer Gönner sei, und bei der Statthalterin, deren Bibliothekar er sei, Alles vermöge: es würde daher etwas Leichtes sein, den Bru-

*) Schulz in den Bemerkungen zu Michaelis litterarischem Charakter als Anhang zu dessen Selbstbiographie S. 247 setzt zu dieser Notiz hinzu: „Ich bin bei der Unterredung gegenwärtig gewesen, die die großen Männer mit einander über diesen Gegenstand auf Michaelis Studierstube gehalten haben und erinnere mich noch lebhaft, was Lessing's spöttelnde Bemerkung, daß die Christen so wenig von dem erführen und benutzen könnten, was die Schriftgelehrten auf ihren Studierzimmern erfänden, in ihren Hörsälen vortrügen und in ihren gelehrten meist lateinischen Schriften bekannt machten, für einen starken Eindruck auf Michaelis gemacht, und wie er von der Zeit an sich mit dem Plane zu einer Uebersetzung der Bibel beschäftigt hat.

der auf eine vortheilhafte Weiſe dahin zu bringen. Man erkennt hierin vielleicht einen leichten Anflug der verzeihlichen Oſtentation, die einen jungen Mann beſchleichen mag, der in dem Falle iſt, ſeinen Verwandten gegenüber einen Accent darauf legen zu müſſen, es ſei doch etwas aus ihm geworden; indeſſen hatte ſich die Anſicht des Vaters über Leſſing's Lebensweg, nachdem dieſer freilich wieder gegen ſeinen Willen nach Berlin gegangen war, und ſich die Bekanntſchaft mit Mylius noch einmal hatte vorrücken laſſen müſſen, endlich doch geändert. K. Leſſing weiß eine Geſchichte zu erzählen, wie der Vater durch das Lob des Sohnes, das er bei einem Beſuche in Dresden gehört und daß die Schriften deſſelben ſogar auf den Toiletten vornehmer Damen zu finden ſeien, umgeſtimmt worden ſei; doch mochte in Anerkennung, die demſelben aus der Feder eines Theologen wie Michaelis, zu Theil geworden, auf den gelehrten Geiſtlichen mehr Einfluß geübt haben. Als ein unverwerfliches Zeichen der Achtung, welches man Leſſingen in ſeiner Familie zu ſchenken begann, kann es gelten, wenn ihm einer ſeiner Brüder, Gottlob, der vermuthlich ein Berliner Gymnaſium beſuchen ſollte, anvertraut wurde, wobei denn freilich doch nicht viel herausgekommen ſein ſoll, denn Leſſing's Zucht mag der des Pädagogiums in Halle, wohin dieſer Bruder von da aus geſchickt wurde, freilich keineswegs nicht gleich gekommen ſein. Leſſing legte ſogar auf die Magiſterwürde, die er kürzlich erworben hatte, als auf ein Zeichen erlangter gelehrter Volljährigkeit einen gewiſſen Werth; wenn der Biograph erzählt, Leſſing habe es nie gern gehabt, wenn man ihn Magiſter genannt, und ſelbſt ſeinen Vater gebeten, die Aufſchrift ſeiner Briefe an ihn nicht mit dieſem Titel zu verbrämen, ſo mag das von einer ſpäteren Zeit gelten, in der doch Leſſing, wie der Bruder ſelbſt anführt, Klotzen gegenüber den Werth dieſes Ranges wohl geltend zu machen wußte, in der Zeit aber, von der wir hier reden, unterſchrieb er ſich ſelbſt nicht nur, wie die Briefe an den Prof. Nicolai, an Schlegel und Michaelis zeigen, wo er an Gelehrte ſchrieb, als M. Leſſing, ſondern er ſagt auch zu dem letztern, nachdem er erwähnt, daß er in Wittenberg Magiſter geworden, ausdrücklich: „Ich bin alſo etwas mehr als ein bloßer Student, wie mich der Herr Paſtor Lange nennt, und etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Herr Prof. Walch gehalten hat“*).

Aus dieſem Bewußtſein, ſich zu einer unabhängigen Stellung emporgeſchwungen zu haben und dem wohlberechtigten Bedürfniß, dies auch von der Welt anerkannt zu ſehen, wird es auch zu erklären ſein, daß Leſſing gegen einen alten Freund, dem er überdies die Einführung in die Berliner Kreiſe und in die ganze litterariſche Laufbahn verdankte, in einer Weiſe auftrat, über welche nicht wenigſtens ſtutzig zu werden, durchaus eine blinde Verehrung ſeines Namens verrathen würde.

Ich meine die Vorrede zu Mylius Schriften 1754. Es iſt ſeiner Zeit

---

*) „Sein in Leipzig verkaufter Magiſtertitel hat uns ſehr beluſtigt,“ ſagt Eckhof in einem Brief an Weiße vom 31. Juli 1756 (Weiße's Selbſtbiographie S. 140), da er von Leſſing ſpricht, den er hier ſelbſt immer M. Leſſing nennt. Es ſcheint daß man nach der Faſſung dieſer Worte bei ihnen nicht einmal an einen in heiterer Geſellſchaft vorgefallenen Scherz, ſondern geradezu an eine Erzählung, wenn nicht gar an ein Luſtſpiel, das Leſſing Eckhofen mitgetheilt hätte, zu denken haben dürfte.

erwähnt worden, wie dieser ursprünglich durch die Verbindung mit einigen Mathematikern und Naturkundigen, namentlich mit Euler und Kies*) veranlaßt nach Berlin gegangen war. Die Anregung, welche er hier für seine naturwissenschaftlichen Studien fand, mag Veranlassung gewesen sein, daß er sich ihnen von dieser Zeit an ernstlich widmete. Er gab eine Zeitschrift: „Physikalische Belustigungen" heraus, die sich von dem früheren „Naturforscher" dadurch unterscheidet, daß sie nur naturwissenschaftliche Beiträge enthält**); seine Aufsätze in derselben enthalten zwar keine epochemachenden Entdeckungen, zeugen aber von Forschungsgeist und sind in einem wissenschaftlich-populären Tone geschrieben, welcher damals in Deutschland etwas Neues sein mußte, und englischen und französischen Zeitschriften abgelernt war; wie denn auch Uebersetzungen aus solchen in der Zeitschrift eine große Rolle spielen. Dieses Unternehmen diente ihm zur Grundlage, mancherlei briefliche Verbindungen anzuknüpfen, wie denn auch Briefe von Linné, Watson, Lyonet in den Belustigungen abgedruckt sind, und diese Verbindungen mochten ihn auf den Einfall gebracht haben, sich durch naturwissenschaftliche Forschungen in fernen Ländern einen Namen zu machen; er ging mit dem Plane um, in die Dienste der holländischen ostindischen Compagnie zu treten, wovon ihn jedoch Käſtner zurückbrachte***). Da brachte ihn Sulzer, der ja ursprünglich auch Mathematiker und Physiker war, bei Haller dazu in Vorschlag im Auftrage einer Anzahl von Liebhabern der Naturwissenschaften eine überseeische Reise zu unternehmen†); eine Menge hoher Personen, unter andern der König von Dänemark, hatten zu den Kosten beigesteuert. Aber die Sache nahm einen sehr unglücklichen Ausgang: Mylius starb am 6. März 1754 zu London. Nun sammelte Leſſing seine zerstreuten Aufsätze, und behandelte ihn nicht nur in der Vorrede als schöngeistigen Schriftsteller ziemlich verächtlich, indem er z. B. (IV. 450) sagt, in seinen Beiträgen zu den Belustigungen habe er geleistet, was man von einem Gottschedianer erwarten könne und (S. 454) „während er Mylius, wenn dieser mit einem Lustspiel beschäftigt gewesen, immer um

*) Dagegen mit Maupertuis muß er sehr verfeindet gewesen sein, denn er sagt in dem Tagebuche seiner Reise, da er bei König im Haag eine Anzahl Briefe vorfand, er habe aus vielen derselben ersehen, daß man gemeint, er sei im Preussischen arretirt und sogar gehangen worden wegen der Streitigkeiten des Maupertuis, welcher freilich sein Möglichstes möge gethan haben, ihn in's Unglück zu bringen, wie ihm auch Voltaire vom 23. April melde. (Bernouilli Archiv VI. 96). Es scheint demnach, daß Mylius sich bei dem Streit zwischen König und Maupertuis durch irgend ein Pamphlet oder auch vielleicht einen Aufsatz in den physikalischen Belustigungen stark betheiligt hatte; daraus erklärte sich denn auch die Verbindung mit Voltaire, der eben dies Gerücht in einem Briefe an Gottsched erwähnt.

**) Weshalb Mohnikes Frage (Leſſingiana S. 157) ob sich in derselben Beiträge von Leſſing fänden, nicht statt hat, wie mir auch die Durchsicht derjenigen Theile, welche ich habe auftreiben können, bestätigt hat. Daß übrigens Mylius an dieser Zeitschrift nicht blos Antheil gehabt, wie Mohnike sagt, sondern wirklich der Herausgeber, wenn auch nicht der einzige Verfasser gewesen, zeigt die Vorrede, wo er sich als Herausgeber unterzeichnet. Die Leipziger Gottschedschen Reminiscenzen des Mylius kommen auch hier zum Vorschein, wenn man eine Zeitschrift habe rühmen wollen, sagt er, habe man gesagt, sie sei wie die Belustigungen, darum solle diese physikalische Belustigungen heißen.

***) Bernouilli Archiv V. 89.

†) Haller's Schlußbericht in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1754 d. 24. Aug.

ſeine Geſchwindigkeit beneidet, ſei er, ſobald er ihn ſeine Geburt vorgeleſen, ſogleich wieder der großmüthigſte Freund geweſen, in deſſen Seele ſich auch nicht die geringſte Spur von Neid antreffen habe laſſen", ſondern er führt auch in Bezug auf Mylius Reiſe eine Stelle aus einem früheren Aufſatze deſſelben an, wo es heißt, die Verſchwender ſolle man ihr Geld auf die Beſoldung einer Anzahl Reiſender wenden laſſen, welche die Welt der Länge und Quere nach durchſchiffen und, wenn es das Glück wolle, allerlei phyſikaliſche und zur Naturgeſchichte gehörige Entdeckungen machen könnten; „die Ausführung ſolcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehälſen auf und erwarte mit Vergnügen und Gelaſſenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrſätzen wird bereichert werden, die Sache mag ſo übel ausſchlagen als ſie will, ſo werden doch weder die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, noch ihre uneigennützige Handlanger einigen Schaden daran haben" — und ſetzt hinzu, ob dieſe Stelle nicht etwas Prophetiſches habe. B. Schönaich bemerkt in einem Epigramm, das einer der Streitſchriften gegen Leſſing beigegeben iſt, ſo von einem Freunde behandelt zu werden, wünſche er ſeinem Feinde. Und ſelbſt Käſtner ſagt in einem Briefe an Leſſing, den man im Anhange finden wird, beißend genug: „Wenn ein Herausgeber Ihres und meines Horazes mit demſelben ſo verfahren wäre, ſo hätte er ſich gewiß ein Paar „Rettungen" zugezogen." Und wer giebt denn überhaupt Jemandes geſammelte Schriften heraus, um ihn in der Vorrede ſchlecht zu machen?

Leſſing ſelbſt fühlte das. Etrange monument, disez-vous peut-être ſchreibt er am 16. Oct. 1754 an Käſtner (ſ. Nachtrag zu Bd. XII.), et j'en conviens. Pourquoi me l'a-t-on extorqué? On voulut absolument un recueil de ses pièces fugitives et surtout de ses poésies, et le voilà donc. Sans ma preface il ne manqueroit pas de charmer Mr. Gottsched. Mais jugez vous-même, si je n'ai pas bien fait de sauver les Manes de Mylius de la honte d'être loué par cet opprobre des gens d'esprit. Und wenn man von dieſem Standpuncte ausgeht, wird man zugeben müſſen, daß Leſſing ſich ſeiner Aufgabe immer noch ſehr gut entledigt hat.

In Bezug auf Mylius ſchönwiſſenſchaftliche Thätigkeit iſt es leicht, Leſſing zu rechtfertigen; daß er wenigſtens nach dieſer Seite hin ſein Schmeichler nie geweſen, beweiſt der oben angeführte Umſtand, daß er ſich mit ihm über die Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters vereinigt und wie wenig Umſtände Leſſing überhaupt in ſolchen Dingen mit ſeinen Freunden machte, zeigt eine Anekdote, die Nicolai erzählt. Sie betrifft Naumann, den Leipziger Bekannten Mylius' und Leſſings, von welchem ſchon mehremale die Rede geweſen iſt. „Ich erinnere mich, ſagt Nicolai*), noch mit Vergnügen ſehr angenehmer Stunden mit Naumann und Prof. Kies dem Aſtronomen, der in Tübingen ſtarb, einem ſehr lebhaften und witzigen Mann, auf einer ſehr kleinen Stube, die Leſſing in einem ſehr kleinen Hauſe auf dem Nicolaikirchhofe in Berlin**) damals bewohnte. Naumann

*) In einer Anmerkung zu Leſſing's Briefwechſel (XIII. 16).

**) Jetzt mit Nr. 20 bezeichnet. Leſſing's Stube war 2 Treppen hoch. David Friedländer zeigte das Haus einſt im Vorbeigehen ſeinem Sohne, dem Herrn B. Fried-

ließ damals in Erfurt eine Schrift drucken, betitelt: „Ueber Verstand und Glück", welche er Lessing dedicirte. Als er Lessingen seine Schrift brachte, rief ihm dieser zu, sobald er den Titel sah: „Mensch, wie kannst Du von zwei Sachen schreiben, die Du nie gehabt hast!" Man kann es zwar auffallend finden, daß Lessing Mylius schlechthin einen Gottschedianer schilt, da er doch selbst anführt, derselbe habe eine Ode auf Gottsched's theatralische Verdienste schon 1749 oder 48 parodiren helfen (IV. 47), denn um diese Zeit erschien Naumanns Liebhaber der schönen Wissenschaften, in welchem dies geschehen sein soll; aber damals war er auch bereits mit Gottsched gespannt; dagegen auf seiner Reise nach Göttingen 1753 besuchte er ihn in Leipzig, und ein dramaturgisches Urtheil, das in seinem Tagebuche aufbehalten ist, übergottschedete den Professor Johann Christoph selbst. Er sagt von Shakespeares Romeo und Julie, das er den 23. October 1753 in Coventgarden aufführen sah: „dieses in der Form und Materie sehr fehlerhafte lustige Trauerspiel, welches man gleichwohl hier in allem Ernst für eine ehrliche Tragödie hält, ward seinem Werthe gemäß vorgestellet. Die meisten Acteurs spielten recht reibehandisch heldenactionsmäßig."*)

Ein wenig anders verhält es sich allerdings mit der Reise: diese hat Lessing in keinem Falle von vorn herein gemißbilligt, wie z. B. Kästner, der Mylius aufmerksam machte, man solle doch nur vor Allem Deutschland nach allen Seiten im Sinne der Naturwissenschaft durchforschen und auch seinen Körper nicht geeignet hielt, eine solche Reise zu unternehmen, während Lessing noch in der Vorrede bekennt, denselben nie einer bedeutenden Unpäßlichkeit unterworfen gesehen zu haben, und ihm (IV. 443) zurief nur im Auge feiger Thoren eile er zur künftigen statt zur neuen Welt. Er theilte eben die Hoffnungen, welche man in ganz Norddeutschland auf die Unternehmung setzte. Aber diese Unternehmung war ganz falsch angelegt: sie hatte gar keinen bestimmten Zweck, so wie denn auch das Ziel und der Plan der Reise mehreremale gewechselt wurden; es sollte nur überhaupt gereis't werden; es konnte einer immerhin ein so großer Gelehrter sein, wie Haller, welcher die Oberleitung übernommen hatte und doch als Binnenländer von den Vorbereitungen und Kosten, die ein solches Unternehmer erfordert, wenn es von Erfolg sein soll, keine richtige Vorstellung haben. Außerdem gab die Bestimmung, daß

länder in Berlin. Die Familie Friedländer hat das Haus nebst Umgebung in Kupfer stechen lassen; ein Exemplar des Stiches verdanke ich der Güte des Herrn Dr. G. Friedländer. Zu andrer Zeit wohnte Lessing in dem später Mendelssohnschen Hause (XIII. 95).

*) Mylius ließ auch in England über ein neues Trauerspiel von Glover Bodicia in London einen englischen Brief drucken (IV. 456. 465.), in welchem er dem Verfasser die Verabsäumung gewisser Regeln vorwirft, aber Lessing irrt sich sowohl, wenn er glaubt, daß Mylius damit als Schriftsteller in englischer Sprache aufgetreten, denn er hatte nach seinem Tagebuche sein deutsches Manuscript übersetzen lassen, als auch in der Angabe, er habe sich hier Christpraise Myll genannt — er nannte sich Christl. Mill. Christpraise ist gar kein englischer Vorname. Das giebt ein Beispiel von zweierlei Schwächen Lessing's — einmal daß er in Dingen, wo es auf Wortphilologie ankommt, wohl einmal für wahr halten konnte, was nur ganz schön wäre, wenn's so wäre, und daß er in früherer Zeit das Englische zwar verstand, aber seiner Regeln sich nicht bewußt war. Von letzterm ist ein auffallender Beweis, daß er den Vater seiner Sara Sir Sampson nannte, da doch das Sir nicht ohne den Vornamen gebraucht wird, wie er (XII. 322) seinem Bruder bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe selbst auf die Seele bindet.

der Reiſende den Contribuirenden Gegenſtände zur Bereicherung ihrer Sammlungen ſchicken ſollte, ihm das Anſehen eines Commiſſionärs, wie Leſſing ganz richtig ſagt: Mylius bekommt laut ſeinem Tagebuche noch auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland viele Beiträge, für die er den Leuten nordamerikaniſchen Forſtſamen, Mineralien u. dgl. ſchicken ſoll. Dies war gleich ſehr die Schuld der Geſellſchaft, in deren Auftrage er reiſ'te, wie Mylius ſelbſt, aber ihn trifft der Vorwurf, die Aufgabe, auch wie ſie nun einmal beſtimmt war, nicht mit ſittlichen Ernſte ergriffen zu haben. Seine Reiſe von Berlin bis zum Einſchiffungsorte in Holland, währte vom 1. März bis in den Auguſt und die Luſtpartieen, z. B. mit Hagedorn in Hamburg und Mittagsmahlzeiten nehmen in ſeinem Tagebuche eine ſehr bedeutende Stelle ein, und auch von Holland ging er nicht nach Surinam ab, wie es beſtimmt war, ſondern nach England, um ſich von da nach Nordamerika einzuſchiffen. Am 22. Auguſt kam er in London an. Hier nahm er nun zwar alle naturwiſſenſchaftlichen Inſtitute und Merkwürdigkeiten in Augenſchein, auch ſind von hier aus von ihm einige Abhandlungen für die Göttingiſche Societät der Wiſſenſchaften und die phyſikaliſchen Beluſtigungen, die ſelbſt nach ſeinem Tode noch fortgedauert haben (IV. 488), eingeſandt worden, übrigens aber gerieth er in der großen Stadt bald in das diſſolute Litteratenleben, das er ſchon ſo viele Jahre in Leipzig und Berlin geführt hatte. Daß er jene Abhandlung über ein Trauerſpiel des Glover ſchrieb und die Analysis of beauty des Hogarth in's Deutſche überſetzte, iſt dabei noch das Mindeſte, obgleich das doch gewiß für Jemand, der ſich zu einer naturwiſſenſchaftlichen Reiſe in Amerika vorbereiten ſollte, arge Allotria waren. Weitere Blicke in ſein dortiges Leben läßt uns ſein Tagebuch thun, wo verſchiedentlich erzählt wird, wie er „zwar benebelt, doch glücklich", dann aber auch wohl letzteres keineswegs, ſondern von einem mitleidigen Deutſchen geführt, nach Hauſe gekommen, und dann heißt's auch noch in dieſen nur für ſeinen eigenen Gebrauch beſtimmten Aufzeichnungen: cetera mente reposta manent. Im Uebrigen laſſe ich Haller in ſeinem Schlußberichte reden. „Anſtatt aus London ſofort nach Nordamerika abzugehen, forderte er wieder Geld, und erhielt nach verſchiedenen in Hannover und anderswo gehobenen Summen von mir den 9. October noch 200 Thlr., ſo daß er nunmehro über 1500 Thaler anſtatt der erſten für's Jahr 1753 verſprochenen tauſend empfangen hatte. Aber er ließ die Zeit verſtreichen, und dies beträchtliche Geld zerging ihm wie Schnee. Schon in Holland hatte er einen zweiten Zeichner angenommen, den er aus Mitleiden den Klauen eines Seelenverkäufers entriß. Dabei war Hr. Mylius entweder nicht gewohnt, dem Gelde mit derjenigen Sparſamkeit zu ſchonen, die ſeine Schranken erforderten, oder ältere Schulden beraubten ihn von dem nach Amerika beſtimmten Vorrathe, oder eine unzeitige Liebe, wie andere Freunde wiſſen wollen, entzog ihn dem Nachdenken über ſeine wahre Beſtimmung. Er forderte noch 150 Pfund Sterling, wenn er nach Amerika gehen ſollte, verlangte von der königlichen Kammer zu Hannover einen Vorſchuß von 1000 Thalern, die ihm der gütigſte Miniſter nicht anders als abſchlagen konnte, und gerieth indeſſen täglich in tiefere Schulden. Gern würde ich über dieſe unglückliche Geſchichte einen Vorhang ziehen, aber es iſt kein anderer Weg übrig, die Beförderer des Werkes von der Urſache des übeln Ausgangs deſſelben zu belehren, als die Wahrheit, und vieles verſchweige ich noch in Liebe, was zur Aufklärung die-

nen könnte."*) So war Mylius zu Grunde gegangen. Leſſing hatte alſo mit ſeiner Anſicht von der Sache vollkommen recht, und man wird die Anwendung jener Stelle aus Mylius eigenen Schriften auf dieſen ungemein treffend finden müſſen. Aber war es Leſſing's Beruf dies zu thun, hätte nicht er wenigſtens einen Vorhang über die unglückliche Geſchichte ziehen ſollen, wie Haller ſagt — hätte er nicht ganz einfach von dem untergegangenen Freunde ſchweigen können? Hierauf muß ich antworten — nein — er war es ſich ſelbſt ſchuldig, zu reden: Es iſt mehrfältig darauf hingewieſen worden, wie ſeine Aeltern ihn mit Mylius zuſammenzuſtellen gewohnt waren. Eine Widerlegung der Anſichten ſeiner Aeltern gehörte nun zwar nicht in eine öffentliche Druckſchrift, aber es iſt auch ſonſt ein überaus liebenswürdiger Charakterzug des jungen Leſſing, daß ſeines Vaters Anſichten, die von den ſeinigen abwichen, und die Verkennung, die er von dieſem zu leiden hatte, ihn ſo ſehr beſchäftigen, daß er es nicht laſſen kann, bei der friſchen monologiſchen Unmittelbarkeit ſeiner Schriften, eben auf dieſen Puncten mit Vorliebe zu verweilen. So ſtellt ſich die Erörterung über die Sittlichkeit der Schaubühne in den Aufſätzen über Plautus ganz wie ein Brief an den Vater dar. Dazu kommt, daß wenn die Aeltern Leſſing mit Mylius zuſammenſtellen, daraus zu erſehen iſt, daß auch andere, nämlich ihre Berichterſtatter in Berlin dies gethan, und dieſe bildeten denn in der That das Publikum, auf welches Leſſing nur auf dieſe Weiſe wirken konnte. Mylius hatte ſich als ein liederliches Genie gezeigt, als einen ſitten- und charakterloſen Litteraten; daß Leſſing, um nicht wegen einiger unbegründeten Gerüchte, die über ihn im Umlauf waren, für das Gleiche zu gelten, ſich bewogen geſehen, in der Langeſchen Sache ſo überaus ſcharf aufzutreten, iſt oben wahrſcheinlich gemacht worden — was lag nun näher, als daß er in Bezug auf Mylius recht gefliſſentlich zu zeigen ſuchte, daß er das Gebaren deſſelben ſehr wohl an ſeinen Ort zu ſtellen wiſſe?

Nichtsdeſtoweniger iſt bei Leſſing's Vorrede zu Mylius Schriften Etwas nicht in Ordnung, aber dieſes Etwas iſt nicht ſittlicher, ſondern litterariſcher Natur. Es betrifft eben jenes an ſeinen Ort ſtellen. Leſſing hat im Grunde niemals Freunde gefunden, die ihm ebenbürtig geweſen wären: die Achtung, die er ſeinen Bekannten zollte, konnte immer nur darin beſtehen, daß er ſie an ihrem Orte gelten ließ — wir werden ſehr bald ſehen, wie er das, was ſie leiſten, als bloße Baſis ſeiner eigenen Leiſtungen, ſeines eigenen Standpunctes betrachtete. Ein ſolcher Fall trat hier zuerſt ein: „alles deſſen, was in den vorhergehenden Briefen geſagt worden, ungeachtet" ſagt er in der Vorrede zu Mylius Schriften, „glaube ich, daß viele Leſer die meiſten nicht ohne beſonderes Vergnügen leſen werden." Er iſt alſo nicht mit ihrer Manier einverſtanden — ſie können aber doch auf ihre Weiſe nützen. Leſſing giebt alſo die Schriften des Mylius hier ebenſo mit einer Vorrede heraus, die denſelben

*) Die Myliusſche Reiſe und die bei ihr ſchwer erkauften Erfahrungen über die zu einer ſolchen erforderlichen Vorbereitungen, ſind übrigens für die Wiſſenſchaft nicht ganz verloren geweſen. Michaelis, der in Göttingen am meiſten von ihr hören mußte, und dem Leſſingiſchen Kreiſe überhaupt, wie oben gezeigt worden, nahe ſtand, dürfte durch ſie auf den Gedanken der bekannten Reiſe nach Arabien gebracht ſein, wenigſtens wird Mylius bei der Gelegenheit in ſeinen Briefen erwähnt.

tadelt, wie ſpäter die Fragmente des Reimarus mit Gegeſätzen, welche ſie widerlegen. Aber, und darin beruht der Anſtoß, den jeder unbefangene Leſer nehmen muß, er weiß ein ſolches Verhalten hier noch nicht recht durchzuführen; da es jetzt noch ſein Hauptintereſſe ſein mußte, ſich frei zu zeigen von fremdem Einfluß, gewinnt die negative Seite zu ſehr die Oberhand und er ſcheint zu Boden treten zu wollen, was er ſich doch nur objectiv machen will.

Freilich wenn wir der Sache auf den Grund gehen, und von dem Urtheil der Welt abſehen, das indeſſen Leſſingen ſelbſt doch nicht gleichgültig ſein konnte, hätte er es ſich immerhin erſparen können, ein ſo großes Gewicht auf ſeine negative Freiheit von fremden Einflüſſen zu legen, denn er hatte es in der That ſchon viel weiter gebracht, er übte bereits ſelbſt auf Andere einen bedeutenden Einfluß und eine folgenreiche Anregung aus.

Nämlich gerade um dieſe Zeit machte Leſſing die Bekanntſchaft der beiden Männer, die ihm das ganze Leben hindurch am nächſten verbunden geblieſind, und auf den Namen ſeiner Herzensfreunde die begründetſten Anſprüche erhoben haben: Friedrich Nicolai's und Moſes Mendelſohn's. Der Umſtand, daß ſie beide ihn überlebt und daher in Mittheilung biographiſcher Notizen über ihn und über ihre Verbindung mit ihm, wobei ſich der Berichterſtattende unwillkürlich immer in den Vordergrund ſtellt, freie Hand gehabt haben, ſo wie, daß ſie ſpäter, allerdings jeder in ſeiner Weiſe, die Mittelpuncte weit ausgreifender Bildungskreiſe geweſen ſind, und endlich, daß ſie in Berlin ihren Sitz hatten, das ſich nun einmal ſeit des großen Friedrich's Zeiten für die Centralſonne der Bildung hält, von wo, wie zu Gottſched's Zeiten von Leipzig, was ein Lichtſtrahl ſein wollte, im Grunde doch immer ausgegangen ſein müſſe, hat eine klare Anſchauung von dem urſprünglichen Verhältniß dieſer achtungswerthen Individuen zu Leſſing nicht aufkommen laſſen. Man kann ſich zwar nicht verbergen, daß Leſſing ſpäter ganz andere Wege gegangen als ſie, auch giebt man wohl zu, daß ſeine Wege die richtigeren geweſen, aber man iſt doch geneigt anzunehmen, er habe wenigſtens ihre Schule vorher durchmachen müſſen. Eine Anzahl litterarhiſtoriſcher Werke, die nicht für oberflächlich gelten wollen, drückt ſich über dieſe Beziehungen ſo aus, als hätte Leſſing, wenigſtens als er zum zweiten Mal nach Berlin kam, jene beiden ſchon als gemachte Leute, wo nicht gar als litterariſche Größen vorgefunden. Nichts weniger als das: ſie waren im Jahre 1752 beide litterariſch noch ungeborne Kinder, ja Leſſing hat bei ihnen mehr als Hebammendienſte verrichtet, er hätte, wäre nicht bei der Aufſtellung litterariſcher Stammbäume eine allzu ängſtliche recherche de la paternité mit Recht verpönt, vielleicht ſelbſt auf den Namen ihres geiſtigen Erzeugers Anſpruch, wie er denn auch, wie ſich weiterhin zeigen wird, zu ihrer geiſtigen Alimentirung noch geraume Zeit nicht wenig beiträgt.

Nicht als ob nicht die Bedeutung Fr. Nicolai's, um von dieſem zuerſt zu reden, gemeiniglich noch viel zu gering angeſchlagen würde. Man muß nur nicht ausſchließlich an den ſpätern Fr. Nicolai denken, den Herausgeber der allgemeinen deutſchen Bibliothek, der der geſchworne Feind alles Bedeutenden zu ſein ſchien und mit den Beſten in Feindſchaft lebte, den Proktophantasmiſten, deſſen Leben und ſonderbare Meinungen Fichte beſchrieb — obgleich man auch dieſem Nicolai immer gerechter werden wird, je mehr auch (?) auf geiſtigem Gebiete die romantiſche und chriſtenthümelnde Reaction zurückgedrängt wird und

die Einsicht Raum gewinnt, daß nur die durchsichtigste Klarheit zur wahren Tiefe führen kann — oder um so tief gar nicht zu greifen, je mehr man sich nur überzeugt, daß man, um über einen Mann zu urtheilen, die Gesichtspuncte nicht blos — man hat es auch bei Gottsched so gemacht — aus den Schriften seiner Gegner, und wären sie die bedeutendsten, schöpfen darf. Der frühere Nicolai, der noch nicht Besitzer einer Buchhandlung war und also die Litteratur noch nicht in Bausch und Bogen auffaßte, der die allgemeine Bibliothek noch nicht gegründet hatte, und also noch nicht eine eigentliche Aufsicht über das deutsche Schriftthum zu führen berechtigt zu sein glaubte, und der sich endlich noch nicht für den einzigen Pfeiler hielt, welcher der steigenden Fluth der Geistesfinsterniß noch Widerstand leiste, hat sich um die deutsche Litteratur umfassende Verdienste erworben, gegen die wir doch nicht deshalb werden ungerecht sein wollen, weil die Stufe, auf welcher Einer sich gerade diese Verdienste erwerben konnte, freilich weit hinter uns zurückliegt.

Friedrich Nicolai war, was alle tiefere wissenschaftliche Bildung anbelangt, ein reiner Autodidakt. Er hatte zwar in Halle ein Gymnasium besucht, wo er sich jedoch vom Griechischen dispensiren ließ, und genoß hier auch einiger Unterweisung von seinem Bruder, dem oben mehrfach genannten Professor, und war in Berlin auf der Realschule gewesen, aber erst als er in Frankfurt an der Oder in eine Buchhandlung eingetreten war, wo er viel freie Zeit hatte, entstand in ihm ein lebendigeres Interesse für wissenschaftliche Gegenstände; er las hier mit ungeduldiger Hast alle Bücher durch, die er im Laden fand und deren er sonst habhaft werden konnte, und daneben schöpfte er aus dem Umgange mit Professoren und Studenten der Universität mancherlei Unterricht. Einer der letzteren, Ewald, der Verfasser von Sinngedichten, später Auditeur im Prinz Heinrich'schen Regiment*), knüpfte ein Freundschaftsbündniß mit ihm und verschaffte ihm später, als er in Berlin war, die Bekanntschaft Ewald Chr. v. Kleist's, Sulzer's und Ramler's. Diese Uebersiedlung fand im Januar 1752 statt; Nicolai trat hier in die Buchhandlung des Vaters ein. Jetzt fand er sich auch bald angeregt, als Schriftsteller aufzutreten. Gottsched hatte ein Buch eines gewissen Lawder aufgestöbert, in welchem Milton der unverschämtesten Plagiate beschuldigt wurde, und im Neuesten 1752 Auszüge daraus gegeben; die Gegenschrift: „Untersuchung, ob Milton sein verlornes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe, nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des Lawder'schen Buches von Milton's Nachahmung der neuern Schriftsteller, Frankfurt und Leipzig 1753", welches die Uebersetzung oder Bearbeitung des Buches von John Douglas sein muß, der kurz vorher Lawder widerlegt hatte, rührt nach dem Verzeichniß von Nicolai's Schriften in Göckingk's Leben Nicolai's von diesem her, dem sein buchhändlerischer Betrieb die Douglas'sche Schrift in die Hände

*) Noch später Hessen-Darmstädtischer Hofrath; ein nicht talentloser Mensch, aber von beständiger Unruhe von Ort zu Ort getrieben. Er ist auch dadurch merkwürdig, daß er ein Jugendfreund Winckelmann's war: „ich möcht einmal", schreibt er von Darmstadt an Nicolai, „in Rom, Neapel solche Spaziergänge mit ihm machen, wie ich sie in Potsdam mit ihm gemacht", und wirklich reiste er nach Rom, wo aber Winckelmann, nach einer brieflichen Aeußerung desselben, mit ihm wegen mangelnder Vorbildung nicht viel anzufangen wußte.

geführt haben mochte; ſein Name blieb, ſo viel Aufſehen der mißliche Handel auch machte, bei dem ſelbſt Schönaich an Gottſched ſchreibt: „was wollen Ew. Hochedelgeboren darauf antworten?“ — ſtreng verſchwiegen; Ewald ſchreibt am 22. Dec. 1753 an Nicolai über die Schrift, ſie ſei ein Meiſterſtück von Kritik und er erſetze den Liebhabern der ſchönen Wiſſenſchaften den ihnen nur gezeigten Pyra; und Kleiſt, der zu der Zeit in Zürich war, laſſe ihm ſagen, er habe ſich durch ſie die ganze Schweiz zu Freunden gemacht.*) Noch mehr trat Nicolai in den Mittelpunct der litterariſchen Verhältniſſe der damaligen Zeit mit einer andern anonymen Schrift, auf die freilich die Kleiſt'ſche Bemerkung ſchon weniger Anwendung litt, den „Briefen über den itzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland mit einer Vorrede von Gottlob Samuel Nicolai, ordentlichem Profeſſor der Philoſophie in Frankfurt a. d. Oder. Berlin bei Johann Chriſtian Bleyb 1755“, die aber, laut Vorrede, ſchon 1754 geſchrieben ſind, wie denn auch Ewald ſchon am 13. Juli dieſes Jahres an Nicolai ſchreibt: „Ihre Briefe erwarte ich ſehnlich und werde ſie Ihnen in der größte Eile wieder einhändigen“ und am 14. Februar 1755: „Da Sie jetzt ihre kritiſchen Briefe drucken laſſen —.“ Dieſe Briefe haben auf den Gang, welchen die deutſche Litteratur ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen, einen äußerſt wichtigen Einfluß ausgeübt. Wenn es ſich darum handelt Fr. Nicolai's Standpunct, dem er ſein ganzes Leben treu geblieben, mit zwei Worten zu bezeichnen, ſo könnte man ihn vielleicht den der geiſtigen Geſundheit nennen, wie er denn auch auf den geſunden Menſchenverſtand zu pochen pflegt nnd wirklich hierin, ſelbſt in den Zeiten ſeines tiefſten Verfalls, ſein Recht den Romantikern gegenüber beſtand: nur daß er an ſich, in Bezug auf geiſtige Geſundheit, die Dialektik erfuhr, welcher die körperliche unterworfen iſt: geſunde Jugendfriſche iſt etwas Köſtliches, auch wenn ſie ganz allein ſteht, Geſundheit des reiferen Mannes aber etwas, was ſich von ſelbſt verſtehen ſollte und ein Menſch der bloß geſund wäre, und nichts weiter, wäre eben nichts weiter als ein geſundes Thier; Nicolai's geſunder Menſchenverſtand wurde zum bloßen geſunden Menſchenverſtande oder zur Plattheit. Die Schrift, von welcher hier die Rede iſt, vertritt in ſeiner Entwicklung den Standpunct ſprudelnder Jugendfriſche, die ſich in zukunftsvoller Unbefangenheit über verjährte Formen hinwegſetzt. Ihr verdankt die deutſche Litteratur es ganz beſonders, wenn es ihr ſobald ſchon gelungen iſt, ſich aus dem Gegenſatze der Gottſchedianer und Schweizer, beſonders aber aus der Einſeitigkeit, in welche dieſe ſich in Folge von Klopſtock's Auftreten verrannt hatten, herauszuretten. „Sollte denn eine von dieſen herrſchenden Parteien“, ſo faßt er in dem letzten der Briefe ihren Hauptinhalt zuſammen, „den Weg des guten Geſchmacks ſo genau betreten, daß ein Menſch von Geſchmack verbunden wäre, ſich zu einer derſelben ganz zu ſchlagen? Mich dünkt, die Fehler beider Partheien ſind allzu

*) Drum ward auch das Buch in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1753 S. 1393 von Michaelis mit vielem Lobe angezeigt; die Recenſion hatte mit der Bemerkung geſchloſſen, die vielen Druckfehler im Engliſchen ließen annehmen, daß der Verfaſſer nicht am Druckorte, und alſo wohl in einer Stadt lebe, wo die Schrift die Cenſur nicht paſſirt haben würde — womit auf Leipzig hingedeutet war. Darauf ſchrieb Nicolai einen anonymen Brief an Michaelis des Inhalts, er lebe nicht in Leipzig, kenne Gottſched nicht von Perſon und ſei ein Kaufmann, ohne ſich übrigens weiter zu erkennen zu geben.

sichtbar! Die Herren Gottschedianer sind schon zum Sprichwort worden und machen es täglich ärger; die Herrn Schweizer haben bei ihren übrigen Verdiensten von jeher ihren Kopf für sich gehabt: viel Eigensinn und Heftigkeit, allzuviel Liebe zum Besonderen nnd allzuwenig Aufmerksamkeit auf die Schönheiten der Sprache, der sie wirklich durch eine zwanzigjährige Uebung noch nicht mächtig geworden sind; seit einiger Zeit fangen sie an sich fast ganz auf die Seite des Besonderen und vielleicht des Abentheuerlichen zu ziehen: hätten sie vor funfzehn Jahren so gelehret, wie sie itzt dichten, so würden Hagedorn und Gellert nicht auf ihre Seite getreten sein." Und da nun die Gottschedianer damals wirklich bereits so ziemlich als todt und begraben betrachtet werden konnten, wurden sie von Nicolai nur kurz und verächtlich abgefertigt und nur insofern berücksicht, damit es klar sei, daß er die Schweizer nicht von ihrem Standpunete aus kritisire, und die Besprechung der letztern nimmt eine Hauptstelle ein: von den achtzehn Briefen handelt der fünfte über die in der Schweiz seit einiger Zeit herausgekommenen epischen Gedichte, der sechste enthält eine Vertheidigung dieser Gedichte, worauf dann der siebente wiederum ausführliche Anmerkungen über sie vorbringt, der vierzehnte noch einmal ihre Partei ergreift und der funfzehnte den vorigen beantwortet und Anmerkungen über Sulzer's Gedanken von dem verzüglichen Werthe der epischen Gedichte Bodmer's hinzufügt. Indem er zugiebt, daß man erst seit Breitinger's Dichtkunst in Deutschland wisse, was Poesie sei, obgleich Gottsched einen guten Grund gelegt habe, sagt er über die Patriarchaden der Schweizer, jedoch mit Ausnahme des Noah: „Die Richtigkeit der Gedanken, die Genauigkeit des Ausdruckes, vornämlich die Schönheit des Ganzen und die bedachtsame Bestimmung auch der geringsten Theile zu diesem einzigen Zwecke, nebst dem poetischen Geiste, der dem Dichter nie das gehörige Feuer mangeln läßt, und der reifen Beurtheilungskraft, die jedem Gegenstande mehr Schönheiten nicht zugiebt, als ihm nöthig sind, um sich in dem gehörigen Lichte zu zeigen — das ist es, was den großen Dichter macht, und das ist es, was ich in Blättern der gemeldeten Art, die des Namens der Gedichte unwürdig sind, gänzlich vermisse." Dies wird mit treffendem Witze durchgeführt; die Bemerkung über Wieland's geistliche Dichtung ist berühmt geworden: „die Muse des Herrn Wieland ist ein junges Mädchen, das auch die Betschwester spielen will" — wie Bodmer's Muse, welche Nicolai eine betagte Matrone nennt, die die Welt vergißt, weil die Welt sie vergessen hat, beständig von Kasteiung des Fleisches redet und auf die verderbte Welt schilt — „und sich der alten Wittwe zu Gefallen in ein altväterliches Käppchen einhüllet, welches ihr doch gar nicht kleiden will; sie bemühet sich eine verständige erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur gar zu leicht hervorleuchtet und es wäre ein ewiges Spektakel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde"! Was Sulzer's überaus mittelmäßige Schrift über Bodmer's Gyopöen sagt, wird wörtlich auf Triller angewendet, wo es eben so gut passe; auch bemerkt Nicolai, daß die Triller'schen Gedichte in religiöser Hinsicht bei denen, für welche sie bestimmt gewesen, mehr Gutes gestiftet als die Bodmer'schen bei denen, für welche sie geschrieben, jemals stiften würden, und zuletzt wird auf die Schweizer Versmacherei eine Stelle aus Young angewendet, in der Einer, der bei seinem zehnten epischen Gedichte ist, verglichen wird mit einer Weiberzunge, die ein Menschenalter

fortläuft ohne aufgezogen zu werden. Man wird annehmen dürfen, daß nachdem das deutſche Publicum dieſe Abfertigung geleſen, die Patriarchaden der Schweizer außerhalb ihres Vaterlandes nur noch hier und da von den Stillen im Lande geleſen und geprieſen worden ſind. Ungemein wichtig für Nicolai's litterariſche Zukunft iſt auch eine Stelle über den Werth der Kritik, die ſich im vorletzten Briefe findet.*) „Der Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften bei uns mag nun ſein wie er wolle", heißt es hier, „ſo iſt es gewiß, daß die genaueſte Kritik uns unentbehrlich iſt, wenn man von deutſchen Genies Werke erwarten ſoll, die der Achtung der Nachwelt würdig ſind; noch weit unentbehrlicher aber iſt ſie uns, wenn wir noch nicht wahre Schönheiten vom Flittergolde zu unterſcheiden wiſſen, wenn es wahr iſt, daß unſere Genies Ordnung und reife Ueberlegung für überflüſſig halten, und daß es unſern arbeitſamen Schriftſtellern an Genie fehlet; kurz, wenn der wenige gute Geſchmack, deſſen wir uns rühmen können, auf dem Wege iſt, verdorben zu werden."

Es kann gar kein Zweifel ſein, daß der Mann, welcher ſo auftrat, damals geradezu der einzige in Deutſchland war, deſſen Umgang Leſſingen genügen, mit dem dieſer in Bezug auf die deutſche Litteratur harmoniren konnte. Mußte doch Leſſing es ſich gefallen laſſen, eine Reihe von Jahren einer Schule der Nicolaiten oder Berliner, auf welche nunmehr die Gottſchedianer und Schweizer um die Wette ſchimpften, beigerechnet zu werden; es wird ſich weiterhin zeigen, weshalb ſich dieſer irrige Geſichtspunct ſo lange erhalten konnte; hier mag es genügen, darauf hinzuweiſen, daß Leſſing ſelbſt gelegentlich geradezu an Nicolai's Briefe anknüpft: die Polemik gegen Wieland in den Litteraturbriefen und beſonders die bekannten Worte: „Freuen ſie ſich mit mir, Herr Wieland wandelt wieder unter den Menſchen", deuten eben auf die angeführten Worte zurück. Nichts deſto weniger ruht Nicolai in Allem, was er hier vorbringt, auf keinem Andern, als eben auf Leſſing. Nicht als ob er ſeine Geſichtspuncte urſprünglich aus dem perſönlichen Umgange mit demſelben geſchöpft hätte, ſo daß er wohl gar nur der Xenophon deſſelben wäre, vielmehr haben erſt dieſe Briefe ſeine Bekanntſchaft mit Leſſingen vermittelt. Man lieſt in Chr. Fr. Nicolai's Bildniß und Selbſtbiographie, herausgegeben von Löwe 1806 S. 49: „Die Aushängebogen der Briefe über den Zuſtand ꝛc., waren dem Buchhändler Voß, Leſſing's Freun-

*) Es kann vielleicht allenfalls für eine ebenſo wichtige Notiz gelten, wie viele andere, daß Nicolai noch ein halbes Jahrzehend ſpäter eine zweite Auflage dieſer Briefe für ein lohnendes Unternehmen hat halten können. Im Beſitze des Herrn Dr. Parthey findet ſich ein duechſchoſſenes Exemplae, wo die Uebeeſcheift „Nacheicht", welche Fr. Nicolai's eigene Voerede bezeichnet, ausgeſteichen und „Vorbericht zue erſten Auflage" dafür geſchrieben iſt. Wahrſcheinlich hat die Herausgabe der Litteratuebriefe die Ausführung dieſes Planes geſtört, denn unter den Zuſätzen finden ſich Vorarbeiten zu einem Aufſatz über den deutſchen Herameter, welche in dem Aufſatze über dieſen Gegenſtand, der in den Litteraturbriefen ſteht und Nicolai angehört, verwendet worden ſind. Auch ſchreibt Nicolai geeade um dieſe Zeit an Uz, d. 26. März 1759: „Meine Briefe denke ich ganz umzuarbeiten und zwei kleine Octavbändchen daraus zu machen. Ich ſtehe jetzt mit dem Verleger in Streit, der ſie ſo wie ſie ſind wieder drucken will. Ich hoffe aber noch, daß ich es hintertreiben will, denn ich bin mit vielem darin Befindlichen gar nicht zufrieden. Allenfalls desavouire ich die neue Auflage und drucke ſie hernach ſelber. Eher als Oſtern 1760 möchten ſie wohl nicht fertig weeden." Die in die Briefe eingeſchaltenen Epigramme rühren von Ewald und zum Theil von Kleiſt her.

de, zufällig in die Hände gerathen. Man hielt es für eine Art von Wunder, daß ein Jüngling, der nichts als ein angehender Buchhändler war, und erst vor ein Paar Jahren seine Lehrzeit geendigt hatte, ein Buch schrieb, und noch dazu ein Buch, worin die damals hochberühmten Männer, Gottsched und Bodmer, sehr freimüthig behandelt waren. Voß gab die Aushängebogen, die ihm in die Hände gerathen waren, an Lessing, welcher nun den Verfasser zu kennen wünschte." Aber als die Hauptquelle von Nicolai's litterarischer Bildung sind die bereits gedruckten Schriften und Aufsätze Lessing's zu betrachten. In Bezug auf die Form wird dies schon in einem Aufsatze über die Litteraturbriefe im deutschen Museum 1783 Bd. 2. S. 48 bemerkt — der Verfasser des Aufsatzes ist Rehberg, und er war die Veranlassung, daß Nicolai sehr wichtige Notizen über jene Zeitschrift veröffentlichte; es wird hier darauf hingewiesen, daß Lessing's Briefe in seinen kleinen Schriften früher herausgekommen, als Nicolai's Sammlung, und also Lessing den leichten Briefton in Bezug auf wissenschaftliche Gegenstände bereits angewendet hatte. Außer diesen Schriften mußten Lessing's Litteraturberichte in der Vossischen Zeitung in Berlin Nicolai's tägliche Lektüre bilden; es ist nicht schwer selbst den Einfluß von Lessing's Styl auf Nicolai zu beobachten; abgesehen von einer nervigen, schlagenden Prägnanz, die bis dahin Niemand als Lessing in seiner Gewalt gehabt hatte, finden wir hier selbst einige Wendungen, die ganz seine Physiognomie tragen.*) Und was den Inhalt im Allgemeinen anbetrifft, so brauche ich nur auf das früher Erörterte zurückzuweisen: gerade diese besonnene Würdigung der Gottschedianer sowohl als der Schweizer, diese selbstständige Erhebung über sie ist schon in Lessing's Neuestem und seinen Aufsätzen in der Vossischen Zeitung nachgewiesen. Sollte Nicolai dies nicht selbst heraus gefunden haben, so hatte Michaelis in jener Recension, die Lessingen so willkommen war, ausdrücklich darauf hingedeutet. Und was war es Großes, so wirkungsreich es auch sein mochte, die Patriarchaden der Schweizer, noch dazu mit Ausnahme des Noah, in ihrer Hohlheit aufzuzeigen, nachdem Lessing dasselbe, freilich nur für Tieferblickende, an ihrem angebetenen Vorbilde, vor welchem Nicolai in ehrfurchtsvoller Scheu zurücktritt, an dem Messias gethan? Dazu kommt, daß Nicolai sich an den Schriftsteller Lessing geradezu persönlich anschließt, und wenn er abwechselnd gegen Gottschedianer und Schweizer polemisirt, und es ihm also im Grunde Niemand recht macht, ihn fast wie ein Schulhaupt, und mit derjenigen Vertrautheit oder Vertraulichkeit wenn man will, anführt, die man immer gegen einen Mann empfindet, aus dessen Werken man einen großen Theil seiner Bildung geschöpft. Er spottet einmal über die bekannten Worte Gottsched's, in denen dieser die deutschen Dichter den Ausländern ermuthigend zur Seite stellt, und führt dann (S. 11) die Verse aus der Vossischen Zeitung an

Der große Dums
Der unter uns
Viel große Geister findet,

weiterhin nennt er Lessing (S. 43) den einzigen deutschen Epigrammatiker

*) Wie in einer oben angeführten Stelle: „die Trillerschen Gedichte haben auf die, für welche sie bestimmt waren, in religiöser Beziehung mehr Wirkung ausgeübt, als die Bodmerschen auf die, für welche sie geschrieben sind, jemals ausüben werden."

ſelt Wernike, dann erboſt er ſich über den Gniſſel, der doch, wie oben gezeigt worden, eine ganz perſönliche Satyre auf Leſſing iſt, als wäre er gegen ihn ſelbſt gerichtet; ferner erklärt er Leſſing für den einzigen, der ſich nach E. Schlegel's Tode mit glücklichem Erfolge in die Bahn der dramatiſchen Dichtkunſt gewagt und von deſſen beſonderer Einſicht in die theatraliſche Kunſt ſich die deutſche Schaubühne viele Vortheile verſprechen könne. Ja gegen das Ende (S. 127) findet ſich ſogar eine Notiz, die auf perſönlichen Umgang ſchon während des Druckes ſchließen läßt, nämlich daß Leſſing ein Werk über körperliche Beredſamkeit verſpreche, was er meines Wiſſens im Drucke bis dahin nicht gethan hatte, wie es denn ja wohl möglich wäre, daß Nicolai, nachdem er durch die erſten Aushängebogen Leſſing's Bekanntſchaft gemacht, ſpäter noch irgend eine Bemerkung, die er von Leſſing gehört, eingeſchaltet hätte. Und wie Nicolai es mehrere Jahre nachher noch nicht verſchmähte, Nachleſe zu halten, wo Leſſing geerndtet hatte, mag vorläufig nur der Umſtand belegen, daß er, nachdem dieſer Lieberkühn's Theokrit zermalmt, und damit den Mann, wie man doch meinen ſollte, für immer beſeitigt, auf gar nicht edle Weiſe mit einer eben ſo heftigen Recenſion ſeiner Ueberſetzung der Virgil'ſchen Eklogen nachhinkt (Bibl. d. ſchön. Wiſſenſch. III. 1. S. 119). Die Zeitgenoſſen fühlten das Sachverhältniß wohl heraus: Sulzer hielt (XII. 36) Leſſing ſelbſt für den Verfaſſer der Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften.

Noch directer war Leſſing's Einwirkung auf Moſes Mendelsſohn: dieſen hat er ganz eigentlich erſt zum deutſchen Schriftſteller gemacht. Schon ſeit dem Regierungsantritt Friedrich's des Großen hatte ſich unter den Berliner Juden ein Sinn für moderne Bildung verbreitet; wir finden den ſpätern Dr. Gumpertz, einen Arzt, der weiterhin Secretär bei dem Marquis d'Argens und dann bei Maupertuis wurde, ſeit 1745 im Briefwechſel mit Gottſched. Leſſing, der mit allen Kreiſen der Berliner Gelehrtenwelt in einiger Verbindung ſtand, war auch ihm näher getreten, und auf dieſem Wege lernte er Moſes Mendelsſohn kennen, den ihm Gumpertz als guten Schachſpieler empfahl.*) Dies geſchah zu Anfang des Jahres 1754. Gewiß war es Gumpertz Abſicht, dem ſchwächlichen und ſchüchternen Mendelsſohn, welchen er ſelbſt mit neuerer europäiſcher Litteratur bekannt gemacht hatte, in Leſſing's Umgange eine neue Bildungsquelle zu eröffnen, und Leſſing hatte, wie ich ſchon einmal bemerkt habe, eine zu große Vorliebe für Diejenigen, welche das pedantiſche damalige Gelehrtenthum von ſeiner Gemeinſchaft ausſchloß, für Soldaten, Juden und Schauſpieler, als daß ihm nicht dieſe Bekanntſchaft mit einem Iſraeliten, der die Wolffiſche Philoſophie und Locke ſtudirt hatte, von vorn herein hätte intereſſant ſein ſollen. Schon in das erſte Stück ſeiner theatraliſchen Bibliothek 1754, ſchaltete er einen Brief Mendelsſohn's an Gumpertz ein, in welchem er die Juden, gegen eine Bemerkung die Michaelis bei Gelegenheit von Leſſing's Luſtſpiel, „die Juden", hatte fallen laſſen, in Schutz nahm, und wie er über den Briefſteller dachte, zeigt der Brief an Michaelis vom 16. October (XII. 27), mit welchem er dieſem jene Zeitſchrift

*) Durch dieſe Angabe in Mendelsſohn's Leben, Werke, Leipzig 1845 I. S. 11, werden die Nachrichten K. Leſſing's, die Bekanntſchaft ſei durch das Schachſpiel, und Nicolai's (XIII. 5), daß ſie durch Gumpertz erfolgt ſei, ſehr gut vermittelt.

überſendet. „Nur des eingerückten Briefes wegen," ſagt er, „bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige anſtößige Ausdrücke darin vorkommen ſollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt habe, zu ändern, ſo bitte ich Ew. ꝛc. ꝛc. beſtändig auf den Verfaſſer zurückzuſehen. Er iſt wirklich ein Jude; ein Menſch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweiſung, in den Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poeſie eine große Stärke erlangt hat. Ich ſehe ihn im Voraus als eine Ehre ſeiner Nation an, wenn ihn anders ſeine Glaubensgenoſſen zur Reife kommen laſſen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeiſt wider Leute ſeines Gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und ſein philoſophiſcher Geiſt läßt mich ihn im Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erſtern nichts als ſeine Irrthümer fehlen werden." Einſt gab Leſſing Mendelsſohnen eine Abhandlung von Shaftesbury zu leſen. Mendelsſohn brachte ihm nach einiger Zeit das Buch wieder und antwortete, als Leſſing ihn fragte, wie es ihm gefallen habe, „nun ja! recht gut! aber ſo etwas kann ich auch machen." So? meinte Leſſing, nun ſo machen Sie doch ſo etwas. Mendelsſohn brachte ihm nach einiger Zeit ein Manuſcript zum Durchleſen. Es währte mehrere Monate, ehe Leſſing mit Mendelsſohn darüber ſprach; und als dieſer ihn endlich fragte, ob er das Manuſcript geleſen habe, gab ihm Leſſing ein Exemplar der gedruckten Schrift*). Auf Leſſing's beſondere Anregung hatte Mendelsſohn ſpäter auch Rouſſeau's Schrift über den Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen überſetzt, wie das derſelben angehängte „Schreiben an den Herrn Magiſter Leſſing in Leipzig" bezeugt. Und wie Leſſing Nicolai's Briefe geſchrieben haben ſollte, ſo wurden ihm auch Mendelsſohn's philoſophiſche Geſpräche beigelegt (Göttinger gel. Anzeigen 1755 den 29. Mai) und zwar gerade von ſeinem Verehrer Michaelis, nämlich weil ſie „das Angenehme, Scharfſinnige und Unterhaltende nebſt einigen beſondern Wendungen der Rede" an ſich hätten, „dadurch ſonſt Herr Leſſing kenntlich wird**)."

Sind auf dieſe Weiſe Nicolai und Mendelsſohn jeder für ſich keineswegs unabhängig von Leſſing aufgetreten, ſo haben ſie noch viel weniger eine geſchloſſene Partei gebildet, die auf ihn hätte einwirken können. Sie haben einander erſt kurz vor Leſſing's Abgange von Berlin und durch dieſen kennen gelernt***); Leſſing ſpricht (XII. 40) von den Morgengeſprächen, die er mit

*) Mendelsſohn's Werke I. S. 13, aus Mendelsſohn's Munde, nur erinnert ſich der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung nicht, welches die gedruckte Schrift geweſen. Jedenfalls Mendelsſohn's Erſtlingsſchrift. Nicolai ſage, in der allgemeinen deutſchen Bibliothek (LXV. 2 S. 624), das ſeien die Briefe über die Empfindungen, dagegen erhelle aus Leſſing's Brief an Mendelsſohn vom 18. Febr. 1755, daß damals die philoſophiſchen Geſpräche ſchon gedruckt geweſen, und in dieſem Jahre ſeien erſt die Empfindungen erſchienen. Allerdings recenſirt Leſſing die philoſophiſchen Geſpräche ſchon am 1. März 1755 (V. 43), die Briefe über die Empfindungen erſt am 4. September, und die letztere Anzeige beginnt mit den Worten: „der Verfaſſer dieſer Schrift iſt eben der, welchem wir die philoſophiſchen Briefe ſchuldig ſind."

**) Nachdem Mendelsſohn an Michaelis geſchrieben, wird die Vermuthung zurückgenommen, den 2. October, woraus eben hervorgeht, daß Michaelis der Recenſent der Geſpräche geweſen, den 9. October werden dann auch die Briefe über die Empfindungen angezeigt.

***) Mendelsſohn's Werke I. S. 13.

Mendelsſohn gepflogen, denn dieſer pflegte ihn des Morgens von 7—9 zu beſuchen, ehe er in's Geſchäft ging, und ſagt zu Nicolai: „Schreiben Sie mir Alles, wovon wir geplaudert haben würden, wenn wir noch jetzt ſechs Häuſer von einander wohnten," und war alſo mit jedem einzelnen von ihnen vertraut genug, aber er ſagt gerade in demſelben Briefe an Nicolai in Bezug auf Mendelsſohn: „Sprechen Sie ihn oft? Wann ich erfahre, daß zwei ſo liebe Freunde, die ich in Berlin gelaſſen habe, auch unter ſich Freunde ſind, und zwar genaue Freunde, ſo werde ich erfahren, was ich zu beider Beſtem wünſche." Auch Nicolai ſelbſt ſagt irgendwo, Mendelsſohn habe ihm Leſſing's Abgang erſetzt — der vertraute Umgang aller drei mit einander fällt in eine ſpätere Periode.

Aus dieſem Allen erhellt genugſam, daß Leſſing nachgerade als Schriftſteller wirklich ein gemachter Mann, wie man's zu nennen pflegt, geworden war. Er war allgemein anerkannt und geachtet, und wenn man an die Vorfälle mit Jöcher, Lange und Schönaich denkt, kann man daran zweifeln, daß er auch hier und da gefürchtet wurde: es hätte ihn Ein Wort gekoſtet, Eine geſchickte Hindeutung auf ſein wahres Verhältniß zu Nicolai und Mendelsſohn, ſo wäre er das Haupt einer litterariſchen Schule geweſen — eben der Schule, die man, in Ermangelung eines Hauptes, ſchon nach dem Namen des Vorredners der Briefe des Buchhändlers Nicolaiten zu nennen begann. Es bedarf keiner Erörterung, welche Gefahren für einen jungen Schriftſteller in einer ſolchen Stellung liegen; er geräth durch ſie nur allzu leicht in eine propagandiſtiſche Vielgeſchäftigkeit, bei welcher er eben nur auf dem Standpuncte jedes andern Praktikers ſteht, der in der Wiſſenſchaft nicht mehr fortſchreitet; was ich hervorbringe, genügt zunächſt mir ſelbſt nothwendig, genügt es nun auch den andern, wie nahe liegt der Irrthum, daß es eben ſchlechthin genüge. Indeſſen von Leſſing wird man es nun ſchon nicht anders erwarten, als daß ihm dieſe Gefahr Nichts habe anhaben können. Wenn Leſſing jetzt dazu durchgedrungen war, auf Andere eine Wirkung auszuüben, ſo regte ihn dies lediglich dazu an, ſich in Gemeinſchaft mit denſelben und im Gegenſatz zu ihnen nur deſto friſcher fortzubilden. Die Intereſſen, welche ihn ſchon jetzt mit Nicolai und Mendelsſohn, einem Jeden unter ihnen abgeſondert, verknüpfen, treffen in einem Punct zuſammen, von welchem aus Leſſing gerade in dieſer Zeit einen Standpunct gewann, deſſen Wichtigkeit für die Ausbildung der geſammten deutſchen Litteratur kaum hoch genug wird angeſchlagen werden können.

Es iſt ein für die Verhältniſſe der damaligen deutſchen Litteratur ſehr charakteriſtiſcher Umſtand, daß die Bildung der beiden Männer, Nicolai's und Mendelsſohn's, die doch von ſo unendlich verſchiedenen Ausgangspuncten herkamen, großentheils auf dem Engliſchen beruhte. Für Mendelsſohn muß ich die tieferen Erörterungen über dieſen Punct auf einen andern Zuſammenhang aufſparen, und kann hier nur bemerken, daß er, von der Anregung durch Shaftesbury abgeſehen, zuerſt Locke's Schriften in die Hand bekommen, ſo daß er ſogar aus ihnen ſein Latein gelernt, und ſein philoſophiſcher Standpunct überhaupt als eine Vermittlung des Lockianismus mit dem Leibnitz-Wolffianismus bezeichnet werden kann. Bei Nicolai liegt die Sache auf der Hand: er hatte das Engliſche mit Ewald ſehr eifrig getrieben; ſeine erſte Schrift war eine Bearbeitung einer engliſchen; in ſeinen Briefen weiſt er auf die engliſche Litteratur überall hin, wofür ich einen beſondern Beleg auch

alsbald anführen werde, ja er ist so heimisch in England, daß er eine Probe einer selbst gefertigten englischen Uebersetzung von Kleist's Frühling einschaltet, die für die innere Verwandtschaft dieses Gedichtes mit dem Thomson'schen lehrreich genug ist. Ein späteres gemeinsames Unternehmen beider ward nun vollends ganz nach englischem Muster begonnen. Und so gründet sich den auch, was Lessing mit einem Jeden von ihnen gemeinsam betreibt, fast ohne Ausnahme auf englische Litteratur.

Vor Allem kommt hier die Abhandlung „Pope ein Metaphysiker" in Betracht, deren gemeinschaftliche Abfassung durch Lessing und Mendelssohn nicht nur durch ein Zeugniß Nicolai's (XIII. 9), sondern auch durch eine Aeußerung Lessing's selbst in einem Briefe an Mendelssohn fest steht (XII. 28).

Ich habe schon an einem andern Orte darauf hingewiesen *), daß es mit dieser Preisaufgabe der Akademie, welche sie im Jahr 1753 ausgeschrieben hatte, „Eine Untersuchung des Pope'schen Systems, welches in dem Satze „Alles ist gut" enthalten ist, nicht blos auf so eine unschuldige Schulchrie abgesehen war, wie man wohl meinen könnte, sondern daß, wie Gottsched in einem eigenen Programm gezeigt, der Leibnitz'schen Philosophie bei dieser Gelegenheit eins versetzt werden sollte. Diese Auffassung wird durch einen Brief Wieland's an Zimmermann bestätigt (Wieland's Briefe 1815, bei Gesner, I. S. 208) dessen Inhalt dieser nicht weitererzählen soll, ne quid amicus noster S*** detrimenti capiat, wo offenbar Sulzer — selbst Mitglied der Akademie — gemeint ist, der auch Mendelssohnen später erklärte, er sei weder mit der Aufgabe noch mit der Preisschrift zufrieden gewesen; hier erfahren wir auch den Ausgang. Wieland schreibt: „Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß Maupertuis schon seit lange damit umgeht, den Herrn v. Leibnitz abzusetzen. Er bedient sich hiezu vornehmlich der Hülfe eines gewissen †††**),

*) Gottsched und seine Zeit S. 61.

**) Ohne Zweifel Prémontval, der freilich nichts weniger als ein Werkzeug des Maupertuis war, vielmehr mit demselben verfeindet, denn obgleich mit König keineswegs befreundet, hatte er — die folgenden Notizen sind aus seinen Briefen an Michaelis geschöpft — desselben appel au public doch bestimmen müssen, und Voltaire au fort de sa disgrâce besucht, aber allerdings beständig gegen die Wolffische Philosophie von einem Standpuncte aus polemisirt, in den man sich damals gar nicht finden konnte. Dieser Mann verdiente wohl, daß man einmal seiner ganzen Thätigkeit nachginge und seine Ansichten zusammenstellte; daß er der einzige unter den Berliner Franzosen gewesen, mit dem Lessing in nähere Verbindung getreten, muß schon an und für sich die Aufmerksamkeit auf ihn hinlenken, und erklärt sich, wenn man seine eigenthümliche Stellung betrachtet. Prémontval gehört in doppelter Beziehung einer Entwickelungsreihe an, die, weil sie neben den glänzendsten Erscheinungen nur beiherläuft, nicht immer genug beachtet wird. Einmal eröffnet er die Reihe derjenigen Franzosen des 18. Jahrhunderts, bei denen, im Widerspruche mit der bei dieser Nation in jener Zeit vorherrschenden Richtung, das Gemüth keineswegs vom Verstande überwogen wird, und daher eine Empfänglichkeit für deutsche Elemente, ja eine Hinneigung zu denselben bemerkbar ist, und seine Schrift: Du hasard sous l'empire de la providence, beginnt mit einer Anrede aux philosophes de l'Allemagne, wovon der Anfang lautet: J'ai donné dans mon Diogène un témoignage public de mon estime et de mon respect aussi bien que de ma sincère reconnaissance envers la nation Germanique, où j'ai eu le bonheur, comme je l'ai dit, de trouver des asiles, des secours, des encouragemens, et ce qui m'est le plus sensible, des jugemens sages et

der in einem kleinen Büchlein nach dem andern einzelne Sätze der Leibnitz-ſchen Philoſophie erwürgen ſoll. Maupertuis faßte endlich den Entſchluß, einen Hauptſtreich zu wagen. Er ſetzte zur Preisſchrift für die philoſophiſche Klaſſe im Jahr 1756 (?) die Frage auf, was Pope's all is right ſagen wolle, ob es das Gleiche ſei, was Leibnitzens „beſte Welt," und mit was für Grün-den dieſes Syſtem befeſtigt oder deſtruirt werden könne. Vor einem halben Jahre ließ die Akademie zu Berlin die Schrift, qui a remporté le prix, nebſt drei Concurrenten drucken. Sie gab den Preis einer außerordentlich elenden Schrift, welche den ſogenannten Optimismus vernichten will, ihn mit dem Fa-talismus für einerlei hält, libertatem indifferentiae behauptet, und das princi-pium rationis sufficientis für eine Schimäre tractirt. Dieſe Schrift wurde einer andern vorgezogen, welche mit der überzeugendſten Bündigkeit und auf eine Art, die allen Zweifel und Einwurf unmöglich macht, die Wahrheit des Syſtems von der „beſten Welt" beweiſet. Dieſe hat zur Deviſe: *πάντα δοκιμάζετε τὸ καλὸν κατέχετε*... Maupertuis hat ſelbſt bei dergleichen jugements de l'a-cadémie keine Stimme. Er war aber doch das Triebrad. Es waren vier Vo-tanten. Die Stimmen waren zwiſchen Vernunft und Unvernunft getheilt, da mußte Formey den Stich entſcheiden." Er hatte ſich vorher gegen Sulzer für Leibnitz erklärt, wie zu vermuthen war, denn er pflegte ſonſt Propa-

---

modérés. J'ai promis que, sans négliger les agrémens de ma langue, ce seroit par un mérite supérieur à celui des mots que je chercherois à me naturaliser (autant qu'il seroit en moi) chez un peuple, qui fait cas principalement du mérite des choses et des choses solides. — Dieſen Sympathien gemäß geſtaltet ſich nun auch ſeine philoſophiſche Welt-anſchauung. Er ſteht zu den übrigen Franzoſen in Berlin, welche alle entweder Materia-liſten oder doch Deiſten waren, in entſchiedenem Gegenſatz. Da hätte man nun denken ſollen, er wäre auf die Seite der Wolffianer getreten: aber nichts weniger als das, er ſchreibt auch in Bezug auf die Ungnade, welche ihm Maupertuis Ungunſt zuzog (a. a. O. S. 101): J'avois une ressource anprès des zélés disciples de Wolff. Ma vénéra-tion pour lui et pour Leibnitz; plusieurs points essentiels de leur doctrine, a quoi je suis attaché; le Meilleur; les Êtres simples; le Principe des indiscernables etc., tout cela lit croire, qu'il seroit facile de me gagner. On me proposa des avantages considérables, si je voulois écrire sur ces matières. On me flattoit de l'honneur, d'attirer les François à la philosophie Wolffienne, à l'aide de cette force et de cette vivacité de stile, qui fait mon caractère, mais il ne m'est pas possible de me donner pour autre que ce que je suis. Auch die Leibnitz-Wolffiſche Philoſophie war ihm noch nicht poſitiv genug. Das ſchon genannte Buch vom Zufall, das einzige von ſeinen größern welches mir in die Hände gekommen iſt, beſtreitet den Satz vom zureichenden Grunde — es müſſe, ſagt Prémont-val, einen Zufall geben, das heißt, etwas, wofür ſich ein zureichender Grund nicht an-geben laſſe, ſonſt könne es keine göttliche Vorſehung geben, ſondern man habe eine bloße todte Nothwendigkeit. Dies iſt ganz derſelbe Grundgedanke, welchen F. H. Jacobi gegen das was er Spinozismus nannte und Ch. H. Weiße gegen die Hegelſche Phi-loſophie geltend gemacht haben: ein urſprünglich Freies, Poſitives, ein Anchandersſein-können, nur daß dieſe ſich in Bezug auf dieſe Lehre gerade auf die Leibnitziſche Philoſo-phie ſtützen, nämlich auf ihren Optimismus, der ein Fatalismus eben nicht ſei. Hierdurch wurde nun auch Prémontval's Verhalten bei der Aufgabe über Pope beſtimmt. Man findet in ſeinen Vues philosophiques — einer fortlaufenden Sammlung kleiner Abhand-lungen — im erſten Bande mehrere auf dieſe Sache bezügliche Aufſätze, welche unter der Form einer Rechtfertigung ſeines Volums, welches eine gegen die Lehre von der beſten Welt gerichtete Schrift hatte krönen helfen, ſeine Anſichten weiter erläutern, und nament-lich gegen Gottſched's oben angeführtes Programm, ſo wie gegen die Ausgabe der erſten Gründe der Weltweisheit ebendeſſelben vom Jahre 1756 gerichtet ſind — eine Lectüre, die man bei einem franzöſiſchen Philoſophen nicht leicht vorausſetzen würde!

ganda für die Wolffiſche Philoſophie zu machen, jetzt aber entſchied er gegen ihn, und gab zum Grund, man müſſe den Herrn v. Maupertuis menagiren.

Das Alles konnte auch Leſſing und Mendelsſohn nicht verborgen ſein; es iſt vielleicht einer der treffendſten Streiche der ſiegreichen Ironie des Erſtern, ja es liegt eine wahrhaft herzerquickende Bosheit darin, wenn (V. 16) die Vergleichung der Pope'ſchen Gemeinplätze mit den Leibnitz'ſchen Lehren mit den Worten eingeleitet wird: „Wenn ich der Akademie andere Abſichten zuſchreiben könnte, als man einer Geſellſchaft, die zum Aufnehmen der Wiſſenſchaften beſtimmt iſt, zuſchreiben kann, ſo würde ich fragen: ob man durch dieſe befohlene Vergleichung mehr die Pope'ſchen Sätze für philoſophiſch oder mehr die Leibnitz'ſchen Sätze für poetiſch habe erklären wollen?“ Nun mochte ſich aber zwar Mendelsſohn eben ſo wie Gottſched darüber ärgern, daß man ſeinem Wolff — ich glaube mich anderwärts genugſam über den Unterſchied der Wolff'ſchen und Leibnitz'ſchen Philoſophie erklärt zu haben, um ſie hier nach der Auffaſſung jener Zeit als identiſch behandeln zu dürfen — zu Leibe wolle, dagegen war Leſſing gewiß weit davon entfernt, ſich zum Partiſanen der Wolff'ſchen Philoſophie zu machen, mit der er ſich nur als Gymnaſiaſt und junger Student beſchäftigt hatte, und da nun der Grundgedanke der Schrift in der That auf etwas ganz Anderes hinausläuft als auf eine Vertheidigung Wolff's oder Leibnitzens, ſo kann man als bewieſen betrachten, was ohnehin ein jeder vermuthen wird, daß Leſſing als ihr Hauptverfaſſer zu betrachten iſt; was Mendelsſohn davon gehört, läßt ſich mit Einem Wort bezeichnen: der philoſophiſche Apparat, nämlich nicht nur allerlei hiſtoriſche Kenntniſſe, wie denn z. B. Niemand den Gedanken, daß Pope mit dem Satz, daß Gott nur nach allgemeinen Geſetzen handle, ſich dem Mallebranche angeſchloſſen (V. 11), auf Leſſing zurückführen wird, ſondern auch die Zurückführung mancher Geſichtspuncte auf gangbare philoſophiſche Begriffe, als die Unterſcheidung des Dichters und Philoſophen, das Zurückgehen auf die Baumgarten'ſche Definition eines Gedichtes und die Ausarbeitung gewiſſer Partien wo dieſe Dinge die Hauptrolle ſpielen; im Ganzen iſt ſchon der Styl vollkommen Leſſingiſch, außerdem rührt auch der Anhang wenigſtens, wo gezeigt wird, Pope habe ſein bischen Philoſophie, wenn es ja Philoſophie heißen ſolle, nach Warburton aus Plato und Shaftesbury, beſonders aber aus einem gewiſſen King entlehnt, wie er denn ſelbſt über ſeinen falſchen philoſophiſchen Bart ſpotte, gewiß ganz und gar von Leſſing her, bei dem es ohne ein bischen Gelehrtenhiſtorie nicht leicht abgeht.

Nun alſo jener Leſſing'ſche Grundgedanke, welcher iſt er? Die Aufſtellung des innerlichen Unterſchiedes zwiſchen Philoſophie und Poeſie und die Abweiſung des didaktiſchen Gedichtes? Der Gedanke iſt hier nur inſofern Leſſingiſch zu nennen, als er allerdings nicht dem Mendelsſohn angehört — nämlich während dieſer noch ſpäter (XIII. 56) Leſſingen ein Fragment eines ſelbſtverfertigten didaktiſchen Gedichtes ſendet, hatte Leſſing (IV. 32) ähnliche Gedanken ſchon früher ausgeſprochen — an und für ſich war die Verwerfung des didaktiſchen Gedichtes nichts Neues mehr: Pour ce qui est de la poésie, ſagt ſchon Batteux in ſeinem berühmten Buche, les beaux arts réduits à un même principe — nous n'en connaissons point sans fable et sans fiction. Les vers d'Empedocles, ceux de Parmenides, de Nicander; les sentences de Théognide

ne sont point de la poésie. Ce ne sont que des discours ordinaires, qui ont emprunté la verve et la mesure poétique pour relever leur style et s'insinuer plus aisément. Sollte Leſſing ein Buch geſchrieben haben, um einen Gedanken des Batteux weiter auszuführen? Zudem iſt auch nur die „Voruntersuchung" auf dieſen Gedanken gebaut. Der wahre Grundgedanke greift weiter, er iſt vollkommen originell und in der That ſo Leſſingiſch wie möglich, denn er geht gänzlich querfeldein und mochte allerdings auf dem Geſichte der Herren Akademiker, wie Mendelsſohn dies bei Sulzer bemerken wollte, ein leichtes Erröthen hervorrufen — die Schrift beantwortet nicht ſowohl die Preisaufgabe der Akademie, als ſie derſelben beweiſt, daß ſie ſich unſäglich damit blosgegeben habe, daß ſie überhaupt dieſe Preisaufgabe ſtellte. Leſſing führt hier mitten in Berlin eben ſo einen Tanz, wie er es ſelbſt einmal nennt, mit der geſammten königlich preuſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften auf, wie er ihn mit einem Lange oder Duſch nur jemals aufgeführt haben kann. Die Aufgabe der Akademie lautete wie folgt: „Die Akademie verlangt eine Unterſuchung des Pope'ſchen Syſtems, welches in dem Satze alles iſt gut (tout est bien) enthalten iſt. Und zwar ſo, daß man Erſtlich den wahren Sinn dieſes Satzes der Hypotheſe ſeines Urhebers gemäß beſtimme, Zweitens ihn mit dem Syſtem des Optimismus oder der Wahl des Beſten genau vergleiche, und Drittens die Gründe anführe, warum dieſes Pope'ſche Syſtem entweder zu behaupten oder zu verwerfen ſei." Nachdem nun Leſſing die Sätze, in denen Pope's Syſtem liegen müßte, zuſammengeſtellt, zeigt er, daß ſie ſich mit dem Syſtem des Optimismus, dem Leibnitziſchen, gar nicht vergleichen laſſen, denn Pope ſage nicht einmal, alles iſt gut, ſondern nur all is right (geſetzmäßig), was nicht daſſelbe ſei, folglich „wird" — ſeht ihr, wie ihr fehlgeſchoſſen — (S. 22) „die Prüfung ſeiner Sätze etwas ganz Anderes, als die Beſtreitung des Leibnitziſchen Syſtems von der beſten Welt ſein." Dann der ſchon genannte Anhang, welcher mit den Worten ſchließt: „wie ſehr ſollte ſich Pope alſo wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie dieſen falſchen Bart für werth erkannt habe, ernſthafte Unterſuchungen darüber anzuſtellen" — und dem Ganzen ging die Voruntersuchung voran, daß ein Dichter als ſolcher gar kein Syſtem haben könne.

Dieſe Schrift konnte denn nun freilich nicht wohl als Preisſchrift eingeſandt werden, nicht eben nur weil (XII. 28) Mendelsſohn zu beſcheiden war ſich dabei zu nennen, noch hieß es, wenn die Verfaſſer ſie ſelbſt in Druck gaben, ſo ganz und gar blos die uneigennützigen Weltweiſen ſpielen (ebendaſ. 29) und der Welt ihre Entdeckungen ohne 50 Ducaten überlaſſen, vielmehr war zwar Mylius keineswegs auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland gehängt, indeſſen doch gerade in dieſem Jahre Voltaire in Frankfurt übel genug behandelt worden. Die Akademie fühlte den Stich ſehr wohl; außer dem oben ſchon angezogenen Erröthen Sulzer's beweiſt dies ein Brief de Beauſobre's an Gottſched. Quant à ce qui regarde Mr. Lessing, ſchreibt dieſer, je ne le connois que de nom, assez ignoré chez nous; il mérite de l'être chez nos voisins. Son ouvrage, Monsieur, a été attribué longtemps à un Juif nommé Moyse, et je ne sais pas encore bien certainement, s'il est de Lessing. Je chargerai quelqu'un de donner quelques petits conseils à ce écrivain mordant. Aber dem Publikum war das Gewebe zu fein geſponnen. „Will man von dem Philoſophen Pope noch

nichts wiſſen?“ fragt Leſſing am 8. December 1758 bei Mendelsſohn an, nachdem dieſer einen Monat vorher geklagt, die Schrift wolle Niemand geleſen haben. Die beiden Freunde hatten wohl ein Recht zu glauben, dieſelbe würde Aufſehen machen, aber es ging ihnen, ſagt Nicolai (Anmerkung zu XIII. 9), beinahe ſo wie Georgen, dem Sohn des Vicar of Wakefield.. Er ſchrieb Paradoxen. Der Vater fragte: Nun, was ſagte die Welt zu Deinen Paradoxen? Antwort: Nichts!

Auch mit Nicolai zuſammen wollte Leſſing einen litterariſchen Plan ausführen, der in ähnlicher Weiſe auf die engliſche Litteratur zurückdeutete. Es war, wie Nicolai in einer Anmerkung zu XIII. 6. erzählt, der die Sache aber Ende 1756 oder Anfang 1757 anſetzt, wo Leſſing gar nicht in Berlin war, ein burleskes Heldengedicht auf Gottſched und die Reimer ſeiner Schule. Leſſing hatte den Plan gemacht, der offenbar dem Hudibras nachgebildet iſt; jeder von ihnen ſetzte eine komiſche Scene zu, wie ſie ihnen etwa einfiel, und Nicolai nahm es auf ſich, das Ganze in Knittelverſen auszuführen. Die Idee ſoll ungefähr folgende geweſen ſein: Gottſched iſt ſehr ergrimmt, daß durch Klopſtock ſo viel Seraphe und Engel in die Welt gekommen ſind, durch welche er und ſeine Poeſie verfolgt und aus Deutſchland vertrieben werden ſollen. Er reitet alſo aus, gerüſtet wie ein fahrender Ritter, mit einem ſeiner damals bekannten Jünger als Schildknappen, um dieſe Ungeheuer zu zerſtören. Auf dieſem Zuge begegnen ihnen viele lächerliche Abenteuer. Zuletzt kommen ſie nach Langenſalza, gerade zu der Zeit, da daſelbſt das Gregoriusfeſt gefeiert wird. Gottſched ſieht die als Engel ausgekleideten Kinder für Klopſtockiſche Seraphe an und beſchließt ſogleich auf dieſe ſeine Feinde mit Schwerdt und Lanze den Angriff zu thun. Die ganze Stadt kommt in Aufruhr über den Angriff auf die Kinder. Man glaubt, jene wären vom böſen Feinde beſeſſen, der ſie zu dem Unfuge treibe, die Engel verfolgen zu wollen. Gottſched und ſein Gefährte werden in's Gefängniß geſetzt; es wird über ſie Gericht gehalten, und ſie werden verdammt, als Hexenmeiſter verbrannt zu werden. Im Gefängniſſe wird ihnen ein Prediger geſchickt, ſie zum Tode zu bereiten. Es findet ſich, daß dieſer ein großer Verehrer des Meſſias iſt, und als er die wahre Urſache erfährt, warum ſie auf Abenteuer ausgegangen ſeien, geräth er in ſolchen Eifer, daß er ſie ohne fernern Beſuch will ſterben laſſen. Glücklicherweiſe kommt Klopſtock ſelbſt nach Langenſalza, um ſeine Couſine Fanny wiederzuſehen. Er hört von der Geſchichte und geht ſogleich hin, um Gottſched und deſſen Schildknappen zu befreien. Er ſtellt dem Richter vor, daß dieſe Leute den Seraphen gar nichts ſchaden könnten und daß ſie nichts weniger als Hexenmeiſter wären. Dabei macht er geltend, daß, ſie zu verbrennen, ganz unmöglich ſein würde, denn ſie wären dermaßen aus lauter wäſſerichten Theilen zuſammengeſetzt, daß durch ſie auch der größte Scheiterhaufen würde ausgelöſcht werden. Der Richter ſchenkt den Gefangenen aus Achtung gegen Klopſtock das Leben; doch, ſagt er, müſſe dafür geſorgt werden, ſie in ſichern Gewahrſam zu bringen, damit ſie nicht ferner Schaden thäten. Darauf wird Gottſched der Zucht ſeiner Frau, und der Schildknappe ſeinem Vater anvertraut, die dafür zu ſorgen ſchuldig ſein ſollen, daß beide künftig weder reiten noch reimen würden.

Gewiß die beſte Duneiade die man ſich hätte wünſchen können: der Schildknappe wird ohne Zweifel Schönaich, der Neologiſt, geweſen ſein — welch herr-

liche Gelegenheit wird das gegeben haben, ihn wegen ſeiner militäriſchen Laufbahn als Küraſſierlieutnant aufzuziehen. Es hatte auch ſchon jemand komiſche Zeichnungen zu dieſem Heldengedichte gemacht: nämlich ein gewiſſer Herr v. Breitenbauch, der ſpäter als Kammerrath zu Bucha im Altenburgiſchen lebte. Nicolai erinnerte ſich folgender Darſtellung ganz genau. Die fahrenden Ritter finden auf einem Dorfe eine Truppe wandernder Komödianten, Gottſched fragt, ſpielt ihr denn nicht auch meinen Kato? Allerdings, ſagen die Komödianten, dies iſt neben der Haupt- und Staatsaction von Karl dem XII. und Hanswurſt dem XIII. unſer hauptſächlichſtes Stück, wenn wir ernſthaft für Leute von Geſchmack ſpielen. Aber dies Stück kann jetzt nicht aufgeführt werden, denn unſere luſtige Perſon, welche die Rolle der Porcia zu machen hätte, iſt geſtorben, und unſer neuer Hanswurſt hat die Rolle noch nicht gelernt. „Das ſoll die Aufführung nicht hindern," ſagt Gottſched, „ich will die Porcia machen." Da nahm ſich nun auf der Zeichnung die große dicke Geſtalt des verunglückten Potsdamer Grenadiers in römiſchen Weiberkleidern herrlich aus. Porcia war vorgeſtellt im zweiten Auftritte des zweiten Aufzuges, wo ſie die tiefgefühlten Worte zu ſagen hat:

Wie wenig kennſt Du doch den Grund von meiner Pein!
Je mehr ich nach Dir ſeh, je ſtärker muß ſie ſein.
Und darf ich meinem Sinn ganz und kurz deutlich faſſen;
So nimm die Antwort an: Ich kann Dich gar nicht haſſen.

Dieſe Verſe ſollten unter den Kupferſtich geſetzt werden. Vor der Porcia ſaß im Einhelferloche Hanswurſt mit dem ſpitzen Hute auf dem Kopfe als Einhelfer, ſo daß die Rede an ihn gerichtet ſchien. Der Waffenträger war vorn im Parterre im Profil zu ſehen, vor Bewunderung den Mund öffnend und die Hände erhebend.

Außerdem bezieht ſich auch der einzige Beitrag, der von Nicolai in die 1754 von Leſſing begonnene Zeitſchrift, die theatraliſche Bibliothek, gekommen iſt, auf das engliſche Theater. Nicolai nämlich und nicht Leſſingen gehört die Geſchichte der engliſchen Schaubühne an, die von Lachmann IV. 308 aufgenommen worden iſt; Nicolai hatte ſie urſprünglich für das zweite Stück der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften beſtimmt. So wenigſtens Nicolai's Angaben (XIII. 27). Es iſt freilich auffallend, daß zugleich von dem urſprünglichen Nicolaiſchen Aufſatze berichtet wird, er gehe nur bis auf die Revolution unter Carl II., während der in Leſſing's Werke aufgenommene bis auf die jüngſte Vergangenheit geht, und nur die noch lebenden Dichter ausſchließt, ſo daß mindeſtens die dritte Periode (IV. 334) die auch etwa nach Carl II. beginnt, man weiß nicht, ob von Leſſing oder von Nicolai, ſpäter hinzugeſetzt ſein müßte. Das Erſtaunen über die ungemeine Beleſenheit, welche eine Zuſammenſtellung der Art auf Seiten des Einen oder des Andern zu verrathen ſcheint, mindert ſich, wenn man in Gottſched's neuem Büchерſaal (Bd. III. S. 133) einen Bericht über eine Geſchichte der engliſchen Poeſie von Giles Jacob 1733 lieſt, welche aber größtentheils nur die in hiſtoriſcher Folge gegebenen Notizen des William Winſtanley (1687) in alphabetiſcher Ordnung wiederhole; die erſte Ausgabe von Dodsley's Collection of old Plays, die im Eingange des Aufſatzes erwähnt wird, iſt 1744 erſchienen.

Es ist bekannt genug, daß nicht diese drei Männer allein sich in jener Zeit auf die englische Litteratur gestützt haben. Die englische Litteratur ist der Stab gewesen, an welchem sich die deutsche den größten Theil des vorigen Jahrhunderts hindurch emporgerankt hat, bis sie endlich im letzten Viertel desselben hinlänglich erstarkt war, um nicht nur allein stehen, sondern auch der bisherigen Ernährerin frische Lebenssäfte mittheilen zu können; bis in Goethes reifere Zeit hat jede litterarische Richtung, die in Deutschland auftaucht, und oft das einzelne Werk, ein Vorbild, eine Veranlassung oder mindestens eine Analogie in England. Die Geschichtschreiber der deutschen Litteratur haben nicht unterlassen, bei dem Einzelnen hierauf hinzuweisen, und den Lesern ihrer Werke müssen die englischen Namen fast eben so geläufig sein wie die deutschen, aber um die Stellung, welche ein Einzelner einnahm, der hier besonders bedeutend eingreift, mit Bestimmtheit bezeichnen zu können, wäre freilich ein näheres Eingehen auf die principielle Bedeutung selbst, welche die Einwirkung der englischen Litteratur auf die deutsche für den Gang der letzteren hatte, und die verschiedenen Phasen, welche jene Einwirkung in Folge dessen durchlaufen hat, erforderlich gewesen.

Wenn von Einwirkung der englischen Litteratur auf die deutsche die Rede ist, so denkt man gemeiniglich vor allen Dingen an Shakespeare. Es kann nicht früh und nicht entschieden genug bemerkt werden, daß dies die Sache völlig auf den Kopf stellen heißt: Shakespeare kommt hierin gerade zu allerletzt an die Reihe: die Kenntnißnahme von den englischen Schriftstellern und das Studium derselben befolgte einen rückgängigen Lauf, gerade so wie in den neuern Jahrhunderten die jüngsten unter den antiken Schriftstellern zuerst gelesen und als Muster betrachtet worden sind und erst in unsern Tagen eine wahre Erkenntniß der Uranfänge der griechischen Litteratur möglich geworden ist, und aus denselben Gründen: nämlich weil die uns näher liegenden Litteraturerzeugnisse und Bildungsstufen eines fremden Volkes für uns immer weit verständlicher und brauchbarer erscheinen werden, als diejenigen, in welchen sich ihre durch keinerlei den unsern analoge Zustände temperirte Grundeigenthümlichkeit kund giebt. Die englische Litteratur, welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine so höchst bedeutende Anregung auf die deutsche ausübte, ist eine gleichzeitige, oder doch eine solche, die von der gleichzeitigen selbst als solche betrachtet und, so zu sagen, noch für voll angesehen wurde, wie dies z. B. vom Milton gilt, vom Shakespeare aber, wenn derselbe auch niemals ganz vergessen gewesen ist, entschieden nicht.

Wie England im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts politisch groß geworden ist, so daß es am Ende desselben, in den Revolutionskriegen, in den europäischen Staatshändeln das bedeutendste Gewicht in die Wagschale wirft, wie ferner schon früher der Hinblick auf seine Institutionen den fast erstorbenen Geist staatsbürgerlicher Freiheit wieder erweckt hatte, so hat auch seine Litteratur — und zwar entwickelte sich dieser Einfluß noch vor den so eben genannten — denjenigen aller europäischen Völker, die bei dem Gange der geistigen Entwickelung der letzten Jahrhunderte lebendig betheiligt waren, einen neuen Anstoß, ja eine neue Wendung gegeben. Auf dem Continent war nach den Bewegungen, die die Reformation und die sogenannte Wiedererweckung des Alterthums hervorgerufen, einerseits wieder eine gewisse Verknöcherung und Ermattung, andererseits eine zwar lebhafte aber deshalb nur desto bewußtlosere

Verranntheit in einſeitige Richtungen eingetreten, da wirkte die Bekanntſchaft mit der engliſchen Litteratur überall erkräftigend und verjüngend ein, wie ein Hauch friſcher Seeluft, der durch die ſchwülen Gaſſen einer dicht bevölkerten Stadt weht.

Vielleicht iſt dieſe Wirkung zum Theil blos dem Umſtande zuzuſchreiben, daß die engliſche Litteratur überhaupt etwas Neues war, und irgend welche neue Ausſichten eröffnete, hauptſächlich aber wird ſie doch wohl auf Rechnung des eigenthümlichen Geiſtes geſetzt werden dürfen, der ſie beſeelte. Mag es durch eine Miſchung normanniſcher Ritterlichkeit und ſächſiſcher Kernhaftigkeit bedingt ſein, mag die inſulariſche Abgeſondertheit hier einen Einfluß ausüben: der Engländer hat ſich von jeher als einen Menſchen dargeſtellt, dem das zu Theil geworden iſt, was Goethe das Höchſte nennt, was einem Menſchen zu Theil werden könne: daß er ein eigen Herz im Buſen trägt. Außerdem hatten in jener Periode Rebellion und Revolution die Geiſter geweckt und die Charaktere geſtählt: es hatten ſich theils in verſchiedener Beziehung höchſt freie Denkungsweiſen ausgebildet, wie ſie ſonſt nirgends beſtanden, theils hatten ſolche, die an und für ſich keineswegs freier Natur ſind, ſich in Folge der Kämpfe mit andern wenigſtens in formeller Beziehung ſehr rein und frei ausgeprägt, und ſo kann man wohl das neue Element, welches die engliſche Litteratur in die europäiſche Entwickelung gebracht hat, als eine Aufforderung bezeichnen, ſich zur Rückkehr zur Natur und Freiheit in jedem Sinne zu ermannen.

Am folgereichſten ward dies in der franzöſiſchen Litteratur, welche zunächſt der Umſtand, daß die Stuarts in der Zeit ihrer Verbannung in Frankreich gelebt haben und von hier einige franzöſiſche Einflüſſe in die Heimath übertragen haben mögen, für eine Rückwirkung von England her empfänglich gemacht hat. Die eigentliche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich, wie ſie einen beſtimmten Gegenſatz zu der des siècle de Louis XIV. bildete, die mehr oder weniger auflöſenden Richtungen Montesquieus, Voltaires, und der Encyklopädiſten ſind größtentheils aus Anregungen hervorgegangen, welche die engliſche Litteratur, zum Theil freilich ganz unſchuldigerweiſe, gegeben hatte, wie dies von Villemain ſehr einleuchtend dargeſtellt worden iſt, und daß die franzöſiſche Litteratur einem ausländiſchen Einfluſſe in ſolchem Maße unterlag, iſt eine um ſo bedeutungsvollere Thatſache, da ſie ſich im Uebrigen mit Recht als die herrſchende Litteratur in Europa betrachten konnte.

Weit friedlicherer Natur war die Einwirkung der engliſchen Litteratur auf die deutſche, denn in Deutſchland galt es zunächſt nur eine ſchöne Nationallitteratur zu begründen, während in Frankreich eine ſolche gerade in der Litteratur des siècle de Louis XIV. ſchon beſtand, und wenn man auf dieſem Gebiete weitere Fortſchritte verlangte, meiſtens ſchon anderweitige Tendenzen im Hintergrunde lagen, denen die Poeſie nur dienen ſollte. Nichtsdeſtoweniger dient die Hinweiſung auf die engliſche Litteratur gerade in Deutſchland am entſchiedenſten einem beſtimmten Prineipe und zwar im direeten Gegenſatze zur altfranzöſiſchen, die eben über Deutſchland die eiſernſte Herrſchaft ausübte, und mit welcher hier auf fremdem Boden natürlich keine Verſchmelzung möglich war.

Alle Erörterungen über den Gang der deutſchen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, die ich bis jetzt habe anſtellen müſſen, beruhten auf der Grundanſicht, daß in derſelben zwei Hauptabſchnitte zu unterſcheiden ſeien: die for-

melle Durchbildung und Einschulung mittels der Regel, wie sie durch die Barbarei, die freilich nicht, wie jene Zeit es ansah, ein Erbtheil des Mittelalters, sondern vielmehr in Folge des Unterganges der eigentlichen mittelalterlichen Bildung entstanden war, allerdings nöthig geworden war, und die Lossagung von der bloßen Regel, die praktische Durchführung der Einsicht, daß die Regelrichtigkeit nichts als negative Bedingung eines musterhaften Litteraturerzeugnisses sei. Wenn die erstere Richtung sich der Sage nach zwar an die Alten, die Sache nach aber an die alten Franzosen angelehnt hat, so ist die letztere vorzüglich an dem Studium der gleichzeitigen englischen Schriftsteller erstarkt.

Man hätte in der That gerade jetzt keine besseren Muster wählen können, denn was man in Deutschland anstrebte, war in England so eben erreicht. Auch hier war, wenn auch die Gegensätze nicht so schroff auftraten, der reine Kunstgenius der Elisabethanischen Zeit im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts ein wenig verliederlicht und das sogenannte goldne Zeitalter unter der Königin Anna hatte durch strenge Formbildung, die man dem Studium der Alten und zum Theil auch hier den Franzosen verdankte, den austretenden Strom wieder in ein gleichmäßiges Bette gebracht, wo denn die tüchtige Naturgrundlage der Engländer das Eintreten einer blos formalistische Periode glücklich verhinderte. Und so sind denn auch die ersten, welche die deutsche Litteratur auf naturgemäßere Wege leiteten, Wernike, Hagedorn, Haller, mögen auch der Erstere und der Letztere gegen die Angabe, daß sie eben diese oder jene bestimmte Muster in der englischen Litteratur vor Augen gehabt hätten, Einsprache gethan haben, das was sie waren, größtentheils dadurch geworden, daß sie dieses Geistes derselben überhaupt inne zu werden und ihn in die deutsche zu übertragen wußten.

Allein diese Einwirkung der englischen Litteratur auf die deutsche hatte einen gleichmäßigen und fruchtbaren Fortgang eben deshalb nicht, weil hier jene Gegensätze einander in großer Schroffheit gegenüberstanden. Man fühlte wohl das Bedürfniß fremder Einwirkung und lieh derselben auch ein Ohr, aber man hatte zu scharf ausgesprochene Tendenzen, als daß man sich ihr unbefangen hätte hingeben und nicht vielmehr das, dessen Anblick diese Einseitigkeit zu heilen geeignet gewesen wäre, im Sinne derselben hätte ausdeuten und sich also durch dieselbe in ihr hätte bestärken sollen.

Die verschiedenen Schulen in der deutschen Litteratur machten es damals mit der englischen Litteratur, wie die Theologen es immer mit der Bibel gemacht haben: was Gültigkeit haben sollte, mußte drin stehen, und folglich mußte das, wovon sie wünschten, daß es Gültigkeit hätte, sich drin finden lassen, und was sich sonst drin hätte finden lassen, aber in ihren Kram nicht paßte, ward wie das Gift behandelt, daß die Biene in der Fabel eben drin läßt. So verfuhr schon Gottsched, der ja, insofern er die Regel nicht als positiv annehmen, sondern auf die Vernunft gründen wollte, einem gewissen Zurückgehen auf Natur und gesunden Menschenverstand ganz entschieden huldigte; daß seine Frau den Speetator und andere Wochenschriften nach Deutschland verpflanzte, und zuletzt auch den ächten Cato des Addison, war ihm gerade recht, und was er in der englischen Litteratur nicht billigen konnte, suchte er als Nebensache, als vereinzelte Verirrung darzustellen. Näher freilich mußten sich die Schweizer den Engländern verwandt fühlen, denn die Los-

ſagung von der bloßen Regel, welche durch das Studium der letztern befördert wurde, war ja gerade ihre Aufgabe. Aber ſie verfielen in Folge deſſen nur um ſomehr in eine ſchiefe Auffaſſung und mißbräuchliche Anwendung der engliſchen Litteratur. Ich habe oben ausgeführt, daß ihr Streben nach Inhalt ſie zu einem einſeitigen Poſitivismus verführt habe, bei welchem nun wieder das Element der Verſtändigkeit und Correctheit allzuſehr in den Hintergrund getreten ſei, — er machte ſich in Klopſtock's Meſſias und mehr noch in den ihm nachfolgenden Patriarchaden geltend. Eben dieſem Poſitivismus ſollte nun die engliſche Litteratur dienen und es wurde mit Vorliebe aus derſelben hervorgehoben, was zu dieſem Zweck allenfalls brauchbar ſchien, Milton's verlornes Paradies, Young's Nachtgedanken, die Todtenbriefe der Eliſabeth Rowe, die beſchreibende Poeſie Thomſon's u. dgl. — wie ganz irrthümlicher Weiſe, iſt offenbar; dieſe Schriftſteller waren eben ſchlechthin mehr als Andere gefühlvoll, religiös, phantaſiereich, aber von einer Tendenz, dieſe Elemente in die Litteratur einzuführen, kann bei ihnen nicht die Rede ſein, denn ihnen war ja ein Gottſched, gegen welchen ſie dieſelben hätten geltend machen müſſen, nicht vorangegangen, ebenſo wie das Weſen der ältern franzöſiſchen Dichtkunſt, die doch immer eine nationale war, keineswegs ſo ſehr die bloße Regelrichtigkeit iſt, wie Gottſched, dem es nur auf dieſe ankam, ſie ſich aus ihr abſtrahirte.

Dieſe Befangenheit in den Intereſſen und Richtungen, die man nun einmal verfolgte, ging — und darin ſtimmten dieſesmal beide Parteien überein, — ſoweit, daß man die Hauptſtärke der engliſchen Litteratur, die noch obendrein mit der ſchwächſten Seite der deutſchen zuſammenfiel, und alſo zuerſt hätte in's Auge gefaßt werden müſſen, gänzlich überſah. Ich meine die dramatiſche Poeſie, auf welche ſich heutigen Tages der Ruhm der engliſchen Litteratur, was wenigſtens die Dichtkunſt anbetrifft, faſt allein gründet, nachdem wir, was früher vorzüglich in ihr geſchätzt wurde, theils überhaupt nicht mehr hoch anſchlagen, theils anderwärts urſprünglicher und beſſer aufgefunden haben. Man kann zwar die deutſchen Kritiker aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts damit entſchuldigen wollen, daß gerade in der gleichzeitigen engliſchen Litteratur, die ihnen, wie oben erwähnt worden, zunächſt vor Augen trat, die dramatiſche Partie die glänzendſte nicht geweſen, namentlich iſt der Vorwurf ſittlicher und äſthetiſcher Zügelloſigkeit, den die franzöſiſche Denkweiſe dann auf die ganze engliſche dramatiſche Litteratur übertrug, manchen Schriftſtellern, die damals noch in friſchem Andenken ſtanden, gegenüber gar wohl begründet, doch wäre auch von dieſem engliſchen Drama für die Deutſchen noch immer unendlich viel zu lernen geweſen. Die Urſache, daß man es nicht that, iſt ſehr einfach. Es würde ein Irrthum ſein, wollte man auf Gottſched's Seite denſelben blos darin finden, daß die engliſche dramatiſche Poeſie den Geſichtspuncten, die er von der franzöſiſchen abſtrahirt hatte, widerſprach, weshalb er nur den Addiſonſchen Cato, der ſelbſt nach franzöſiſchem Muſter zugeſchnitten war, habe gelten laſſen und ſpäter allerdings heftig gegen die engliſche Bühne habe polemiſiren laſſen, denn auch bei ſeiner franzöſirenden Dramatik kam es ihm, wie ich an einem andern Orte geſagt habe, viel weniger auf das Drama ſelbſt, als auf die allgemeine Litteraturreform an, für welche daſſelbe ihm ein geſchicktes Organ zu ſein ſchien: Gottſched hatte für das eigentlich dramatiſche im Grunde gar keinen Sinn. Und eben dies iſt bei den

Schweizern in höchſten Grade der Fall. Sie haben zwar Gottſched's Cato und Iphigenia nicht ungehudelt gelaſſen, aber dabei kommen ſie über ihre allgemeinen äſthetiſchen Kategorieen nicht hinaus*); wo ſie ſelbſt auch nur im

*) Es giebt ein Bändchen: „Kritiſche Betrachtungen und freie Unterſuchungen zum Aufnehmen und zur Verbeſſerung der deutſchen Schaubühne.“ Mit einer Zuſchrift an die Frau Neuberin, Bern 1743. Der Verfaſſer der Zuſchrift ſagt: er habe ſie nie geſehen, wiſſe aber aus dem Vorſpiel von Roſt, daß ſie es allein ſei, durch die Gottſched auf der Bühne etwas gegolten, und durch die er wiederum geſtürzt ſei; die Zeit wo ſie mit ihm gebrochen, wird als der beſtimmte Periodus angeſehen, wo die erbärmlich erhabene Schreibart der gottſchediſchen Schule von der Schaubühne verbannet und dagegen die natürliche und genaue eingeführt worden. Sie wird bedauert, daß ſie ſich mit Gottſched's Iphigenia und Cato abgeben müſſen. „Sobald Sie ihm mit Ihrer lebendigen Action den Rücken nicht mehr halten, ſo wird es uns nicht ſchwer fallen, den Mangel, der ſeine Arſenen, Portien, Catonen, Iphigenien, Clytämneſtren an eigenem Leben und Empfindungen haben, jedermann ſichtbar zu machen und die Gottſchediſche Schaubühne in der Blöße darzulegen, in welcher deſſelbigen Dichtkunſt in einem benachbarten Canton aller Welt gewieſen worden.“ — Die Verfaſſer erklären dann und wann eine dgl. Veröffentlichung machen zu wollen, geben alſo zuerſt das Vorſpiel von Roſt, dann — mit neuer Seitenzählung — critiſche Betrachtungen über einige Auftritte der Gottſchediſchen Iphigenie. Hier wird im Vorbericht weiter ausgeführt, daß Gottſched in Bezug auf das Drama der Neuberin ſo gut wie Alles verdanke — ſie habe auch die Ueberſetzung der Iphigenia zum Theil gemacht. Eine fernere Brochüre: Lob der angenehmen Nachläſſigkeit und der glücklich auffahrenden Hoheit in Herrn Gottſched's überſetzter Iphigenie, ſowie, mit fortlaufenden Seitenzahlen: Von der innerlichen Beſchaffenheit des mechaniſchen Originalſtückes von dem deutſchen Cato. Was ſie daran ausſetzen iſt dies: „die innerlichen Eigenſchaften des Trauerſpiels müſſen einestheils und vornehmlich von dem poetiſchen Feuer, von der Erfindungskraft, und dem vortrefflichen Naturelle in die Feder gebracht werden; ſie ſind eine Gabe der freien Natur, und wen ſie ſelbſt nicht damit verſehen hat, der darf ſich nicht ſchmeicheln, daß er ſie durch mechaniſche Kunſtmittel zu Wege bringen werde. Denjenigen großen Männern ſelbſt, welche ſie von ihr empfangen haben, kommt das Vermögen nicht zu, etwas davon an andere zu verſchenken, oder ſonſt zu überlaſſen, ſo fern iſt es, daß Jemand, der ſelber Nichts davon im Beſitze hat, ſie andern mittheilen könne. Der Menſch mag auch mit Lernen, mit Studiren, mit Arbeiten und Beſtreben ſich von allen andern Dingen Meiſter machen, aber dieſe kann er damit nicht erlangen. Indeſſen ſind ſie von ſolcher Kraft, daß ein Jeder, der ſich ohne denſelben in einiger Dichtart der Poeſie annimmt, nichts rechtſchaffenes an den Tag bringen kann, ſondern ſein Gedicht vor eines andern, der damit begabet iſt, verſchwinden ſehen wird, ob dieſer andre gleich von der Mechanik der Kunſt wenig verſtehet und wenig beobachtet.“

„Andrentheils ſind dieſe innerlichen Stücke Früchte des feinen Verſtandes, dem es zu kommt, die Geburten des Naturells und der Erfindungskraft nach ihren Arten und Tugenden in gewiſſem Maße, Verhältniſſe und Grade zuſammenzuſetzen, einzutheilen und der abſonderlichen Abſicht gemäß auszutragen. Dieſer Verſtand kann den natürlichen Talent zum Erfinden, wo er mangelt, gewiſſermaßen erſetzen, nämlich in ſo weit er lehren kann, wie man den Schatz und den Vorrath, der ſchon von andern erfunden worden, geſchickt gebrauchen, ihre Bilder, Begriffe und Schönheiten in einer methodiſchen eingeſchränktern und bequemern Form anbringen könne, ſo daß das Gemüthe ſie beſſer faſſen kann. Die Bearbeitung und die Regeln, die wir von ihm bekommen, verdienen eigentlich allein den Namen der Kunſt mit Recht, und es iſt nur ein Mißbrauch, wenn dieſer Titel der groben Mechanik mitgetheilt wird. Die Kunſt iſt nichts anders als eine kluge Schaffnerin, die ſich damit ausbringt, daß ſie die Reichthümer der Erfindungskraft beſorget und verwaltet. Sie läßt ſich darum gewiſſermaßen lernen, ſo wie ſie mit Lehren und Regeln umgeht; dennoch fordert ſie von ihren Lehrlingen einen gewiſſen Theil Verſtandes zum Voraus, nämlich ſo viel als nöthig iſt, ihre Regeln in ihrem Urſprung,

Entfernteſten Hand anlegen, gerathen ſie geradezu in's Abenteuerliche: Gottſched erzählt mit großem Jubel in der Vorrede zu ſeinen Gedichten, Bodmer habe an Schuch, den bekannten Principal einer Schauſpielergeſellſchaft, nach Baſel geſchrieben, er möge nach Zürch kommen, nicht etwa um tragiſche und komiſche Schauſpiele daſelbſt aufzuführen, ſondern um durch ſeine geſchickteſten Perſonen beiderlei Geſchlechts den Meſſias auf öffentlicher Bühne herſagen zu laſſen, der Brief ſei vorhanden. Leſſing bemerkt dazu (III. 150), die Wahrheit der Anekdote vorausgeſetzt, ſei ſie ſo gar lächerlich doch nicht, als ſie dem Herrn Profeſſor ſcheine: es ſeien auch bei den Römern verſchiedene Arten von Gedichten auf der Bühne vorgetragen worden, ob denn Gottſched vergeſſen habe, daß Virgil ſelbſt ſein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgeleſen habe? Ich glaube hier wird Gottſched doch einmal Recht behalten; Bodmer hatte ja nicht Klopſtock berufen. Die Schweizer Kritiker haben, man mag ſagen, was man will, immer etwas Bäuriſches behalten, ſo darf dann auch hier wohl Bodmer's dramatiſcher Geſchmack mit dem ſeiner Nachbarn in dem bairiſchen Alpen verglichen werden: er ſtand eben noch auf dem Standpunete der Myſterien, und das iſt doch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts des Guten etwas zu viel. Mehr als abenteuerlich ſind dann ferner die dramatiſchen Verſuche Klopſtock's; für die Bodmer'ſchen, die ſich dieſen anreihen, giebt es nun vollends im ganzen Bereiche der Sprache keine genügende Bezeichnung, und Wieland hat nicht nur, als er im Gefühl eigenen Mangels nach fremdem Gut die Hand ausſtreckte, ſeine geringe Sachkenntniß dadurch bewieſen, daß er wie der Rabe in der Fabel, Rechenpfennige ſtatt des Goldſtückes einſteckte, nämlich den Rowe überſetzte, ſondern auch ſpäter, in einem Brief an Fr. H. Jacobi ſelbſt bekannt, daß es ihm für alles Dramatiſche eigentlich ganz und gar an Sinn gebreche.

Dieſe Lücke auszufüllen, mußte Leſſing, der ſowohl über den Formalismus Gottſched's als den Poſitivismus der Schweizer hinweg war, ganz eigentlich für ſeine Aufgabe erkennen. Es gränzt ans Unglaubliche, ein wie jungfräuliches Feld er hier vorfand. In Gottſched's nöthigem Vorrath ſind als aus dem Engliſchen überſetzt bis zum Jahre 1750 nur drei Stücke namhaft gemacht: der Peter Squenz des Gryphius, der Cato Gottſched's und der Julius Cäſar von v. Borck, im Jahre 1754 kommen dann hinzu die Venice preserved des Otway in der wiener Schaubühne, theils nach dem Original, theils nach einer franzöſiſchen Nachahmung bearbeitet und ein Band neueſter Proben der engliſchen Schaubühne, enthaltend Hoadley's Luſtſpiel der argwöhniſche Ehemann und Edward Moore's Trauerſpiel, der Spieler, und wie Leſſing ſelbſt früher ſchon das engliſche Luſtſpiel benutzt hatte, iſt oben angeführt worden. In demſelbem Jahre ſchrieb Nicolai in dem elften

---

ihrer Kraft, und ihrem Endzweck einzuſehen, und an jedem Orte zu ſeiner Abſicht geſchickt zu gebrauchen."

„Wenn ich weder die vividam vim animi, noch zum wenigſten dieſe Portion Verſtandes, der die weſentliche Kunſt begleiten muß, in dem deutſchen Cato antreffe, ſo wird der Urheber mir es mit der Gütigkeit verzeihen, mit welcher er es der Natur verzeihet, daß ſie ſolche nicht in ihn geleget hat, denn ſie hat mehr Schuld, daß ſie ihn damit nicht ausgerüſtet hat, als ich habe, daß ich ſie bei ihm nicht angetroffen habe."

Briefe über den Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften — was E. Schlegel ſchon vor 1749 in dieſem Sinne geſagt hat, iſt erſt ſpäter gedruckt worden — nach einem Lobe Shakeſpeare's, das ich ſeiner Zeit anführen werde, die naiven Worte: „Es wäre überhaupt zu wünſchen, daß die engländiſchen Schauſpiele bei uns nicht ſo wenig geſchätzt würden.“ Es ſei eine wahre Schande, ſetzt er hinzu, daß Gottſched und die unter ihm ſtehende Geſellſchaft der freien Künſte alle engländiſchen Luſtſpiele für pöbelhaft, und alle engländiſchen Trauerſpiele für blutig und gräßlich habe ausgeben dürfen — wie dies nach dem Vorgange von Riccobonis réflexions historiques et critiques sur les divers théâtres de l'Europe geſchehen war, wo Shakeſpear, deſſen Name oftmals vorkommt, nur Shaskpear heißt. „Wer das engländiſche Theater kennt,“ ſchließt Nicolai, „der weiß, daß es in ſeiner Art ſo viel vorzügliches hat, wie das franzöſiſche.“ Während dieſes geſchrieben wurde, muß Leſſing ſchon mit dem Plan zur Miß Sara Sampſon umgegangen ſein, denn im Anfang des Jahres 1755 ging er nach Potsdam, (er ſchreibt am 15. Februar von da an Mendelsſohn) um dieſelbe ungeſtört auszuarbeiten, welcher Aufgabe er ſich ſo ausſchließlich widmete, daß er hier nicht einmal Kleiſt beſuchte, der hier in Garniſon lag und ihn vielleicht ſchon in Berlin einmal hatte kennen lernen*). Kleiſt ſchreibt den 2. April 1755 an Gleim: „Unſer Leſſing iſt ſieben Wochen hier in Potsdam geweſen, allein Niemand hat ihn geſehen. Er ſoll hier, verſchloſſen in ein Gartenhaus, eine Komödie gemacht haben. Er hätte vielleicht eine beſſere gemacht, wenn er ſich nicht verſchloſſen hätte, denn es giebt hier auch gar viel Narren zu belachen.“

Aber Leſſing verfuhr bei dem Verſuch, der deutſchen dramatiſchen Poeſie mittels der engliſchen Litteratur aufzuhelfen, auf ganz andere Weiſe, als

---

*) Nicolais Anmerkung zu XII. 81. Kleiſt war noch 1756 empfindlich darüber, daß Leſſing ſich nicht um ihn bekümmert; Ewald ſchreibt ſchon am 3 Juli 1754 an Nicolai: „Herrn Leſſing wünſchte ich wie Sie einmal hier zu ſehen; könnte denn nicht Kleiſtens und mein Verlangen einmal erfüllt werden.“ K. Leſſing erzählt, Leſſing habe hier keine lebendige Seele geſprochen, außer dem Factor der dortigen Voſſiſchen Buchhandlung, einem beſchränkten Mann, der ſehr leicht etwas bewunderte und oft die gewöhnlichſte Sache ſehr ſonderbar fand. Leſſing bediente ſich zu ſeiner Erholung deſſen Schwäche, und ein Gedanke, den der ehrliche Mann nicht in ſeinem Katechismus fand, gab dazu oft Stoff vollauf. Es kam endlich ſo weit, daß er gegen alle Freunde im Ernſt behauptete, Leſſing habe ſich überſtudirt. — Vielleicht läßt ſich indeſſen noch ein anderer Potsdammer Bekannter Leſſing's nachweiſen. Es findet ſich unter den Fragmenten (I. 172) eins aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp** das mit den Worten ſchließt:

Die Muſen ſtaunen ſanft, bei Helden ſich zu finden
Die ihrer Lorbeern Schmuck in Mavors Lorbeern winden.

Dieſer Herr von Sp** muß alſo ein Officier geweſen ſein, und da möchte man auf einem gewiſſen v. Spilcker, einen Officier in Potsdam, rathen, mit welchem Gottſched eine Zeit lang in Briefwechſel ſteht, der aber dieſem untreu wird. Man findet ihn auch ſonſt in dem Sinne angeführt, daß v. Kleiſt nicht der erſte preußiſche Officier ſei, der ſich mit deutſcher Litteratur beſchäftigt. Leſſing's Verbindung mit ihm iſt um ſo wahrſcheinlicher, da Schönaich am 2. Sept. 1752 an Gottſched ſchreibt, v. Spilcker habe ſich wegen der Ausgabe ſeiner Gedichte, die Gottſched nicht beſorgen zu wollen ſcheine, an Voß gewendet, der dieſelbe Mylius übertragen. Nicolai, der dies nicht wiſſen konnte, behandelt ihn in ſeinen Briefen über den Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften als Gottſchedianer und verächtlich.

diejenigen, welche in andern Gebieten ein ähnliches Ziel verfolgten. Die letzteren haben ſich größtentheils nichts Höheres zu denken gewußt, als daß es gelingen möchte, irgend eine Gattung, wie ſie ſie in der engliſchen Litteratur eben vorfanden, auf deutſchen Boden zu verpflanzen, gerade ſo wie man bis dahin gemeint hatte, Alles gewonnen zu haben, wenn man die franzöſiſchen Muſter genau copirte, und es könnte zu allerlei Betrachtungen Anlaß geben, bis wie weit hinein in das Jahrhundert, in welchem unſere Nationallitteratur wiedererſtehen ſollte, ſolcher Wechſel der Dienſtbarkeit für Befreiung gegolten hat. Leſſing iſt auch hier der wirklich Freie; wenn auch er hier noch nicht ohne die Hülfe des Auslandes mit ſeinem Gebäude zu Stande zu kommen weiß, ſo entlehnt er doch nicht mehr von ihm den Riß zu demſelben, ſondern allenfalls nur das Material. Die Miß Sara Sampſon iſt nichts weniger, als eine bloße Nachahmung einer Gattung engliſcher Tragödien, die damals etwa im Schwange geweſen wären, oder gar eines einzelnen Muſters, ſondern wenn ſie allerdings durch die Bekanntſchaft mit dem engliſchen Theater veranlaßt worden iſt, ja geradezu auf ein einzelnes Stück deſſelben zurückweiſ't, ſo führt ſie dagegen ein ganz neues Princip in die dramatiſche Poeſie ein, an welches auch die Engländer durchaus nicht gedacht hatten. Und nun iſt auch dieſes Princip gerade wieder der engliſchen Litteratur entlehnt, nämlich einer andern Litteraturgattung in derſelben, was denn um ſo mehr auf Leſſing's Seite nicht nur eine viel freiere Herrſchaft über dieſe Dinge beweiſt, als die Andern ſie beſaßen, ſondern auch ein viel tieferes Verſtändniß derſelben, denn es trifft ſich, daß dieſes Princip gerade dasjenige iſt, mit welchem die damalige engliſche Litteratur wirklich ein ganz neues Ferment in die Entwickelung der europäiſchen Litteraturrichtungen hineinſchleuderte.

Die Miß Sara Sampſon iſt die erſte bürgerliche Tragödie in Deutſchland und ſie enthält eine eigenthümliche Auslegung des Princips dieſer Dichtungsart — darin iſt ihre ganze litterarhiſtoriſche Bedeutung ausgeſprochen.

Die Eigenthümlichkeit der altfranzöſiſchen Poetik, welcher, wie wir oben geſehen haben, auch Leſſing bis jetzt in der Hauptſache angehangen hatte, beſonders ſo weit ſie das Drama anbetrifft, Alles auf beſtimmte Normen zurückzuführen, in einen Begriff und eine Regel einzufangen oder wie Göthe es nennt, zu bepaalen, iſt allbekannt. Sie iſt in ihrem Urſprunge, wie ich weiter unten noch erörtern werde, nicht ganz ſo unkünſtleriſch, wie man gemeiniglich annimmt, aber deshalb war ſie freilich um nichts deſtoweniger das asylum ignorantiae mittelmäßiger Köpfe, die bei dem geheimen Bewußtſein ihrer Unproductivität doch dem Ehrgeiz nicht entſagen mochten, im Schweiße ihres Angeſichts — ôtez-en la difficulté, et vous en ôtez le mérite, ſagt Voltaire in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung der drei erſten Acte von Shakeſpeare's Julius Cäſar vom Alexandriner — ihren täglichen Lorbeer zu erwerben, und im Einzelnen die Quelle von Beſtimmungen, die an Willkürlichkeit und Grillenhaftigkeit nur mit den Vorſchriften der Etiquette des Reiches der Mitte, in welchem das damalige Frankreich einen Idealſtaat zu erblicken geneigt war, verglichen werden können. Die Zurückführung der Hauptgattungen des Dramas auf die Darſtellung verſchiedener Stände oder die obligatoriſche Vertheilung der letzteren unter jene, iſt davon ein Beiſpiel. Ariſtoteles erörtert im Anfange der Poetik mit ſeiner gewöhnlichen verſtändigen Klarheit, wie die Poeſie, als die Darſtellung des menſchlichen Lebens, nach der Grundſtimmung der Indivi-

duen (*κατὰ τὰ οἰκεῖα πάθη*) in zwei Hauptgattungen habe zerfallen müſſen. Die ernſter und höher Geſtimmten wählten ſich bedeutende und großartige Vorfälle aus, oder doch ſolche, welche bedeutende und große Individualitäten betrafen (*οἱ μὲν σεμνότεροι τὰς καλὰς ἐμιμοῦντο πράξεις καὶ τὰς τῶν τοιούτων*), diejenigen dagegen, deren Sinn auf Niedrigeres gerichtet war, entnahmen die Stoffe ihrer Darſtellung einer niedrigern Sphäre (*οἱ δὲ εὐτελέστεροι τὰς τῶν φαύλων*), und ſchrieben Spottgedichte, wie jene Hymnen und Enkomien, während Homer in beiden Gattungen das dramatiſche Element einführte, ſo daß ſich der Margites zur Komödie verhält, wie die Ilias und Odyſſee zur Tragödie, und als nun die letztern beiden Dichtungsarten ſelbſt aufkamen, theilten ſich die Dichter jener angebornen Grundſtimmung zufolge in dieſelben, und diejenigen, welche ſonſt Jamben gedichtet hatten, wurden Komödiendichter, die ſich aber dem Epos gewidmet hatten, ſchrieben Tragödien, denn dieſen beiden Gattungen iſt eine großartigere und höhere Auffaſſung gemeinſam (*διὰ τὰ μείζω καὶ ἐντιμότερα εἶναι τὰ σχήματα ταῦτα ἐκείνων*), die Komödie aber iſt wie der Jambos, eine Darſtellung von Individualitäten geringerer Art (*μίμησις φαυλοτέρων*). Dieſe Eintheilung, welche, ſo wie ſie ausgeſprochen iſt, und ohne Rückſicht auf die hiſtoriſchen Kunſtgeſtaltungen betrachtet, die Ariſtoteles bei ihr im Auge hatte, keinen andern Sinn zu haben ſcheint, als daß der tragiſche Dichter das Bedeutende und Großartige, der komiſche das Gemeinere und Gewöhnlichere, wo und unter welcher Form es ſich ihnen immer darbieten mag, darzuſtellen habe, gewann nach der Anſchauung der Griechen ſogleich noch eine andere Bedeutung, welche, als man das Verſtändniß der letzteren verloren hatte, zu den gröbſten Mißverſtändniſſen Anlaß geben mußte. Nämlich vermöge der bekannten Grundeigenthümlichkeit griechiſcher Kunſt, die alles Hervorragende und Große nur in Uebertragung auf die Götter- und Heroenwelt, nur als eine Ausgeſtaltung dieſer letzteren auffaßt, gleichwie wir alle, um Gedanken und Vorſtellungen auszudrücken, auf das Organ einer bereits gebildeten Sprache hingewieſen ſind, ohne daß wir uns durch dieſe Feſſel irgend beengt fühlten. Wie die bildenden Künſtler nicht „einen Kopf eines würdevollen Mannes", nicht ein „ſchönes Weib" bildeten, ſondern einen Zeus oder eine Aphrodite, ſo wurden auch die Tragödien ganz von ſelbſt zu Oedipen und Elektren u. ſ. w., und wäre tauſendmal das Grundaperçu zu der letztern dem Künſtler bei einer Lais aufgegangen, ohne darum weniger aus dem Leben gegriffen zu ſein. Daher denn für die Tragödie die von Diomedes aufbewahrte Definition des Theophraſt: *ἡρωικῆς τύχης περίστασις* — wogegen denn in der neuern Komödie ſich eine Darſtellung derjenigen Handlungen und Vorfälle des menſchlichen Lebens ausbildete, welche einer Erhebung in jene Sphäre nicht fähig ſind. Aber ſchon das ſpätere Alterthum hat den Sinn dieſes Gegenſatzes nicht mehr begriffen, weil ihm die Heroenwelt überhaupt gar nicht mehr die geiſtige Idealwelt war: dem zufälligen Umſtande zufolge, daß die Heroen der Tragödie meiſtens Könige, wenigſtens Königsſöhne ſind, in der Komödie aber, welche den Theil des Lebens der Gegenwart, der ſich mit Hülfe jener Typen nicht ausdrücken ließ, natürlich die Bürger der Republiken ſelbſt auftraten, formulirte man den Gegenſatz ſo, daß, wie z. B. Diomedes ſagt: Comoedia a Tragoedia differt, quod in tragoedia introducuntur duces heroes reges, in Comoedia humiles atque privatae personae. Dies ging dann auch in die Poetik des Julius Cäſar Scaliger über, aus

welcher die Modernen ihre Weisheit meiſtens geſchöpft haben: es heißt hier im ſechsten Kapitel des erſten Buches: Tragoedia sicut et Comoedia in exemplis humanae vitae confirmata tribus ab illa differt, personarum conditione, fortunarum negotiorumque qualitate, exitu .... In illa e pagis sumpti Chremetes, Davi, Thaides loco humili .... in tragoedia Reges, ex urbibus, arcibus, castris, und im ſechs und neunzigſten Kapitel des dritten Buchs: Tragoedia quanquam huic Epicae similis est, eo tamen differt, quod raro admittit personas viliores, cuiusmodi sunt nuncii, mercatores, nautae et eiusmodi. Contra in Comoedia nunquam Reges, nisi in paucis, quemadmodum lusit Plautus in Amphitruone, deſſen Erklärung über das Tragico-comoedia denn aber von Hedelin ausdrücklich als Beleg dafür, daß die Alten die Stände in den Gattungen ſorgfältig geſondert gehalten, angeführt wird. Und wenn dieſe Aeußerungen bei Scaliger immer noch eine gewiſſe Harmloſigkeit haben, inſofern die übrigen Beſtimmungen, daß die Tragödie zum Inhalt eine rem atrocem u. ſ. w. habe, die freilich der Forderung der Fürſtlichkeit der Helden voranſtehen ſollten, weil nur im Kreiſe der letzteren ſolche Handlungen ihre rechte Durchführung finden könnten, derſelben wenigſtens zuſammenhangslos beigeordnet werden, ſo kehren die Franzoſen, welche eine Hofpoeſie und dazu den Ariſtokratismus des modernen Hoflebens ſelbſt zu ſchaffen im Begriff waren, die Sache gar um und ſtellen den Standesunterſchied voran, und Hedelin ſagt in ſeiner Pratique du théâtre, die das eigentliche Complimentirbuch der franzöſiſchen Tragödie iſt (Liv. II. chap. 3.), eine Tragödie ſei Une chose magnifique, sérieuse, grave et convenable aux agitations et aux grands revers de la fortune des princes. Und demzufolge wird an demſelben Orte decretirt: Le théâtre étant peu à peu et par degrès monté à sa dernière perfection, devînt enfin l'image sensible et mouvante de toute la vie humaine. Or comme il y a trois sortes de vies, celle des grands dans la cour des rois, cette des bourgeois dans les villes, et celle des gens de campagne: le théâtre aussi a reçu trois genres de poëmes dramatiques, qui portent en particulier le caractère de chacune de ces trois sortes de vies, savoir la tragédie, la comédie, et la satyre ou pastorale.*)

*) Wie früh dieſe Theorie auch nach Deutſchland verpflanzt worden, davon ſiehe ein Beiſpiel oben bei Gelegenheit des Henzi. Das Tollſte bei dieſer Theorie iſt, daß das Schäferſpiel, das ſentimentale bebänderte Schäferſpiel, den Bauerſtand darſtellen ſollte. Das war ſchon Gottſcheden zu arg, und er übertrug daher dieſe Zurückführung der dramatiſchen Gattungen auf die Standesunterſchiede nur bedingter Weiſe nach Deutſchland. An dem ganzen Unfuge war kein Geringerer Schuld geweſen als Scaliger. Dieſer ſagt im dritten Kapitel des erſten Buchs ſeiner Poetik, die älteſte Gattung des generis dramatici — er legt die Ariſtoteliſche Dreitheiligkeit der Poeſie zu Grunde — ſei das pastorale, proximum, comicum, ex quo ductum tragicum, und im folgenden Kapitel heißt es: Vetustissimum igitur poematis genus ex antiquissimo vivendi more ductum esse par est. Nun ſei das die Lebensart des Hirten, Jägers, Ackerbauers, aber die letzteren beiden Klaſſen ſeien zu beſchäftigt: Pastor otiosus, videtur autem modulatio in pastionibus inventa primum, vel naturae impulsu, vel avicularum imitatione, vel arborum sibilis, otium enim voluptatis ac lasciviae pater. Hier entſtehe das amoebäiſche Gedicht, das man als den Anfang des Drama's zu betrachten habe, und von dieſem leitet dann Scaliger mittels des κῶμος und der alten Lehre, daß das Satyrſpiel der Urſprung der Tragödie geweſen, auch dieſe und die Komödie ab. Eben dieſe Dinge wiederholt der Abbé d'Aubignac, indem er nur hinzuſetzt: Ces trois genres de poëmes ne sont pas maintenant sur le théâtre avec le même visage qu'autrefois, car à

Gegen dieſen Schematismus, ſo weit er den Gegenſatz zwiſchen Tragödie und Komödie anbetrifft, trat alsbald ein Mann auf, von welchem man es vielleicht am Wenigſten vermuthet, Corneille. Man betrachtet Corneille gemeiniglich als den Gründer des eigentlich franzöſiſchen Theaters, und er iſt es auch, aber an der ſchroffen Einſeitigkeit, bis zu welcher die Principien deſſelben hinaufgetrieben wurden, iſt er unſchuldig. Corneille hatte als ein wahrer Dichter ſeine Werke eingerichtet, wie es ihm ſein Genius eingab, der freilich von vorn herein ein Bischen in ſpaniſche Stiefel eingeſchnürt ſein mochte; hinterher kamen die Theoretiker und Racine, die Alles noch regelmäßiger und feiner zugeſchnitten haben wollten, und das Gerede vom Ariſtoteles aufbrachten und nun war Corneille le vieux Corneille, ein vir incomptus aus alter Zeit, ein Aeſchylus, der in der ariſtoteliſchen Poetik noch nicht recht mitzählt, ſondern in die origines verwieſen wird, und es bildeten ſich die Urtheile, welchen ſpäterhin Voltaire, ein eifriger Verehrer des Racine, in ſeinen Kritiken zum Aergerniß Vieler, denen der große Name doch noch imponirte, Sprache geliehen hat. Corneille ſelbſt beugte ſich nun dem neuen Zeitgeiſte zwar einigermaßen, indem er in ſeinen alten Tagen in den bekannten drei Discours und in den Examens ſeiner Stücke dieſe an dem ariſtoteliſchen Maaße mißt und zum Theil, wo ſie in dieſes Prokruſtesbette nicht paſſen wollen, nachträglich jämmerlich zuſammenhackt, im Ganzen aber enthalten offenbar jene Discours den ſtillen Proteſt eines Praktikers gegen die willkürlichen

---

commencer par la pastorale, c'est un poëme dramatique suivant les règles des autres, composé de cinq Actes, de plusieurs intrigues et d'agréables événemens, mais tout cela tenant de la vie champêtre. Man muß bedenken, daß, als Scaliger ſchrieb, in ganz Europa gerade die Schäferpoeſie in einer Weiſe herrſchte, daß Cervantes ſeiner Zeit am Ende des Don Quixote darauf hinweiſen konnte, ſie ſei eine Narrheit, die eine ganz ähnliche Behandlung werth ſei, wie er ſie ſo eben dem Geiſte der Ritterbücher habe angedeihen laſſen; auch hat das Naturleben im Süden an und für ſich doch immer eine poetiſchere Färbung. Die Fiſcheridyllen des Sannazar ſind auch durch Theokrit und Virgil hervorgerufen, und enthalten doch unverkennbar die lebendigſten Aperçus aus dem neapolitaniſchen Fiſcherleben. Gottſched ſagt geradezu, die Paſtoralpoeſie ſei eine Erfindung neuerer Zeit, und weiſt nach wie ſolche erſt in der Hälfte des 16. Jahrh. in Italien aufgekommen. Das Alterthum wiſſe von theatraliſchen Schäferſtücken nichts, ungeachtet nichts natürlicher geweſen wäre, als darauf zu gerathen. „Denn ahmet das Trauerſpiel die vornehmſte Klaſſe der Menſchen, ich meine das Leben der Könige und Fürſten, nach, ſo ſchildert das Luſtſpiel den Mittelſtand der Welt an Adel und Bürgern ab. Nun iſt noch die dritte Lebensart, nämlich der Landsleute übrig, deren wir bei den alten dramatiſchen Dichtern keine Nachahmung finden.“ Und auch das moderne Paſtoral gebe ſich damit nicht ab. Man müſſe Bauerſtücke, dergleichen wir ſchon von Hans Sachs hätten, von Schäferſpielen unterſcheiden „Will man wiſſen“, ſagt er ſo ungemein verſtändig, daß es faſt eben ſo komiſch herauskommt, wie die Thorheit, die er widerlegt, „worin das rechte Weſen eines guten Schäfergedichtes beſteht, ſo kann ich's kürzlich ſagen: in der Nachahmung des unſchuldigen, ruhigen und ungekünſtelten Schäferlebens, welches vor Zeiten in der Welt geführet worden. Poetiſch würde ich ſagen es ſei eine Abſchilderung des goldenen Weltalters, auf chriſtliche Art zu reden aber, eine Vorſtellung des Standes der Unſchuld, oder doch wenigſtens der patriarchaliſchen Zeit vor und nach der Sündfluth, denn die Wahrheit zu ſagen, der heutige Schäferſtand, zumal in unſerem Vaterlande, iſt derjenige nicht, den man in Schäfergedichten abſchildern muß. Er hat viel zu wenig Annehmlichkeiten, als daß er uns recht gefallen könnte. Unſere Landleute ſind mehrentheils armſelige, gedrückte und geplagte Leute. Sie ſind ſelten die Beſitzer ihrer Heerden, und wenn ſie es gleich ſind, ſo werden ihnen doch ſo viel Steuern und Abgaben auferlegt, daß ſie bei aller ihrer ſauern Arbeit kaum ihr Brod haben“ u. ſ. w.

Uebergriffe gelehrter Theoretiker. Wir ſehen ihn ſich überall auf ſeine expérience du théâtre berufen, die dieſes und jenes gar wohl rechtfertige, auch bemerkt er unter andern (ed. de Voltaire 1765 Tome XII. p. 296), was die Einheit des Ortes anbetreffe, ſo ſtehe davon weder im Ariſtoteles noch im Horaz ein Wort, man habe ſie daher ableiten wollen aus der Einheit des Tages. Daraus könnte doch aber nur folgen, daß der einige Ort den Raum umfaſſen dürfte, den ein Menſch, ob zu Fuß oder mit der Poſt, ſei auch noch unbeſtimmt, an Einem Tage durchmeſſen könne: die Alten hätten ſolche Einheit wohl beobachten können, denn da gingen die Dinge auf öffentlichen Markte vor, wir müßten uns darin mit möglicher Vereinfachung begnügen. Und ſo ſagt er denn auch in Bezug auf die Zurückführung der Tragödie und Komödie auf den Standesunterſchied (S. 200), wenn Ariſtoteles die letztere definire als eine imitation de personnes basses et fourbes, die Definition genüge ihm nicht, und da viele Gelehrte der Anſicht ſeien, die Poetik ſei nicht ganz auf uns gekommen, ſo möchte er annehmen, es habe ſich in den verlornen Theile noch eine beſſere gefunden. Er wirft dem Ariſtoteles vor, was freilich nur ſeine modernen Schüler trifft, deren Verhältniß zu ihm im äſthetiſchen Gebiete genau daſſelbe iſt, wie das der ſcholaſtiſchen Schulen im Mittelalter auf metaphyſiſchem — nachdem er vorher geſagt, das Drama ſtelle Handlungen dar, nehme er nachher den Eintheilungsgrund von den Ständen her, allein, lors-qu'on met sur la scène une simple intrigue d'amour entre les rois — vielleicht ein Stich auf Racine — et qu'ils ne courent aucun péril ni de leur vie ni de leur état, je ne crois pas que bien que les personnes soient illustres, l'action le soit assez pour s'élever jusqu' à la tragédie. Sa dignité demande quelque grand intérêt d'état, ou quelque passion plus noble et plus mâle que l'amour et veut donner à craindre des malheurs plus grands que la perte d'une maîtresse*). Freilich finde ſich eine „heroiſche Komödie" wie ſie ſich auf dieſe Weiſe ergeben würde, bei den Alten nicht, aber nous ne devons pas nous attacher si servilement à leur imitation, que nous n'osions essayer quelque chose de nous-mêmes, ſage doch auch Horaz nec non minimum meruere decus vestigia graeca ausi deserere und Tacitus bemerke richtig, was uns jetzt als Beiſpiel diene, ſei einſt ohne Beiſpiel geweſen, und, was wir Beiſpielloſes wagen, könne eines Tages zum Beiſpiel, auf das man ſich berufe, werden.

Wirklich knüpfte ſich gerade an dieſe Reflexionen über die Zurückführbarkeit oder Nichtzurückführbarkeit der beiden dramatiſchen Hauptgattungen auf den Unterſchied der Stände die erſte praktiſche Losſagung von der ſogenannten „Schaubühne nach dem Muſter der Alten," ſo wie das Entſtehen von Dichtungsarten an, die ihrem Geiſte nach gänzlich der modernen Zeit angehören. Doch geſchah dies in den verſchiedenen Ländern von Europa, die von jener

*) Berenice. Die Herzogin von Orleans, Henriette Anna von England hatte in dem Verhältniß des Titus zur Berenice ein Abbild desjenigen, in welchem Ludwig XIV. zu ihr geſtanden, zu erblicken geglaubt und den beiden Dichtern die Bearbeitung deſſelben übertragen. Racine machte die bekannte Tragödie daraus, Corneille eine comédie héroique die nach Voltaires Urtheil nicht zu leſen iſt. Es iſt immer anerkennenswerth, daß Corneille, der Alexander und Cäſar vor Ludwig XIV. Wagen geſpannt hatte, ſich denn doch zu dem kühnen Gedanken erhob, eine Liebſchaft deſſelben ſei darum noch kein würdiger Gegenſtand einer Tragödie.

Schaubühne in ihrer französischen Gestalt überzogen worden waren, auf verschiedene Weise.

In Frankreich selbst ging diese Angelegenheit den Weg, welcher in der Natur aller Kunstentwickelung überhaupt begründet ist. Auf die sorgfältige ja ängstliche Beobachtung der Regeln eines strengen Styls folgt eine immer entschiedener auftretende Neigung zur Nachahmung der Wirklichkeit, wie sie sich von allen Kunstüberlieferungen abhängig darstellt, und dies mußte um diese Zeit um so mehr der Fall sein, da jetzt die Nachahmung der Natur in principieller Allgemeinheit, auch theoretisch, wie es früher nie der Fall gewesen war, geltend gemacht wurde. Dennoch war man jetzt darauf angewiesen, Ernst daraus zu machen, daß in den dramatischen Hauptgattungen die einzelnen Stände dargestellt würden. Aber dies wird nun freilich nicht auf dem von Corneille angedeuteten Wege durchgeführt: die Fürsten dargestellt zu sehen, wie sie waren, dasjenige in ihrem Leben, was nicht durchaus heroisch sei, zum Gegenstand der Komödie gemacht zusehen, wäre doch mißlich gewesen, denn die Wirklichkeit im Leben des Duc-régent und Ludwigs des XV. waren keine Liebschaften à la Titus; auch war gerade die Auffassung des Fürstenstandes und daß man ihn in der Tragödie zum ausschließlichen Object gewählt hatte, ein Grundzug jener alten auf Naturnachahmung nicht gerichteten Kunst, wie ich dies bei einer spätern Gelegenheit noch weiter werde erörtern müssen. Daher ließ man die Tragödie einstweilen auf sich beruhen und dichtete in ihr, mit gewissen Modificationen, wie hergebracht, fort: eine eigentliche Entwickelung zeigt sich nur in der Komödie; man suchte den Bürgerstand darzustellen, wie er wirklich war; regten sich doch ohnehin die Keime der demokratischen Ansicht, denselben, als Tiers-état, als das einzige, was wirklich ein Wirkliches sei, zu betrachten. Das erste, was sich hier darbieten mußte, war die nicht allzuschwere Bemerkung, daß wenn, nach Corneilles Entdeckung, nicht Alles im Leben der Könige hoher Ernst sei, oder diese sich nicht eben, wie Goethe sagt, mit den Kronen zu Bette legen, das Leben des Bürgerstandes hinwiederum nicht in lauter Scherz und Possen bestehe: woraus eine Gattung von Komödie hervorging, in welcher ausdrücklich darum, weil das doch im Leben beisammen sei, ernste ja erschütternde Scenen mit den komischen abwechselten und der heitere Ausgang bisweilen als das Ende einer bedenklichen Verwickelung erschien. Die Anhänger des reinen Kunststyls, denen es im Grunde nur mit der Sonderung des Tragischen und Komischen, aber nicht mit der Darstellung der einzelnen Stände, auf die man diesen Gegensatz zurückführte, Ernst gewesen war, nannten mit Rücksicht auf die Verse des Boileau

> Le Comique, ennemi des Soupirs et des Pleurs,
> N'admet point dans ses vers de tragiques douleurs

die neue Kunstgattung, um den nach ihrer Meinung in ihr liegenden Widerspruch recht schlagend hervorzuheben, das comique larmoyant. Einige Ansätze zur comédie larmoyante — denn zu einem andern Gattungsnamen hat sie es in Frankreich nicht gebracht — finden sich bei Destouches und Marivaux, ihr eigentlicher Gründer ist Nivelle de la Chaussée. Louis Riccoboni bemerkt in der Parallèle des théâtres, nämlich des théâtre Italien, Espagnol et Français, welche einen Theil seiner réflexions historiques et critiques sur les divers théâtres de l'Europe 1740 ausmacht: Nous voyons naître une espèce

de représentation théâtrale, dont on peut trouver des modèles dans le théâtre Espagnol et quelques-uns dans l'Italien, mais les uns et les autres très-imparfaits. Il y a dans le monde des personnes d'un rang trop peu élevé pour en faire des Héros d'une tragédie, mais aussi dans une situation trop haute pourque l'on puisse les faire descendre à cette espèce de plaisant qu'exige la comédie. On fait représenter à ces personnages une action qui leur est convenable, on fait naître des situations touchantes, et cela peut produire un spectacle charmant et par la suite cette espèce de comédie pourra beaucoup nuire au tragique; mais elle portera insensiblement le spectacle au point où la réligion et les bonnes moeurs voudroient le voir. On ne fait que commencer et ce genre est encore imparfait, car à côté d'une situation qui doit arracher autant de larmes que le tragique, on est fâché de voir le mauvois plaisant détruire par sa bassesse l'intérêt que l'on venoit de prendre. Mais ce défaut est facile à corriger, et quelque génie brillant portera sans doute ce nouveau genre à sa perfection. Eine Anmerkung fügt hinzu: Mon ouvrage étoit achevé, lorsque l'Ecole des Amis, pièce de Mr. de la Chaussée, un des Quarante de l'Académie Française a paru; cette pièce servira de modèle en ce genre u. ſ. w. und ſpäter ſchrieb Riccoboni noch einen eigenen Brief an Muratori über die Verdienſte dieſes Stückes, dem übrigens ſchon zwei andere, die auf demſelben Princip beruhen, vorangegangen waren. Nivelle de la Chauſſée iſt ein Mann, den der Ekelname der Gattung, deren Ausbildung er ſich widmete, mit Unrecht in Vergeſſenheit gebracht hat. Seine Behandlung der Komödie geht nicht aus der abſtraten Reflexion hervor, daß nun doch einmal Ernſtes und Komiſches im Leben neben einander vorkomme, ſondern aus einer wirklich ernſten Grundanſchauung des Lebens ſelbſt, weshalb auch das Komiſche bei ihm faſt gänzlich wegfällt und ſein Ernſtes nicht in bloßen traurigen oder leidenſchaftlichen Auftritten beſteht, ſondern in der Vorführung merkwürdiger ſittlicher Erlebniſſe und Lebenserfahrungen. Riccoboni führt ſeine Kunſtgattung auf den Miſanthropen des Moliere zurück, und wer dieſes Stück, welches die eigenthümliche Verirrung eines edeln und geiſtreichen Mannes mit tiefem pſychologiſchen Scharfblick ſchildert, und daher von der gewöhnlichen Komik ſo weit entfernt iſt, daß Goethe es, wenn ich nicht irre, in den Geſprächen mit Eckermann, gar wohl eine Tragödie nennen konnte, mit ſinniger Aufmerkſamkeit durchgeleſen hat, wird dies äußerſt treffend finden müſſen. Ein großer Theil von den Stücken des de la Chauſſée behandelt einen Gegenſtand, deſſen Wahl, zumal unter den damaligen ſittlichen Verhältniſſen der franzöſiſchen Hauptſtadt, ſchon an und für ſich eine ernſte Lebensauffaſſung und einen ſpecifiſchen Sinn für das, worauf es im Leben des Bürgerſtandes eigentlich ankomme, beurkundet: die eheliche Treue. In der fausse antipathie war der Gatte der Leonore, den ſie ſehr früh zu heirathen gezwungen worden, gleich nach der Trauung beim Herausgehen aus der Kirche von einem Nebenbuhler angehalten und hatte dieſen im Duell erſtochen, deshalb hatte er fliehen müſſen und war für todt ausgegeben worden. Später kommt er zurück und trifft bei einem Bekannten Leonore, die er lieben lernt, ſo wie ſie ihn, bis ſie einander, da das Hinderniß ihrer Verbindung, die frühere verhaßte Ehe, zur Sprache kommt, endlich erkennen. Das Stück ſchließt mit den Worten: oh sort trop fortuné, c'est mon époux que j'aime! Dieſer Vers mag bei der verderbten Pariſer Welt Lächeln erregt haben und

kann die Veranlaſſung geweſen ſein zu dem préjugé à la mode, nämlich daß man ſeine Frau nicht lieben dürfe. In dieſem vortrefflichen Seelengemälde will ein junges Mädchen, Sophie, nicht heirathen, weil ſie Zeugin der Leiden der Conſtance iſt, die ihr Gatte leidenſchaftlich liebt, aber weil er ſich damit lächerlich zu machen fürchtet, auf's äußerſte vernachläſſigt und peinigt, bis denn endlich ſein wahres Gefühl durchbricht und damit auch Sophiens Widerſtand gegen die Bewerbungen ihres Liebhabers, dem ſie eine herzliche Schweſterliebe zu ſchenken ſich immer gedrungen fühlte, in Wegfall kommt. Auch das bekannteſte Stück des de la Chauſſée, Melanide, nimmt ſeinen Stoff aus dieſer Sphäre. Melanide war vor vielen Jahren mit dem Marquis d'Orſigny, der damals einen andern Namen trug, insgeheim verbunden geweſen, doch war die Heirath für ungültig erklärt, und ſie gewaltſam von ihrem Gatten getrennt worden. Jetzt lebt ſie in Paris bei einer Freundin Doriſée, und mit ihr ihr Sohn, die Frucht jener Verbindung. Der Sohn liebt die Tochter der Doriſée, Roſalie, die aber von ihrer Mutter dem Marquis d'Orſigny zugedacht wird, der Melanide für todt hält und Roſalie leidenſchaftlich liebt. Durch Theodon, den Schwager der Doriſée, der, als ein überaus wohlwollender Charakter, zum Vertrauten aller Theile wird, kommen die Verhältniſſe der betheiligten Perſonen an das Licht, und der Marquis kehrt zur Melanide zurück, während ſein Sohn Roſalie heirathet. Solche Stücke bildeten gewiß eine neue Gattung und Voltaire ſelbſt, der doch ſonſt auf die ſtrengen Formen hält, ſagt in den Conseils à un journaliste, wenn einem ein Stück plein de moeurs et où l'on trouve de l'intérêt, wie das préjugé à la mode geboten werde, ſo müſſe man von ſehr verdrießlichem Humor ſein, um darüber zu nörgeln, daß das nicht die Komödie des Moliere ſei, deſſen Stücke ohnehin immer etwas intereſſanter hätten ſein können*) — und hat in der Nanine ſelbſt ein rührendes Luſtſpiel, freilich in ganz anderer Manier, auf die Bühne gebracht. „So ward die Weiſſagung des großen Corneille erfüllt," ſagt de Bougainville, der Nachfolger de la Chauſſée in der franzöſiſchen Akademie in ſeiner Antrittsrede, und eben dieſer macht denn auch aufmerkſam darauf, wie nachträglich vielfältig geſchehen iſt, daß dieſe Dichtungsgattung wenigſtens der Komödie des Terenz eben ſo nahe ſtehe als die frühere franzöſiſche Komödie: denn beim Terenz ſei es nichts weniger als blos auf's Lächerliche abgeſehen, vielmehr ſpielten ernſte Verwickelungen und leidenſchaftliche Auftritte eine große Rolle.

Ganz anders geſtalteten ſich die Dinge in England. Hier hatte die franzöſiſche Theorie niemals feſte Wurzeln geſchlagen; Dryden und ſeine Anhänger hatten die Einführung der drei Einheiten und was weiter dazu gehört, als eine Modeſache nur oberflächlich und mit vieler Willkürlichkeit mitgemacht. In Folge deſſen brauchte die Reform, ſo weit ſie hier überhaupt nöthig war, ſich nicht ängſtlich in den hergebrachten Schranken zu halten und was in ihnen überliefert war, umzudeuten; man machte nicht die Reflexion, es könne doch auch im Bürgerſtande Ernſtes geben, um dann eine neue Komödie zu erſchaffen, ſondern man beſann ſich darauf, daß ernſte und bedeutungsvolle Vorfälle

*) Iſt vielleicht ſein bekanntes Wort kein genre ſei zu verwerfen, ausgenommen das genre ennuyant bei dieſer Gelegenheit geſagt worden? Es gewönne durch den Anklang von ennuyant an larmoyant an Bedeutung.

mit dem bürgerlichen Stande in gar keiner Beziehung ſtänden, und handhabte alſo geradezu nur die Dichtung der Tragödie in freierer Weiſe. Auch ſchon ehe die franzöſiſche Theorie über den Canal gewandert war, hatten die Tragödien, wie z. B. bei Shakeſpeare, meiſtens die Handlungen und Geſchicke von Fürſten und Königen zum Inhalte gehabt, aus dem Grunde, welchen ſchon Du Bos in ſeinen réflexions critiques sur la poésie et la peinture ſehr verſtändig angiebt, daß, da dieſe unabhängigen Perſonen, die über dem Geſetze ſtehen, auf in die Augen fallende Weiſe (avec éclat) ihre Rache üben könnten, und ihr Rachedurſt daher der Natur der Sache nach von heftiger Art ſein müſſe, in ihrem Kreiſe Stoff zu großen Ereigniſſen in Fülle vorhanden ſei, während in die niedern Ständen vermöge ihrer Feſtgebanntheit in die Formen des bürgerlichen Geſetzes etwas Bedeutendes ſeltener vorfalle. Dieſer Grund wird immer beſtehen bleiben und mögen in der Politik die abſoluten Fürſten gänzlich bei Seite geſchafft werden, die Poeſie wird ſie nie entbehren können, aber er hat keine ausſchließliche Geltung; der tiefblickende Dichter weiß auch in andern Gebieten Bedeutendes zu finden, wie denn Shakeſpeares Romeo und Julie und Othello in ſo gar hohen Geſellſchaftskreiſen doch nicht ſpielen. In der Beſinnung auf dieſen letztern Umſtand, der als ſich von ſelbſt verſtehend, früher keine beſondere Beachtung gefunden hatte, beſtand in England die Losſagung von der franzöſiſchen Ständetheorie; George Lillo drückt ſich in der Widmung ſeines 1731 zuerſt aufgeführten Merchant of London, nachdem er die Tragödie mit den Worten definirt: ihr Zweck ſei the exciting of the passions in order to the correcting of such of them as are criminal, either in their nature or through their excess — über dieſen Punct ſo aus: If princes etc. were alone liable to misfortunes arising from vice or weakness, in themselves or others, there would be good reason for confining the characters in tragedy to those of superior rank, but since the contrary is evident, nothing can be more reasonable than to proportion the remedy to the disease. Und ſo entſtand denn in England eine Reihe von Stücken — die bekannteſten ſind außer dem ſo eben genannten the fatal curiosity von denſelben Lillo, und the gamester von Edward Moore 1753 — in denen abſichtlich Vorfälle aus niedern Kreiſen der Geſellſchaft behandelt wurden, und die daher dem übrigen Europa als Muſter eines bürgerlichen Trauerſpiels galten, während ſie in England, wo das Leben ſelbſt einen ſo ſchroffen Standesunterſchied nicht kennt, wie er damals in Frankreich und Deutſchland beſtand, zwar als einzelne Stücke Glück gemacht, als Gattung aber eine beſondere Aufmerkſamkeit nicht erregt zu haben ſcheinen. Das letzte von dieſen Stücken, der Gameſter, iſt auch ein ſchlagender Beweis, wie wenig die ganze Gattung dort etwas abſolut Neues war; „ich kann zeigen," ſagt Leſſing in den Collectaneen zur Litteratur (XI. 344), „daß dieſes Stück aus Hills (1685—1749) Fatal extravagance, und beide aus der Yorkshire tragedy genommen ſind."

Alle dieſe Dinge hatte Leſſing mit der reifſten Ueberlegung erwogen und auch der Widerſpruch, den dieſe Neuerungen gefunden hatten, war von ihm nicht unbeachtet gelaſſen worden. „Neuerungen machen" beginnt ſein Aufſatz über das weinerliche Luſtſpiel, der zugleich den Anfang der theatraliſchen Bibliothek 1754 bildet (IV. 109) — „kann ſowohl der Charakter eines großen Geiſtes, als eines kleinen ſein. Jener verläßt das Alte, weil es unzulänglich, oder gar falſch iſt, dieſer weil es alt iſt. Was bei jenem die Einſicht veran-

laßt, veranlaßt bei dieſem der Ekel. Das Genie will mehr thun als ſein Vorgänger, der Affe des Genies nur etwas anders. Beide laſſen ſich nicht immer auf den erſten Anblick von einander unterſcheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit dieſen für jenes gelten läßt, und bald die hartnäckige Pedanterei, daß man, voll unwiſſenden Stolzes, jenes zu dieſem erniedrigt. Genaue Beurtheilung muß mit der lauterſten Unpartheilichkeit verbunden ſein, wenn der aufgeworfene Kunſtrichter weder aus wollüſtiger Nachſicht, noch aus neidiſchem Eigendünkel*) fehlen ſoll." Dann berichtet er über den Gegenſtand ſelbſt. „Dieſe allgemeine Betrachtung," ſagt er, „findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unſern Zeiten in der dramatiſchen Dichtkunſt ſind gemacht worden. Weder das Luſtſpiel, noch das Trauerſpiel, ſind davon verſchont geblieben. Das erſtere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andere um einige herabgeſetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Luſtſpiele gelacht und abgeſchmackte Laſter ausgeziſcht habe**); man kam alſo auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darinne weinen und an ſtillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu laſſen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standesperſonen in uns Schrecken und Mitleid erwecken ſollten, man ſuchte ſich alſo aus dem Mittelſtande Helden, und ſchnallte ihnen den tragiſchen Stiefel an, in dem man ſie ſonſt nur ihn lächerlich zu machen, geſehen hatte. Die erſte Veränderung brachte dasjenige hervor, was ſeine Anhänger das rührende Luſtſpiel, und ſeine Widerſacher das weinerliche nennen. Aus der zweiten Veränderung entſtand das bürgerliche Trauerſpiel." Dann fügt Leſſing auch noch eine Reflexion über die Geburtsländer beider hinzu. „Jene," fährt er fort, „iſt von den Franzoſen und dieſe von den Engländern gemacht worden. Ich wollte faſt ſagen, daß ſie beide aus dem beſondern Naturelle dieſer Völker entſprungen zu ſein ſcheinen. Der Franzoſe iſt ein Geſchöpf, das immer größer ſcheinen will, als es iſt. Der Engländer iſt ein anderes, welches alles Große zu ſich herniederziehen will. Dem einen ward es verdrüßlich, ſich immer auf der lächerlichen Seite vorgeſtellt zu ſehen; ein heimlicher Ehrgeiz trieb ihn, ſeines Gleichen aus einem edeln Geſichtspuncte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu laſſen; er glaubte bei ſich zu fühlen, daß gewaltſame Leidenſchaften und erhabne Gedanken nicht mehr für ſie als für einen aus ſeinen Mitteln (sic) wären."

---

*) Gerade ſo drückt ſich auch Voltaire in Bezug auf dieſen Gegenſtand aus: er räth den Journaliſten, die gegen die rührende Komödie polemiſiren möchten: évitez ce malheureux entêtement qui ne prend sa source que dans l'envie.

**) Zu dem erſten Stück das Nivelle de la Chauſſée hat dieſer einen Prolog geſchrieben, welcher nichts iſt als eine dramatiſirte Selbſtkritik oder Apologie, wie Moliere ſie aufgebracht. Hier ſpricht der Homme sensé:

Je cherche à m'amuser, encore plus, à m'instruire.
Le vrai, le naturel ont des charmes pour moi.
Renvoyez au Forains ces folles rhapsodies,
Que l'on veut bien nommer du nom de comédies,
Qu'on ne voit qu'une fois, que jamais on ne lit,
Où l'esprit et le coeur ne font aucun profit u. ſ. w.

Die ſinnige Auffaſſung in dieſen Worten müßte ſchon an ſich begierig machen zu erfahren, wie Leſſing ſelbſt dieſe Gegenſätze in ſich bearbeitet habe.

Wenn die engliſche Form der Losſagung von der altfranzöſiſchen Tragödie für die deutſche Litteratur erſt durch Leſſing nutzbar gemacht worden iſt, ſo war diejenige, welche ſich in Frankreich ſelbſt begeben hatte, für Deutſchland ebenſo wenig ſpurlos vorübergegangen, wie ſonſt eine irgend bedeutende Schwingung des jenſeitigen Geiſteslebens in jener Zeit ihren Nachhall in Deutſchland vermiſſen ließ. Es läßt ſich davon eine wunderliche Geſchichte erzählen. Schon oben iſt bei Gelegenheit des Marivaux erwähnt worden, wie ſich in dem théâtre italien mitten in Paris Natur und Unbefangenheit eine gewiſſe Zufluchtsſtätte bereitet hatten, weshalb denn auch Gottſched ausdrücklich darauf hinweiſ't, daß man die franzöſiſchen Stücke ſo auf dem théâtre français aufgeführt worden, nicht aber die vom théâtre italien als Muſter zu betrachten habe; nach einem Zeugniß von Diderot erſtreckte ſich dies auch auf das Spiel: on trouve dans leurs acteurs, ſagt er in ſeiner Abhandlung über die dramatiſchen Poeſie, je ne sais quoi d'original et d'aisé qui me plait. Und ſo waren es denn gebildete Italiener, welche zuerſt die altfranzöſiſche Tragödie einer Kritik unterwarfen und ſie nicht eben für den Gipfel aller Kunſt gelten laſſen wollten, und unter ihnen Riccoboni der Director des théâtre italien ſelbſt. Mit welcher Begeiſterung Riccoboni das Stück des Nivelle de la Chauſſée als Beiſpiel einer neuen Kunſtgattung begrüßt hat, hab' ich ſchon angeführt: in ſeinen réflexions historiques et critiques sur les divers théâtres de l'Europe 1740 ſagt er geradezu: Le but de cet ouvrage est de faire sentir, que le théâtre moderne, quoique parvenu à un degré de correction bien supérieur à celui ou il étoit dans ses commencemens est encore éloigné de ce point de perfection que tant d'honnêtes gens desirent. Die Mittel aber pour y parvenir wolle er angeben in einer beſondern Schrift über die réforme du théâtre und da er in der Parallèle des théâtres, nachdem er darauf hingewieſen, wie die rührende Komödie ſich vervollkommnen laſſe, mit den Worten ſchließt: Enfin le théâtre français soutiendra sa gloire et sera toujours le meilleur; puisqu'il produit des spectacles d'un genre nouveau, lorsque les spectateurs se lassent de voir toujours suivre les anciennes routes, ſo iſt leicht zu errathen, welche Rathſchläge er hier zu geben gehabt hätte. Schon faſt ein Jahrzehend früher hatte er in der dissertation sur la tragédie moderne, die ſeiner histoire du théâtre d'Italie 1731 angehängt iſt, heftig gegen die franzöſiſche Tragödie polemiſirt. Gleich am Eingange wird geſagt, das franzöſiſche Theater habe mit dem Antiken nichts zu thun, dann werden die ewige Liebelei, die Einförmigkeit der Charaktere ohne Beobachtung der Volkseigenthümlichkeiten, die Sentenzen u. dgl. angegriffen. Um eben dieſelbe Zeit erſchien der Paragone della poesia tragica d'Italia con quella di Francia 1732. Hier wird beſonders der Geſichtspunct geltend gemacht che li Francesi sono inventori o piutosto reformatori d'una specie di poema, che meglio chiamerebbesi dramma Eroico che tragedia. Es ſei, ſagt Conti, bei der Tragödie abgeſehen auf Reinigung aller Leidenſchaften mittels Furcht und Mitleid und ogni ragion vuole che nulla meglio vi conduca che rappressentanza di persona virtuosa o non mal costumata che per qualche umano trasporto di felicità cade in miseria — womit offenbar der Ständeunterſchied entſchieden aufgehoben iſt. Ja es heißt noch weiter, das eigentliche Wunderbare der Tra-

gödie liege in der Peripetie — das Epos habe ein andres — und dies hätten die Franzoſen nicht beachtet. Pier Cornelio ha proccurato in più drammi di dilettare solamente con essemplari eroici, costituendo l'essenza del diletto tragico in una ammirazione accessoria... Però ricercano assai communamente i Francesi come cosa necessaria alla poesia tragica gli Eroi egualmente grandi che nel Epopeia: nel che parmi che s'ingannino: conciossachè oltre il non aggiungere essentiale benefizio al fine proprio della perfetta tragedia; divertono talora l'uditore dalle passioni e fanno perdere l'efficacia alla favola. Und nachdem er noch verſchiedene andere gar verſtändige Bemerkungen gemacht, z. B. daß die Vertheidigung der Liebſchaften durch St. Evremond mit der Inſtanz, daß die Helden doch etwas mit uns gemein haben müßten, nicht ſtichhaltig ſei, denn die angemeſſenen Perſonen für die Tragödie ſeien gar nicht gli eroi in ogni virtù perfettissimi: anzi devono aver di quei difetti, che mostrano agli ascultatori la communione della umana fragilità, und ſo viel die Franzoſen auch von den Regeln des Ariſtoteles ſchwatzten, entſchieden ſie in ihren Urtheilen über tragiſche Kunſtwerke doch gar nicht nach dieſen, ſondern per certa eccellenza di discorso, che ci fà ridurre ogni cosa ai suoi naturali principj senza dipender punto dall' altrui oppinione ed autorità, dichiaransi d'estendere ad ogni sorta di letteratura quella esatta filosofia, da cui negli ultimi tempi ha fatto ogni scienza notabil avvanzamenti, was man denn auch auf ſie ſelbſt anwenden möge — tadelt er im Kapitel von den costumi (ἤθη) den Styl der Franzoſen, inſofern ſie, um der Erhaltung der tragiſchen Würde willen, eine alterazione delle naturale espressioni für nöthig gehalten hätten, bringt ebenfalls zur Sprache, daß es verkehrt ſei, daß alle Perſonen dieſelbe Sprache redeten und greift den Alexandriner und den Reim in der Tragödie an. Den Paragone hatte Bodmer — mit einer lateiniſchen Vorrede — herausgegeben, und er kann daher faſt mit demſelben Rechte zur deutſchen Litteratur gerechnet werden, wie Bodmer's eigne äſthetiſche Schriften, denn dieſer hatte ja anfangs auch italieniſch ſchreiben wollen, und auf den Paragone bezieht ſich der Aufſatz „Unterſuchung, inwiefern das Erhabene in den Trauerſpielen Platz haben könne, wie auch von der poetiſchen Gerechtigkeit," hinter dem Briefwechſel vom poetiſchen Geſchmack (1736), der bekanntlich mit dem Grafen Conti geführt war — ich werde dieſen Aufſatz im folgenden Kapitel noch einmal erwähnen müſſen — und in den kritiſchen Briefen (Zürich 1746) finden ſich im erſten Briefe Auszüge aus Hrn. G. v. Conti's Abhandlung von der Tragödie, welches eine Bearbeitung der ariſtoteliſchen Poetik im Sinne des Verfaſſers des Paragone iſt, und der zweite Brief enthält Einwendungen wider etliche vornehme Sätze dieſes Syſtems. Nur die dramatiſche Impotenz der Schweizer, die ich oben berührt habe, verhinderte es, daß bei ihnen auf dieſer theoretiſchen Grundlage ein Drama entſtand, das dem rührenden Luſtſpiel oder der bürgerlichen Tragödie analog geweſen wäre.

Mehr iſt auf Seiten der Sachſen geſchehen. In Leſſing's Selbſtrecenſion des fünften und ſechſten Theils ſeiner Schriften heißt es (V. S. 50) bei der Miß Sara Sampſon: „Ein bürgerliches Trauerſpiel! Mein Gott! Findet man in Gottſched's kritiſcher Dichtkunſt ein Wort von ſo einem Dinge?" Hier giebt ſich Leſſing einmal dem argen Feinde gegenüber eine arge Blöße, wenn man ihm nicht etwa deshalb den ganzen Aufſatz abſprechen will, denn wenigſtens in der vierten Auflage 1751, über die allerdings Leſſing im

Neueſten (III. 251) ſehr raſch hinweggeht, findet ſich über das bürgerliche Trauerſpiel mehr als Ein Wort, ja Gottſched dürfte der erſte geweſen ſein, welcher ſich in Deutſchland dieſes Ausdruckes bedient hatte. Nämlich in den früheren Ausgaben hatte er ſich allerdings mit der alten Definition der Komödie, daß ſie eine lächerliche Darſtellung einer laſterhaften Handlung ſei, begnügt. Nun war aber 1751 Gellert's Programm de comoedia commovente, mit welchem er zum Antritt ſeiner Profeſſur einlud, erſchienen, und daher in dieſer Auflage von Gottſched's Dichtkunſt, deren Vorrede aus dem October dieſes Jahres datirt iſt, nachdem von der Abhandlung eines Rector Richter in Annaberg die Rede geweſen, der eine ganz ernſte Komödie einführen wollen, die Aeußerung: „Noch andere wollen aus der beweglichen und traurigen Komödie, die von den Franzoſen comédie larmoyante genannt wird, eine eigene neue Art machen. Allein wenn es ja eine ſolche Art von Schauſpielen geben ſoll, ſo muß man ſie nur nicht Komödien nennen.“ Ein franzöſiſches Journal, Observations, ſagt in ſeinem erſten Bande, S. 233, bei Gelegenheit der école des amis 1737, man könnte dieſe Art von Stücken tragédies bourgeoises nennen *), „ſie könnten viel eher bürgerliche oder adelige Trauerſpiele heißen“, fährt Gottſched fort, „oder gar Tragikomödien, als ein Mittelding zwiſchen beiden, genannt werden“, dergleichen, ſetzt er hinzu, habe Destouches mehrere gemacht, und im §. 21 deſſelben Kapitels meint er, wenn man ſie nur auf die oben angegebene Weiſe benenne, ſo könnten ſie ſchon bisweilen ſtattfinden: Siehe der deutſchen Schaubühne dritten Theil. Hatte doch von der Cenie der Frau von Graffigny um eben dieſe Zeit ſogar Frau Gottſched ſelbſt eine Ueberſetzung veranſtalten dürfen. Und durch dieſes Stück, welches ſich von denjenigen des Nivelle de la Chauſſée dadurch unterſcheidet, daß es in Proſa geſchrieben iſt, und die concrete Lebensſchilderung des Letzteren durch eitel Tugend und Beſtrafung des Laſters erſetzen will, ſind auch die Stücke des frauenzimmerlichen Stubenhockers Gellert veranlaßt, mit denen derſelbe, nach der bekannten Stelle in der Vorrede der Sammlung ſeiner Luſtſpiele 1748, nicht ſowohl fröhliches Gelächter als tugendhafte Thränen hervorzurufen beabſichtigt: was in dem Vaterlande dieſer Kunſtgattung ihr nur ihr Ekelname beilegt, wird hier von dem deutſchen Michel als ihr Ziel aufgeſtellt!

Unmittelbar gegen die letztere Aeußerung Gellert's dürfte es gerichtet ſein, wenn Leſſing in einer Anmerkung zum Prolog der Gefangenen (III. 32) bei Gelegenheit der Verſe:

Hoc paene iniquum est comico choragio
Conari de subito nos agere tragoediam

die Bemerkung fallen läßt: „die neuern Komici würden wohl thun, wenn ſie dieſe kleine Erinnerung merken wollten. Es iſt als wenn ſich unſere Zeiten verſchworen hätten, das Weſen der Schauſpiele umzukehren. Man macht Trauerſpiele zum Lachen und Luſtſpiele zum Weinen. Den Franzoſen könnte man es noch eher erlauben, daß ſie ſich dieſe kleine Abwechslung machten. Sie haben

*) Wenn ich nicht irre, ſagt Villemain irgendwo in ſeinem Tableau du dix-huitième siècle, dieſer Gedanke ſei zuerſt irgendwo von Voltaire ausgeſprochen worden, näheres kann ich aber nicht angeben, denn Villemain's Buch iſt viel zu vornehm, um ein Regiſter oder auch nur ein Citat zu enthalten.

ſchon Trauerſpiele genug, die zum Weinen, und Luſtſpiele, die zum Lachen bewegen. Warum die Deutſchen aber, die ihnen hierin noch weichen müſſen, da mit Ruhm anzufangen glauben, wo dieſe mit Schanden aufgehöret haben, das begreifen wir nicht!" In demſelben Jahre 1751 hat Leſſing, worauf er IV. S. 110 zurückweiſt, in einer höflichen Anzeige der Ueberſetzung des Genie durch die Frau Gottſched zuerſt den Ausdruck weinerliches Luſtſpiel gebraucht, der zwar immer manierlicher iſt als das „heulende" Gottſched's, das im Verfolg der oben angeführten Stelle vorkommt, aber namentlich in der Feder eines ſo wenig weinerlichen Menſchen, wie Leſſing iſt, ein beſonders günſtiges Vorurtheil nicht ausdrückt. Wirklich iſt Leſſing's Anſicht in Bezug auf die Gattung der rührenden Komödie, von welcher Gellert — dem er zwar anſtandshalber eine höfliche Verbeugung macht (IV. 155) — ſpricht, auch 1754 noch dieſelbe. Nachdem er in der ſchon angeführten Abhandlung in der theatraliſchen Bibliothek zuerſt von der Abhandlung eines Herrn de Chaſſiron gegen das comique larmoyant, ſodann von Gellert's Programm de comoedia commovente eine Ueberſetzung gegeben, ſucht er den Streit dahin zu ſchlichten (IV. 151 ff.): Gegen eine Komödie, in der Lachen und Rührung abwechſeln, wie ſie Destouches habe aufſtellen wollen, ſei gar nichts einzuwenden — das ſei eben einfach die wahre Komödie, die des Terenz nicht nur, ſondern auch — er verweiſt auf die von ihm ſo hoch gehaltenen Stücke Trinummus und Captivi — des Plautus und des Moliere. Von dieſer wahren Komödie nun ſei ebenſowohl wie die Gattung, welche nur Lächerliches enthalte, das Poſſenſpiel, auch diejenige eine bloße Abart, welche, wie das Luſtſpiel des Nivelle de la Chauſſée, das Leſſing, wie oben angedeutet iſt, ſchon in ſeinem erſten dramatiſchen Stücke parodirt hatte, nur edle Charaktere und zärtliche Scenen vorführt, denn damit werde eben ſo wenig die Wirklichkeit geſchildert. „Der Pöbel," ſagt er, „wird ewig der Beſchützer der Poſſenſpiele bleiben, und unter den Leuten von Stande wird es immer gezwungene Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten ſuchen, wo andere ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein iſt für das Volk, und allein fähig einen allgemeinen Beifall zu erlangen."

Gewiß ſind dieſes vollkommen richtige Geſichtspuncte, deren Hervorhebung ein weſentliches Verdienſt Leſſing's ausmacht, und denen untreu zu werden er niemals Veranlaſſung gefunden haben wird, aber wenn in dem Angeführten geradezu ausgeſprochen wird, daß er in Betreff derſelben für jetzt noch in den Formen der älteren Kunſt eine vollkommene Befriedigung fand und in den Werken derſelben die höchſten Muſter erblickte — wofür im folgenden Kapitel noch ein ſehr vollgültiger Beweis wird nachgetragen werden müſſen — ſo wird man es freilich natürlich finden, daß er ſich in Bezug auf die eine jener beiden Zwiſchengattungen, das rührende Luſtſpiel, mit dieſen theoretiſchen Erörterungen begnügt, und in dem Gebiete deſſelben oder auf dem durch daſſelbe eröffneten Wege eine eigenthümliche Thätigkeit nicht entfaltet hat.

Deſto mehr war dies der Fall auf dem Gebiete der zweiten von dieſen Zwiſchengattungen, des bürgerlichen Trauerſpiels, und hier war freilich auch volle Gelegenheit dazu gegeben.

Von der Zeit an, da die engliſchen Stücke, welche ich oben genannt habe, auf dem Continent bekannt wurden, iſt bis an's Ende des Jahrhunderts Alles voll vom Ruhme der neuen Kunſtgattung: das bürgerliche Trauerſpiel galt für

eine abſolute Erweiterung der Kunſt, die Ariſtoteles nicht geahnt, und wenn Andere meinten, er habe ſie allerdings geahnt, denn er deute mit den Worten auf ſie hin: *τὸ μὲν οὖν ἐπισκοπεῖν εἰ ἄρα ἔχει ἤδη ἡ τραγῳδία τοῖς εἴδεσιν ἱκανῶς ἢ οὐ, ἄλλος λόγος*, ſo erhöhte das ihren Ruhm nur noch mehr. Gleichwohl unterliegt die bürgerliche Tragödie, wie ſie von Lillo aufgeſtellt worden iſt, einem Uebelſtande, in Folge deſſen ſie dem unbefangenen Betrachter auf einmal hart an die äußerſten Grenzen aller Kunſt gerückt erſcheint, ſo wie denn auch alle Gebildeten darüber einig ſind, daß gewiſſe Werke aus dem Ende des Jahrhunderts, die zwar nicht eigentlich zu dieſer Gattung gehören, aber doch in gerader Linie von ihr abſtammen, vermöge deſſelben geradezu über jene Grenzen hinausfällen.

Die bürgerliche Tragödie beruhte auf der Reflexion: Warum ſoll das Bedeutende nur Fürſten und Standesperſonen, nicht auch einfachen Bürgern begegnen können? — Vollkommen richtig — denn es begegnet den Erſteren nicht inſofern ſie hohen Standes, ſondern inſofern ſie Menſchen ſind, und das ſind die Bürger ebenſowohl. Nichts deſtoweniger aber wird jenes Bedeutende der alten Tragödie, wenn man es nun in eine bürgerliche Sphäre verſetzt oder in der That einfachen Bürgern begegnen läßt, immer in Gefahr ſein, ſeine ganze Wirkung einzubüßen und zu etwas ganz Anderem zu werden.

Nämlich die Tragödie hat es allerdings nicht mit Fürſten und Standesperſonen als ſolchen zu thun, ſondern mit Menſchen, aber ein bloßer reiner Menſch in dem Sinne, wie er hier gefordert wird, iſt nun gerade der einfache Bürger viel weniger als der Fürſt und Feldherr, wie ihn die Tragödie darſtellt. Der Menſch der Tragödie iſt der rein ſittliche Menſch, der Menſch wie und inſofern er lediglich dem ewigen ungeſchriebenen Geſetze, von welchem Antigone ſpricht, unterworfen iſt: die Conflicte, welche ſie darſtellt, ſind rein ſittliche Conflicte. Als ſolche ſtellen ſich nun alle die mannichfaltigen Verwickelungen dar, die uns die Tragödie im Kreiſe der Fürſten und Heroen irgend vorgeſtellt haben mag, denn dieſer Kreis wird von der Tragödie nun einmal angenommen als ein ſolcher, in welchem ein anderes Geſetz, als das ſoeben genannte, nicht gelte, oder deſſen Mitglieder, nach Du Bos treffendem Ausdrucke, über dem bürgerlichen Geſetz ſtehen. Nun verſetze man dieſelben Vorfälle, welche in dieſem Kreiſe einen großartigen Eindruck machen, die Handlungen gewaltiger Rache, furchtbarer Selbſtbeſtrafung, in denjenigen Kreis, deſſen Angehörige unter dem bürgerlichen Geſetz ſtehen, d. h. in die Kreiſe der „einfachen Bürger," — und ſie werden zu Handlungen gegen das bürgerliche Geſetz, die Conflicte, die dort rein ſittliche waren, werden zu juriſtiſchen, polizeilichen werden — oder mit Einem Worte — die bürgerliche Tragödie iſt immer in Gefahr, eine criminaliſtiſche Färbung anzunehmen: an die Stelle des großen gigantiſchen Schickſals,

Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt,

tritt die Ausſicht auf Galgen und Rad.

Wirklich ſtand in dem Kaufmann von London, welches gewiſſermaßen das Normalſtück dieſer Gattung iſt, im Hintergrunde der Bühne der Galgen in voller körperlicher Gegenwart da, und indem der Dichter das übrigens in Proſa geſchriebene Stück mit den Worten ſchließt:

In vain
With bleeding Hearts and weeping Eyes we show
A humane gen'rous Sense of others Woe;
Unless we mark what drew their Ruin on,
And by avoiding that — prevent our own

läßt er es ſich angelegen ſein, den Effect ſeines Werkes der beabſichtigten abſchreckenden Wirkung einer wirklichen Hinrichtung ſo nahe als möglich zu bringen.

Man muß es den damaligen Gottſched'ſchen Kritikern einräumen, daß ſie bei ihrem Widerſtande gegen die bürgerliche Tragödie auf dem Tadel dieſer Schlußſcene des Lillo'ſchen Stückes, in der übrigens auf deutſchen Bühnen der Galgen, der ja auch in Deutſchland nie ſo populär geweſen iſt, wie in England, meiſtens wegblieb, mit einer Entſchiedenheit beharren, die wirklich eine Ahnung von der Verletzung nicht nur des theatraliſchen Anſtandes, ſondern auch der Würde der Kunſt, welche in ihr liegt, zu verrathen ſcheint *).

Die bürgerliche Tragödie war gegen dieſe vernichtende Einwendung nur auf Einem Wege zu retten: nämlich daß man als ihre Beſtimmung nicht die Darſtellung der gewaltigen Thaten der heroiſchen Tragödie, die, weil ſie doch allgemein menſchlich ſeien, ohne Weiteres in die bürgerlichen Lebenskreiſe zu übertragen wären, betrachtete, ſondern ein dieſen Kreiſen eigenthümliches Tragiſche auffand.

Dies hat Leſſing mit der Miß Sara geleiſtet; wenn das rührende Luſtſpiel der Franzoſen zeigen wollte, daß auch im Leben des Bürgerſtandes nicht blos Komiſches, ſondern auch Ernſtes vorkomme, und die bürgerliche Tragödie der Engländer von dem Gedanken ausging, das Ernſte überhaupt finde ſich auch hier, ſo hat Leſſing, hierin mehr concreter Dichter als die andern und am Wenigſten darauf bedacht, von abſtracten Geſichtspuncten aus eine neue Gattung zu conſtruiren, dem Leben, das ihn umgab und dem er ſelbſt angehörte, ſeinen eigenen Ernſt abgelauſcht.

Man könnte nach dieſem vermuthen, es müßte alſo Nivelle de la Chauſſée eine große Wirkung auf ihn ausgeübt haben, dem doch auch ſchon eingeräumt werden mußte, er habe den eigenthümlichen Ernſt des bürgerlichen Lebens zu erfaſſen geſucht. Aber ſei es, daß die Lebensſtufe, auf welcher Leſſing jetzt noch ſtand, ihn gegen jene Darſtellungen ehelicher Verhältniſſe unempfänglich machte, ſei es, daß die deutſche Carricatur des rührenden Luſtſpiels ihn gegen dieſes ſelbſt ein wenig mehr als billig verſtimmte — von einem Einfluſſe der gereimten Stücke des Nivelle de la Chauſſée auf die proſaiſche Sara findet ſich keine Spur. Leſſing ward hier von einem engliſchen Werke angeregt, und zwar einem ſolchen, das zur dramatiſchen Litteratur nicht gehört.

Es gilt heutigen Tages für ein Axiom bei der Behandlung der Litteraturgeſchichte, die Litteratur ſei nichts als ein Ausdruck des jedesmaligen Welt- und Zeitgeiſtes. Man könnte mit demſelben Rechte behaupten, ſie ſei dies nothwendig nicht, ſondern jedes bedeutende Litteraturwerk bringe etwas ſchlechthin Neues in die Zeit, denn wie ſollte es ſolche Wirkung ausüben können, wie wir ſie bei epochemachenden Werken bemerken, wenn die Zeit, was ihr hier entge-

*) In Deutſchland wurde das Stück, nach einer merkwürdigen Notiz in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (Bd. I. 1757) zuerſt nach einer 1749 erſchienenen franzöſiſchen Ueberſetzung von Clement aufgeführt.

gengebracht wird, im Voraus ſchon wußte. Die Wahrheit in der Sache iſt, daß die Litteratur zwar ihrem Begriffe nach der Ausdruck des Volkes und der Zeit iſt, daß dieſe aber bisweilen eine Reihe von Jahrzehnden, ja Jahrhunderten hindurch in krankhafter Spannung und ſchmerzlicher Geburtsarbeit der ihnen gemäßen Litteratur entbehren müſſen, bis endlich die gewitterhafte Schwüle ſich ſelbſt aufhebt, und nachdem die getrennten Elemente ſich in dem belebenden Geiſtesfunken vermählt, eine glückliche Periode friſcher Schöpfungskraft eintritt.

Es gehört zu den litterarhiſtoriſchen Aufgaben, die noch kaum geahnt, geſchweige denn gelöſt worden ſind, allſeitig darzuſtellen, wie Europa jetzt mindeſtens anderthalb Jahrhunderte mehr oder weniger unter einer ſolchen Gewitterſchwüle geſchmachtet hatte. Die Litteratur dieſer Periode bietet mehrere überaus wichtige Geſichtspuncte dar, auf welche ich weiterhin noch mehrfach werde eingehen müſſen: unter ihnen iſt nicht der unwichtigſte, daß dieſelbe größtentheils beherrſcht wurde von einem Geiſte, der einer vergangenen Zeit angehörte. Sie iſt eine Donquixoterie im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Dichtung des Mittelalters war geweſen, was eine poetiſche Litteratur ſein ſoll: eine Schilderung deſſen was gegenwärtig war, hier alſo eines Lebens der That, der kecken Selbſthülfe und des individuellen Heldenthums. Dieſes Leben war nach dem Ausgange des Mittelalters erloſchen; an ſeine Stelle war mehr oder weniger das moderne Privatleben getreten, wie es auf der Grundlage bürgerlicher Ordnung und Sicherheit arm an äußern Vorfällen, aber an innerlichen Gemüthsbeziehungen vielleicht deſto reicher im Schooße der Familie ſeinen Verlauf nimmt: où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Aber die Litteratur hatte dieſen Uebergang nicht mitgemacht: ihr imponirte noch der Glanz des mittelalterlichen Lebens — dieſes galt für das, was geſchildert werden müſſe, wenn nun einmal überhaupt geſchildert werden ſollte. Als es längſt keine Ritter und Helden im alten Sinne mehr gab, ergötzte ſich ganz Europa noch an den Ritterromanen, in welchen zum Theil geradezu mittelalterliche Gedichte in Proſa überſetzt waren. Freilich wurden dann dieſe Werke und die Liebhaberei für ſie der Gegenſtand des bittern Spottes der Cervantes und Rabelais — aber was half es? man gewann nur allenfalls das Gefühl, daß dieſe Dinge der Zeit nicht mehr gemäß ſeien, aber was nun entſtand, war im Grunde wenig beſſer: der Geſchmack war geläutert, die Ungeheuerlichkeiten des Ritterthums wurden vermieden, ja man perhorreſcirte wohl gar Alles was mittelalterlich hieß, aber ein Geiſt der Ritterlichkeit, welcher der Gegenwart mehr und mehr fremd ward, blieb in der Litteratur; oder iſt etwa die franzöſiſche Tragödie des Corneille und ſeiner Nachfolger, ſie mag ſich ſo antik ſtellen, wie ſie will, etwas anderes als eine Ausgeburt altfranzöſiſcher Romanenanſchauung, aufſtaffirt mit ſpaniſchem Hidalgothum, dem der Don Quixote ohnehin überall im Nacken ſitzt?

Der Durchbruch einer Litteratur, welche ſich die Schilderung des eigenen Lebens der Zeit zur Aufgabe ſtellte, erfolgte in England: ich habe ſchon oben darauf hingewieſen, wie die individuelle Tüchtigkeit der Engländer, derzufolge der Einzelne ſich nicht ſchämte, er ſelbſt zu ſein, auf den Gang der Litteratur eingewirkt habe. In den letzten Jahren der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erſchien nach und nach die Clarissa, oder, wie der ausführliche Titel weiter lautet, the history of a young lady: comprehending the most important concerns of private life, and particularly shewing the distresses that may attend the misconduct both of parents and children in relation to marriage — von

Samuel Richardſon. Daß dieſes Buch der erſte Familienroman geweſen, weiß Jedermann, und inſofern die Familienromane nicht mit Unrecht in ſchlechten Ruf gekommen ſind, iſt dies vielleicht gerade der Grund, weshalb es ganz unbekannt geworden iſt, aber nicht Jedermann bedenkt, was das heißen will, daß ein Buch eben der erſte Familienroman geweſen. Richardſon hat das moderne Familienleben, an welchem man bis dahin vorübergegangen war, wie der Pflüger an den ſchönſten ländlichen Proſpecten, für die Poeſie ganz eigentlich erſt entdeckt. Daß in ſeinen Büchern ein urſprüngliches Aperçu, eine unmittelbar aus dem Leben gegriffene Anſchauung durchgeführt werde, die alle Schulüberlieferung vollkommen bei Seite liegen laſſe, ließe ſich ſchon aus der Art ihrer Entſtehung abnehmen. Richardſon war ein ungelehrter Mann und ſeines Standes ein Setzer, welcher nie daran gedacht hatte, Schriftſteller zu werden. Aber er beſaß von Jugend auf ein Talent gute Briefe zu ſchreiben, und dies gab Veranlaſſung, daß ihm, als er ſelbſt Beſitzer einer Buchdruckerei geworden war, ein Buchhändler den Vorſchlag machte, eine Sammlung von Muſterbriefen für das gemeine Leben zu verfaſſen. Er ging darauf ein, legte aber, um das Buch intereſſanter zu machen, eine Geſchichte zu Grunde, und ſo entſtand ſein erſter Roman Pamela, welcher durch Steifheit und eine gewiſſe moraliſche Pedanterei beurkundet, daß es kein Erzeugniß reiner Schöpfung iſt. Als Richardſon die Pamela herausgab, war er ſchon ein Funfziger: der Schatz von Beobachtungen, der ſich bei dem begabten Manne, der jetzt erſt ſeines Berufes inne werden ſollte, aufgehäuft haben mußte, ſetzte ihn in den Stand, in kurzer Zeit die Clariſſa folgen zu laſſen, die in der Umſtändlichkeit ihrer pſychologiſchen Schilderung, von welcher Bouterwek ſehr richtig ſagt, daß man ſie nicht, wie oft geſchehen, als fehlerhaft bezeichnen dürfe, denn in ihr liege die charakteriſtiſche Wahrheit der moraliſchen Situationen, für die Richardſon intereſſiren wolle, eine ächte Offenbarung der unerſchöpflichen Fülle iſt, welche dem Geiſte zu Gebote ſteht, wenn er ſich ſo eben ein neues Feld eröffnet hat.

Leſſing iſt einer der erſten, welcher die unglaubliche Wirkung, die der Roman Clariſſa auf die Zeitgenoſſen ausübte, nicht blos leidend in ſich erfahren, ſondern productiv verarbeitet hat. Ein ſonſt nicht eben rühmlich bekannter Mann, Freron, ſetzt in ſeinen Lettres sur quelques écrits de ce temps T. 4. p. 3 derſelben Schrift eines Herrn de Chaſſiron über das comique larmoyant, welche Leſſing in ſeiner Abhandlung beſpricht, unter andern auch dieſe Reflexion entgegen: Les infortunes des rois et des héros auront-elles seules le privilège exclusif de nous émouvoir? Lorsque dans le monde on nous fait le récit d'un malheur arrivé à un de nos semblables, nous en sommes quelquefois attendris jusqu'aux larmes. Pourquoi ce malheur ne nous seroit-il pas représenté sur la scène? Nous avons des romans héroiques, des romans comiques, des romans des sentiment, des romans de féerie. D'où vient n'aurions nous pas autant d'espèces différentes sur la scène? Les tragédies répondent aux romans héroïques, les bonnes comédies aux romans de caractère et d'intrigue, les farces aux romans comiques, l'Oracle de Mr. de St. Foix aux contes de fées; les pieces attendrissantes seront d'après les romans tendres et passionés. Und ſo iſt die Pamela des Richardſon vom Nivelle de la Chauſſée in ſeiner Pamela, vom Voltaire in der Nanine, ſeinem einzigen rührenden Luſtſpiel, vom Goldoni gar in zwei Stücken (Pamela fanciulla und Pamela maritata) zu Grunde gelegt worden: Leſſing aber iſt

durch die Clariſſa darauf gebracht, die bürgerliche Tragödie als Familientragödie zu concipiren.

Hiermit war ein Gebiet, welches wirklich tragiſche Motive zu bieten vermag, für die bürgerliche Tragödie gewonnen, denn Familienereigniſſe, Vorfälle, welche ſich zwiſchen Ehegatten oder Aeltern und Kindern und ſonſt unter nahen Anverwandten begeben, ſind an ſich rein ſittlicher Natur, und werden daher von dem Feinde, der bei den früheren Verſuchen einer bürgerlichen Tragödie die Poeſie geradezu todtſchlägt, dem Geſichtspuncte des poſitiven Rechtes nicht beirrt, ſie laſſen ſich zwar unter denſelben bringen — ein Sohn kann mit ſeinem Vater proceſſiren, ein Ehegatte auf Scheidung klagen — aber dies fällt entweder ſelbſt unter den ſittlichen Geſichtspunct, indem wir darin einen Frevel erblicken, oder es iſt eine unweſentliche Form, die nur äußerlich hinzukommt, ſo wie wir z. B. eine Ehe, in der auf Scheidung geklagt wird, ſittlich bereits als getrennt betrachten müſſen. Ja man kann ſagen, daß zu dieſer bürgerlichen Tragödie die Clariſſa ſelbſt unmittelbar hindrängte; Richardſon ſelbſt citirt in der Vorrede zu der dritten Ausgabe der Clariſſa zur Rechtfertigung der brieflichen Einkleidung, eine Stelle aus Vol. VII. p. 73 dieſer Ausgabe: Much more lively and affecting must be the style of those who write in the height of present distress; the mind tortured by the pangs of uncertainty (the events then hidden in the womb of fate), than the dry, narrative, unanimated style of a person relating difficulties and dangers surmounted, can be; the relater perfectly at ease; and if himself unmoved by his own story, not likely greatly to affect the reader — ſo wie ſie denn in der That, wie er ſelbſt hinzuſetzt, in the dialogue or dramatic way geſchrieben iſt, und wer ſich die Mühe genommen, von dem umfangreichen Werke gründliche Kenntniß zu nehmen, wird ſich geſtehen müſſen, daß wenn Göthe ſagt, man könne allenfalls eine Tragödie in Briefen ſchreiben, dieſe ihm in dieſem Hauptwerke dieſer Art, ſo weit ſie überhaupt möglich iſt, bereits vorlag.

Nach Allem dieſen war alſo die Miß Sara ein Werk ganz neuer Gattung, und es war mit ihr für die deutſche dramatiſche Poeſie jener jungfräuliche Boden gefunden, deſſen Mangel Leſſing in der Vorrede zu Thl. III. u. IV. ſeiner Schriften 1754 IV. S. 4 mit großem Sachverſtändniß und vielleicht ſchon mit einer Hindeutung auf ſeine Ergänzung ausſpricht: „Sollte wohl die Art ſelbſt, wie man unſere Bühnen verbeſſern wollen daran Schuld ſein? Sollte wohl die Menge von Meiſterſtücken, die man auf einmal beſonders den Franzoſen abborgte, unſere urſprünglichen Dichter niedergeſchlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal ſo zu reden Alles erſchöpft, und ſetzte ſie auf einmal in die Nothwendigkeit nicht blos etwas Gutes, ſondern auch etwas Beſſeres zu machen.“

Es wäre zu wünſchen, daß Leſſing ſelbſt ſich über dieſe Beziehungen theoretiſch geäußert hätte, ſo wie er ſich über das rührende Luſtſpiel theoretiſch ausſpricht. Wirklich hat er es auch und gerade in der Abhandlung über das letztere verſprochen; er ſagt hier gleich am Anfange: „Ich will für dieſesmal nur die erſte Veränderung im Drama (ſ. oben) zu dem Gegenſtande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweiten auf einen andern Ort ſparen“, allein es iſt nichts der Art von ihm ausgearbeitet worden*); als

*) Es findet ſich in den „Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens“ Stück 36, Anfang 1755, da alſo die Miß Sara noch nicht bekannt ſein konnte,

Nicolai 1756 mit dem Gedanken umging, eine Abhandlung über das bürgerliche Trauerspiel zu schreiben, sagt er diesem nur (XII. 41): er habe „eine

---

ein Aufsatz „über das bürgerliche Trauerspiel", dessen Inhalt in manchen Puncten auf merkwürdige Weise mit diesem Stücke übereinstimmt. Es heißt hier: Schrecken und Mitleid werde auch durch dieses erweckt — es sei also eine Gattung, die Aristoteles eben nicht gekannt habe, so wie er auch die lyrische Tragödie, die Batteux der heroischen an die Seite stelle, nicht gekannt, habe er doch auch von tragischen Romanen, wie die Clarissa, nichts gewußt. Es könnten doch auch in den Herzen bürgerlicher Personen Leidenschaften sein u. s. w. Die Helden machens nicht aus — die Prosa werde dem bürgerlichen Trauerspiel vortheilhafter sein. Es sei nicht so erhaben, aber nützlicher. — Dann noch einige Anmerkungen

1) ein bürgerliches Trauerspiel darf keiner Mordgeschichte ähnlich sehen,
2) die Personen dürfen nicht sprechen wie Prinzen, aber man darf nicht vergessen, daß es ein Trauerspiel ist,
3) sie dürfen nicht aus dem Pöbel genommen sein,
4) die Charaktere sind sorgfältig zu wählen — nicht alle, die das Leben bietet, passen hierein.

Es gebe noch wenige oder gar keine Muster. Es ist immer interessant genug, daß sich auch in einem andern Kopfe ähnliche Gedanken regten; ich werde bei einem nahe verwandten Gegenstande gerade auf diese Zeitschrift in dieser Beziehung noch einmal verwiesen müssen; von einer jeden Versuchung, den Aufsatz Lessingen selbst beizulegen, wird man sich gründlich geheilt finden, wenn man die Anfangsworte nach Form und Inhalt in Betracht zieht: „§. 1. Aristoteles, damit ich recht gelehrt anfange, beschreibt das Trauerspiel überhaupt durch die Nachahmung einer Handlung, dadurch sich eine vornehme Person harte und unvermuthete Unglücksfälle zuzieht. Diese Beschreibung scheint zwar meiner ganzen Abhandlung vom bürgerlichen Trauerspiel zu widerstreiten, da sie als den Hauptcharakter eines Trauerspiels einen angesehenen Stand bestimmt. Allein mit Erlaubniß des Herrn Aristoteles, ich werde es machen, wie viele unserer heutigen Philosophen, die auf allen Seiten Schriftstellen von ihm zum Beweise seiner philosophischen Ketzereien anführen und dem ohngeachtet ihre besten Gedanken aus ihm entwendet haben. Ich werde also seine Beschreibung des Trauerspiels in etwas tadeln (denn warum sollte ich weniger Recht haben als ein Philosoph), und ich werde dem ohngeachtet den ersten Theil seiner Beschreibung beibehalten" u. s. w. Das ist nicht Lessing's Styl, und sollte er, der ein Jahr später die Erklärung des Aristotelischen φόβος durch Schrecken so gründlich zurückzuweisen vermag, sich nicht jetzt bereits von der „vornehmen Person" emancipirt haben? Sonst kommt manches Verständige vor; folgende Stelle bezieht sich auf Lessing und ein oben angeführtes Urtheil über denselben. „Aber vielleicht ist Niemand gesonnen, diejenige Gattung des Schauspiels, welche ich das bürgerliche Trauerspiel nenne, von der Bühne auszuschließen; sondern man will dasselbe nur unter den Namen einer heroischen Komödie zulassen. Ich entsinne mich in einem der vorhergehenden Stücke dieser Monatsschrift in einigen Bemerkungen über das Trauerspiel gelesen zu haben, daß man den Kaufmann von London und den Spieler irrig zu den bürgerlichen Trauerspielen zähle: da sie vielmehr unter die heroischen Komödien gehörten, und daß hingegen der Henzi des Hrn. Lessing zu dem bürgerlichen Trauerspiele gerechnet werden müsse ..... Ich habe den Henzi des Hrn. Lessing, ich weiß nicht, ob aus Nachlässigkeit oder aus Unmöglichkeit, nicht mit dem größten Eifer und der äußersten Achtsamkeit durchgelesen. Ich besinne mich aber doch noch, daß dieser Henzi einer der vornehmsten Männer seines Vaterlandes und das Schicksal desselben mit dem Schicksale des Henzi verbunden war. Erstlich betrifft die Handlung des Stücks den Nutzen eines ganzen Landes, es sei so klein als es wolle; folglich ist sie groß und größer als die Handlung in einem bürgerlichen Stücke sein kann, wo nur die Angelegenheiten einiger Privatpersonen vorkommen. Wenn ferner dieses Stück zu dem heroischen Trauerspiele deswegen nicht gehört, weil die Hauptperson kein König oder kein Fürst ist, so wird der Cato des Addison nichts weiter als ein bürgerliches Trauerspiel bleiben. Der Unterschied zwischen dem Cato und Henzi mag so groß sein als er will, so sind sie doch in der Haupteigenschaft einander ähnlich: nämlich daß sie beide die angesehensten Männer ihres Vaterlandes sind, und das Vaterland von jedem stellt einen freien Staat vor, ohngeachtet der verschiedenen Größe von beiden. Man

Menge unordentlicher Gedanken" über das bürgerliche Trauerſpiel aufgeſetzt, die er ihm ſchicken wolle; übrigens hat er auch dieſe nicht geſchickt, wie denn auch Nicolai's Abhandlung nicht vollendet worden iſt, und die Bemerkungen über die Tragödie, welche Leſſing ein halbes Jahr darauf ſeinen Berliner Freunden mittheilt, ſind allgemeinerer Art, und werden daher erſt im folgenden Kapitel Berückſichtigung finden können.

Zum Glück trägt die Miß Sara Sampſon die Spuren ihrer Entſtehungsgeſchichte, wie ich ſie ſo eben conſtruirt habe, ſo unverkennbar an ſich, daß es eines weiteren Beweiſes für dieſelbe gar nicht bedarf.

Das ganze Stück iſt nämlich äußerlich betrachtet nichts mehr und nichts weniger als eine Zuſammenſetzung aus den Grundmotiven des Kaufmanns von London, des erſten bürgerlichen Trauerſpiels einerſeits, und der Clariſſa Harlowe, des erſten Familienromanes, andererſeits, nur der Name Mellefont iſt dem Double dealer des Congreve entlehnt, wie denn der Mellefont in Leſſing's Stücke wirklich eine Art von double dealer iſt.

Der Kaufmann von London ſtellt bekanntlich nach einer alten Ballade die Geſchichte eines jungen Mannes dar, welcher von einer Buhlerin, deren Geldforderungen er nicht anders Genüge zu leiſten vermag, verführt wird, zuerſt ſeinen Handelsherrn zu beſtehlen und dann einen Oheim zu ermorden; zuletzt liefert ſie ihn ſelbſt den Gerichten aus.

Die Clariſſa ſchildert das Schickſal eines edeln jungen Mädchens, das ſich, in Folge vielfacher Verwickelungen, von einem Manne, der aus der Zerſtörung weiblichen Glückes Profeſſion macht, entführen läßt, und nachdem ſie ein Opfer ſeiner Luſt geworden, in Elend und Jammer untergeht.

Und was macht die Fabel der Miß Sara Sampſon aus? — Die Geſchichte eines verführten Mädchens, in welcher eine Buhlerin den Hebel des Ganzen bildet.

Will man einen äußern Beweis dieſer Anlehnung an beide Werke? Er liegt in den Namen. Den ungewöhnlichen Namen Arabella führt in der Clariſſa die Schweſter der Heldin, und wenn Mellefont, in Verlegenheit der Sara den Namen der Verwandten, für welche dieſe die Marwood hält, zu nennen, gerade auf eine Lady Solmes verfällt (Act III. Sc. 2), ſo muß er auch in dieſem Roman ſehr beleſen ſein, denn ſo heißt ein der Clariſſa beſtimmter Bräutigam. Sollten aber dies Jemandem doch noch zu entfernte Anklänge zu ſein ſcheinen, ſo wird er wenigſtens den Umſtand bemerkenswerth finden müſſen, daß die Buhlerin im Kaufmann von London nun gerade nicht anders heißt als — Millwood.

Zwar die zuletzt angedeutete Namensähnlichkeit iſt Leſſingen gewiß nicht in Folge zufälliger Reminiſcenz in die Feder gefloſſen, ſondern von ihm abſichtlich geſucht worden, um mittels derſelben offen zu bekennen, aus welcher Quelle er geſchöpft habe — denn nicht nur der Name, ſondern auch der Cha-

ſpricht dem Kaufmann von London und dem Spieler deswegen den Namen der bürgerlichen Trauerſpiele ab, weil in beiden keine Helden auftreten. Wenn ſind jemals die Helden das Unterſcheidungszeichen des Trauer- und des Luſtſpieles geweſen?" u. ſ. w. Der Ort, wo Leſſing über das bürgerliche Trauerſpiel zu reden gedachte, iſt leicht zu errathen: eine Vorrede zur Miß Sara oder zum 5. u. 6. Theil der Schriften, in welchen ſie zuerſt gedruckt wurde, aber „der Verfaſſer hat dieſe Theile ohne Vorrede in die Welt geſchickt" ſagt die Selbſtrecenſion (V. 50).

rakter der Marwood iſt dem Kaufmann von London entlehnt. Man hat für die Auffaſſung deſſelben den Geſichtspunct in den Vordergrund ſtellen wollen, daß Leſſing hier eine moderne Medea hinzuſtellen verſucht habe. Das heißt ſehr unglücklich rathen: denn Marwood ſpielt nur die Medea, wo es darauf ankommt, den ſchwachen Mellefont zu ſchrecken*); eine wahre Medea tödtet ihre Kinder wirklich und nimmt ſie nicht als Geiſſeln mit zum Schutz gegen die nachſetzende Polizei; Marwood iſt eben nichts als eine Kokette im ärgſten Sinne des Worts und das iſt die Millwood des Lillo auch. Wie die Marwood ſich vorbereitet, den Mellefont wiederzugewinnen, ſo ſtellt ihr Vorbild in dem engliſchen Stücke, welches, beiläufig geſagt, gar ſehr ab ovo anfängt, ihre Reize und Verführungskünſte in Schlachtordnung, um den unerfahrnen Barnwell zu erobern, und faſt möchte man Leſſingen den Vorwurf machen, der ſeinen perſönlichen Charakter ehrt, daß er hier zu genau nachgeahmt und nicht bedacht, daß er es mit einem erfahrenen Mellefont zu thun habe. Die zweite Scene des Kaufmanns von London, zeigt Millwood an ihrer Toilette: How do I look to-day, Lucy? L. O, killingly, Madam! a little more red, and you'll be irresistible. But why this more than ordinary care of your dress, and complexion? What new conquest are you aiming at? M. A conquest would be new indeed! L. Not to you who make 'em every day — but to me — Well! 'tis what I'm never to expect — unfortunate as I am! But your wit and beauty. — M. first made me a wretch and still continue me so. Men, however generous or sincere to one another, are all selfish hypocrites in their affairs with us. We are no otherwise esteemed or regarded by them, but as we contribute to their satisfaction. Dann wird der Angriffsplan mitgetheilt: What manner of person am I to receive? He is young, innocent and bashful; therefore I must take not to put him out of countenance at first. But then, if I have any skill in physiognomy, he is amorous, and with a little assistance will soon get the better of his modesty. Das iſt in der Hauptſache die erſte und zweite Scene des zweiten Actes in der Sara. In der zweiten Scene des zweiten Actes weiß ſich Millwood unter den Namen einer Verwandten bei Barnwell Eingang zu verſchaffen, der ſich von ihr loszumachen den Entſchluß gefaßt hatte — was Leſſingen zu dem Beſuche der Marwood bei der Sara Veranlaſſung gegeben hat — ferner will Millwood hier blos für immer Abſchied nehmen, ſie muß untergehen ohne ihn, wie Marwood am Ende des dritten Auftritts des zweiten Actes — auch bildet dieſer und der folgende Auftritt bei beiden Dichtern in gleicherweiſe eine Doppelſcene, die eine wirkungsreiche Steigerung enthält. In einer ſpätern Scene tritt Millwood, da ſie ſich entlarvt ſieht, mit einer Piſtole auf, die ihr entriſſen wird.

Auch andere Perſonen des Kaufmanns von London ſind in denjenigen der

*) Act II. Sc. 7. „Du wirſt mich verſtehen: zittre für deine Bella! Ihr Leben ſoll das Andenken meiner verachteten Liebe auf die Nachwelt nicht bringen, meine Grauſamkeit ſoll es thun: ſieh in mir eine neue Medea!" Mellefont hatte ihr vorher auf die Frage, ob er ſie denn wirklich einer jungen Närrin aufopfern wolle, ſpöttiſch geantwortet: „Aufopfern? Sie machen, daß ich mich hier erinnere, daß den alten Göttern auch ſehr unreine Thiere geopfert wurden", worauf ſie ſich die gelehrten Anſpielungen verbeten, und nun macht es ihr einen beſonderen Spaß, ihn gerade mit einer claſſiſchen Anſpielung in's Bockshorn zu jagen.

Miß Sara wieder zu erkennen: Barnwell iſt ſchwach wie Mellefont ſchwach iſt, und ſein Handelsherr, deſſen Name Thorowgood nach engliſcher Weiſe ſeinen Charakter ausſpricht, dürfte zu dem Vater der Sara geſeſſen haben.

Bildet nun auf dieſe Weiſe der Kaufmann von London die Grundlage des Leſſing'ſchen Stückes, ſo laſſen ſich auch die Combinationen, mittels derer ſich das letztere mit Hülfe der Clariſſa aus dem erſteren herausſpinnt, gar wohl verfolgen. Die engliſche Tragödie hat eine ſehr rührende Epiſode: Maria, die Tochter des Thorowgood liebt den Barnwell, ohne daß er es weiß; mit ihrer Hülfe erſetzt ſein Freund und Mitdiener Trueman den erſten Caffendefect; ſie beſucht ihn noch im Gefängniß, nachdem Trueman ihm ihr Geheimniß entdeckt: what avails it to think on what I might have been! Hierin hat Leſſing den Keim des wirklich tragiſchen, von criminaliſtiſcher Proſa befreiten Intereſſes gefunden: man denke ſich als das Hauptopfer des Eigennutzes und der Machination jener Verführerin ein weibliches Weſen, deſſen Schickſal an das des Verführten gekettet iſt. Wie wird aber die Verkettung der Schickſale am beſten beſchaffen ſein können? Hier bietet ſich die Clariſſa von ſelbſt dar — wenn man dann ein gegenſeitiges Verhältniß, eine Entführung und Verführung annimmt, wird auch die untragiſche vollkommene Schuldloſigkeit des leidenden Theiles beſeitigt — und das Verbrechen ſelbſt zu welchem der verführte und verführende Mann verleitet wird, braucht nicht mehr Diebſtahl und Mord zu ſein: es wird in der bloßen Untreue gegen die Verführte, mag dieſe ſich auch nur in einem Verſchweigen einer Unvorſichtigkeit äußern, beſtehen können, endlich kann nun das verführeriſche Weib, welches der Hebel des Ganzen iſt, wenigſtens dadurch eine höhere tragiſche Würde erlangen, daß man ihr ältere Anſprüche beilegt und ihre Bosheit aus weiblicher Eiferſucht hervorgehen läßt.

Wenn auf dieſe Weiſe der Einfluß der Clariſſa auf das Stück, welches auf dieſem Wege entſtand, in der Einführung feinerer und gewählterer ſittlicher Motive beſteht, ſo macht ſich der Geiſt, aus welchem das Vorherrſchen der letzteren in dem engliſchen Romane hervorgeht, ſelbſt in dem Style der Miß Sara Sampſon geltend. Die langen moraliſchen Betrachtungen, beſonders, was vorzüglich charakteriſtiſch iſt, von Seiten der Bedienten, das viele Reden von Tugend und Laſter in abstracto, die im Engliſchen wohl, aber nicht im Deutſchen der Sprache des Lebens angehören, endlich die raffinirte ſelbſtquäleriſche Caſuiſtik in der ſich z. B. Sara bei Empfang des Briefes von ihrem Vater ergeht, erinnern bei jedem Worte an das engliſche Werk, wenn auch namentlich in der letztern auf der andern Seite wieder der ganze Leſſing zum Vorſchein kommt: und dieſe Eigenſchaften gehen hier in's Uebermaaß: Leſſing wird in der Sara zum erſten und letzten Mal in ſeinem Leben wirklich langweilig.

Alle die hier dargeſtellten Bezüge des Leſſing'ſchen Werkes zu den genannten engliſchen, waren in jener Zeit, als die letzteren neu und viel geleſen waren, kein Geheimniß. In Bezug auf einen beſondern Punct deutete ſogleich Michaelis in ſeiner Anzeige des fünften und ſechsten Theiles der Schriften, Götting. gel. Anz. 1755 d. 2. Juni, auf die Clariſſa hin: „Wir haben nicht leicht etwas ſo Rührendes geleſen, als dieſes Trauerſpiel, ſo uns mit Schauder und Vergnügen erfüllt hat. Die Sittenlehre, daß der, ſo ſelbſt Urſache hat Vergebung zu wünſchen, vergeben ſoll, iſt unvermerkt angebracht, und in einem

sehr starken Licht, da wo man sie nicht erwartete, vorgestellet. Wenn man die letzten Augenblicke der Sara Sampson, in welchen sie am edelmüthigsten vergiebt, in dieser glücklichen Erdichtung liest, so kann man wohl nicht unterlassen, sich dessen wieder zu erinnern, was sie vorhin von der ihr wiederfahrenen Vergebung geredet hat, und dieses muß immer nothwendig ihre fast gar zu edle Hinderung der Rache ihres Todes wahrscheinlich machen. Man wird beinahe versucht, zu wünschen, daß Hr. Lessing diesen Zusammenhang der ihr widerfahrenen und von ihr ertheilten Vergebung deutlicher in ihre Reden verflochten hätte, allein er macht desto mehr Eindruck und ist desto angenehmer, weil er bei dem Leser selbst entsteht, und ihm von dem Dichter nicht vorgesagt wird. Sollte Hr. Lessing nicht hier einen Hauptgedanken aus dem Buche geborgt und ihn nur umgekleidet haben, aus dem sich die philosophische Sittenlehre sehr bereichert hat?" Johann Jacob Dusch, den wir bald als einen besondern Feind Lessing's und seiner Freunde kennen lernen werden, macht in seinen vermischten kritischen und satyrischen Schriften nebst einigen Oden 1758, die übrigens schon Erwiederungen auf Angriffe in der Bibliothek der schönen Wissenschaften enthalten, dieselbe Bemerkung in tadelndem Tone. Es findet sich hier ein eigener Briefwechsel über die Miß Sara Sampson, der für wirklich geführt gelten soll, obgleich man willkürliche Buchstaben des Alphabetes darunter zu setzen — ein Seitenblick auf die Bibliothek der schönen Wissenschaften, siehe das folgende Kapitel — für überflüssig gehalten habe. Hier wird im zweiten Briefe S. 46 untersucht, ob wir schon gute Trauerspiele hätten. Schlegel würde dergleichen geliefert haben. „Und nun kommen Sie auf Herrn Lessing? Wie, mein Herr! Sie verkehren die Staffel; Sie machen, wenn nur von den Graden der Vortrefflichkeit die Rede ist, eine umgekehrte Leiter, bald hätte ich gesagt, ein Antiklimax. Schlegel besaß den Geist des Theaters, aber Herr Lessing? den Witz oder den Geist der anakreontischen Gedichte. Der eine erschüttert das Herz; Schrecken und Thränen stehen ihm zu Gebote; der andere erregt ein kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall und wenn er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, so hat er alle Ehre, die er hoffen kann." Komisches und tragisches Talent, sagt Dusch, ließen sich nicht vereinigen, daher müsse er auch den Verfassern der Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche die Miß Sara bei jeder Gelegenheit anprieseu, ableugnen, daß sie ein vortreffliches Stück sei. Sie habe dem Plane nach wenig Wahrscheinlichkeit, nur Ein Charakter sei gut geschildert, ganze Scenen taugten nichts, und sehr oft sehe das Komische hindurch: endlich habe Lessing die Clarissa nachahmen wollen, das „elende Wirthshaus" erinnere an die elende Wohnung derselben, ja das Stück sei eine Nachahmung der Clarissa und des Barnwell zu gleicher Zeit. Nur wenn ein Herr v. Bielefeld in der Einleitung zu einem französischen Auszug 1767 gesagt hatte, die Miß Sara Sampson sei zwar ein ursprünglich deutsches Stück, gleichwohl scheine der Stoff aus englischen Romanen genommen oder nachgeahmt zu sein, war Lessing wohl zu fragen berechtigt: Welches ist der englische Roman? (S. Nachträge zu Bd. VII). Dem sei aber wie ihm wolle, als dem Geiste nach durch und durch englisch betrachtete man es allgemein: Moses Mendelssohn gebraucht im 191 Litteraturbriefe den Ausdruck englisches Trauerspiel als gleichbedeutend mit der bürgerlichen Tragödie, und Nicolai konnte dem Journal étranger die Anekdote melden wollen — das Brouillon befindet sich noch

in Berlin unter ſeinem Papieren; im Journal étranger ſelbſt habe ich die Notiz nicht finden können — ein junger Engländer in Danzig, wo Nicolai damals auch eine Handlung hatte, habe 50 Pfund Sterling gewettet, die Miß Sara Sampſon ſei ein engliſches Stück und er werde es ſich ſogleich von London kommen laſſen können.

Welchen Werth Leſſing ſelbſt auf das Stück legte, ließe ſich allein daraus abnehmen, daß er es ſich eine in jenen Zeiten nicht unbedeutende Reiſe hat koſten laſſen, der erſten Aufführung beizuwohnen, oder es vielmehr ſelbſt in Scene zu ſetzen. Dies fand in Frankfurt an der Oder Statt. Ich ſehe mich im Stande, hierüber ein Paar merkwürdige Berichte mittheilen zu können. Kamler ſchreibt an Gleim den 25. Juli 1755: „Herr Leſſing hat ſeine Tragödie in Frankfurt ſpielen laſſen und die Zuſchauer haben drei und eine halbe Stunde zugehört, geſeſſen wie Statuen und geweint. Künftig wird er in reimfreien Jamben dichten.“ Außerdem findet ſich in der Gottſched'ſchen Briefſammlung ein Brief eines gewiſſen Grillo (etwa des Vaters von dem Litteraturbriefſchreiber) aus Frankfurt a. O. an v. Schönäich vom 13. Juli 1755, in welchem es heißt: v. Schönäich habe immer einmal nach Frankfurt kommen wollen, er hätte es in der letzten Meſſe thun ſollen, da hätte er mit ſeinem größten Gegner eine Lanze brechen können, „denn ich habe die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren zu berichten, daß der ohnlängſt beſungene Held Gniſſel den 9. dieſes hier angekommen um ein von ihm verfertigtes und zu Anfang des VI. Theiles ſeiner Schriften befindliches bürgerliches Trauerſpiel, Miß Sara Sampſon genannt, welches die ſich jetzo hier ſchon ſeit 3 Wochen aufhaltende Ackermannſche Geſellſchaft zum erſten Male den 10. hujus, beſage hier beigelegten Zettels, hier aufgeführt hat, mit anzuſehen und ſich öffentlich mit beklatſchen zu laſſen. Nach geendigtem Trauerſpiel, welches ſehr wohl ſoll exeentiret worden ſein und von 4—10 Uhr Abends gedauert haben, hat Madam Ackermann den Herrn Zuſchauern wie gewöhnlich gedanket, und der Verfertiger des Trauerſpieles (von dem ſie zu verſtehen gegeben hat, daß Er ſelbſt zugegen ſei) gar ſehr gelobet. Ja man ſagt, Hr. Gniſſel ſei Vormittages ſelbſt bei der Probe geweſen und habe den Acteurs zurecht geholfen.“ —

Wenn man die Stimmung bedenkt, in welcher dieſes Blatt geſchrieben iſt, und mit der es ohne Zweifel von Gottſched und v. Schönälch geleſen ſein wird, wird man vielleicht erwarten, daß ich dieſes Kapitel mit einer Blumenleſe von Invectiven gegen die Miß Sara Sampſon von Seiten der Leipziger Schule beſchließen werde. Allein es findet ſich dergleichen bei weitem weniger als man denken ſollte. Ein ſpäterer Angriff von Leſſing's Seite ruft hier noch einmal eine faſt krampfhafte Reaction hervor, von der ſeiner Zeit die Rede ſein wird; jetzt war die Partei ermattet: ſie hatte ſoeben in der Angelegenheit des Weiße'ſchen Devil to pay eine allzu arge Niederlage erlitten. Erſt 1757 läßt Gottſched ſich in einer Anzeige der zehnten Auflage ſeines Cato im „Neueſten“ hierüber vernehmen. Nachdem er bemerkt, es ſei in Frankreich geſagt worden, die Probe eines dramatiſchen Werkes ſei der Druck, welche nun doch ſein Stück gar ſehr beſtanden, fährt er fort: „Wir begnügen uns, dieſes Alles kürzlich angezeigt zu haben, ohne uns auf beſondere Stücke einzulaſſen. Wir ſetzen nur zum Beſchluſſe eine gewiſſe Stelle aus den Briefen des berühmten Dichters Rouſſeau hieher, die vielleicht Wenigen bekannt geworden und ſich doch auf den deutſchen Parnaß itziger Zeiten ſehr wohl ſchicket. Die Deutung laſſen

wir unſere Leſer ſelbſt machen; capiat qui potest. So lautet ſie: Rien ne conclud moins qu'un succès dans la nouveauté. Y eut-il jamais de plus éclatant que celui des tragédies de Quinault? u. ſ. w. Aber Gottſched weiß ſich zu tröſten. „Als der große Corneille," ſo ſchließt ſein Aufſatz, „den erſt ganz Frankreich bewundert hatte, durch die zärtliche und verbuhlte Racineſche Poeſie faſt ganz unterdrückt ward, erklärte ſich St. Evremond dennoch öffentlich für jenen. „Mr. Corneille," ſchrieb er, „est presque le seul qui ait le bon goût de l'antiquité." Hierauf erwiderte dieſer: „Vous m'honorez de votre estime en un temps, où il semble qu'il y ait un parti fait, pour ne m'en laisser aucune. Vous me soutenez quand on se persuade qu'on m'a battu!"

Zweites Kapitel.

Leſſing hatte nun ſeit ſeinem erſten Eintreffen in Berlin, alſo länger als ein halbes Jahrzehend, ganz der Litteratur und — von derſelben gelebt. Der Umſtand, daß er auf das Letztere angewieſen war, hat ihn neben den ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen, von welchen bereits die Rede geweſen iſt, und die zum Theil, wie die Ueberſetzung einiger Bände des Rollin, auch nicht ohne Rückſicht auf Gewinn angefangen ſein mögen, zu einer Reihe von andern veranlaßt, bei welchen dieſe Rückſicht die Hauptrolle geſpielt haben dürfte, ohne daß darum nicht wenigſtens ihre Wahl und dieſe oder jene kleine Zuthat für ihn charakteriſtiſch und daher in ſeiner geiſtigen Lebensgeſchichte ein bemerkenswerthes Moment hätten ſein ſollen. Schon bei ſeinem erſten Aufenthalte hatte er Spaniſch gelernt (XII. 16) vermuthlich um das in der Vorrede zu den Beiträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters gegebene Verſprechen löſen zu können, denn ſchon Riccoboni hatte in ſeinen réflexions auf die Reichhaltigkeit des ſpaniſchen Theaters hingewieſen; ein näher liegender Gebrauch dieſer Sprache ſtand damals für ihn wenigſtens nicht in Ausſicht, wie denn die Anekdote aufbehalten worden iſt, er habe einſt, da er mit Mylius ſpaniſch plaudernd unter den Linden promenirt, der Unterhaltung mit einem Spanier, der, da er heimiſche Töne vernommen, die beiden Freunde angeredet habe, keineswegs Genüge zu leiſten gewußt. Doch zeigt ſich einige Kenntniß des ſpaniſchen Drama's erſt ſpäter in der Dramaturgie, dagegen hat Leſſing den Zutritt zu den übrigen Schätzen einer wenig bekannten Litteratur, welche ihm die Kenntniß der Sprache verſchaffte, in der nächſten Zeit mehrfältig auszubeuten geſucht. Nachdem eine Ueberſetzung der Novellen des Cervantes, von der er in einem Briefe an den Vater redet (XII. 16), auf Hinderniſſe geſtoßen zu ſein ſcheint, erſchien 1752 von ihm eine Ueberſetzung des Examen de Ingenios para las sciencias des Huarte mit einer Vorrede unter dem ausführlichen Titel: Johann Huarte's Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften, worinne er die verſchiedenen Fähigkeiten, die in den Men-

schen liegen, zeigt, einer jeden den Theil der Gelehrsamkeit bestimmt, der für sie eigentlich gehört und endlich den Aeltern Anschläge ertheilt, wie sie fähige und zu den Wissenschaften aufgelegte Söhne erhalten können. Aus dem Spanischen übersetzt von Gotthold Ephraim Lessing. Zerbst. In der Zimmermann'schen Buchhandlung. 1752. — Diese Uebersetzung ist durchaus nicht eine reine Meßspeculation, noch auch Lessing's anerkennende Vorrede, in welcher er das Buch für das einzige erklärte, das bis jetzt über diesen Gegenstand geschrieben worden, eine bloße Reclame, wie man nach dem spöttischen Bericht, den K. Lessing über dasselbe gegeben, zu glauben geneigt sein könnte, vielmehr sogleich ein Document, daß Lessing, wo er nicht rein im Dienste der Wissenschaft arbeiten konnte, denselben doch nicht aus den Augen verlor. Zwar die Vorschriften wegen der beliebigen Kinderzeugung und was dazu gehört mit ihrer scholastischen Naturlehre kommen zum Theil so burlesk heraus, daß man in Huarte's älteren Zeitgenossen Rabelais zu lesen glaubt*), das ist aber nicht die Hauptsache: „Alle alten Weltweisen," sagt Huarte, „kommen darinne überein, und die Erfahrung lehrt es, daß, wenn die Natur den Menschen nicht zu den Wissenschaften geschickt macht, aller Fleiß, den man auf die Erlernung ihrer Regeln wendet, vergebens sei. Keiner von ihnen hat aber es deutlich zu erklären gewußt, was das für eine Natur sei, die den Menschen zu einer Wissenschaft fähig und zu einer andern unfähig macht. Keiner hat es bestimmt, wie viel Verschiedenheiten des Genies in dem menschlichen Geschlecht anzutreffen sind und welche Künste und Wissenschaften einer jeden davon zukommen. Keiner, welches das Hauptwerk ist, hat uns die Merkmale, woran man diese Verschiedenheiten erkennt, angegeben." Solche gewisse Beschaffenheiten des Subjectes beobachtet selbst Gott bei Austheilung der übernatürlichen Gnadengaben (1. Cor. 12), um so mehr werden die menschlichen Wissenschaften auf sie zurückzuführen sein, welche der Mensch durch seine eigenen Kräfte lernen muß. Die Anlage aber ist zurückzuführen auf eine körperliche Mischung der Elemente im Menschen. Dann führt er die Künste und Wissenschaften zurück auf Gedächtniß, Verstand und Einbildungskraft; der ersteren gehören an: die Sprachkunst, die lateinische oder jede andere Sprache, die theoretische Rechtsgelehrsamkeit, die positive Gottesgelahrtheit, die Erdbeschreibung und die Rechnenkunst; dem zweiten die scholastische Gottesgelahrtheit, die theoretische Arzneigelahrtheit, die Dialektik, die natürliche und moralische Weltweisheit und die ausübende Rechtsgelehrsamkeit oder Advocatur. Von der guten Einbildungskraft endlich entstehen alle Künste und Wissenschaften, welche Bilder, Gleichheiten, Harmonie und Verhältnisse zu Gegenständen haben; namentlich die Dichtkunst, die Beredsamkeit, die Baukunst, die Homelie, die ausübende Arzneigelehrsamkeit, die Mathematik, die Astrologie, die Regierungskunst, die Kriegswissenschaft, das Malen, Zeichnen, Schreiben und Lesen. Das wird nun mit vielen trefflichen Bemerkungen einer gereiften Reflexion ausgeführt, wie denn z. B. die Erörterung sehr gut ist, daß gute Rechtsgelehrte keineswegs immer gute Regenten oder Administrativ-

*) Z. B. wenn Eheleute keine Kinder haben, so ist auf folgende Weise zu ermitteln, an wem die Schuld liege: man stelle der Frau ein Gefäß mit Weihrauch oder einer andern stark riechenden Substanz unter die Röcke, schmeckt sie nun dieselbe im Munde, so ist der Mann schuld, denn es ist ein Beweis, daß bei ihr Alles wohl perforiret sei. Nun wundere sich noch Einer über den Weg, den Gargantua in diese Zeitlichkeit genommen.

beamte seien, dagegen Andere mit zwei bis drei Gesetzen, die sie nur so oder so in Salamanca begriffen haben, eine Regierung, welcher sie vorgesetzt werden, so wohl verwalten, daß man es in der Welt nicht besser verlangen kann; es gehöre eben Einbildungskraft dazu. Gar verständig und praktisch naiv ist auch eine Stelle, in der er erörtert, der junge Mensch müsse, wenn aus ihm etwas werden solle, aus dem Vaterhause gehen. Dieses sehe man an den Studirenden, die in einer Universitätsstadt zu Hause seien, „keiner von ihnen, oder es wäre ein großes Wunder, wird sehr gelehrt werden." Dem aber sei leicht abzuhelfen, wenn man die Universitäten verwechsele, und diejenigen, welche in Salamanca zu Hause seien, nach Alcala, die aber, welche in Alcala geboren, nach Salamanca auf die hohe Schule schicke. Und das bekräftige denn auch die heilige Schrift: Gehe aus deinem Vaterlande, sagt Gott zu dem Abraham (1. Mos. 12) und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen. Ebendies, setzte Huarte hinzu, saget Gott zu allen Menschen welche nach Tugend und Weisheit streben: denn ob er sie gleich in ihrem Vaterlande segnen könnte, so will er doch, daß die Menschen die Mittel, die er ihnen vorgeschrieben hat, gebrauchen und die Weisheit nicht von seiner unmittelbaren Gnade erwarten sollen. Warum sollte Lessing ein solches Buch nicht übersetzen?*) War er doch allem Vermuthen nach als Lustspieldichter darauf gekommen, denn Du Bos sagt in dem ersten Abschnitt des zweiten Theiles seiner Betrachtungen, wo er vom Genie spricht: Ceux qui voudroient s'instruire et perfectionner par des lumières acquises cet instinct naturel qui nous fait faire les discernements des hommes, peuvent lire l'Examen des Esprits par Huarté et le Portrait du caractère des Hommes, des Siècles et des Nations par Barclai. Um dieselbe Zeit wollte Lessing, wie wir aus dem gedruckten Sendschreiben ersehen, das der Prof. Nicolai in der Lange'schen Angelegenheit an Lessing erließ, auch das Aldretes Varias antiguedades de España Africa y otras provincias übersetzen, fand aber keinen Verleger, weil das Werk zu gelehrt geschrieben zu sein schien, als daß es Leser genug in Deutschland finden könnte. Mit diesem Vorhaben dürfte ein mehr selbstständiger Plan in Verbindung stehen. Lessing gab 1753 eine Uebersetzung des ersten Theiles von Marigny's Geschichte der Araber mit einer Vorrede, in welcher er denselben gegen einige Vorwürfe Baumgarten's vertheidigt, heraus, und dieses Werk war freilich französisch geschrieben; es ist eine Nachahmung der römischen Geschichte des Rollin, und mochte darum Lessing um so eher anziehen, aber er beabsichtigte einen vierten Theil hinzuzufügen, welcher die Geschichte der Moraviden enthalten sollte (XII. 24), und diesen gedachte er ohne Zweifel nach spanischen Quellen zu bearbeiten. Außer diesen Werken übersetzte Lessing auch nach einem Briefe an seinen Vater (XII. 24), die drei Schreiben an das Publikum von Friedrich II. und eine englische Schrift über gewisse Differenzen zwischen England und Preußen, von denen das erstere Stück Lachmann selbst gesehen hat (XIII. 650), der aber von etwaigen Zusätzen Lessing's, nach denen Mohnike fragt, nichts erwähnt. Lachmann meint bei dieser Gelegenheit, Lessing'sche Uebersetzungen seien keine Kunstwerke, daß man sie

*) Vorarbeiten zu einer lateinischen Arbeit über Huarte finden sich XI. 738.

unter seine Werke aufnehmen könnte. Dies ist richtig, und diese oder jene von denselben dürfte er vielleicht sogar in der Absicht unternommen haben, bei Gelegenheit derselben die Sprache erst zu erlernen, aber nichts destoweniger steht er auch hierin in jener Zeit ausgezeichnet da, wenn man ihn mit der Schülerhaftigkeit nicht nur eines Lieberkuhn und der Uebersetzer, die er in den Litteraturbriefen züchtigt, sondern auch eines Ramler und Batteux (Bibliothek der schönen Wissenschaften III. S. 343) oder Mendelssohn's, der die Ungleichheit der Menschen von Rousseau übersetzte, um sich im Deutschschreiben zu üben, in Vergleichung stellt. Uebrigens waren dies Lessing's Unternehmungen und Pläne in jener Zeit noch nicht alle. Abgesehen von der Bearbeitung von Mylius Uebersetzung von Hogarth's Schrift über die Schönheitslinie, erzählt er dem Vater (XII. 30), daß er an einer neuen Uebersetzung von Becker's bezauberter Welt arbeite, der er eine Geschichte der darüber erregten Streitigkeiten vorsetzen wolle, wozu er schon viel Material gesammelt hatte. Außerdem erfahren wir, daß er eine Wochenschrift habe herausgeben wollen, der Blinde betitelt, eine andere, Meine Briefstasche, und eine dritte, kleine Romane und Erzählungen, deren jegliches Stück wo möglich ein Roman sein sollte; ferner ein Journal, unter dem Titel Verschiedenes von verschiedenen Verfassern, verschiedenen Inhalts. Eine Zeitschrift „das Beste aus schlechten Büchern" — von der, nach dem Meßkatalog von Ostern 1755, das erste Stück in 8 bei Chr. F. Voß wirklich erschienen ist — und deren Lessing (XII. 516) in einem Brief an Elise Reimarus und einem nachgelassenen Zettel (s. Nachträge zu Bd. XI) Erwähnung thut, soll auch in diese Zeit fallen und mit Mendelssohn zusammen projectirt worden sein; auf eine dieser Unternehmungen geht es jedenfalls, wenn Lessing an diesen aus Potsdam am 18. Febr. 1755 schreibt: das projectirte Journal käme gewiß noch zu Stande, er und Gumpertz möchten nur ihre Arbeiten einsenden. Endlich soll Lessing um diese Zeit beabsichtigt haben, aus den Schriften des Jordanus Brunus, Hieronymus Cardanus und Thomas Campanella die merkwürdigsten Stellen auszuziehen und seine Betrachtungen darüber zu machen. In der That zeigt Lessing wenigstens in dem zweiten von diesen Männern nicht nur in der bereits angeführten Abhandlung, sondern auch in mehreren Stellen in den Collectaneen (XI. 251. 374) eine merkwürdige Belesenheit.

Bei dieser schriftstellerischen Vielgeschäftigkeit ist es wohl zu erklären, wenn Lessing sich in einem Brief an den Vater 1755 (XII. 29) entschuldigt, er habe bis zum Ausgange der Messe noch so viel zu thun, daß er nur kurz und eilig schreiben könne. In der That erschienen Ostern 1755 von ihm zugleich das Beste aus schlechten Büchern, der fünfte und sechste Theil der Schriften, das zweite Stück der theatralischen Bibliothek, und Mylius Schriften.

Eine solche bunte Litteratenexistenz, bei welcher das Bewußtsein eines allgemeinen Lebensberufes immer auf dem Puncte steht, bei der Application auf die besondere Aufgabe, wie sie der Tag mit sich bringt, in Splitter zu gehen, kann vielleicht gerade wegen des beständigen Ringens und Jagens, mit welchem man sich in ihr täglich das Leben erobern muß, einen kraftvollen jungen Mann auf eine Weile scheinbar befriedigen, aber je mehr Herz und Geist zu fester Männlichkeit heranreifen, muß ihm nicht nur das Precäre einer solchen Lage lästig werden, sondern auch die Gefahr für beide, welche mit ihr verbunden ist, vor Augen treten. Wir bemerken von jetzt an bei Lessing das Bestreben, sich

wenigstens zeitweilig und gleichsam zur Abwechslung und Erholung in eine gesichertere Lage zu versetzen, als sie die bloße Schriftstellerei gewähren kann. Sulzer, den Lessing erst kurze Zeit vorher kennen gelernt hatte — am 30. Nov. 1754 hatte er ihn, nach einem Briefe an Bodmer (Briefe der Schweizer S. 223), noch nicht gesehen — findet es in einem spätern Briefe traurig, daß ein Mann wie der Magister Lessing „um seine Versorgung verlegen sein solle," wie er ihm denn in der That, wie ich alsbald anführen werde, zu einer solchen behülflich zu werden suchte, auch findet sich in einem Briefe von Lessing selbst an seinen Vater (XII. 30) eine Hindeutung auf gewisse Lebenspläne, welche mit der Aeußerung, die er noch 1754 gegen Michaelis gethan, er suche in Berlin keine Beförderung, und Niemand könne gegen die Zukunft gleichgültiger sein als er, nicht ganz in Einklang steht. Er sagt nämlich: „Man hat es mir seit einiger Zeit sehr nahe gelegt, nach Moscau zu gehen, wo, wie Sie aus den Zeitungen werden gesehen haben, eine neue Universität angelegt wird. Dieses könnte vielleicht am allerersten geschehen." Und die Bedeutung dieser Worte wird nicht durch den Eingang geschwächt, den er ihnen voranschickt: „Von meiner Beförderung, auf die ich eben nicht sehr hitzig bin, wissen andere Leute immer mehr als ich selbst," denn da es großen Männern freistehen muß, daß sie, um den Zoll der Menschlichkeit zu bezahlen, wenigstens in Uebertreibung des Guten bisweilen etwas kleiner erscheinen, so wird man es sich auch gefallen lassen, zu bemerken, daß Lessing, seitdem es darauf angekommen war, seine Flucht nach Berlin zu rechtfertigen, in Briefen an den Vater mit der Selbstständigkeit, die er sich dort erworben, gelegentlich wohl gar ein wenig großthut.

Mag sich nun dieser moscowitische Plan, vor dessen bloßer Möglichkeit man erschrecken könnte, wenn es sich nicht von selbst verstände, daß Lessing es so weit gegen Osten doch nicht lange ausgehalten haben würde, auf diese oder jene Weise zerschlagen haben — die Professur der deutschen Sprache und Beredsamkeit, bei welcher man am ersten an Lessing gedacht haben könnte, fiel Joh. Gottfried Reichel, dem Verfasser der Bodmerias, seinem speciellen Gegner zu*) — ein halbes Jahr darauf hatte Lessing auf einmal andere und ihm selbst bei Weitem vertrautere Wege eingeschlagen.

Lessing's litterarische Thätigkeit in dem vergangenen halben Jahrzehend hatte sich großentheils um das Theater gedreht. Aber eine bloß litterarische Beschäftigung mit dem Theater war gerade für Lessing ein Widerspruch: ich habe oben nachgewiesen, wie eben dies Zurückgehen auf die lebendige Theaterkenntniß und Theaterpraxis, die Auffassung des Drama's als eines wesentlich zur Aufführung gebrachten Gedichtes ihn dazu vorbereitete, in diesem Fache in der deutschen Litteratur Epoche zu machen. Wirklich muß Lessing (XII. 96) dem Moses Recht geben, daß gewisse Stellen in der Miß Sara Sampson nicht zu declamiren seien (s. Mendelssohn's Abhandlung über die Quellen und Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften. Bibliothek der schönen Wissenschaften Bd. I. S. 260), und wenn er von einer von ihnen sagt, wenn sie tadelhaft sei, so sei sie es vielmehr dadurch geworden, daß er zuviel als daß

*) Diese Notiz, und Einiges über diese Universität, die aber damals wenigstens nur eine Art von philosophischer Facultät darstellte und 1755 den 24. Januar gestiftet worden, findet man, ohne Zweifel aus Reichel's eigener Mittheilung, im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1758 S. 212.

er zu wenig für den Schauspieler gearbeitet, so sagt dies nur um so mehr, daß er bei ihr den Schauspieler selbst, und was er ist und sein kann, nicht vor Augen gehabt habe, auch bedurfte das Stück später für die Aufführung einer Abkürzung. Um so natürlicher müssen wir es finden, daß in Lessing das Bedürfniß, mit einem guten Theater in unmittelbarer Verbindung zu stehen, als nun seine Dramen und besonders seine Miß Sara die Runde über die deutschen Bühnen machten, und als er die Letztere selbst auf dem Theater gesehen hatte, mit doppelter Stärke erwachte. Ein Zusammentreffen zufälliger Umstände war Ursache, daß ihn dieses Bedürfniß an denselben Ort zurückführte, wo seine theatralische Neigung und sein Talent zur dramatischen Dichtkunst zuerst erwacht war. Schon 1750 hatte Koch, von dessen Verbindung mit Lessing und der Frau Neuber oben die Rede gewesen ist, für Leipzig eine Concession erhalten und auch bald eine Gesellschaft zusammengebracht, die sich bis 1755 zur ersten in Deutschland heraufarbeitete; sie hat mit der Ackermann'schen, mit welcher Lessing schon in Verbindung stand, den bedeutungsvollen Charakterzug gemein, daß sie zuerst von Gottsched's Einflüssen frei war; welchen Verdruß dem Letzteren die Aufführung des Weiße'schen „der Teufel ist los" auf der Koch'schen Bühne verursachte, ist bekannt. Gewiß hätte Lessing diesen alten Freund längst gern wieder aufgesucht, es war aber auch außerdem seit 1753 in seiner Gesellschaft der erste Schauspieler ein Mann, an dessen theatralischer Bildung Lessing großen Antheil hatte und der diesem selbst viel zu verdanken bekannte, nämlich Brückner, der zu Berlin in der Rüdiger'schen und dann in der Voss'schen Handlung Lehrling gewesen, und nachdem er nach Leipzig in die Gleditsche'sche übergegangen, bei einer kleinen Gesellschaft debutirt hatte. Eine bessere Gelegenheit, mit der Bühne wieder in Verbindung zu treten, konnte Lessing sich nicht wünschen: er verschwand daher plötzlich von Berlin, wie er einst aus Leipzig ohne Berathung mit seinen Freunden verschwunden war, und siedelte wieder nach Leipzig über; am 18. October 1755 meldet die Voss'sche Zeitung in einer Notiz, die ich zu einem andern Zwecke schon einmal angeführt habe, die Veränderung seines Aufenthaltes *).

Die Vermuthung liegt nahe, daß Lessing in Leipzig zu der Koch'schen Bühne in ein näheres Verhältniß getreten sei oder doch zu treten beabsichtigt habe, sei es nun, daß man hier bereits an eine Stellung, wie er sie ein Jahrzehend später in Hamburg eingenommen, denken, oder ihm lieber die bescheidene Rolle eines Theaterdichters zutheilen will, indessen sind über diesen Punct keinerlei positive Angaben auf uns gelangt, wenn man nicht etwa dahin rechnen will, daß dem Moses geschrieben worden war, Lessing lebe hier wieder unter den Schauspielern (XIII. 11). Gewiß ist nur, daß Lessing sich hier jetzt fast ausschließlich mit dramatischen Arbeiten beschäftigte. Bei dem ersten damaligen

*) Es erschienen damals drei Brochüren: a) Schildereien der Koch'schen Schaubühne in Leipzig 1755, b) Gegenschilderung der Koch'schen Schaubühne in einem Schreiben an den Parterrekönig im Monat März 1755, c) Unvorgreifliche Gedanken zu neuem dauerhaften Frieden zwischen dem Parterrekönig und dem Theatercommandanten der Koch'schen Schaubühne in Leipzig. Halle am 15. Mai 1755. Koch und seine Frau werden in allen sehr gerühmt, und auch in Brückner's Lobe stimmen die streitenden Parteien überein. Von diesem heißt es zwar, er spiele bisher in Trauerspielen noch keine Hauptrollen, doch wird in Nro. 1 gesagt, die Darstellung des Barnwell im Kaufmann von London hätte man nicht besser wünschen können.

dramatischen Dichter nicht nur Leipzigs, sondern auch Deutschlands, bei Gellert, wird er freilich, nach den Aeußerungen über denselben, welche ich im vorigen Kapitel angeführt habe, nun schon nicht mehr in die Schule gegangen sein — ohne Zweifel zu seinem großen Schaden, denn wir wissen jetzt, daß die Hauptsache bei aller Poesie der nationale Hintergrund ist, und wie vollkommen national Leipzigisch die Gellert'schen Lustspiele gewesen sein müssen, geht daraus hervor, daß noch heute in gemüthlichen Familienkreisen ächten Vollbluts umgekehrt der Gellert'sche Dialog vielfach anklingt; besonders kann man Gellert als den Urvater der berühmten „Leipziger Spaßhaftigkeit," wie Jean Paul sie nennt, betrachten, die wegen ihrer vorleuchtenden Unschädlichkeit gewissermaßen die Komik par excellence nach Aristotelischer Definition ist — weshalb es auch gar nicht consequent war, wenn ein Komiker, wie Jean Paul, ein Mädchen, das er sonst wohl geheirathet hätte, als mit dieser Spaßhaftigkeit behaftet gerade lieber nicht nahm. Indessen wenn Gellert Lessingen in dieser Zeit nicht insofern nützlich geworden ist, als er selbst witzig war, so scheint er ihm doch dadurch gute Dienste geleistet zu haben, daß er auch gelegentlich andere witzig zu machen vermochte, indem nämlich Lessingen, wie er (XII. 31) an Mendelssohn schreibt, jetzt Alles um so lieber war, je komischer es war. Lessing hatte nicht lange vor seinem Abgange aus Berlin dort auch Ramler kennen gelernt. Ein erster Brief an denselben aus Leipzig entschuldigt seine Schreibfaulheit und giebt die Geschichte derselben. „In dem ersten Briefe, den ich an Sie anfing," sagt er XII. 35, „versuchte ich den Landkutschenwitz des Herrn Gellert nachzuahmen, denn Sie wissen, daß ich in einer Landkutsche von Berlin abreiste. Ich hatte zwar nicht das Glück mit einem Scharfrichter zu fahren, und durfte nie, als bei den heftigsten Stößen des Wagens, nach meinem Kopfe fühlen ob ich ihn noch hätte" u. s. w. Ramler wird sich hier des zweiten der Gellert'schen Briefe 1751 wohl erinnert haben. Dann erzählt Lessing weiter, in seinem dritten Briefe habe er Ramlern schreiben wollen, daß er Hrn. Gellert verschiedene Mal besucht. Das Erstemal sei er Zeuge gewesen, wie der bescheidene Dichter einen jungen Baron, der nach Paris reisen wollte, gebeten, er möge ihn doch vertheidigen, wenn man in Paris Böses von ihm reden sollte. „Aber sagen Sie doch, wie nennen Sie so eine Bitte, naiv oder albern? Herr Gellert ist sonst der beste Mann von der Welt." Bei einem der übrigen Besuche mag auch die Geschichte vorgefallen sein, daß Lessing, welcher den hypochondrischen Mann in einem Andachtsbuche lesend fand, und ihn aufmerksam machte, das sei keine Lectüre für ihn, sich die heftige Antwort mußte gefallen lassen: „Stören Sie mich nicht in meinem Glauben, in dem einzigen Trost meiner Krankheit," wo er denn also auch von den „tugendhaften Thränen" des Komikers eine eigene Anschauung zu gewinnen Gelegenheit gehabt hätte. In etwas innigerer Geistesgemeinschaft als mit diesem mag Lessing hier denn doch mit seinem alten dramatischen Freunde Weiße gelebt haben, der jetzt wenigstens insofern mit ihm auf gleichem Boden stand, als sein Singspiel der Teufel ist los (1753), das ihm für immer Gottsched's Zorn zuzog, aus dem Englischen entlehnt war, so wie die Miß Sara eine englische Färbung hatte. Aber die Hauptsache war, daß Lessingen hier, wie er in einem Brief an Mendelssohn vom 5. December 1755 schreibt, die Lustspiele des Goldoni in die Hände fielen. Er selbst schreibt dieser Lectüre die besondere Geweckheit des Sinnes für das Komische zu, die er jetzt an sich

bemerkte; kein Wunder, wenn nunmehr ſeine alte Vorliebe für das Luſtſpiel wieder das Uebergewicht bekam. Dem Begriffe der wahren Komödie zufolge, den wir Leſſing im vorigen Kapitel aufſtellen ſahen, muß ihn dieſer Schriftſteller, der von den neueren Franzoſen, dem Destouches und Marivaux, denen Leſſing ſelbſt ſo viel verdankte, angeregt war, und dem zugleich die größte Bühnenkenntniß zu Gebote ſtand, in hohem Grade angeſprochen haben. Leſſing hatte die Abſicht, einen Auszug aus den 28 Komödien deſſelben, welche die Ausgabe von 1753 enthielt, in ſeine theatraliſche Bibliothek zu ſetzen, und wenn er ſich vorgeſetzt hatte bis Oſtern 1756 einen Band von 6 dramatiſchen Stücken zu vollenden, ſo dürfte dieſe ungewöhnliche dramatiſche Zeugungskraft zum Theil durch dieſe Lectüre bei ihm wach gerufen worden ſein. Wenigſtens eins von dieſen Stücken war eingeſtändlich durch Goldoni veranlaßt; eine von dieſen Komödien, ſchreibt er, l'Erede fortunata, habe ich mir zugeeignet, indem ich ein Stück nach meiner Art daraus verfertigt; Koch, ſetzt er hinzu, werde es, noch ehe es gedruckt werde, aufführen; l'Erede fortunata iſt das Stück, von dem uns unter dem Titel „die Clauſel im Teſtamente" Perſonenverzeichniß und Scenarium, und unter der Ueberſchrift, „die glückliche Erbin," der erſte Aufzug aufbehalten iſt.

Nicolai räth jungen Dichtern zur Uebung den Leſſingiſchen Entwurf der glücklichen Erbin mit dem Stück des Goldoni zu vergleichen, aber die jungen Dichter wollten nicht ſtudiren, da doch Leſſing größtentheils durch Studium geworden ſei, was er geweſen. Für ein Kunſtſtudium, wie Nicolai es hier im Sinne hat, dürfte auf bedeutendere Werke hinzuweiſen ſein, als die beiden ſind, von denen es ſich hier handelt; aber in Bezug auf den Gang von Leſſing's Geiſtesentwickelung giebt eine Vergleichung derſelben immer Belehrung genug.

Der Gang des Goldoniſchen Stückes, welches in drei Acte zerfällt, iſt folgender: In der erſten Scene wird in Gegenwart des Panerazio, Ottavio, des Doctors, des Florindo und des Bedienten Traſtullo das Teſtament des verſtorbenen Petronio, Bruders des Doctor Balanzoni und Handlungsaſſociés des Panerazio verleſen*), welches die Tochter Roſaura zur Univerſalerbin einſetzt unter der Bedingung, daß ſie ſich mit dem Pancraz vermähle, thut ſie dies nicht, ſo fällt das Vermögen dem Doctor und Florindo zu gleichen Theilen zu, mit der einzigen Bedingung, der Ro-

---

*) Petronio heißt bei Leſſing Pancraz. Im Uebrigen iſt

Pancrazio Aretusi, Mercante Veneziano.	Araspe, ein reicher Banquier.
Ottavio suo Figlio.	Lelio, ſein Sohn.
Beatrice sua Figlia, Moglie di Lelio.	Camilla, ſeine Tochter und Frau des Philibert.
Rosaura, Figlia del fù Petronio Balanzoni, Fratello del Dottore.	Juliane, Tochter des verſtorbenen Pancraz, Conſorten des Araspe.
Il dottor Balanzoni, Zio di Rosaura.	Panurg, Bruder des verſtorbenen Pancraz.
Florindo, Nipote per via di Sorella del Dottor Balanzoni.	Joachim, ein junger Anverwandter des Pancraz.
Trastullo, servo del Dottore e di Florindo.	Pasquin, Bedienter des Panurg und ehedem des Pancraz.
Arlecchino, Servo di Ottavio.	— —
Fiammetta, serva di Rosaura e di Beatrice.	Liſette.
Tita, servitore di Pancrazio.	— —

ſaura 4000 Ducaten Ausſteuer zu geben. Der Doctor und Florindo eilen wüthend fort, Pancrazio fordert den Traſtullo, der in ſeinem Hauſe erzogen worden, und ihm noch von Herzen zugethan iſt, auf, ſie zu beſänftigen, Pancrazio und Ottavio bleiben allein zurück (Sc. 2). Erſterer vermißt an dem Letzteren die rechte Freude über dieſes Familienglück; in einem Monolog des Ottavio (Sc. 3.) entdeckt ſich's, daß er Roſaura liebt, doch will er ihr jetzt entſagen, um ſie nicht um ihr Vermögen zu bringen. Es folgt eine komiſche Scene zwiſchen ihm und dem Arlecchino, indem er dieſen zu ſeiner Geliebten ſchicken und wieder nicht ſchicken will; in der fünften Scene parodirt Arlecchino dieſen Auftritt mit der Fiammetta. Fiammetta klagt, daß ſie auf ihres Bruders Zureden den Harlekin zu nehmen verſprochen und zeigt ſich überhaupt als eine Spröde. Lelio kommt (Sc. 7) hinzu, und ſucht die Gelegenheit zu benutzen, ſie für ſich zu gewinnen, Beatrice überraſcht ſie (Sc. 8) und es giebt (Sc. 9) einen Zank zwiſchen den beiden Eheleuten. Die zehnte Scene führt in einem andern Gemach Ottavio und Roſaura vor, die in großmüthigem Liebesſtreite begriffen ſind, Pancrazio, der hinzu kommt, trägt ſich (Sc. 11), nachdem Ottavio ſich entfernt, der Roſaura zum Gatten an, läßt ihr aber Bedenkzeit; Roſaura iſt (Sc. 12) entſchloſſen, dem Ottavio treu zu bleiben. In der dreizehnten Scene ſind wir auf die Straße verſetzt: Florindo ſinnt auf eine Liſt gegen Pancrazio, Traſtullo beſchließt, die Sache ſo zu wenden, daß dieſem wenigſtens nicht zu viel Schaden daraus entſtehe; in den beiden folgenden Auftritten ziehen Traſtullo und Fiammetta den Arlecchino auf und ſuchen ihn durch das Eheverſprechen für ſich zu gewinnen. Sc. 16 Roſaura in ihrer Stube: ſie wird ohnmächtig vor Kummer, (Sc. 17) Lelio eilt ihr zu Hülfe, (Sc. 18) Beatrice kommt auch hier hinzu: neue Ausbrüche der Eiferſucht (Sc. 19) Beatrice beklagt ſich bei ihrem Vater, dieſer beſchließt (Sc. 20) die Sache genau zu unterſuchen. Im zweiten Act zuerſt wieder ein Monolog der Roſaura: Pancrazio tritt auf (Sc. 2), um ihr wegen des vermeintlichen Verhältniſſes zu Lelio Vorwürfe zu machen und ſie verräth bei dieſer Gelegenheit ihre Liebe zum Ottavio, Pancraz beſchließt (Sc. 3) dieſem die Roſaura zu geben und lieber das Vermögen fahren zu laſſen, der folgende Auftritt enthält einen Großmuthsſtreit zwiſchen Vater und Sohn. In der fünften Scene — auf der Straße — überredet Traſtullo den Arlecchino, zur Nachtzeit den Florindo in Roſaura's Stube zu führen; Sc. 6 erzählt der Doctor dem Traſtullo, er habe ſchon die Klageſchrift gegen Pancrazio fertig, Sc. 7, enthält gegenſeitige Verhöhnungen des Doctors und des Pancrazio. In der achten Scene führt der Arlecchino den Florindo in Roſauren's Stube, in der neunten führt Pancrazio den Ottavio herbei, um ihn der Roſaura zu verloben, doch weigert ſich Ottavio noch immer, in der zehnten kommt Florindo zurück, dem die Sache doch zu bedenklich vorkommt, in der elften legt Pancraz die Hand der Roſaura in die des Florindo den er im Dunkeln für Ottavio hält. Fiammetta kommt (Sc. 12) mit Licht, Florindo behauptet von der Roſaura beſtellt zu ſein, aus dem Harlekin iſt (Sc. 13) Nichts herauszubringen, Pancraz weiſ't Florindo (Sc. 14) aus dem Hauſe, Fiammetta erfährt von Roſaura (Sc 15) den wahren Thatbeſtand und räth ihr, ſich an Lelio zu wenden, dieſer verſpricht (Sc. 16) den Florindo zur Zurücknahme ſeiner Anſchuldigung zu zwingen, Beatrice

überraſcht die beiden wieder (Sc. 17), wird aber diesmal (Sc. 18) durch Roſaura und Fiammetta von dem wahren Grunde von Lelio's Anweſenheit überzeugt, worauf (Sc. 19) Lelio ſie durch Verſchließung ihres Geſchmeides ſtraft. Der dritte Act beginnt auf der Straße: Traſtullo erfährt von der Fiammetta, welche Verwirrung er im Hauſe des Panerazio angerichtet, und beſchließt, es wieder gut zu machen, Fiammetta verbietet (Sc. 2) dem Harlekin, Ottavio etwas von dem Vorfalle zu ſagen, dieſer thut es aber (Sc. 3) doch, worauf denn Ottavio (Sc. 4, jetzt wieder im Hauſe des Panecraz) die Roſaura mit Vorwürfen überſchüttet, Ottavio will ſich ſogleich mit Florindo ſchlagen. Sc. 5 bittet Roſaura den Lelio, über Ottavios Leben zu wachen, Lelio wird aber durch Beatrice aufgehalten, die ſich, um nur wieder in Beſitz ihres Geſchmeides zu kommen, zu allen Conceſſionen verſteht, darüber treffen (Sc. 7) Florindo und Ottavio auf der Straße zuſammen, Florindo wird verwundet, Lelio führt ihn (Sc. 8) in's Haus des Panerazio. In der neunten Scene naht endlich die Entwickelung, Traſtullo überreicht dem Doctor ein Paar ſelbſtfabricirte Briefe, aus denen hervorzugehen ſcheint, daß das Haus Aretuſi und Balanzoni ſeinem Falle nahe iſt, dies ſtimmt den Doctor zu einem Vergleich, um nur etwas zu retten. Florindo nimmt (Sc. 10) die beleidigenden Angaben über Beatrice zurück, kommt aber (Sc. 11) auf's neue in Streit mit Ottavio, weil er der Roſaura noch nicht entſagen will, wozu ihn der Doctor (Sc. 12), der ihn ſchon lange ſuchte, durch heimliches Zuſtecken der Briefe zu bewegen ſucht. In der dreizehnten Scene legt Panerazio den Vergleichsvorſchlag vor, der dahin lautet, es ſolle Roſaura ſich dem Ottavio vermählen und der Doctor und Florindo jedem Anſpruch entſagen, wofür ſie auf der Stelle zehntauſend Ducaten ausgezahlt erhalten ſollen. Der Vergleich wird (Sc. 14) in Gegenwart von Notar und Zeugen geſchloſſen, und das Geld ausgezahlt, in der funfzehten Scene bekennt Traſtullo die Liſt und der Doctor wird ausgelacht; das Stück ſchließt mit gegenſeitigen Beglückwünſchungen.

Gewiß konnte ſich Leſſing von dieſem Stück nicht durch das angezogen fühlen, was es war, ſondern nur etwa durch das, was ſich aus ihm machen ließ. Es lag ihm eine verworrene, überhäufte, ſchlechtverknüpfte und ſchlecht exponirte Scenenreihe vor; ſein dramatiſcher Blick zeigte ihm den Keim eines gut geordneten auf einheitliche Wirkung berechneten Ganzen, welcher in derſelben lag. Der Knoten, welchen die Handlung löſen ſoll, beſteht darin, daß Roſaura dem Ottavio als Gattin zufalle, ohne ihr Vermögen einzubüßen, und die Löſung ſelbſt hat zwei Momente, Panerazio entdeckt die Liebe des Ottavio und der Roſaura und entſagt ſeinerſeits ihrem Beſitz und der Erbſchaft, und alsdann wird auch noch dieſe gerettet. Dieſe Hauptpunete hebt nun Leſſing ſchärfer hervor; zu ihnen tritt bei ihm Alles in eine genauere Beziehung, und was einer weſentlichen Beziehung nicht fähig iſt, fällt weg. Das letztere iſt der Fall mit dem nächtlichen Beſuche des Florindo in Panerazens Hauſe, und Allem, was aus demſelben folgt; das ſind in der That ganz außer der Hauptſache liegende Motive, die nur herbeigeholt worden, um ein Paar ſpannende Scenen mehr zu erlangen, ebenſo fallen die Scenen mit dem Harlekin weg. Die andere Epiſode dagegen, die Geſchichte der Eiferſucht der Beatrice gegen ihren Mann bringt er in ſo nahe Verbindung mit der Haupthandlung, daß ſie wirklich als der Hebel derſelben erſcheint:

er läßt nämlich erſtlich Lelio's Verliebtheitsſcenen mit der Fiammetta weg, wodurch ſein Philibert als ein achtbarer Mann erſcheint, während der Lelio ein Stutzer iſt, und alſo fähiger wird bedeutend einzugreifen, und ſo wird denn die Hülfe, welche Philibert der Juliane leiſtet, der einzige ſcheinbare Grund zur Eiferſucht für die Camilla, das Geſchick der Eheleute erſcheint alſo viel näher verknüpft mit dem der Juliane als bei Goldoni, wo Beatrice ihren Mann mit allen Weibern in Verdacht hat. Auf dieſen Grund flicht nun Leſſing noch einen andern Zwiſchenfall ein, der ſich bei Goldoni nicht findet: er läßt den Joachim, der bei ihm ein ausnehmend dummer Landjunker iſt, bei Camilla einen Verſuch machen, ſie für ſeine Intereſſen zu gewinnen, das heißt ihm Juliane zu verſchaffen, an deren Fortſchaffung aus dem Hauſe ihr doch gelegen ſein mußte. Dieſe Bemühungen bei der Camilla nimmt dann Philibert, um ſeine Frau mit gleicher Münze zu bezahlen, zum Schein für Liebesbewerbungen und ſtraft ſie im Scherz — denn als voller Ernſt würde dies nach unſern Sitten einen peinlichen Eindruck machen — durch Verſchließen ihres Geſchmeides. Zugleich ſcheint Philibert zur Herbeiführung des zweiten Momentes beſtimmt geweſen zu ſein, in dem er den Pasquin zu der Ausführung der Liſt, mit welcher Panurg zum Schweigen gebracht werden ſoll, anwirbt. Eben dieſer zweite Punct iſt nun aber auch ſonſt noch bei Leſſing unendlich viel beſſer motivirt. In dem Stücke des Goldoni erſcheint die Liſt wie eine Art Deus ex machina — Niemand hatte daran gedacht, daß ſo ein Ausgang bevorſtehen könnte; zwar führt gleich in der erſten Scene Traſtullo gegen ſeinen frühern Herrn die höchſtmoraliſche Rede: Non son di quei servitori che hanno per vana gloria di sputare in quella scodella, dove hanno bevuto. Sono stato allevato in casa sua ed ella mi ha fatto del bene. È vero, che sono in obbligo di obbedir quelli, che mi danno il salario; ma a luogo e tempo mi recorderò del mio primo padrone u. ſ. w., dann weiß ſich aber der ehrliche Mann aus dieſer doppelten Verpflichtung nicht anders herauszubeißen, als daß er erſt den alten und dann den neuen Herren betrügt. Hier hat nun Leſſing, da es doch einmal betrogen ſein ſollte, lieber gleich den Erzſpitzbuben Pasquin zu ſeinem Bedienten gewählt, und in dem er nun mit dieſem das Stück anfängt, wird der Leſer von vorn herein darauf hingewieſen, daß dieſem Geſellen noch eine bedeutende Rolle beſtimmt ſei und alſo die Liſt vorbereitet. Zugleich wird dadurch das ganze Stück weit beſſer exponirt. Die Expoſition des Goldoni, welche ab ovo anfängt — die Leidtragenden ſind verſammelt, ſagen jeder ihre Anſprüche vor ſich hin und fragen ſich unter einander, was wird wohl im Teſtament ſtehen, denn wird es geleſen und ſie ſind reſpective froh oder wüthend — iſt ſo kunſtlos, daß man ſie kindiſch nennen möchte: Leſſing läßt in der erſten Scene den Zuſchauer nur erſt gewahr werden, Panerag ſei todt, und es werde jetzt eben das Teſtament eröffnet — dann kommen die Betheiligten in vollem Zanke auf die Bühne, und hier erfährt man denn den Inhalt des Teſtamentes zwar der Form nach beiläufig, wird ihn ſich aber viel leichter merken, da die einzelnen Beſtimmungen von den Parteien ſelbſt gleich im Sinne der Bedeutung vorgebracht werden, welche ſie für ihr Intereſſe haben. Außerdem bekommt auch das ganze Stück durch die Heiterkeit und den raſchen Gang dieſer Scene von vorn herein ein lebendiges Intereſſe und einen friſchen Schwung.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, „die glückliche Erbin" wäre ein gutes Stück geworden, mindestens ein besseres als l'Erede fortunata des Goldoni, nun aber sagt Lessing ausdrücklich, er mache aus der letztern ein Stück nach seiner Art — was für eine Art ist nun dies, und was lehrt uns dieser Ausdruck überhaupt? — Die Art ist seine alte Art, wie sie oben charakterisirt worden ist; alle Hauptzüge derselben finden sich hier wieder: es ist vorwaltend und zwar durch Lessing's Umbildung eine Bedientenkomödie, wir haben die maskenartige Figur des Pasquin, sogar der Lisette, die zwar veränderten aber doch fremdem und hergebrachten Namen; — sogleich ist es klar, und in dieser Beziehung ist dieses Fragment der glücklichen Erbin für unsere Erkenntniß von Lessing's geistigem Entwickelungsgange höchst wichtig, daß er, um auch für dieses Gebiet der Gründer der heutigen Litteratur zu werden, noch eines Hauptanstoßes bedurfte; hatte er doch in demselben Bande seiner Schriften mit der Miß Sara noch den Freigeist herausgegeben!

Unter diesen Umständen ist es allenfalls zu verschmerzen, daß die glückliche Erbin nur bis zu Ende des zweiten Aufzuges ausgearbeitet worden ist. Lessing veruneinigte sich wegen derselben mit dem Buchhändler Reich, dessen Bekanntschaft er durch Weiße gemacht hatte und welcher eben jenen Band von sechs Komödien verlegen wollte. Lessing ließ nach seiner Gewohnheit gleich drucken, so wie er angefangen hatte zu schreiben und zwei Bogen waren bald fertig. Nun aber verlor er die Lust, er sagt selbst einmal in einem Briefe an Mendelssohn: „ich muß meine erste Hitze benutzen, wenn ich etwas zu Stande bringen will." Reich, der ganz Kaufmann war, verlangte die Fortsetzung des Manuscriptes mit dem lebhaftesten Ungestüm, und die Folge des Streites war, daß er die zwei gedruckten Bogen gänzlich in die Maculatur warf. Nach einigen Jahren hörte Nicolai von der Geschichte und wollte von den Bogen wenigstens ein Exemplar retten, aber Reich hatte auch nicht eins, doch erhielt er vom Buchdrucker Saalbach ein Exemplar des ersten Bogens, das er für sich bewahrt hatte — es ist vermuthlich dasselbe, das K. Lessing im Nachlaß seines Bruders vorfand und im theatralischen Nachlasse hat abdrucken lassen — vom zweiten Bogen erfuhr er, daß er nicht abgedruckt und die Formen auf Reich's Verlangen wieder abgelegt worden; es war nicht einmal einer der Correcturbogen zu finden*). Nicolai fügt den gegründeten Zweifel hinzu, das Stück möge unter diesen Umständen auch niemals auf die Bühne gekommen sein. Welches die übrigen fünf Komödien gewesen, welche mit der glücklichen Erbin einen Band ausmachen sollten, weiß ich nicht zu sagen. „Vor diesem" hat aller Wahrscheinlichkeit nach dazu gehört, denn die deutsche Bearbeitung, die sich unter den Breslauer Papieren befindet, trägt deutlich die Jahreszahl 1756; da Lessing ferner „zu seiner Entschuldigung nur dies anfüh-

*) Nicolai schwankt in seinem Bericht zu XII. 32, ob diese tragische Geschichte 1756 oder 1758 vorgefallen. Erst soll Lessing 1758 durch Nicolai's Erwähnung des Stückes von Goldoni in der Bibliothek der schönen Wissenschaften an seinen frühern Plan erinnert sein und erst jetzt den Band Komödien beabsichtigt haben, dann hatte ihn an der Ausarbeitung der glücklichen Erbin ohnehin die (1756) angetretene Reise verhindert. Der Umstand, daß Lessing jetzt und nicht erst 1756 von dem Stücke und dem Bande Komödien spricht, entscheidet für 1756; auch wird es sich an seinem Orte zeigen, daß er nach der Reise ganz andere Interessen hatte.

ren kann, daß er seine Kindereien vollends auszukramen eile," darf man wohl annehmen, er habe einige seiner früheren Entwürfe auszuführen beabsichtigt, und wenn es gälte, unter denjenigen, welche uns erhalten sind, zu wählen, könnte vielleicht der Umstand, daß ein Heft, welches Auszüge aus Stücken des Otway und Wycherley enthält, ebenfalls die Jahreszahl 1756 trägt, (s. Nachträge zu Bd. V.) unter andern an einige von den Bearbeitungen englischer Dramen denken lassen, welche sich in dem theatralischen Nachlaß finden*).

Lessing hatte von vorn herein die Absicht gehabt, mit dem im Weidmannischen Verlage erscheinenden Bande Lustspiele vorerst seine dramatische Laufbahn zu beschließen: er wollte, wie er an Mendelssohn mit einer charakteristischen Wendung schreibt, seine Kindereien nur vollends auskramen, denn er fürchtete, je länger er damit wartete, desto härter möchte das Urtheil werden, das er selbst einmal über sie fällen dürfte: aber der Gang seines Schicksals schien ihn auf einmal für längere Zeit aller schriftstellerischen Thätigkeit entfremden zu sollen.

Schon darin, daß Lessing sich mit dem Gedanken befreunden konnte, nach Moskau zu gehen, liegt ein gewisses Streben in eine örtliche Ferne, ein Bedürfniß, sich einmal aus allen gewohnten Verhältnissen herauszureißen. Später mochte im Rath seiner Freunde unter den Wegen zur Versorgung auch der zur Sprache gekommen sein, mit irgend Jemanden auf Reisen zu gehen; Sulzer, der damals Lessing, ohne Zweifel wegen der Herausgabe der Duneiade, in Protection zu nehmen Miene machte, hatte ihm die Aussicht eröffnet, auf solche Weise der Begleiter des jungen Schweizers zu werden. Aber ehe dieses Verhältniß näher eingeleitet werden konnte, — Lessing hatte noch nicht einmal den Namen des jungen Menschen erfahren — fand sich in Leipzig selbst eine viel bessere Gelegenheit. Weiße oder nach einem andern Berichte (Supplementband zu Otto's Lausitzischem Schriftstellerlexicon) der Buchhändler Reich schlug Lessing einem jungen Chr. Gfr. Winkler, einem unabhängigen Mann, welcher Besitzer des Hauses zur Feuerkugel, eines der stattlichsten in Leipzig war, von welchen aber die Leipziger Litteraturzeitung 1803 in einem Artikel, welcher die Nachrichten über diese Periode von Lessing's Leben sorgfältig ergänzt, nichts weiter zu berichten weiß, als daß er sich später einen Hofrathstitel gekauft, zum Begleiter vor; Ostern 1756 wollte man sich aufmachen. Die Freude, mit welcher Lessing dies Verhältniß einging, malt sich in seinen Briefen. „Ich muß allerdings zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein (XII. 33). Ich werde nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich sie mir selbst nur werde machen wollen. Er ist geneigt, mir alle Einrichtungen zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir als ich mit ihm gereiset sein." Und dabei vergißt er nicht die Ferien, welche er auf diese Weise als Schriftsteller ge-

*) „Die mit Lessing's Vorrede ehedem herausgekommene Uebersetzung der Thomsonschen Trauerspiele, hat ihr Dasein einer gelehrten Gesellschaft zu Stralsund zu verdanken, die, unter dem Namen der englischen, noch daselbst existirt." Theaterkalender 1780 S. 132.

winne, in Anſchlag zu bringen: er leitet die ſo eben angeführten Worte (XII. 32) mit der Bemerkung ein: „Sollte das Publikum mich als einen zu fleißigen Schriftſteller ein wenig demüthigen wollen" — er fühlte alſo doch, daß er als ſolcher wenigſtens erſcheinen könnte — „ſollte es mir ſeinen Beifall auch deshalb mit verſagen, weil ich ihn allzuoft zu erhalten ſuchte, ſo will ich es auf der andern Seite durch das Verſprechen beſtechen, daß es von künftige Oſtern an drei ganze Jahre von mir nichts zu ſehen noch zu hören bekommen ſoll."

Ehe dieſe große Reiſe angetreten wurde, ſehen wir Leſſing auf einigen kleinen Ausflügen begriffen, von deren Zweck uns nichts überliefert iſt. Auf einem ſolchen nach Dresden traf er in dieſer Stadt mit ſeinen Aeltern zuſammen, die hieher gekommen waren, um mit einem freibergiſchen Prediger der Sühne zu pflegen, der ſie um eine gewiſſe Erbſchaft gebracht zu haben ſcheint. Leſſing, der ſeine Aeltern ſeit 1748 nicht geſehen hatte, begleitete ſie nach Kamenz; ein zweiter Beſuch der Vaterſtadt ſcheiterte an der Veränderung des Winkleriſchen Reiſeplans. Nachdem Leſſing am 19. März von Dresden zurückgekehrt war — er muß hier damals Heyne kennen gelernt haben (XII. 162), ohne Zweifel auf der Brühlſchen Bibliothek, wo dieſer Copiſt war, ob er dort auch Winkelmann geſehen? — reiſ'te er am 21. mit Weiße auf vierzehn Tage nach Altenburg und Gera; es fand ſich in ſeinem Nachlaſſe ein mit Bleiſeder beſchriebenes Blatt, aus welchem der Biograph ſchließen zu dürfen glaubte, daß Leſſing zuerſt den Gedanken jener ſtatiſtiſchen Reiſebeſchreibungen gehabt, von denen Nicolai's Reiſe durch Deutſchland das bekannteſte Beiſpiel iſt; die Beſchaffenheit des Tagebuchs von Leſſing's italieniſcher Reiſe, welches noch vorhanden iſt, giebt dieſer Muthmaßung einigen Halt.

In dieſe Zwiſchenzeit fällt auch die erſte Aufführung der Miß Sara Sampſon in Leipzig; im April des Jahres 1756, ſagt die Chronologie des deutſchen Theaters (S. 183), kam Miß Sara zuerſt auf die Kochiſche Bühne; eine Demoiſelle Steinbrecher erhielt in der Hauptrolle Beifall, und da Brückner nach einem Briefe Nicolais an Leſſing den 3. Nov. 1756 (XIII. 29), damals in Berlin den Mellefont ſpielte, der ſpäter eine ſeiner Hauptrollen war, ſo wird man annehmen dürfen, daß Leſſing ſelbſt ihn mit ihm einſtudirt habe. Wenn es dagegen auffallend erſcheinen kann, weshalb doch dieſe Aufführung erſt ſo ſpät ſtattgefunden, da man faſt glauben möchte, Leſſing ſei hauptſächlich, um ſie mit den befreundeten Schauſpielern in's Werk zu ſetzen, nach Leipzig gekommen, ſo giebt auch darüber die Chronologie Aufſchluß: das Stück ſchien einer Verkürzung zu bedürfen, und zu dieſer mochte ſich Leſſing nicht haben verſtehen wollen: denn wie er in der Dramaturgie (VII. 61) gerade bei Gelegenheit dieſes ſeines Stückes ſagt, iſt der übermäßigen Länge eines Stückes durch bloßes Weglaſſen nur übel abgeholfen, und es iſt nicht zu begreifen, wie man eine Scene verkürzen kann, ohne die ganze Folge des Dialogs zu ändern. Die Abkürzung wurde Weißen übertragen, der die Sache weniger genau zu nehmen gewohnt war: und mit den Verkürzungen, die dieſer vornahm, war denn Leſſing, wie er in eben der Stelle andeutet, nicht überall ſo recht zufrieden*).

*) Es liegt uns noch ein anderes ergötzliches Beiſpiel vor, wie Leſſing's theatraliſche Verbindungen zwar die Wirkung hatten, daß ſein Stück zur Aufführung ge-

Am zehnten Mai wurde die Reise mit Winkler endlich angetreten; sie ging über Magdeburg, Halberstadt, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Celle, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Emden, Gröningen, Leuwarden, Franecker, Harlingen, von Lemmer aus, nachdem die Reisenden von Harlingen wieder zurück nach Leeuwarden über Dist und Schneck dahin gefahren waren, über die Süderse nach Amsterdam, wo sie den 29. Julius ankamen, und von wo aus Lessing seinem Vater diese Reiseroute schrieb (XII. 43). Es ist fast dieselbe, die Mylius genommen hatte: die Niederlande galten damals wegen ihres Reichthums und ihrer Cultur für eine Art Wunderland, welches auf einer größern Rundreise nicht unbesucht bleiben dürfte: selbst Diderot hielt seine Reise durch dieselbe einer Beschreibung werth.

Was die Reisenden an den einzelnen Orten, wo sie sich je nach dem Bedürfniß längere oder kürzere Zeit aufhielten, gesehen, und welche Interessen sie vornehmlich im Auge gehabt, darüber läßt sich bei dem Verlust von Lessing's Tagebuch, welches dem Biographen noch vorlag, kaum etwas vermuthen. Nur eine Notiz, die für die Geschichte der allmählichen Ausbreitung von Lessing's geistigem Gesichtskreise sehr wichtig ist, hat uns der letztere aufbehalten: Lessing hat mit Winkler auf dieser Reise verschiedene Kunstkabinette besucht, und sich eine gute, zumal historische Kenntniß von Kupferstichen erworben, von denen er auch seinen Gefährten veranlaßt, einen ziemlichen Vorrath zu sammeln — ohne allen Zweifel auf Anregung Christ's, der erst kurz nach dem preußischen Einfall in Sachsen starb, denn dieser war ein Kenner von solchen Dingen. Außerdem erfahren wir noch aus einer andern Quelle, daß Lessing auch sein Interesse für's Theater auf diese Reise begleitet, und daß er im Laufe derselben in dieser Beziehung eine für ihn sehr wichtige und folgenreiche Bekanntschaft gemacht. In Hamburg spielte damals gerade Schönemann, und bei ihm befand sich Eckhof. Diesem sollte Lessing einige von Weiße's Stücken überbringen, um sie dann mit ihm gemeinschaftlich zu beurtheilen; ein Brief von Eckhof an Weiße vom 31. Juli, als Lessing bereits wieder von Hamburg abgereis't war, den dieser in seinem Leben (S. 37)

---

bracht wurde, aber es vor Verstümmelungen doch nicht schützen konnten. Es ist oben erwähnt worden, daß man ihn 1748 in Leipzig mit eine Demoiselle Lorenz in Verdacht gehabt: folgender Titel nebst Personenliste von einem in Wien aufgeführten Stücke zeugt auf ihrer Seite nicht gerade von innigem Seelenverständniß und schonender Liebe.

„Neues bürgerliches Trauerspiel von fünf Handlungen, aus dem Englischen gezogen betitelt Missara und Sirsampson mit Hanswurst des Mellefont getreuen Bedienten; dargegeben von Christiana Friederika Huberin, geborne Lorenzin

Agirende Personen Sirsampson, Vater der
Missara, eine tugendhafte Liebhaberin des
Mellefont, erwählten Bräutigams derselben.
Waitwel, ein alter Diener des Sirsampson.
Marwood, ehemalige Liebhaberin des Mellefont.
Belly, der Missara Kammermädel.
Hanna, der Marwood Kammermädel.
Arabella, der Marwood Tochter
Hanswurst, des Mellefonts Bedienter.
Ein Bedienter der Marwood.
Ein Wirth.
Die Action spielt in einem Gasthof ohnweit der Stadt London.

An dem „Sirsampson" war freilich Lessing selbst Schuld s. oben.

mittheilt, giebt Kunde von dem Verkehr der beiden Männer, „der Herr M. Leſſing, heißt es hier, iſt mit dem Herr Winkler bereits von hier nach Holland abgereiſet. Er hat mir verſprochen, von dort aus an mich zu ſchreiben. Ob er ſein Verſprechen halten wird, werde ich ſehen. Der Koffer, worrin er Ihre Stücke gepackt hatte, kam erſt 8 Tage vor ſeiner Abreiſe hier an. Während der Zeit habe ich ihn mehrmal gebeten, mir die Juliane" — ein Stück von Weiße, von dem ſchon vorher die Rede geweſen war — „ſo zu liefern, wie ſie geſpielt und gedruckt werden ſollte: weil er immer davon ſpreche, daß er ſie noch ändern wollte: aber die Vergnügungen hier in Hamburg haben ihn vermuthlich davon abgehalten, oder er giebt mir vielleicht in der Nachläſſigkeit nicht viel nach. Sie kennen ihn beſſer als ich. Soſern er ſie mir ſeinem Verſprechen nach nicht bald geändert ſchickt, ſo wag ich es, ſobald ich Ihre Erlaubniß habe, ſie mit meinen Zuſätzen auf's Theater zu geben u. ſ. w. den bekehrten Ehemann und den Leichtgläubigen hat er mitgenommen, um ſie noch durchzuſehen. Ich habe Herrn Leſſing meine Meinung darüber weitläufig geſagt. — Des Herrn M. Leſſing Umgang hat mich ungemein ergötzt. Wie vielen Dank bin ich Ihnen für die Bekanntſchaft eines ſo braven Mannes ſchuldig. Wo er mir nicht geſchmeichelt hat, ſo iſt er mit meinem Spiel ziemlich zufrieden geweſen." — Daß Leſſing ſich auf der Reiſe mit dramatiſchen Dingen beſchäftigt, geht auch aus den Anmerkungen über das bürgerliche Trauerſpiel hervor, die er, wie bereits erwähnt, dem Nicolai verſprach, denn der Brief, in welchem dies ſteht, iſt aus Embden vom 28. Juli — doch wohl vom 18. od. 28. Juni — wie hätte ſonſt Leſſing am 29. Jul. in Amſterdam ſein können? — datirt.

Von Amſterdam ſollte, nachdem die vereinigten Provinzen gehörig in Augenſchein genommen worden, Anfang October nach England übergeſetzt worden. Allein ſchon am erſten October finden wir Leſſing wieder in Leipzig. Im Auguſt war der preußiſche Einfall in Sachſen geſchehen, der den ſiebenjährigen Krieg eröffnete; die „Feſtung Leipzig," wie ſie damals hieß, die faſt unmittelbar an der Grenze lag, war die erſte Beute des entſchloſſenen Feindes geweſen. Die Ueberraſchung und der Schreck war hier unglaublich, der Vorfall koſtete dem ſchwindſüchtigen Jo. Fr. Chriſt, der damals gerade Rector Magnificus der Univerſität war, das Leben; Leſſing's Reiſegefährte war von der allgemeinen Calamität noch beſonders dadurch betroffen, daß der preußiſche Commandant von Leipzig, der General von Hauſen, in der großen Feuerkugel ſeine Wohnung genommen hatte. Vielleicht hätte Winkler beſſer gethan, ſich darum weiter nicht zu bekümmern oder wenigſtens den Gang der Sache abzuwarten, denn in ſeinem Hauſe konnte man am Ende nichts thun, als ſich einquartiren, und ein reicher Mann iſt namentlich in jenen Zeiten in einem ſolchen Falle immer am ſicherſten in der Ferne geweſen, wie denn auch hier die Reichſten entflohen waren, wogegen nun gerade er jetzt bei ſchleuniger Rückkehr in die Nothwendigkeit verſetzt werden mußte, ſeiner eigenen reichen Perſon und der Leipziger Commandantenwürde Ehre zu machen. Nichtsdeſtoweniger kehrte er auf's Schleunigſte zurück, was denn auch andererſeits Jedermann, der in Leipzig ſein Hab und Gut gehabt hätte, da man doch nicht wiſſen konnte, wozu die perſönliche Gegenwart gut wäre, ebenſowohl gethan haben würde, und wovon Leſſing Winklern auch ſchwerlich abgerathen haben wird. Mit der Rückkehr nach Leipzig ſollte urſprünglich die Reiſe nicht been-

digt und der Reiseplan aufgegeben sein; Lessing meint (XII. 44) in einem Briefe an Mendelssohn nur, sie würden wenigstens den Winter (1756—57) wohl in Leipzig bleiben müssen (s. XII. 59); man entwöhnt sich von dem Gedanken an eine umfassende Unternehmung nicht so leicht, daß man nicht, auch wo dem unbefangenen Dritten die Sache als abgemacht erscheint, noch auf die Fortführung sinnen sollte, indessen mag doch hier der fortdauernde Kriegszustand die Erneuerung der Reise nicht als räthlich haben erscheinen lassen, und da blieb denn auch die Auflösung des Verhältnisses, das zwischen Lessing und Winkler eingetreten war, nicht lange aus. Lessing soll auf Anrathen eines gewissen Kreisinspector Saal, eines alten Freundes von ihm, der nach einer Anmerkung zu Garves Briefen an Weiße (II. S. 462) einige Stücke des Goldoni übersetzt hat, und ein jovialischer Mann war, mit Winkler einen schriftlichen Contract geschlossen haben, kraft dessen dieser ihm auf 2½—3 Jahre jährlich 300 Thaler und freie Wohnung, Kost, auch Reisegeld (?) versprochen hatte*). Hier wäre nun von Winkler's Seite wenigstens eine Entschädigung jedenfalls an ihrem Orte gewesen, abgesehen davon, daß ihm ein Gesellschafter wie Lessing zu Hause billigerweise eben so viel hätte werth sein sollen, wie auf der Reise, aber sie waren schon auf dieser mit einander mißvergnügt geworden und mochten unfreundliche Auftritte mit einander gehabt haben; daher verweigerte Winkler nicht allein die Entschädigung, sondern ergriff auch die erste sich darbietende Gelegenheit, mit Lessing völlig zu brechen. An dem Tische, wo sie in Leipzig beide aßen, speiseten viele Kaufleute mit, unter denen natürlich Klagen über die Preussischen Kriegsforderungen und Erbitterung über den Sieger an der Tagesordnung waren. Lessing, der freilich keine Contributionen zu erlegen hatte, aber auch wenn dies der Fall gewesen wäre, den Standpunct über den Parteien, auf den er schon vermöge seines zwischen Sachsen und Preußen wechselnden Aufenthalts hingewiesen war, vielleicht nur um so mehr festzuhalten gewußt haben würde, spielte darin häufig den Widerpart, wie er wohl immer gern that, und daß er es mit Witz und Laune that, erbitterte die Philister. Man schrieb ihm sogar eine Schrift zu, welche in preussischem Sinne abgefaßt war (XII. 76) und Kleist schreibt an Gleim d. 29. Juni 1757: Wenn die 900000 Thaler nicht zu entrichten wären, so wäre halb Leipzig gut preußisch. Nun es den falschen Anschein bei ihnen hat, als ob wir unterliegen werden — während des Rückzugs aus Böhmen — nun denken sie an die Religion und wünschen uns Glück, wenigstens wünschen es uns die vernünftigsten. Herr Lessing ist jetzt so ein Brandenburger, daß er hautement unsere Parthei nimmt, und unzählige andere thun desgleichen **)." Dabei beging er die Unvorsichtigkeit, den Major Kleist, von

*) So giebt diesen unwesentlichen Umstand ein Zusatz zu dem Lausitzischen Schriftstellerlexicon von Otto an, der sich in einer Recension desselben in der Leipziger Litteratur Zeitung 1803 Bd. III. S. 173 findet und dann auch in den Supplementband zu Otto übergegangen ist. Dieser Bericht über den Proceß muß von Jemanden herrühren, der genau von der Sache unterrichtet sein konnte.

**) So wie Lessing hier den Sachsen gegenüber sich auf die preußische Seite schlug, spielte er gegen seine Freunde in Preußen häufig den Sachsen. Nicolai schreibt ihm am 23. März 1757, man halte ihn in Berlin für den Verfasser des „Schreibens an einen Buchdruckergesellen," welches wahrscheinlich einerlei ist mit dem „Schreiben eines Buchdruckergesellen" von Heyne, dessen Titel Heeren Leben Heynes S. 70 u. 491

deſſen Verhätniß zu ihm ſpäter die Rede ſein wird, und noch einige andere preußiſche Officiere in dieſe Geſellſchaft mitzubringen, worauf denn die Kaufleute, die nun ihr Herz nicht mehr gegen einander ausſchütten zu können glaubten, wegblieben. Darüber machte nun die Wirthin, welche den Tiſch hielt, Winklern Vorwürfe, er bringe ſie um die beſten Kunden, und dieſer, anſtatt Leſſing freundſchaftlich aufmerkſam zu machen, daß er ihn in eine kleine Verlegenheit gebracht, ſchickte ihm ein Billet, worin er ihm geradezu ſagte, daß ſie geſchiedene Leute wären, und er noch denſelben Tag von ihm ziehen müſſe. Bei einem ſolchen Betragen blieb Leſſingen nichts anderes übrig, als ſeine Anſprüche auf dem Wege des Rechtes geltend zu machen. Der Proceß ward durch Beweis und Gegenbeweis fortgeführt, und Leſſing verlor durch ein Urtheil der Juriſtenfacultät, weil er das thema probandum nicht erwieſen habe. Hier nahm ſich der damalige Rathsherr von Leipzig, Dr. Karl Wilh. Müller — derſelbe, deſſen mannichfaltige Verdienſte um die Stadt Leipzig dort noch heute in Jedermanns Munde leben; er mochte mit Leſſing durch die engliſche Litteratur bekannt geworden ſein, denn er gab 1756 eine Brittiſche Bibliothek heraus und wird auch wohl derſelbe ſein, von dem Kleiſt in einem Briefe vom 22. April 1757 an Gleim ſchreibt, außer Leſſing beſuchten ihm in ſeiner Krankheit auch bisweilen Herr Weiß (e) und Herr Müller, denn er hat während Weiße's Reiſe nach Paris die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften redigirt — ſeiner an, und brachte es dahin, daß dieſes Urtheil bei der Landesregierung in Dresden umgeändert ward, und Winkler an Leſſing noch über 600 Thaler auszahlen mußte. Aber ſoweit gedieh die Sache erſt nach vielen Jahren: der Proceß hatte den 18. Mai 1757 angefangen und endigte den 13. Octob. 1764, als Leſſing noch in Breslau war, und nach Abzug der Koſten blieben ihm, wie er ſeinem Vater ſchreibt (XII. 168), kaum 300 Thaler übrig.

Wenn Leſſing von ſeiner Verbindung mit Winkler beſondere zeitliche Vortheile gehofft haben ſollte, ſo hätte er ſich demnach bitter getäuſcht geſehen: er war in jeder Beziehung in ſeine alten Verhältniſſe zurückverſetzt. Es finden ſich in Kleiſt's Briefen verſchiedene Aeußerungen, die darauf hindeuten, daß es ihm ſchlecht genug ging. „Vigiliren Sie doch," ſchreibt dieſer den 8. Mai 1757 an Gleim, „auf eine Kriegsraths Stelle in Ihrer Gegend für ihn, oder ſonſt auf eine andere convenable Bedienung; er wird ſich in alle finden lernen, denn er hat Verſtand," und den 13. Mai heißt es von Leſſing: „Es ſoll in Berlin bei der Schloßbibliothek ein ſehr alter Bibliothekar ſein, der entweder bald ſterben oder einen Adjunctum haben muß, und Sack ſoll dazu contribuiren können, daß Leſſing dieſen Poſten erhält. Schreiben Sie doch gleich an Sacken und an Sulzer dieſerwegen. Es wäre nicht erlaubt, wenn wir Herrn Leſſing zum zweiten Mal wegen Mangel des Unterhaltes aus unſerm Lande ließen" (Kleiſt an Gleim d. 13. Mai 1757); und ſo lieſt man auch noch den 27. April 1758: „Mein lieber Leſſing reiſet künftige Mittwoch von hier nach Berlin. Wie ſchön wäre es, wenn Sie noch ihn und mich und die Meſſe hurtig beſuchten u. ſ. w. Arbeiten Sie doch mit daran, daß unſer lieber Leſſing einmal eine Verſorgung erhält. Er iſt ſehr zu bedauern; und

---

nur aus dem Gedächtniß anführt; die Heyneſche Schrift war der Art, daß ſie dieſem Verfaſſer in dem von Preußen beſetzten Dresden große Gefahr bereitete.

ſo iſt es noch keinem von meinen Freunden ergangen.“ Leſſing hat ſich auch jetzt wieder mit litterariſchen Arbeiten zu helfen geſucht, was freilich während des Krieges ſchwierig genug geweſen ſein mag. Er überſetzte in dieſer Zeit Hutcheſon's Sittenlehre der Vernunft und Richardſon's Sittenlehre für die Jugend in den auserleſenſten äſopiſchen Fabeln, auch die Ueberſetzung von Law's ernſthaften Ermunterungen an alle Chriſten zu einem frommen und heiligen Leben, die aber Weiße vollenden mußte*), der das Buch bei Reich untergebracht hatte, doch ging es ihm ſchlecht: „es jammert mich recht“, ſagt Sulzer in einem Briefe an Kleiſt d. 22. Mai 1757, „daß ein Mann wie Leſſing noch um ſeine Verſorgung ſoll bekümmert ſein, und daß auch das Wenige, was er verlangt, für ihn unmöglich wird“ (Briefe der Schweizer S. 285), und auch in geiſtiger Beziehung muß die Unterbrechung der Reiſe, beſonders die Vereitelung des Beſuches von England, auf die ſich gewiß bei der Wichtigkeit, welche die engliſche Litteratur und namentlich das engliſche Theater für ihn haben mußte, zuletzt all ſein Sinnen und Denken bezogen hatte, in ihm ein peinliches Gefühl von Leere hervorgerufen haben; er legt ſelbſt gegen Mendelsſohn (XII. 45) das Geſtändniß ab: „Ihre Vermuthung iſt richtig, es wird mir hier in Leipzig Zeit und Weile lang.“

Nichts deſto weniger ſehen wir auch jetzt Leſſing in Kurzem wieder auf der Bahn ſeiner Entwickelung in gerader Linie fortſchreiten, ja es knüpfen ſich gerade in dieſer Periode mannichfaltige Fäden an, die zum Theil erſt ſpäter zu einem beſtimmten Ziele leiten, und andrerſeits finden wir ihn hier in Forſchungen ſo tiefer und rein geiſtiger Art verſenkt, wie kaum jemals bis dahin — nur daß freilich, da die Leipziger Verhältniſſe in vielen Beziehungen geſtört ſein mußten — die Koch'ſche Schauſpielergeſellſchaft hatte ſich auch aufgelöſt — alle ſeine Beſchäftigungen und Verhältniſſe ſich jetzt mehr oder weniger auf die Verbindung mit ſeinen in Berlin zurückgelaſſenen Freunden, und beſonders mit Fr. Nicolai beziehen.

Dies gilt vor Allem von einer Bekanntſchaft, die Leſſing erſt hier anknüpfte oder die wenigſtens erſt hier zu einer vertrauten Freundſchaft führte, nämlich mit dem Dichter E. Chr. v. Kleiſt, welcher mit Nicolai ſchon lange befreundet geweſen war. Kleiſt war als Major zu dem in Leipzig liegenden Hauſenſchen Infanterieregimente verſetzt worden (XII. 75). Hier ward er krank, was Leſſingen um ſo mehr Veranlaſſung gab, ihn häufig zu beſuchen, dieſer brachte auch Weiße zu ihm. und da nun auch der Potsdammer Ewald durch Leipzig reiſte, welcher Kleiſt's vertrauter Freund war, ſo war damit doch wieder eine Geſellſchaft zuſammengebracht, ſo gut ſie damals zu haben war; in der Zeit dieſer freundſchaftlichen Verbindung und nicht ohne Mitwirkung derſelben, hat Weiße ſeine freundſchaftlichen Lieder geſammelt. Die Abendgeſellſchaften bei Kleiſt wurden noch mehr belebt durch den Beitritt des Herrn v. Brawe, eines jungen Adligen, der ſeit anderthalb Jahren in Leipzig ſtudirte. Dieſer war ein eifriger Anhänger des Philoſophen Cruſius, vielleicht ohne ſeine Behauptungen immer zu verſtehen. Das muß für

*) Nach einer Notiz bei Lachmann V. S. 74, ſchiene es faſt, als hätte Leſſing das Buch doch ganz überſetzt, denn er hat, nach Ausweis der Weidmann'ſchen Handlungsbücher, das ganze Honorar erhalten, doch könnte er dies auch im Voraus bekommen haben, und wäre dann von einer Reiſe nicht zu rechter Zeit zurückgekehrt: K. Leſſing's Erzählung, Leben I. 198, deutet auf eine kleine Unregelmäßigkeit der Art hin.

Leſſing, welcher ſo gern diſputirte, ein glücklicher Fund geweſen ſein: „es ward", ſagt Weiße (S. 46), „bisweilen nöthig, daß dieſer und Kleiſt den philoſophiſchen Debatten durch witzige Einfälle ein Ziel ſetzten." Die Debatten können übrigens intereſſant genug geweſen ſein; ſie mögen ſich größtentheils auf die Fragen über Freiheit und Nothwendigkeit bezogen haben, denn Cruſius war einer von denen, welche der Leibnitz-Wolffiſchen Philoſophie Fatalismus vorwarfen; ſeine Schrift über den rechten Gebrauch des Satzes vom zureichenden Grunde (deutſch 1744), bezieht ſich auf dieſen Punct; Niemand, als ein Epicuräer, heißt es hier, habe jemals im Ernſte geläugnet, daß Alles und Jedes, was erſt nur möglich geweſen, und jetzt wirklich werden ſolle, es durch ein anderes ſchon vorauszuſetzendes Ding werden müſſe, welches allein oder in Verbindung mit mehreren Dingen zureichend ſei, jenem die Wirklichkeit zu geben, und welches daher ratio ſufficiens von jenem heiße, es ſei aber die Frage, ob alles und jedes einen ſolchen zureichenden Grund habe, daß es dadurch, indem es zur Wirklichkeit kam, unausbleiblich gemacht war, und nur ſo und nicht anders erfolgen konnte; wie z. B. alle Wirkungen des Verſtandes, alle Bewegungen, alle Handlungen der unvernünftigen Thiere, bei Setzung ihrer zureichenden Urſachen, unausbleiblich ſind, und ob nicht vielmehr diejenigen Handlungen Gottes und der vernünftigen Geſchöpfe, die man freie Handlungen nennt, nur von ſolchen zureichenden Urſachen herkommen, die dem Geiſte die reale Möglichkeit übrig ließen, unter eben den Umſtänden anders oder gar nicht zu agiren, mit einem Worte, ob Alles und Jedes, was entſteht, nicht nur einen zureichenden, ſondern auch determinirenden, d. i. unausbleiblich und nur auf eine Art möglich machenden Grund habe — und dieſes ſei es, was Leibnitz behaupte. — Mit Kleiſt knüpfte Leſſing eine enge Freundſchaft, von deren Einfluß auf den Bildungsgang des letzteren noch im folgenden Buche die Rede ſein wird; Kleiſt, welcher ein wenig hypochondriſch war, bekennt in einem Briefe an Gleim, d. 22. April 1757, er verdanke Leſſing's erheiterndem Umgange ſeine Geneſung, er nennt ihn faſt immer den biedern Leſſing, ein Beiwort, das von dieſem wackern Manne zu erhalten auch Leſſing ſich wohl zur Ehre anrechnen durfte; als Leſſing Leipzig verlaſſen hatte, ſchrieb Kleiſt an Gleim (d. 5. Mai 1758): „Ich habe mich in dem Jahre, das ich zu Leipzig zugebracht, ſo an ihn gewöhnt und habe ihn ſo lieb, daß mir zu Muthe iſt, als wenn er todt wäre, oder vielmehr, als wenn ich halb todt wäre", und noch aus der Ferne gab er ihm thätige Beweiſe der Freundſchaft: da er endlich in's Feld rücken ſoll. trägt er Gleimen (d. 9. Mai 1758) auf, von 1200 Thalern die er bei ihm deponirt, die 200, die über Tauſend ſeien, falls er bleiben ſollte, an Ramler und Leſſing, jedem die Hälfte, zu geben; „Oder vielmehr geben ſie ſie ihnen gleich, ſie ſollen ſie mir einmal im Fall ich lebe, wiedergeben, wenn ſie recht reich geworden ſind": worauf ſich die Stelle in Leſſing's Briefe an Gleim vom 6. Aug. deſſelben Jahres bezieht: „Der Herr v. Kleiſt iſt ein zu großmüthiger Freund, und auch das heißt ſchon, ſein gutes Herz mißbrauchen, wenn man nur alles annimmt, was er freiwillig thut. Ich habe mir dieſe Vorwürfe ſchon längſt zu machen, und bin nicht ſelten darüber mißvergnügt."

Nicolai ſelbſt bildete ſich jetzt allmählig zu demjenigen aus, vermöge deſſen er in der deutſchen Litteratur eine beſtimmte Stelle einnimmt: er wurde gelehrter Journaliſt und Veranſtalter von Recenſionen. Im Grunde war ſchon

ſein verdienſtliches Buch über die deutſche Litteratur, von welchem oben die Rede geweſen iſt, wenn man nur vom Merkmale des periodiſchen Erſcheinens abſieht, ein Journal geweſen, denn es beſprach die neueſten Erſcheinungen in lockerer Folge und ohne andern Zuſammenhang als den innern der Tendenz. Das erſte wirkliche Journal, in welchem er auftrat, war ein ausländiſches, das er freilich in dem ſoeben genannten Buche bitter geſcholten hatte; doch hatte es ſeitdem eine andere Redaction erhalten, das Journal étranger. Dieſe Zeitſchrift, deren Geſchichte man in der Correspondance de Grimm verfolgen kann, war 1754 von eben dieſem Deutſch-Franzoſen gegründet worden, doch ſeitdem ſchon durch mehrere Hände gegangen, namentlich durch die des Freron. In dieſer Periode finden wir hier aus der deutſchen Litteratur nur Schriften der Madam Unzer, der Geſellſchaft der ſchönen Künſte, und beſonders Rabener's und Gellert's erwähnt, von denen der letztere ſchon 1754 den Franzoſen durch einen Herrn de Rivery bekannt gemacht worden war; von Gellert werden hier zwei Luſtſpiele und ein Schäferſpiel ſogar vollſtändig überſetzt. Dieſer letztere Umſtand macht es erklärlich, daß als 1756 der Chevalier d'Arcq die Redaction übernahm, Gellert als Hauptcorreſpondent für deutſche Litteratur angeworben wurde — daß Verzeichniß ſagt unter der Rubrik Leipzig ſehr charakteriſtiſch: notre bienfaiteur veut ajouter au mérite de sa générosité celui de ne pas la publier — und Gellert brachte wieder ſehr angemeſſener Weiſe Nicolai in Vorſchlag (XIII. 24). Gleich in dem erſten Berichte — es ſcheinen übrigens Beiträge von ihm und Käſtner und vielleicht noch von andern (XIII. 28) zuſammenredigirt worden zu ſein — beginnt er mit einer Verweiſung auf ſeine „Briefe", die übrigens beſcheiden genug iſt. Eine kritiſche Aufzählung der in Deutſchland erſcheinenden Journale, die nach Nicolai's eigener Angabe (XIII. 28) von ihm herrührt, findet ſich im März 1757, und wenn er nach einem Brouillon unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren ſich ausdrücklich vornahm, den Franzoſen in dieſen Correſpondenzen zu Gemüthe zu führen, daß eine neue Zeit angebrochen und daß es mit Gottſched gar aus ſei, und daher auch dieſen letzteren nirgend erwähnt, ſo kann es auf der andern Seite nicht fehlen, daß er ſeinen Freund Leſſing in den Vordergrund ſtellt; es heißt hier unter der Rubrik Theatraliſche Bibliothek: Mr. Lessing, auteur des comédies, le jeune Savant, les Juifs, le Trésor, le Déiste, le Misogyne ou l'Ennemi du beau sexe et la Vieille fille, a fait de plus une tragédie dans le goût Anglais, intitulée Miss Sara Sampson, qui a reçu des applaudissemens universels. Un recueil formé par un homme d'un goût aussi reconnu, ne peut qu'exciter la curiosité du public. Aussi a-t-on ressenti beaucoup de regret de voir cet ouvrage interrompu par un voyage de l'auteur, et l'on attend son retour avec impatience. Dabei aber mußte es bleiben, denn bald ging das Journal étranger wieder in andere Hände über (XIII. 34) und jetzt finden wir in demſelben nicht nur einen durch mehrere Hefte laufenden Auszug aus Gottſched's Nöthigem Vorrath, welcher allerdings wohl verdient und den Franzoſen heilſam zu leſen war, ſondern auch einen langen Brief von dieſem ſelbſt, in welchem er ſein bekanntes Geſpräch mit Friedrich II. erzählt.

Allein noch ehe Leſſing ſeine Reiſe mit Winkler antrat, muß Nicolai den Plan zu einer eigenen Zeitſchrift haben drucken laſſen, bei welcher er aber, weil er noch in der väterlichen Handlung ſtand und von ſeinem älteſten Bruder abhängig war, nicht genannt ſein wollte, denn ſchon damals hatte Leſ-

fing ihn unvorsichtiger Weise an Gellert verrathen (XIII. 24, XII. 47). Diese Zeitschrift war eine „Bibliothek für die Liebhaber der schönen Wissenschaften", sie trat bald darauf unter dem Titel der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" in's Leben, wo denn im ersten Bande auch jener vorläufige Prospect wieder abgedruckt wurde; Nicolai hatte allein den Entschluß gefaßt sie zu schreiben; erst als er im Laufe des Jahres mit Mendelssohn genauer bekannt geworden war, und denselben, welcher sich bis daher nur der Philosophie gewidmet, den schönen Wissenschaften näher gebracht hatte, verband er sich mit ihm zur Herausgabe (Nicolai zu XII. 42). Ich habe schon oben Einsprache dagegen einzulegen versucht, daß man um der schroffen Einseitigkeit willen, in welche Nicolai später verfallen, noch immer geneigt ist, seine Verdienste um die deutsche Litteratur zu verkennen; die Stiftung der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste ist darum um nichts weniger als eins der größten von diesen Verdiensten zu betrachten, weil sie freilich alsbald von den Litteraturbriefen verdunkelt wurde. Sie macht nämlich in doppelter Beziehung in der deutschen Litteratur Epoche. Auf der einen Seite ist sie die erste litterarische Zeitschrift von Bedeutung, die nicht in Gottsched's Händen ist: „wir haben es mit Unwillen gesehen, daß eine Partei, über deren Werth das deutsche Publikum nun wohl nicht mehr zweifelt, in einer bekannten Monatsschrift" — Nicolai meint das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit — „bisher gleichsam die einzige Stimme der Nation gewesen ist und ihre eigenen Meinungen als die Meinungen der ganzen Nation hat ausbreiten dürfen, ohne daß weder die andere, ohnstreitig ungleich schätzbarere Partei, noch diejenigen, die sich zu keiner von beiden Parteien schlagen, eine Schrift gehabt hätten, worinnen sie ihr Wort darwider hätten sagen können." Die Bibliothek der schönen Wissenschaften will praktisch zeigen, daß der ganze Gegensatz von Gottschedianern und Schweizern ein antiquirter sei: sie will keinerlei Autorität gelten lassen. Andrerseits hat diese Zeitschrift zuerst auch die schönen Künste wieder in das Gebiet der allgemeinen Bildung gezogen. Nicolai hat sich aus angeborner Neigung sowohl mit Musik, als mit der bildenden Kunst, z. B. Brandenburgischer Künstlergeschichte, immer viel beschäftigt, und der Prospect verspricht, daß auf diese, von welcher viele Deutsche keine sonderliche Kenntniß hätten, und deren Schönheiten sie daher nicht richtig zu beurtheilen wüßten, häufige Rücksicht genommen werden solle. L. v. Hagedorn schreibt einmal an Nicolai, die schönen Geister in Deutschland bekümmerten sich um nichts als was Poesie sei, und er ist vom zweiten Bande an einer der Hauptmitarbeiter, indem er mehrere Abschnitte aus den Betrachtungen über die Malerei zuerst in ihr abdrucken läßt. Die Aufsätze, welche Winckelmann später an Weiße eingesandt hat, bilden den größten Schmuck der ganzen Sammlung, und Lippert sagt in einem Schreiben an einen der Verfasser der Bibliothek (Bibl. d. sch. Wsch. u. fr. K. VIII. 22): „Ihre Bemühungen in der preiswürdigen Schrift der neuen Bibliothek, auch den Künstlern und Kunstgelehrten nützlich zu sein, verdient um so größern Beifall, da man sie bisher unter den Deutschen in keinem Tagebuche dieser Aufmerksamkeit, die sie doch am ersten verdienen, gewürdigt hat."

Es muß einer spätern Untersuchung aufbehalten bleiben, darauf hinzuweisen, inwiefern die Bibliothek, vermöge dieses Interesses, das Nicolai Lessingen eben so gewiß nicht verdankte, wie sein allgemeiner litterarischer Stand-

punct allerdings auf denſelben zurückgeführt werden muß, auf Leſſing etwa eine Rückwirkung ausgeübt habe; hier kann nur die Frage danach ſein, welches Verhältniß Leſſing zu dem Unternehmen ſelbſt eingenommen, und ob er ſich thätig bei demſelben betheiligt habe. Das Verhältniß iſt ein ganz äußerliches. Der Berliner Buchhandler Lange, welcher den Proſpect ausgegeben hatte; war beim Ausbruch des Krieges zurückgetreten, nun erſuchte Nicolai Leſſing in Leipzig, ihm einen andern Verleger zu ſchaffen, der ſich dann auch nach einigen vergeblichen Verſuchen in der Perſon Gottfried Dyk's fand, und dabei ergab ſich's denn ganz von ſelbſt, daß Leſſing, Nicolai zu Gefallen, nun auch den Druck beſorgte, wenn auch nicht eben blos die Correcturen, wie Nicolai zu XII. 43 ſagt, denn eben dieſer lobt zwar ſeine Verdienſte um die Correctheit, tadelt aber dabei zugleich den Corrector (XIII. 85).

Wenn auf dieſe Weiſe Alles, was für die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte beſtimmt war, vor dem Drucke durch Leſſing's Hände ging, ſo konnte es nicht fehlen, daß er die Verfaſſer auf Ungenauigkeiten und Mißgriffe, die ihm etwa auffielen, aufmerkſam machte, oder ſonſt ihre Aufſätze einer brieflichen Beſprechung unterzog, wie denn der Briefwechſel in dieſer Periode ſich faſt ganz auf die Bibliothek bezieht, und da ſie ſeine Freunde waren, gingen ſie in aller Harmloſigkeit auf ſeine Vorſchläge ein, ja Mendelsſohn giebt ihm (XIII. 95) einmal freie Hand, in einer von ſeinen Recenſionen zu ändern, was ihm beliebe — weiterhin läßt Leſſing einmal eine Recenſion von Nicolai über den Devil to pay (Weiße's Singſpiel der Teufel iſt los) aus eigner Macht weg, weil er eine merkwürdige Entdeckung über das Stück gemacht habe, die er aber niemals mitgetheilt hat (XII. 61) — ſie beſtand ohne Zweifel darin, daß ſchon 1743 der Herr v. Bork dieſes Stück nach Deutſchland verpflanzt hatte, was Leſſing, ſeinem Freunde Weiße zu Gefallen, dann wohl lieber verſchwieg — und ſo ſtellte ſich factiſch das Verhältniß etwas anders, ja, da es galt, wo das Manuſcript für ein Heft nicht ganz ausreichte, raſch Hülfe zu ſchaffen, hilft er auch wohl ſelbſtſtändig und ohne weiter anzufragen oder das Einzurückende in Berlin vorzulegen, nach (XII. 94); endlich verſpricht er ſelbſt einige Beiträge und liefert ſie auch zum Theil.

Zwei von dieſen Beiträgen ſind allbekannt; ſie haben einen innern Zuſammenhang.

Nicolai hatte im zweiten Hefte der Bibliothek, S. 404, wie er ſelbſt XIII. 86 ſagt, eine Anzeige von „zwei Kriegsliedern von einem preuſſiſchen Offizier mit Muſik" einrücken laſſen. Davon nahm Leſſing Veranlaſſung (S. 426) zwei „Kriegslieder eines preuſſiſchen Grenadiers" von Gleim abdrucken zu laſſen und mit einer kurzen Einleitung zu begleiten (ſ. Lachm. V. S. 77. ff.) Sie waren ihm vermuthlich als fliegende Blätter in die Hände gekommen, wenigſtens irrt Nicolai, wenn er meint, ſie ſeien Leſſingen von Gleim ſelbſt mitgetheilt worden, denn XII. 84 findet ſich ein Brief Leſſing's an Gleim, in welchem er dieſem zu verſtehen giebt, er habe ihn als Dichter jener Lieder errathen. „Denken Sie einmal was ſich Ihres Königs Soldaten Alles unterſtehen. Bald werden ſie auch die beſten Verſe machen wollen, weil ſie am beſten ſiegen können! Der unbändige Ehrgeiz! Da bekomme ich von Berlin vor einigen Tagen einen Schlachtgeſang mit dem Zuſatze, daß ihn ein gemeiner Soldat gemacht habe, der noch für jedes Regiment einen machen wolle. Es lautet ſo (folgt das eine der beiden Lieder). Daß ſich ein

Mann, ein gemeiner Soldat, der doch ohne Zweifel die Poesie weder handwerksmäßig gelernt hat, noch darauf gewandert ist, solche vortreffliche Verse zu machen unterstehen darf u. s. w." Und auch die Einrückung in die Bibliothek geschah ohne Gleim's Vorwissen; denn Lessing fragt denselben (XII. 97), ob er schon davon wisse, daß er sie eingerückt?*)

Diese Gleimschen Kriegslieder waren für Lessing, wie für alle seine Zeitgenossen, eine gar bedeutende Erscheinung. Der Verfasser hatte persönlich zwar allerlei Sympathieen, die Lessingen wenig gefallen konnten; er schrieb einst an Bodmer 1745: „Herr Lange in Laublingen hat den durch Herrn Pyra's Tod erledigten Platz in meiner Freundschaft ersetzt", wie denn auch Lessing (XII. 114) 1758 einmal bei ihm beinahe mit Lange zusammengetroffen wäre, und daß Gleim in Folge dieser Verbindung mit den Hallensern bei Lessing nicht ganz leer ausgegangen, habe ich schon erwähnt, doch jetzt hatten sie sich 1755 in Berlin kennen gelernt, wo Gleim, nach einem Briefe an Geßner (Febr. 1755), die Wielandsche Duneiade persönlich überbrachte, außerdem war Gleim ein vertrauter Freund Kleist's, den er für die deutsche Poesie gewonnen**), und endlich hatte er diesmal seine läppische Weichlichkeit überwunden. Wie hoch Lessing die Kriegslieder schätzte, geht daraus hervor, daß er sich 1758 ihren Herausgeber und Vorredner abzugeben entschloß, und das geschah nicht aus äußern Rücksichten. Lessingen lag damals die altfränkische Odendichtung noch gar nicht so fern, wie wir jetzt zu glauben geneigt sind, weil er es doch hauptsächlich ist, der unsere Poesie von solcher hohen Unnatur befreit hat. Noch im Jahre 1755 hatte er eine Ode in die Vossische Zeitung einrücken lassen (XIII. 643), die in ihrer Art nicht übel ist, und eben um die Zeit, von der es sich hier handelt, theilte er Gleimen selbst (XII. 82. 83) mehrere „Odengerippe" mit; sie sind I. 205 ff. abgedruckt. Aber nun bekennt er, daß die Kriegslieder des preussischen Grenadiers ihm einen andern Begriff von der Ode beigebracht. Er sagt in der Vorrede zu denselben, sie seien eine neue Gattung von Ode; es war ihm an ihnen aufgegangen, daß die Lyrik und endlich alle Poesie aus dem Leben herausgegriffen sein, und individuelle

*) Warum sind die beiden Lieder in Lachmann's Ausgabe nicht so abgedruckt worden, wie sie in beiden Ausgaben der Bibliothek stehen? Es heißt bei Lachmann in dem einen der beiden Lieder

Denn was kann wider unsern Gott
Th... und Br...

das heißt, wie in dem Briefe an Gleim ausgeschrieben steht, Theresia und Brühl — und in dem anderen

Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Th...

während die Bibliothek je die zweite Zeile bloß mit Puncten bezeichnet. Diese Weglassungen sind, wenn sie von Lessing herrühren, nicht ganz gleichgültig, denn sie würden beweisen, daß ihm die Bemerkungen über Verwünschungen und übertriebenen Patriotismus, die er 1759 bei Gelegenheit einer ähnlichen Weglassung in einem Gedichte Gleim's, gegen diesen machte (XII. 127), schon damals, zu Anfange des Krieges, im Sinne gelegen.

**) Kleist schickt Gleimen sein erstes deutsches Gedicht noch in einem französischen Briefe. S. Joh. Heinr. Voß Ein pragmatisches Gegenwort von Wilhelm Körte 1808. S. 69.

und nationale Wahrheit haben müßten; Beurtheiler von der Klasse, welchen die französische Poesie Alles in Allem ist, will er sich für sie verbeten haben. Wie tief sie auf ihn eingewirkt, beweist der Umstand, daß er sich durch sie veranlaßt fand, auf die alten Kriegslieder aller Art zurückzugehen. „Der alten Siegeslieder wegen," schreibt er XII. 107, habe ich sogar das alte Heldenbuch durchgelesen, und diese Lectüre hat mich hernach weiter auf die zwei sogenannten Heldengedichte aus dem schwäbischen Jahrhunderte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben." Von dem Allen findet man die Ergebnisse, die für ihn unmittelbar daraus hervorgingen, in der Vorrede zu den Kriegsliedern. Uebersendet er doch schon jene Odengerippe selbst mit einer ironischen Wendung (XII. 82): „Sie verlangen von mir eine Ode auf Ihren König? — Ich bin auf Ihr Anrathen bei Halberstadt den alten Juden hinangeklettert und habe ihm den steinernen Bart gestreichelt, ob ich mir gleich meines Schwindels nur allzu wohl bewußt war. Warum sollte ich mich auf Ihr Wort nicht noch höher versteigen? Gut, es hat mit der Ode seine Richtigkeit," und nach einer Briefstelle von Kleist an Gleim den 8. Mai hatte Lessing wirklich „eine Ode in Prosa auf unsern König gemacht, so wie er als ein Sachse sie machen darf, und wird sie Ehren halber schicken." Endlich findet sich unter jenen Odengerippen selbst eins (es ist I. 207 abgedruckt), das auf äußerst witzige Weise den epigrammatischen Ton der alten Ode dadurch persifflirt, daß es die einzelnen Strophen aus wirklichen Epigrammen bestehen läßt:

„Orpheus, wie man erzählt, stieg, seine Frau zu suchen, in die Hölle hinab. Und wo anders, als in der Hölle, hätte auch Orpheus seine Frau suchen sollen?"

Man sagt, er sei singend hinabgestiegen. Ich zweifle im Geringsten nicht daran; denn so lange er Witwer war, konnte er wohl vergnügt sein und singen.

Berge, Flüsse und Steine folgten seinen Harmonien nach, und wenn er auch noch so schlecht gesungen hätte, sie wären ihm doch nachgefolgt.

Als er ankam und seine Absicht entdeckte, hörten alle Martern auf. Und was könnten für einen so dummen Ehemann wohl noch für Martern übrig sein?

Endlich bewog seine Stimme das taube Reich der Schatten, ob es gleich mehr einer Züchtigung als einer Belohnung glich', daß man ihm seine Frau wieder gab."

Die Einrückung der Gleim'schen Kriegslieder gab auch Veranlassung zu der Kritik des Lieberkühn'schen Theokrit, dem bekanntesten unter Lessing's Beiträgen zur Bibliothek der schönen Wissenschaften, denn eben dieser Lieberkühn war der Verfasser der Lieder eines Officiers, denen Lessing die Lieder eines Grenadiers vorgezogen hatte. Lieberkühn hatte sich bei Nicolai in allem Ernste heftig und auf ungezogene Weise über diese Zurücksetzung beschwert (XIII. 86) und Miene gemacht, auch mit Lessing Händel anzufangen (XII. 97). Hieraus erklärt sich zum Theil die derbe Abfertigung seiner Uebersetzung, welche zuerst Nicolai selbst, der ihre Hauptschwäche, daß sie nämlich aus der lateinischen Uebersetzung gemacht sei, bereits entdeckt hatte, übernehmen wollte; Lieberkühn gehörte dem Prinz Heinrich'schen Regimente an, wie früher Kleist und Ewald; der Letztere hatte ihn, nach einem Briefe Ewald's an

Nicolai vom 22. April 1758 zu dieser Arbeit aufgefordert, und Kleist verhalf ihm zu einer Feldpredigerstelle; Lessing's Recension ist ziemlich im Style des Vademecum, nur daß man ihm hier anmerkt, daß das Ding ihn im Ernste langweilt; fand sich doch Lessing selbst an die Lange'sche Geschichte durch das Format eines andern Buches von Lieberkühn erinnert, denn es war, „was mich ärgert," in Duodez (XII. 99). „In der That zwar sollte ich mich nicht ärgern; denn Gott sei Dank, nun habe ich doch auch in diesem Formate einen unter mir, und bin nicht mehr der schlechte deutsche Poet in Duodez κατ' ἐξοχήν." Uebrigens könnte ein pragmatischer Geschichtschreiber hier noch eine andere Anknüpfung ausfinden: der Lieberkühn, heißt es (XII. 102), könne weniger Griechisch als Gottsched oder ein Tertianer. „Und gleichwohl hat sich der Elende unterstanden, unserem lieben Ramler eine Nachlässigkeit aufzumutzen" — doch wird es dessen hier nicht bedürfen, denn Lessing schreibt an Mendelssohn (XII. 105), dem die Recension auch zu grob vorgekommen war: „In Ansehung der alten Schriftsteller bin ich ein wahrer irrender Ritter: die Galle läuft mir gleich über, wenn ich sehe, daß man sie so jämmerlich mißhandelt."

Außer diesen beiden Beiträgen Lessing's zur Bibliothek der schönen Wissenschaften könnte man dem angegebenen Verhältniß zu ihr zufolge vermuthen, daß hier noch andere verborgen seien, zumal da Nicolai in einer Anmerkung zum 31. Litteraturbriefe im 26. Theil der Lessing'schen Schriften noch von „ein Paar kurzen, nicht bedeutenden Nachrichten" spricht, die außer der Lieberkühn'schen Recension von Lessing herrührten; scheint es doch fast, als wäre einmal davon die Rede gewesen, Lessingen die Besorgung der kleinen Anzeigen ganz zu übertragen, denn Gottfried Dyk sagt in einem handschriftlichen Briefe an Nicolai den 10. Juli 1757, indem er die zwei ersten Aushängebogen vom zweiten Stück sendet: „Vor die Recensiones sähe lieber, wenn dieselben oder Hr. Lessing, von dem ich eben komme, sorgten, die Exemplare darzu will gerne hergeben; Hr. Lessing will es auch thun." Und so ist denn auch ein zweiter Beitrag zu eben diesem Hefte, wo sich ein solcher freilich finden mußte, da Nicolai (XIII. 86) sich mit beiden Zusätzen zufrieden erklärt, von Lachmann in der Anzeige einer Uebersetzung der Werke des Destouches und des Regnard erkannt worden (V. 77), und auch über Lessing's fernere Mitarbeit spricht derselbe eine Vermuthung aus*).

*) Ich habe die Frage, ob hier etwas und was etwa von Lessing herrühre, in einem Aufsatze in Prutz's litterarhistorischem Taschenbuche 1848 S. 261 ff. einer ausführlichen Erörterung unterzogen. Daß die Anzeige des Destouches und Regnard von Lessing herrühre, kann für gewiß gelten: den Spieler des Regnard erklärt er noch in der Dramaturgie (VII. 64) für das beste Stück desselben, und S. 45 spricht er vom Destouches überhaupt und seinem philosophe marié insbesondere mit Auszeichnung; S. 55 heißt es von diesem Stücke, es gehöre unter die Meisterwerke der französischen Bühne. Der entscheidende Grund aber dafür, daß jene Anzeige von Lessing herrührt, liegt in der Ansicht über die Originalstücke, die in ihr ausgesprochen wird. Natürlich werden unter diesen im Jahre 1757 die französirenden der Gottsched'schen Schule verstanden. Es zeigt sich hier wieder einmal jene gründliche Gesinnung, durch welche Lessing sich vor seinen Zeitgenossen auszeichnete. Wie er lieber eine recht orthodoxe Orthodoxie wollte, als eine philosophisch zurecht gemachte, so will er hier, wenn doch einmal keine ächt deutsche dramatische Werke da seien, von fremden lieber Uebersetzungen als Nachah-

Es findet ſich in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften noch eine fernere Spur von Leſſing's Thätigkeit, die zugleich ein Denkmal der Fortſetzung des geiſtigen Zuſammenlebens mit ſeinen Berliner Freunden iſt: ſo wie er mit Mendelsſohn zuſammen die Schrift „Pope ein Metaphyſiker" verfaßt, ſo hat er hier in einen Aufſatz deſſelben ein beträchtliches Stück hineingearbeitet. Unter den Aufſätzen, welche Leſſing für die Bibliothek verſprochen hatte, war auch eine Recenſion von Gleim's Fabeln, von denen zwar Mendelsſohn bereits eine ſolche angefertigt hatte, der aber (XIII. 71) gegen Leſſing gern zurücktrat. Aber Leſſing ſäumte damit dann doch ſehr (XIII. 88) und ſandte ſelbſt zum vierten Stück, für welches er den Aufſatz ganz eigens verſprochen hatte, ſtatt deſſen den Theokrit ein. Er giebt dafür den Grund an (XII. 116), er habe gerade ganz andere Dinge im Kopfe, indem er nämlich ganz in altdeutſche Studien vergraben und zu einer dahin einſchlagenden Arbeit allenfalls aufgelegt ſei, nicht aber Gleims Fabeln zu recenſiren. Daher begnügte er ſich auf wiederholtes Andringen damit, nur den Aufſatz ſeines Freundes zu bearbeiten. Unterdeſſen," ſo lauten die unmittelbar folgenden Worte (XII. 116), „da Sie und Herr Nicolai es durchaus haben wollen, ſo ſoll es geſchehen; ich werde aber ſehr wenig zu dem Ihrigen hinzuſetzen, außer der Vergleichung, die ich zwiſchen der Fabel von den Pferden aus dem Gay und der Gleim'ſchen Nachahmung anſtellen will." Da ſich nun in der Beurtheilung von Gleim's Fabeln, die einen Theil der mit E (Mendelsſohn, denn die beiden Herausgeber unterzeichneten mit einem der Buchſtaben, die je dem Namen des Einen oder des

---

mungen. Er hatte es ſchon einmal ausgeſprochen, daß aus der deutſchen dramatiſchen Litteratur ſchon darum nichts habe werden können, weil die franzöſiſchen Stücke, auf die man hinwies, in ihrer Art das Höchſte ſeien: man zeigte (IV. 4) den deutſchen Dichtern auf einmal, ſo zu reden, Alles erſchöpft und ſetzte ſie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht blos etwas Gutes, ſondern etwas Beſſeres zu machen — welchem Uebelſtand denn etwa die Aufſtellung einer neuen Gattung in der Miß Sara abhelfen ſollte. — In Betreff der übrigen Beiträge kann ich Lachmann in Bezug auf die Kritik S. 434 im zweiten Hefte des zweiten Bandes nicht beipflichten, denn ſie betrifft eine engliſche Ueberſetzung von Rabener's Satiren, welche ſie ängſtlich mit dem Original vergleicht. Dagegen S. 432 mag von Leſſing herrühren. Die wenigen Zeilen lauten wie folgt: „Bei Haude und Spener wird verkauft: Heinrich der Vogler, oder die gedämpften Hunnen; Verſuch eines Heldengedichtes von dem Verfaſſer des Hermanns. 24 Bogen in Quarto. Man muß es dem Verfaſſer des Hermanns nachſagen, daß dieſer Verſuch ein Meiſterſtück in ſeiner Art iſt. Alle Welt weiß es, daß dieſer Dichter ein Meiſter iſt, Helden abgeſchmackt denken zu laſſen und den Leſern Langeweile zu machen. Man wird von uns wohl keinen Auszug aus dieſem Werke verlangen, denn derjenige muß gewiß ſehr viel verbrochen haben, der verdammt iſt mehr als zwei Zeilen darin zu leſen. Wer aber doch nähere Nachricht davon haben will, der kann ſie in dem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit finden, wo er auch etwas finden wird, das in allen andern Werken vergeblich geſucht werden würde, nämlich ein Lob dieſes Verſuchs eines Heldengedichtes." Man erinnere ſich, wie Leſſing in der Voſſiſchen Zeitung das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit über den Hermann reden läßt. Da mußte es denn freilich ein ganzer Jubel für ihn ſein, wenn Gottſched in derſelben Zeitſchrift (1757 S. 278) ein ſpäteres Gedicht ſeines Lieblings wieder über alle bisher in Deutſchland erſchienenen Werke der Art ſtellte und von ihm ſagte, er habe die Tadler nicht für werth gehalten, ihnen zu antworten. „Aufmunterung genug für die heutigen Zoilen, ihm nichts zu ſchenken! Aber je eifriger ſie wider ihn ſchreiben werden, deſto ähnlicher werden ſie ihn einem Taſſo oder Voltaire machen, wider die ſich gleichfalls eine Menge Kritiker gewaffnet aufgemacht hatten, ehe die Güte ihrer Werke dem Neide das Maul geſtopft und ihre Ehre der Ewigkeit übergeben haben."

Andern eigenthümlich waren) unterschriebenen Recension von Gleim's Liedern, Fabeln und Romanzen im zweiten Hefte des dritten Bandes der Bibliothek der schönen Wissenschaften ausmacht, so werden wir in dieser ganzen Beurtheilung ein Lessing'sches Paralipomenon vor uns haben, denn wie er auch von jener Vergleichung abgesehen, das Uebrige umgestaltet hat, ergiebt sich daraus, daß sich Ansichten, die Lessing über einzelne Puncte im Widerspruch mit Mendelssohn aufstellt, hier in der That angebracht finden — Mendelssohn lobt (XIII. 78) einige Fabeln, die in der Recension getadelt werden *). Endlich schreibt auch Nicolai zu einem Briefe K. Lessing's vom 14. October 1792 bei der Anfrage, was von seinem Bruder in den vier ersten Bänden der Bibliothek herrühre, als Notiz für die Beantwortung an den Rand „Lieberkühn und Gleim's Lieder," was denn bei dem Mangel anderweitiger Spuren, daß auch der Rest der Recension von Lessing herrühre, hierfür zwar nicht beweisen kann, aber für den besprochenen Theil doch gar sehr in's Gewicht fällt.

Indessen so interessant es auch ist, diese Männer in ihrem Zusammenwirken zu beobachten: auch dieser Beitrag Lessing's zur Bibliothek ist so wenig bedeutend, daß dieser, zumal vor dem Abdrucke sowohl der Lieberkühn'schen Recension als der so eben besprochenen (XII. 97. 98), Gleimen gar wohl zu wiederholten Malen auf Ehre versichern konnte, er gehöre nicht zu den Verfassern derselben, wie denn auch Nicolai in der Vorrede zum Anfange des dritten und vierten Bandes, wo er über die Verfasser der einzelnen Aufsätze Rechenschaft ablegt, die Recension des Theokrit unter die fremden Aufsätze rechnet.

Bei weitem wichtiger als das Wenige, was Lessing zur Bibliothek bei-

---

*) Noch liegen ein Paar Anknüpfungspuncte an Lessing's anderweitige Thätigkeit in zwei besonderen Stellen. Die Betrachtung über die Schwierigkeit des poetischen Genies sich durchzuarbeiten hat ihr Analogon an der bekannten und vielfach wiederholten Bemerkung über den frühen Tod der deutschen Dichter in der Vorrede zu Mylius Schriften, so wie auch einen ganz ähnlichen Wurf. Und wenn auf eine schwäbische Fabel hingewiesen wird, die Gellert erwähne, so gehörte freilich zu dieser Hinweisung weiter keine Kenntniß des Altdeutschen, und sie könnte also auch von Mendelssohn herrühren, aber wie sollte er gerade darauf gekommen sein, bei Gleim an die damals kaum bekannten schwäbischen Dichter zu denken, während Lessingen eine solche Ideenassociation sowohl deshalb, weil er gerade jetzt Altdeutsch trieb, und dadurch zum Theil abgehalten wurde, sich auf Gleim's Fabeln näher einzulassen, als auch, weil er gerade durch eine andere Schrift von Gleim selbst, wie oben erwähnt worden, auf dieses Studium geleitet worden war, ungemein nahe liegen mußte.

Daß ich die Worte, welche die ganze Recension einleiten, und in denen von Fabeln noch nicht die Rede ist, Lessingen ebenfalls zuschreibe, wird keiner Entschuldigung bedürfen. Es liegt ganz in seiner Art, einen Absatz auf die Weise, wie es hier geschieht, mit einer Frage zu beschließen, die einen ganz neuen Gesichtspunct eröffnet. Z. B. schließt der siebente Litteraturbrief (VI. S. 14): „Ich sende Ihnen diese Sammlung von Wieland's prosaischen Schriften 1758, in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen Sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses oder jenes an ihm auszusetzen findet; welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen?"

Endlich erklärt sich, wenn die Recension von Gleim's Fabeln in der bezeichneten Weise von Lessing herrührt, auch ganz leicht, warum er unverkennbar ausweichend antwortet, wo er Gleimen sein Urtheil über dieselbe sagen soll. „Die Recension von Ihren Fabeln," schreibt er XII. 123, „hat Herr Moses gemacht. Ich habe selbst nicht ponderirt, ob sie damit zufrieden sein können."

gesteuert hat, ist dasjenige, was bei ihm durch sie auf dem Gebiete, das ihn durch sein ganzes Leben am meisten beschäftigt hat, angeregt worden ist; diese Zeit war für ihn eine Periode der reichsten Production, so wenig sie auch sogleich schriftstellerisch bedeutende Resultate gegeben hat, es erfüllte sich was Kleist an Gleim den 27. Januar 1758 schreibt: „Von Herrn Lessing's Arbeiten bekommt man keinen Buchstaben zu sehen. Er muß aber doch arbeiten, denn ich weiß nicht wie er sonst die Zeit hinbrächte. Vielleicht giebt er mit einemmal wieder ganze Bände heraus, wie seine Gewohnheit ist."

Weiße sagt in seiner Selbstbiographie (S. 42): „Lessing schien, als er mit Winkler nach Leipzig zurückgekehrt war, alles Interesse am Theater und an theatralischen Arbeiten verloren zu haben." Nichts kann irrthümlicher sein, als diese Angabe; sie läßt sich nur dadurch erklären, daß Lessingen die dramatische Dichtung seines Freundes Weiße bereits so vollkommen ungenügend erschien, daß er sich mit ihm gar nicht mehr auf solche Dinge einließ; schreibt doch Weiße selbst an Blankenburg den 1. Juli 1775 — Lessing sagte immer vor 20 Jahren von mir: „Wenn es Ihnen nur nicht immer so leicht würde, wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht schwer machen könnte, so würden Sie ein Schriftsteller werden — ich sage nichts mehr;" und das war in Lessings Munde genug gesagt. Durch die Entfernung der Koch'schen Gesellschaft von Leipzig, die ich schon erwähnt habe, war ihm zwar der unmittelbarste Anknüpfungspunct entzogen, aber nichts destoweniger hat er sich in dieser Zeit sowohl praktisch als theoretisch mit der dramatischen Poesie so angelegentlich beschäftigt, wie nur jemals; wir treffen hier bei ihm sowohl den ersten Keim zu einem der spätesten und reifsten seiner dramatischen Werke an, als auch einen beziehungsreichen Versuch in Erörterungen der Art, wie sie den Kern der Dramaturgie ausmachen.

Nicolai hatte bei der Gründung der Bibliothek der schönen Wissenschaften ganz besonders auch das Theater im Auge — nicht als ob er in diesem Fache gerade besonders sachverständig gewesen wäre, denn er bekennt selbst (XII. 41), daß er damals noch kein deutsches Schauspiel gesehen, aber die dramatische Poesie galt ja schon in der Gottsched'schen Schule für den Mittelpunkt der Litteratur, und der Umgang mit Lessing mußte ihn noch mehr auf dieselbe hingewiesen haben. Wirklich lehnt er sich gerade in diesem Puncte ausdrücklich an Lessing an. „Wir werden uns," sagt er in der vorläufigen Anzeige, „so wie der Verbesserung, also auch der Geschichte des deutschen Theaters besonders befleißigen. Wir hoffen hiermit bei unsern Lesern um so mehr Dank zu verdienen, da Herr Lessing, ein Mann, dessen Feder dazu ohnstreitig viel geschickter gewesen wäre als die unsrige, diesen gemeinnützigen Gegenstand, aus einer fast zu tadelnden Bescheidenheit, aus seiner theatralischen Bibliothek verbannt hat *)," und weiterhin

*) Diese Beschränkung des Planes der theatralischen Bibliothek, von der zwar in der Vorrede zu derselben nicht die Rede ist, auf welche sich aber aus der Ausführung desselben allerdings zurückschließen läßt, denn vom deutschen Theater ist in ihr gar nicht die Rede, dürfte nicht sowohl aus Bescheidenheit als aus Klugheit zu erklären sein, denn seit längerer Zeit bereitete Gottsched seinen „Nöthigen Vorrath" vor, dessen Material er in der ersten Ausgabe der deutschen Schaubühne nach und nach, wie es ihm in die Hände kam, veröffentlichte, und dem hätte, was Lessing in seiner Lage hätte geben können, auf keine Weise die Waage zu halten vermocht.

werden sowohl ins Einzelne eingehende Nachrichten über das französische Theater als auch vornehmlich gründlicher Unterricht über das englische versprochen.

In diesem Sinne setzte denn auch Nicolai gleich in diesem Prospect einen Preis von 50 Thalern für ein deutsches Trauerspiel aus; das Stück, welches ihn davontrüge, sollte mit einigen seiner Mitbewerber dem Druck übergeben werden. Diese Preisaufgabe ist für die deutsche Litteratur folgenreicher geworden, als man glauben sollte. Durch sie gerieth Weiße, wie er selbst S. 48 und 56 ausdrücklich sagt, zuerst auf den Gedanken, „seine Talente für das Trauerspiel zu versuchen, an welches er sich bisher noch nicht gewagt hatte," und schrieb zu diesem Behufe Eduard den Dritten, den er übrigens erst, da nach dem Tode der ersten Bewerber, die er selbst zur Arbeit aufgefordert hatte, der Preis noch einmal ausgesetzt wurde, einsandte, und dann, weil er unterdessen die Redaction der Bibliothek selbst übernahm, zurückzog. Der ursprüngliche Preis ward einem Herrn v. Cronegk zuertheilt, einem Anspacher von Adel, den Weiße ohne Zweifel durch Uz hatte kennen lernen, der aber schon vorher gestorben war, und für den Fall, daß er den Preis erhielte, verordnet hatte, man solle den Betrag zu dem Preise für das künftige Jahr schlagen, sein Stück war ein Codrus — und neben diesem wurde ein Freigeist von dem schon genannten Herrn v. Brawe des Druckes werth geachtet. Den Codrus theilten die Berliner Freunde Lessingen im Voraus mit (V. 51), und dieser wurde durch denselben veranlaßt, einen eigenen Plan zu Bearbeitung dieses Stoffes zu entwerfen, welchen er (XII. 110) Mendelssohn ausführlich mittheilt, er wollte denselben weiter und besser ausgeführt Nicolai's Kritik der eingesandten Tragödien, welche dem Abdrucke derselben im Anhange zum ersten und zweiten Bande der Bibliothek vorangeschickt ist, anfügen, doch ist dieses unterblieben. Noch näher ist mit Lessing's eigener Thätigkeit der Freigeist von v. Brawe verflochten; er übersendet ihn selbst nach Berlin (XII. 71) und mag an seinem Entstehen ziemlich viel Antheil gehabt haben, wenigstens meint Nicolai (XIII. 51) der junge Herr scheine meistens mit seinem Kalbe gepflügt zu haben, und der Einfluß des Dialogs der Sara ist in diesem Prosa-Trauerspiel unverkennbar, so wie sich auch noch andere Fäden nachweisen lassen, durch die das Stück mit Lessing's Beschäftigungen in dieser Zeit zusammenhängt. Lessing hat 1756 eine Uebersetzung von Thomson's Trauerspielen mit einer Vorrede versehen, in welcher er diesen Dichter sehr hochstellt, und einen ganz verwandten Dichter hat Brawe zum Muster genommen, sein Freigeist hat Aehnlichkeit mit Young's revenge, welches eine Bearbeitung von Shakespeare's Othello ist. Clerdon, jung, schön und von guter Familie und um die Liebe der Miß Amalia Granville beneidet, hat sich dadurch die wüthende Feindschaft Henley's zugezogen, welcher ihn dadurch in's Verderben zu stürzen sucht, daß er ihn zum Freigeist und Verbrecher macht. Eben dies ist auch das eigentliche künstlerische Grundmotiv von Brawe's Brutus: wenn auch Lessing (XII. 109) sagt, er sehe dem Freigeist nicht ähnlich. Brutus wird in der Schlacht von Philippi verrathen durch den Marcus, der, ohne es zu wissen, sein Sohn ist, und vom Publius angestiftet wird, der dies sehr wohl weiß, und durch diese unerhörte Teufelei seine Landsleute, die Samniter, welche Brutus früher besiegt, an diesem rächen will; dieser Publius hat sogar noch mehr Aehnlichkeit mit dem Zanga des Young — Shakespeare's Jago — als der Henley im Freigeist. Brawe starb kurz nach der Preisvertheilung, hatte aber den Brutus noch vol-

lendet, den K. Leſſing 1768 mit dem Freigeiſt zuſammen drucken ließ; wo indeſſen die Vorrede nicht von Gotthold Ephraim Leſſing, wie z. B. Rodnagel, Ueb. Leſſing's Dramen 1842 S. 242, meint, ſondern von Ramler (XIII. 145) herrührt*). Und nicht genug an dieſen für die damalige Zeit gar wichtigen Erfolgen der Preisaufgabe Nicolai's, auch Leſſing ſelbſt hielt ſich nicht für zu gut dazu. „Es arbeitet hier noch ein junger Menſch an einem Trauerſpiele, ſchreibt er den 22. Octob. 1757 (XII. 100), welches vielleicht unter allen das Beſte werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf verwenden könnte" und XII. 105 nennt er den Titel des Stückes: Emilia Galotti.

Nicht weniger folgenſchwer iſt die theoretiſche Beſchäftigung mit dem Drama, der ſich Leſſing auf Veranlaſſung der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ergab; ihre Bedeutung greift weit über das Gebiet dieſer poetiſchen Gattung hinaus; wir können dieſelbe in einem Briefwechſel über die Beſtimmung und Natur der letzteren verfolgen, welcher ſich im Jahre 1756 zwiſchen ihm, Nicolai und Mendelsſohn entſpann, und der, wenn er freilich an Tiefe der Auffaſſung und genialer Neuheit der Geſichtspuncte mit den Briefen, welche Schiller und Goethe über denſelben Gegenſtand gewechſelt haben, nicht verglichen werden kann, denſelben an litterarhiſtoriſcher Wichtigkeit zum Mindeſten nicht nachſtehen dürfte.

Trotz ſeiner unabläſſigen Beſchäftigung mit Werken der Kunſt und ſeiner eigenen im Grunde niemals unterbrochenen Kunſtübung hatte ſich Leſſing bis vor Kurzem auf Unterſuchungen über das Weſen des Schönen und der Kunſt überhaupt oder auch nur der Dichtkunſt insbeſondere nicht eingelaſſen. An Veranlaſſung dazu würde es ihm nicht gefehlt haben. Das Erſcheinen der Baumgartenſchen und Meierſchen Bücher, welche in den neueren Jahrhunderten zuerſt den Verſuch gemacht haben, dem Schönen im Reiche des Seins eine beſtimmte Stelle anzuweiſen, fällt mit dem Beginn ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zuſammen. Aber gerade auf die Lehren, die hier vorgetragen wurden, iſt Leſſing am wenigſten eingegangen, ertheilt er ihnen doch im Neueſten aus dem Reiche des Witzes (III. 196) mit der Bemerkung, zwar könnte er einer Einleitung über die Grenzen der ſchönen Wiſſenſchaften, die er lieber weglaſſen wollte, durch eine Menge äſthetiſcher an einanderhängender Grillen, fein dunkel, aber doch nach der Mode, ein zureichendes Anſehen von Gründlichkeit ge-

*) Wenn übrigens Nicolai im zweiten Hefte des dritten Bandes der Bibliothek über v. Brawe eine biographiſche Notiz giebt, ſo iſt der Freund, der ihm die Nachrichten über Leben und Tod deſſelben mitgetheilt, nicht Leſſing, wie man vermuthen möchte, ſondern L. v. Hagedorn in einem Brief vom 19. März 1758: v. Brawe ſtarb in Dresden während eines Beſuchs bei ſeinen Aeltern. — Von dem Brutus des Brawe findet ſich der erſte Act von Leſſing's Hand ſehr ſorgfältig abgeſchrieben und ſelbſt mit den Verszahlen bezeichnet, unter den Breslauern Papieren; Leſſing hat dieſe Abſchrift ohne Zweifel zum Behuf der Herausgabe von v. Brawe's Werken genommen. Obgleich nun dieſe, wie im Text erwähnt iſt, K. Leſſing ſelbſt beſorgt hatte, giebt dieſer doch dieſes Fragment im theatraliſchen Nachlaß (Bd. II. S. 155) als ein Werk ſeines Bruders, nicht ohne bei dem fünften Act, der ſich, übrigens in einer von den Druck von 1768 in etwas abweichenden Form — vielleicht hatte Ramler hier abgekürzt — von Schreiberhand unter denſelben Papieren findet, zu bemerken p. XXVII „irre ich, wenn ich es gar nicht für ſeine Arbeit halte?"

ben; allein wozu würde es helfen? einen so derben Seitenhieb, wie es der treuste Anhänger Gottsched's nur immer hätte wünschen mögen. Man könnte den Grund dieses Auftretens in äußeren Verhältnissen suchen, denn Meier war ja der theoretische Pflegevater der Hallischen Schule, von der Lessing sich loszumachen suchte, auch könnte selbst der Umstand, daß jene Werke eben erst allmählig an's Licht traten — das Baumgartensche ist gar erst 1758 vollendet worden — eine Verkennung derselben von Lessing's Seite erklären — allein selbst, daß ihm, nachdem er auf der Schule und Universität die Wolffische Philosophie fleißig studirt, der Formalismus derselben nun gerade zum Ekel geworden sein mochte, scheint mir nicht zu genügen; wenn Lessing mit der Aesthetik nichts zu thun haben wollte, so wird dies in ihrem eigentlichen Wesen seinen Grund gehabt haben. Wie bedeutend die Verdienste dieses wissenschaftlichen Versuchs auch sein mochten — zuletzt läuft es mit dieser Lehre doch darauf hinaus, daß das Schöne etwas sei, das in eine niedrige Sphäre gehöre; es besteht in einer Vollkommenheit des mittels der unteren Seelenvermögen Vorgestellten; nach Leibnitz-Wolffischer Ansicht ist alle Sinnlichkeit, sei sie Anschauung oder Empfindung, etwas blos Negatives, und beruht allein auf der dunkeln Vorstellung, welche die Seelenmonade von dem an sich Seienden habe, also auf einem Mangel derselben. Man wird es erklärlich finden, daß der Jüngling, welcher berufen war, die deutsche Dichtung auf neue Wege zu leiten und ihr einen männlichen Geist einzuhauchen, eine solche Lehre, von der Einrede, daß diese Schwäche in ihrer Art einer Stärke, also einer Vollkommenheit fähig sei, unbeirrt, wenn er sie auch nicht sogleich zu widerlegen wußte, einstweilen wenigstens unberücksichtigt zur Seite liegen ließ. Es mußten ihn hier jetzt die eigentlichen Theorien, das heißt, diejenigen Lehrgebäude, welche das Schöne voraussetzen und auf seinem Boden stehend mehr oder weniger allgemeine Vorschriften zu seiner Verwirklichung geben, zunächst am meisten beschäftigen, bis sich ihm denn etwa aus dieser Auffassungsweise selbst beim Zurückgehen auf die letzten Gründe ein tieferer Gesichtspunct darbot. Die Theorie, welche damals Mode war, ist die Batteux'sche, und dem Batteux gegenüber, welchen A. Schlegel übersetzt und commentirt hatte und Gellert übersetzt und commentirt haben sollte (III. 223)*) und an dem Ramler sein halbes Leben genutscht hat, ist denn Lessing auch in dieser frühen Zeit schon ganz er selbst. Batteux ist in neuerer Zeit eine Art von bête noire geworden, an der man sein Müthchen kühlt, wenn man Lust hat, einmal auf einen dummen Schöngeist zu schimpfen; man thut ihm Unrecht. Der Cirkel, den man darin hat finden wollen, wenn er vorschreibe, man solle

*) Dies ist die erste Auflage 1751, sie ist die Uebersetzung der beaux arts réduits à un même principe, und enthält 7 Abhandlungen von Schlegel's Hand; in einer spätern Auflage des Originals waren Schlegel's Anmerkungen von Batteux selbst, dem sie durch Huber's Vermittlung bekannt geworden, benutzt, wie Schlegel in der Anmerkung 19 zum ersten Bande, d. h. zur Uebersetzung selbst in seiner zweiten Auflage 1770, 2 Bde., deren zweiter Band 11 erläuternde oder polemisirende Abhandlungen enthält, erzählt. Einige hatten die Ansicht ausgesprochen, es müsse die Anwendung auf das Einzelne noch weiter getrieben werden, als in den beaux arts réduits à un même principe geschehen sei, und so schrieb Batteux den Cours de belles lettres, welchen Ramler bearbeitet hat. Endlich hat Batteux beide Werke vereinigt in den Principes de littérature 4 Bde.

die ſchöne Natur nachahmen, iſt gar nicht vorhanden, denn wie man das Schöne als ſolches hervorbringen ſolle, zu lehren, iſt gar nicht ſein Endzweck; er hat einen ganz praktiſchen Geſichtspunct: er will die Menge der Regeln vereinfachen und dazu bringt er einen ſehr beſonnenen Weg in Vorſchlag: Les règles se sont multipliées par les observations faites sur les ouvrages; ils doivent se simplifier en ramenant ces mêmes observations à des principes communs. Imitons les vrais Physiciens qui amassent des expériences et fondent ensuite sur elles un système qui les réduit en principe. Dieſes Princip findet er denn dadurch, daß er darauf reflectirt, was denn die Poeſie ſei, wodurch ſie ſich von der Proſa unterſcheide. Sie iſt aber Nachahmung der Natur — deshalb wird namentlich das Lehrgedicht verworfen — und damit ſie nun gut ſei, muß ſie alſo Nachahmung der ſchönen Natur ſein. Das iſt, inſoweit nicht unverſtändig, und Leſſing läßt es auch gelten (III. 222), dann bringt er aber ſogleich Diderot's Brief über die Taubſtummen zur Sprache, der von der Beſtreitung einer beſondern Behauptung Batteux ausgeht, und wo demſelben zu verſtehen gegeben wird, daß man berechtigt ſei, von ihm eine genaue Erklärung, was denn ſchöne Natur ſei, zu verlangen, denn ohne ſie würde ſeinem Lehrgebäude der Grund fehlen*). Indeſſen

*) In dem Exemplar, das ich benutzt habe, und das mir jetzt nicht mehr zu Gebote ſteht, fehlt es an einer ſolchen Erklärung nicht; es heißt hier ſchöne Natur ſei diejenige qui a 1° le plus de rapport avec notre propre perfection, notre avantage, notre intérêt 2° celle qui est en même temps la plus parfaite en soi — was denn alſo wohl ein ſpäterer Nachtrag ſein muß. — Ganz etwas Andres als Batteux Princip der Nachahmung der ſchönen Natur iſt das der Nachahmung der Natur ſchlechthin, welches mit jenem oft verwechſelt worden iſt und wenn von Batteux die Rede iſt, wohl noch jetzt verwechſelt wird. Der Unterſchied beider erhellt beſonders aus den praktiſchen Reſultaten — wo Naturnachahmung gefordert wird, kann z. B. die altfranzöſiſche Tragödie nicht geduldet werden, die aber in der Forderung der Nachahmung nur der ſchönen Natur, alſo nur einer ganz aparten Art von Exiſtenz, die man nun gerade für ſchön hält, geradezu eine Stütze finden mußte. Schon Gottſched hatte dieſe Verwechslung begangen, wenn er in der Vorrede zu ſeiner Bearbeitung von Batteux beaux-arts etc. ſagte, er habe die Nachahmung der Natur ſchon lange vorher in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt als Princip aufgeſtellt. Wie es ſich damit verhält und wie wenig mit der bloßen Nachahmung der Natur, wenn ſie als poſitives Princip der Kunſtübung aufſtellt wird, geſagt iſt, ſpricht Leſſing (III. 386) ſehr treffend aus: „Sollte ſich der Herr Verfaſſer — ein gewiſſer Muzelius — nicht ieren, wenn er, wo nicht ſich, doch den Herrn Batteux zu dem Erfinder des Grundſatzes in den ſchönen Wiſſenſchaften — ahme der Natur nach — macht? Wir glauben ihn ſchon bei dem Ariſtoteles und Horaz gefunden zu haben, die ihn aber bei ihren Regeln in der allgemeinen Empfindung der Leſer mehr vorausſetzen als erweiſen. Ueberhaupt ſcheint er uns viel zu entfernt zu ſein, um in der Ausführung einem Anfänger nützlich ſein zu können Was würde man von einem Schuſter denken, welcher ſeinem Lehrjungen alle Handgriffe aus dem Grundſatze ſeines Handwerks herleiten wollte: jeder Schuh muß dem Fuße paſſen, für den er gemacht iſt? Der dümmſte Junge würde ihm antworten: „das verſteht ſich.“ Genau denſelben Gedanken, nur ohne Witz, ſprechen die Schweizer im erſten Bande der Zürcher Streitſchriften gegen Gottſched aus: „man macht ſich groß, daß man alle vorkommende Fragen damit“ — mit dieſem Grundſatze — „unfehlbar erörtern wolle, und betrachtet nicht, daß dieſe Regel nur anzeiget, woher man den Unterricht nehmen ſoll.“ Nur daß freilich, ahme der Natur nach, meiſtens nichts anders hat heißen ſollen, als — hüte dich vor Unnatur, z. B. bei Gottſched, vor Lohenſteinſchem Schwulſt, ſo daß hier im Grunde nichts andres zu tadeln wäre, als daß man ein bloß negatives Princip aufgeſtellt habe.

einen festen Standpunct hatte Lessing auch in der Sphäre dieser Betrachtungsweisen noch nicht gewonnen — das zeigt sein Schwanken in Bezug auf die moralische Theorie von der Poesie und insbesondere vom Drama. In der Kritik über die Gefangenen des Plautus beantwortet er sich die Frage: Was ist die Absicht des Lustspiels? mit den Worten — die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern (III. 138), und wenn ihm dagegen in der Abhandlung vom rührenden Lustspiele (IV. 153) die Darstellung des Lebens selbst in den Vordergrund zu treten scheint, so kommt in dem Aufsatz über die Tragödien des Seneca noch ein drittes Princip zum Vorschein, die Erregung der Leidenschaften (IV. 246), wobei er sich denn in Bezug auf die Moral offenbar in Verlegenheit befindet, und auf eine Weise um die Sache herumredet, wie wir es bei Niemanden weniger gewohnt sind als bei ihm. „Eigentlich halte ich es eben für keine Nothwendigkeit, daß aus der Fabel eines Trauerspiels eine gute Lehre fließen müsse, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten. Allein so viel wird doch wenigstens nothwendig sein, daß man auch keine böse Lehre daraus folgern könne," das sei aber, fährt er fort, sowohl in dem Senecaischen als dem Euripideischen rasenden Herkules — denn von diesem Stück ist hier die Rede — der Fall. „Alles, was man also zur Entschuldigung der beiden alten Muster anführen kann, ist dieses, daß sie es für ganz unnöthig gehalten haben, an die Moral des Ganzen zu denken, und daß sie ihre Tragödien nicht so gemacht haben, wie sie uns eine sogenannte kritische Dichtkunst zu machen lehret. Erst eine Wahrheit sich vorzustellen und hernach eine Begebenheit dazu zu suchen, oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten, daß bei jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überließen es dem Strome ihrer Gedanken, welche sich besonders darinne ausnehmen würde. Da sie übrigens in gewissen Fällen ziemlich genau bei der hergebrachten Geschichte zu bleiben gezwungen waren, so mußte es ihnen entweder gleichgültig sein, ob die moralische Folge aus der Begebenheit selbst gut oder böse sei, oder sie mußten überhaupt von der Aufführung gewisser Begebenheiten absteben. Allein kann ein neuer Dichter eben diese Entschuldigung haben? Und ist seine Freiheit ebenso eingeschränkt? Gewiß nicht; er kann ändern was er will, und es liegt nur an ihm, wenn das Ganze bei ihm nicht ebenso lehrreich ist, wie die besondern Theile" (IV. 255). Also die Alten sind hier doch nur entschuldigt. Gerade die philosophische Bildung, welche Lessing aus dem Studium der Wolffischen Schriften gezogen hatte, gab ihm jetzt ein Organ in die Hände, um alle diese Gegensätze zu vermitteln.

Erst der Umgang mit Mendelssohn dürfte Lessingen eine Veranlassung gegeben haben, hier auf allgemeine Principien zurückzugehen — nicht als ob die beiden schon 1754 und 55 über Gegenstände aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften philosophirt hätten, denn Mendelssohn ward für ein Interesse an diesem, wie oben angeführt ist, erst durch Nicolai gewonnen — sondern nur insofern, als Lessing mit Mendelssohn überhaupt zuerst eigentlich philosophische Gespräche geführt haben mag und dadurch auf eine systematischere Auffassung von selbst hingeführt sein wird; doch sehen wir auch Mendelssohn in seinen Erstlingsschriften wenigstens an der Ausbildung des Organes arbeiten, mit welchem Lessing selbst um diese Zeit das Schöne und die Kunst vorzugsweise auffaßt.

Es ist ein unbegründetes Vorurtheil, wenn man Mendelssohn für einen bloßen Popularphilosophen und Vorfechter des gesunden Menschenverstandes hält. Dasselbe hat freilich eine doppelte Veranlassung, eine äußere und eine innere. Die erstere liegt in der Verbindung, in der er später mit den Männern gestanden hat, welche wirklich nichts andres gewesen sind: er hat an Engels Philosophen für die Welt mitgearbeitet, ja die Verfasser desselben können zum Theil geradezu als seine Schüler betrachtet werden. Wesentlicher ist der Umstand, daß, insofern die Philosophie vor Kant durchaus Verstandesphilosophie war, was von ihrer Seite ohne die strengen Fesseln der Methode und über die Gegenstände des Lebens vorgebracht wurde, sich allerdings unmittelbar an den gemeinen Menschensinn wenden konnte. Aber Mendelssohn ist weit davon entfernt, diesem die Entscheidung in philosophischen Dingen anheimzugeben. Er erklärt sich im zwanzigsten Litteraturbriefe entschieden gegen die Popularphilosophie. „Man trägt sich heutigen Tages, sagt er, mit der Grille, alle Wissenschaften leicht und ad captum, wie man es zu nennen beliebt, vorzutragen. Dadurch glaubt man die Wahrheit unter den Menschen auszubreiten und sie wenigstens nach allen Ausmessungen auszudehnen, wenn man ihren innern Werth nicht vermehren kann ... Mich dünkt aber, es sei nichts so schädlich, als eben dieser königliche Weg zu den Wissenschaften den man hat finden wollen ... Um die Beweise der angenommenen Sätze bekümmerte man sich wenig, weil man überzeugt sein wollte; noch weniger aber dachte man an die Schwierigkeiten, die durch das beliebte System gehoben oder mit demselben verbunden sind. Die Wahrheit selbst ward durch die Art, wie man sie annahm, zum Vorurtheile. Lieber mag sie mit der größten Heftigkeit angefeindet werden, ehe sie sich unter der Gestalt eines Vorurtheils einen kalten Beifall erschleichen soll!" Auf ähnliche Weise charakterisirt er im Anhange zum Phädon (Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften 1843 Bd. II. S. 196) Xenophon dadurch, daß er alle Spitzfindigkeiten der Dialektik vermieden habe und seinen Lehrer und Freund dem gesunden und ungekünstelten Menschenverstande folgen lasse. Platon dagegen führe ihn durch alle Krümmungen und Irrgänge der Dialektik und lasse ihn sich in Untersuchungen vertiefen, die weit über die Sphäre des gemeinen Menschenverstandes hinausliegen. Man dürfe aber nicht vergessen, daß er in dem vorliegenden Falle dem Platon und nicht dem Xenophon nachahme. Endlich in den „Morgenstunden" (II. 318) bestimmt er das Verhältniß des Gemeinsinns zur Speculation genau. Ersterer habe nicht über die Wahrheit zu entscheiden, sondern sie sei nur in ihm unmittelbar gegeben. Nun komme die Speculation bisweilen mit ihm in Zwiespalt; dann entscheide zwischen ihnen die Vernunft, wobei dann gemeiniglich der Gemeinsinn recht bekommen werde; sei dies nicht der Fall, so müsse wenigstens deutlich erklärt werden, wie derselbe von der Wahrheit ab und auf Nebenwege habe kommen können.

Bei so gründlicher wissenschaftlicher Gesinnung, welche ihm, wenn auch die Belege hier aus spätern Schriften hergenommen sind, schon in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, beizulegen, um so weniger bedenklich sein kann, da seine Gewissenhaftigkeit in jeder Beziehung im Anfange geradezu an Aengstlichkeit streift, mußte er sich vor Allem das damals herrschende System ernstlich angeeignet haben. „Ich habe mir niemals in den Sinn kommen lassen," sagt er im Anhange zum Phädon, „Epoche in der Wahrheit zu machen, oder durch

ein eigenes System berühmt zu werden. Wo ich eine betretene Bahn vor mir sehe, brauche ich keine neue zu brechen. Der Vorwurf der Sectirerei schreckt mich nicht ab, von Andern mit dankbarem Herzen anzunehmen, was ich bei ihnen Brauchbares und Nützliches finde. Ich gestehe es, der Sectirgeist hat dem Fortgange der Weltweisheit sehr geschadet, aber er kann, meines Erachtens, von Liebe zur Wahrheit eher im Zaume gehalten werden, als die Neuerungssucht." Es ist unmöglich, hier alle Stellen anzuführen, in denen Mendelssohn zu erkennen giebt, daß die Schule, zu der er sich auf diese allerdings nicht knechtische Weise bekenne, die Wolffische sei. Er sagt von sich selbst im sieben und dreißigsten Litteraturbriefe, er lese mit um so größerer Begierde die Zweifel und Einwürfe gegen diese Philosophie, jemehr er den vornehmsten Lehren derselben anhänge. Und im ein und zwanzigsten wendet er eine Stelle aus der Vorrede Baumgarten's zu seiner Metaphysik auf sich an, in welcher dieser sich freut, daß er unter den Widersachern der Wolffischen Philosophie erzogen worden (er besuchte in Halle Schule und Universität während Wolff's Verbannung) und somit die Gegengründe gegen sie fast eher als sie selbst kennen gelernt habe, denn nun habe er sie nicht auf's Geradewohl und weil sie etwa gerade Mode gewesen, sondern nach sorgfältiger Prüfung angenommen.

Wenn Mendelssohn demnach zunächst durchaus als Anhänger der Wolffischen Philosophie zu betrachten ist, so fehlen freilich bei ihm die Mängel derselben nicht, wie er denn den Phädon des Platon, ein ganz speculatives Werk, das im Ganzen der Platonischen Philosophie eine höchst bedeutende Stelle einnimmt, zu einer isolirten Untersuchung über die Unsterblichkeit der Seele — eine Frage, die in solcher Allgemeinheit kaum philosophisch genannt werden kann — verkehrt, und in der Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften (II. 34) den ontologischen Beweis für das Dasein Gottes in Form eines apagogischen ausführt. Dafür weiß er aber auch die speculativen Grundlehren derselben, welche ursprünglich Leibnitzen angehörten, mit Geschick und Einsicht anzuwenden; es ist nicht ganz ohne Geist, wenn er im Phädon Platon's Polemik gegen Philolaus, der die Seele für eine Harmonie erklärt, gegen die französischen Materialisten wendet, welche die geistigen Erscheinungen als ein bloßes Resultat zusammenstimmender physischer Ursachen betrachteten. Es setze, sagt er (II. 154), jede Verbindung immer schon ein Denken voraus. Ausdehnung und Bewegung selbst, die Eigenschaften der Materie, seien Vorstellungen des denkenden Wesens von dem, was außer ihm wirklich sei. Dies ist ächt Leibnitzisch: nihil est in intellectu quod non antea fuerit in sensu, nisi ipse intellectus. Eben so treffend würdigt Mendelssohn in einer seiner ersten Schriften, dem Sendschreiben an Lessing, auf welches ich noch zurückkommen werde, Rousseau's Lehre vom Naturstande. Sie beruhe, sagt er (I. 382), auf einem bloßen Mißverständnisse, indem sie das Naturrecht statt aus unsrer wesentlichen Beschaffenheit aus unserm der Zeit nach früheren Zustande ableiten wolle.

Allein man würde Mendelssohn weit unter seinem Werthe schätzen, wenn man ihn für nichts als einen Wolffianer gewöhnlichen Schlages ansähe, er sucht der Leibnitz-Wolffischen Philosophie eine Ergänzung zu geben, die ihm zwar immer nur eine Nebenstelle, aber doch eine bedeutsame Nebenstelle in der Geschichte der Philosophie sichert.

Es ist oben schon erwähnt worden, daß Mendelssohn in litterarischer Beziehung zunächst durch die Engländer und insbesondere durch Shaftesbury angeregt worden, er macht daraus so wenig ein Geheimniß, daß in der Vorrede der Briefe über die Empfindungen der lehrende Theil derselben auf einen Theokles zurückgeführt wird, der ein englischer Weltweiser und Namenserbe jenes liebenswürdigen Schwärmers sei, dem wir aus den Sittenlehrern (the Moralists a philosophical rhapsody) kennten, auch die Briefform kann durch dieses Buch veranlaßt worden sein, und der spätere Anhang zu den Briefen über die Empfindungen, heißt dann Rhapsodie über die Empfindungen. Eben dies gilt nun auch in philosophischer Beziehung. Einer der ersten christlichen Schriftsteller, die Mendelssohn gelesen, ist Locke gewesen; er erlernte aus einer lateinischen Uebersetzung desselben mit unsäglicher Mühe die lateinische Sprache. Locke stand ihm mit Leibnitz und Wolff, wie aus einer Stelle in den Briefen über die Empfindungen (W. I. S. 128) hervorgeht, auf ganz gleicher Stufe: — sein philosophisches Bestreben ging ganz eigentlich dahin, Leibnitz mit Locke und den Engländern überhaupt zu verbinden.

Das scheint nun freilich das Tollste zu sein, was sich denken läßt, und das Vorurtheil einer gänzlich unphilosophischen Oberflächlichkeit, das man gemeiniglich gegen Mendelssohn hegt, vollkommen zu rechtfertigen. Denn Locke's Lehre ist Sensualismus, diejenige von Leibnitz Intellectualismus, und das Wort des letzteren, das wir oben anführten, und das Mendelssohn seinem Inhalte nach reproducirt hatte, ist ausdrücklich wider den Ersteren gesagt.

Indessen handelte es sich auch nicht darum, die philosophischen Principien der beiden Antagonisten zu vermitteln, sondern nur für eine Thatsächlichkeit, welche der Eine dieser Männer reiner aufgefaßt hatte, und deren einseitige Berücksichtigung der Grund der Einseitigkeit seiner Theorie war, in dem Systeme des Andern, oder was man dafür hielt, einen Ort zu finden.

Wenn nach Leibnitz-Wolffischer Ansicht, wie oben erwähnt worden ist, alle Sinnlichkeit, sei sie Anschauung oder Empfindung, etwas blos Negatives ist, so war in Mendelssohn, durch den Sensualismus Locke's und die Philosopheme der Gefühlsphilosophen, deren Reihe Shaftesbury eröffnet, ein Organ für das Sinnliche als solches geweckt, und er begann daher an jener Lehre zu zweifeln. Er bekennt (W. II. 16), Bedenken dagegen zu hegen, daß nur aus der Verwirrung der Realitäten die Erscheinungen entständen, die wir von Körpern haben. In den „Morgenstunden" (W. III. 272) erläutert er sehr gut, daß nicht die Sinne uns täuschen, sondern daß der Irrthum nur darin bestehe, daß wir einen gegebenen sinnlichen Eindruck durch den Gedanken falsch subsumiren. Das ist nicht unmittelbar gegen die Leibnitzische Lehre gerichtet, aber es widerlegt sie nichts destoweniger. Denn in dieser wird zwar nicht behauptet, daß die sinnlichen Anschauungen, einzeln genommen, Irrthümer seien, sondern nur, daß die Sphäre der Anschauungen zu derjenigen der verworrenen Vorstellungen gehöre. Aber wenn das, was wir so vorstellen, nur das durch den Gedanken zu erfassende Wahre sein soll, so läuft es der Sache nach im Grunde auf eine Reihe einzelner Irrthümer hinaus. Im Gegensatze dazu hielt nun Mendelssohn das Sinnliche für etwas neben dem Gedanken

ebenfalls Positives. So verband er Leibnitz mit Locke. Nun kam es aber doch darauf an, eine Einheit beider Gebiete zu gewinnen. Hier tritt die Subsumption der Lockeschen Thatsache unter eine Kategorie der Leibnitzischen (Wolffschen) Geistesphilosophie ein: die Anschauung wurde für eine positive Kraft der Seele erklärt. Mendelssohn sagt (Werke II. 291), nachdem er den Verdacht des Idealismus zurückgewiesen: „Wir sagen blos, die Vorstellung, die wir von materiellen Wesen als ausgedehnt, beweglich und undurchdringlich haben, sei keine Folge unserer Schwachheit und unseres Unvermögens: sie fließe vielmehr aus der positiven Kraft unserer Seele, sie sei allen denkenden Wesen gemein, und mithin nicht blos subjective, sondern objective Wahrheit." Etwas dem Aehnliches wird denn nun auch schon in den Briefen über die Empfindungen in Bezug auf diese gesagt. Wolff hatte das Vergnügen aus einer dunkeln Vorstellung einer Vollkommenheit erklärt, und also auf einen bloßen Mangel in uns zurückgeführt; dagegen macht Mendelssohn (Werke Band I. S. 120. 121) geltend, daß mindestens das rein geistige Vergnügen, die reine Seelenlust, etwa der Erkenntniß, in den positiven Kräften unsrer Seele und nicht in ihrem Unvermögen, nicht in der Einschränkung dieser ursprünglichen Kräfte gegründet sein müsse, und so denn auch jedes Vergnügen, möge es auch zufällig in den Kreis der untern Seelenvermögen fallen, als solches doch etwas Positives sei.

Dies war es gerade, was Lessing jetzt bedurfte: eine gewisse theoretische Rechtfertigung darüber, daß er sich der ästhetischen Production, die doch nach der Seite der Anschauung und Empfindung hin, gleichmäßig in das Gebiet des Wolffischen untern Seelenvermögens fällt, unbefangen überließ, ja in derselben die Unmittelbarkeit und Natur und eine gewisse Emancipation von der Oberaufsicht des regelgebenden Vorstandes practisch zur Geltung zu bringen suchte und sich mit ihr geradezu vornehmlich an die Empfindung wandte. Ich habe im vorigen Kapitel versprochen, die theoretische Grundlage nachzuweisen, auf welcher die Miß Sara Sampson ruhte — in dem soeben Erörterten ist sie gegeben. Der Geist des Familienlebens, der Empfänglichkeit für die Verhältnisse und Erlebnisse innerhalb desselben, den Lessing aus dem englischen Familienroman in sein Drama übertragen hatte, stand in der englischen Litteratur jener Zeit nicht isolirt da: vielmehr ist er nur eine einzelne Aeußerung einer allgemeineren Tendenz. Die englische Litteratur fing damals an sich vornehmlich auf das Gemüthsleben zu richten, wenn man will, vermöge einer ähnlichen Reaction gegen die Gemüthslosigkeit einer gewissen Periode, wie das spröde Wesen der neuern Engländer durch den Gegensatz zu der Ausgelassenheit derselben Zeit, der Periode Karls II., hervorgerufen worden ist; was damals besonderes Aufsehen machte und seiner Richtung nach für neu gelten konnte, Young's Nachtgedanken, Thomsons beschreibende Dichtung, die schon als solche den Charakter einer Sehnsucht nach der Natur tragen mußte, endlich die Clarissa selbst, haben bereits einen entschieden empfindsamen Anstrich — das Wort empfindsam ist nach einer Bemerkung in Böttiger's Nachricht von Bode's Leben vor dem letzten Bande seines Montaigne von Lessing erfunden — wenn auch diese Empfindsamkeit noch nicht die des Werther und Siegwart ist, sondern mehr in die religiöse Sphäre fällt, und sich dem Pietismus nähert. Aber eben dieser Geist der Zeit, und nichts anderes war es, was in den Philosophemen der damaligen Engländer und insbesondere der

ſogenannten ſchottiſchen Schule ſeinen theoretiſchen Ausdruck fand; das moral sentiment des Shaftesbury, den man als den Vorläufer des Hutcheſon betrachten kann, die Zurückführung der Empfindung für Schönheit auf einen eigenen inneren Sinn bei dieſem letzteren, wollen, wenn auch vielleicht ſich ſelbſt unbewußt, jenes gefühlige Weſen rechtfertigen, das in der Hingabe an eine gewiſſe geiſtige Unmittelbarkeit nur ſo hin zu leben wünſchte. Leſſing hat ſich mit dieſen Philoſophen wirklich vielfältig beſchäftigt. Zwar daß er die Ueberſetzung der Analysis of beauty des Hogarth revidirt, gehört nicht ſo ganz in dieſen Zuſammenhang, denn dieſer Schriftſteller hält ſich noch an die älteren begriffſlichen Beſtimmungen; die Schönheit beſteht ihm in der Einheit und der Mannichfaltigkeit, und jene Linie iſt ihm nur darum die ſchönſte, weil dieſe im höchſten Grade in ihr ſtattfinden, aber immer iſt es merkwürdig, mit welchem Intereſſe Leſſing dieſen Gedanken, mit welchem nun doch einmal Einer jene abſtracte Beſtimmung im Gebiete der Anſchauung ſelbſt nachzuweiſen geſucht hatte, erfaßt; er weiſt nicht nur in der Vorrede (IV. S. 104) nach, daß derſelbe ſchon von Parent ausgeſprochen worden ſei, ſondern verhandelt auch noch ſpäter über die Sache mit Mendelsſohn (XII. 106. XIII. 93). Dagegen von Hutcheſon hat er, wie ſchon früher erwähnt worden, ein Buch überſetzt, und ganz beſondere Pläne hatte er mit den Betrachtungen über das Schöne und Erhabene von Burke, in denen das geiſtige Gefühl nun gar wieder auf körperliche Empfindung zurückgeführt wird. Er hatte den Entſchluß gefaßt, ſie zu überſetzen „das Buch iſt auch wirklich ſchon unter der Preſſe und ich will Ihnen ehſtens den erſten Bogen davon ſchicken", ſchreibt er 1756 (XII. 106) an Mendelsſohn. „Daß iſt zugleich die Urſache, warum ich Ihnen jetzt nicht das Original ſchicken kann. Sie ſollen meine Ueberſetzung zugleich kritiſiren, der ich verſchiedene eigene Grillen beizufügen geſonnen bin, die ich unterdeſſen gehaſcht habe, vorher aber mit Ihnen überlegen muß." Wirklich iſt nicht nur 1756, ſondern noch Michaelis 1759 im Meßkatalog die Ueberſetzung des Buches nach der 2. engl. Ausgabe mit Anmerkungen von Leſſing unter den libris futuris nundinis prodituris angezeigt. Dieſes Buch giebt auch einen Beweis, wie Leſſing ſich zu jener Zeit keineswegs über Mendelsſohn's Art zu philoſophiren erhaben glaubte, ſondern zunächſt ganz und gar mit ihm Hand in Hand geht: was ſich übrigens auch ſchon aus den Anzeigen der philoſophiſchen Geſpräche und der Briefe über die Empfindungen ergiebt, die ſich in der Voſſiſchen Zeitung finden, und wo in Bezug auf die letztern ausdrücklich von der neuen Theorie Mendelsſohn's die Rede iſt. Auch trägt Leſſing gar kein Bedenken, ſich von Mendelsſohn bisweilen vollkommen überzeugen zu laſſen, wie XII. 95: „mit der Stelle des Spinoza haben Sie Recht. Ein abermaliger Beweis, wie obenhin ich alles anzuſehen gewohnt bin." Es ſind uns Bemerkungen beider Männer über das Buch des Burke aufbehalten worden, die ſich vielfältig auf einander beziehen. Im XI. Bande von Leſſing's Werken finden ſich deren von dieſem, welche, wenn ſie auch wegen der Anführung einer Strophe von dem Grafen von Kilchberg, welche erſt in der 1758 erſchienenen vollſtändigen Ausgabe des Maneſſiſchen Codex gedruckt iſt, erſt in die letzten Monate von Leſſing's Aufenthalt in Leipzig fallen können, gerade um eben dieſer Anführung willen in dieſe Zeit zu ſetzen ſein werden, denn eben das Studium des Altdeutſchen war es, was bei ihm den Plan mit dem

Burke verdrängte (XII. 115). Zu diesen Anmerkungen Lessing's hat dann wieder Mendelssohn schriftliche Anmerkungen gemacht, und ihnen ist in K. Lessing's Leben seines Bruders (II. S. 201—232) eine Reihe von Bemerkungen Mendelssohn's vorangestellt — sie sind in die Sammlung seiner Werke nicht aufgenommen — die mit den Worten schließen: „Jedoch es sind bloße Embryonen, die ein Lessing erst entwickeln und beseelen muß. Vielleicht kann er auch einigen von meinen Mißgeburten eine regelmäßige Gestalt geben und ein Leben einhauchen." Lessing's Abhandlungen zum Burke sind nicht erschienen, worauf Mendelssohn noch in der Rhapsodie über die Empfindungen hindeutet, es wird sich in der Folge zeigen, daß für das, was er hier zu sagen gehabt hätte, der Rahmen derselben zu enge geworden sein würde — er sagt auch selbst im Jahre 1768 (XII. 211): „die Uebersetzung dieses englischen Werkes habe er noch nicht aufgegeben, doch daß er so damit gezaudert, sei ihm lieb, denn er würde mit der eigenen Abhandlung, die er dazu machen wollen*), jetzt schwerlich sehr zufrieden sein." Aber für Mendelssohn's schriftstellerische Thätigkeit ist diese Anregung auch unmittelbar folgenreich geworden. Lessing kritisirt in einem Briefe an denselben d. 18. Febr. 1758 das Buch ein wenig durch und schließt mit den Worten: „doch wenn schon des Verfassers Grundsätze nicht viel taugen, so ist sein Buch doch als eine Sammlung aller Ereignungen und Wahrnehmungen, die der Philosoph bei dergleichen Untersuchungen als unstreitig annehmen muß, ungemein brauchbar. Er hat alle Materialien zu einem guten System gesammelt, die Niemand besser zu brauchen wissen wird, als Sie" — dies reproducirt Mendelssohn in einer Kritik des Originals (Bibl. d. sch. Wissensch. u. d. fr. K. Bd. III. 1758 S. 290); nachdem er bemerkt, die Engländer gingen mit philosophischen Beobachtungen der Natur voran, wir folgten ihnen mit unsern Vernunftschlüssen auf dem Fuße nach, und so dürfte wohl mit der Zeit eine vollständige Theorie zu Stande kommen, deren Nutzen in den schönen Wissenschaften nicht gering sein würde, sagt er: „Der ungenannte Herr Verfasser sucht alle bekannten Systeme umzureißen. Allein seine Philosophie scheint uns an vielen Orten nicht gründlich genug und er die Systeme nicht recht untersucht zu haben, die er zu widerlegen glaubte. Es wäre zu wünschen, daß die Engländer so fleißig unsere Philosophie studirten, als wir ihre Beobachtungen zu Rathe ziehen. Von denjenigen, welche unser Verfasser gemacht hat, glauben wir, so hartnäckig sie auch anfangs scheinen mögen, daß sie, von der rechten Seite angegriffen, sich willig in das Joch des Systems bequemen dürften. Unsere Absicht verstattet indessen nicht, diese Arbeit über uns zu nehmen. Wir überlassen sie vielmehr mit Vergnügen einer andern Feder, welche diese schöne Schrift, wie in dem Meßkataloge angezeigt worden, bald in einer deutschen Uebersetzung mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt, liefern wird." Ebendies wird in der Rhapsodie über die Empfindungen wiederholt, auch hat dann Mendelssohn in einer eigenen Abhandlung über das Erhabene und Naive in den schönen Wis-

*) „Burkes Werk vom Erhabenen hatte er angefangen zu übersetzen, weil aber eine vollständigere Ausgabe davon erscheinen sollte, so war er entschlossen, dieselbe abzuwarten, und es alsdann mit seinen eigenen Abhandlungen bereichert herauszugeben." Klose's Brief an K. Lessing, Leben I. S. 248.

senschaften (Werke Bd. I. S. 309 ff.) selbst ein genügenderes System aufzustellen versucht.*)

Also Lessing stand mit Mendelssohn im Anschluß an die Engländer in dieser Zeit im Allgemeinen auf Einem Boden, auf dem Boden der Empfindungstheorie. Allein hier kommt nun sogleich eine ganz eigene Wendung zum Vorschein, die er derselben giebt und hierzu war eben die Bibliothek der schönen Wissenschaften die Veranlassung.

Nämlich Nicolai hatte schon im Sommer 1756 eine Abhandlung über das Trauerspiel für die Bibliothek der schönen Wissenschaften ausgearbeitet — es wurde, nachdem die Hindernisse des Erscheinens dieser Zeitschrift beseitigt worden, dieselbe auch wirklich mit ihr eröffnet — die, wenn auch Nicolai selbst (zu XII. 41) bekennt, daß er damals noch wenig von dem Gegenstande verstanden habe, schon durch die Art, wie hier die Sache angegriffen wurde, für jene Zeit nicht ohne Bedeutung ist. Sie war bestimmt, die Grundsätze darzulegen, nach denen bei der Austheilung des Preises, den Nicolai auf das beste Trauerspiel ausgesetzt hatte, verfahren werden sollte, daher wurden alle allgemeinen Sätze, worüber Jedermann eins sei, vorausgesetzt: „Ich habe", sagt Nicolai in dem Auszuge welchen er selbst von der Abhandlung in einem Briefe an Lessing vom 31. Aug. 1756 (XIII. 25) giebt, „die Lehre vom Trauerspiele von einer neuen Seite betrachten wollen, und also gedacht, nichts in die Abhandlung zu bringen, als was gewissermaßen neu ist." Und wirklich war es wenigstens für Deutschland neu, was er sagt: „hauptsächlich", fährt er fort, „habe ich den Satz zu widerlegen gesucht, den man dem Aristoteles so oft nachgesprochen hat, es sei der Zweck des Trauerspiels, die Leidenschaften zu reinigen oder die Sitten zu bilden. Er ist, wo nicht falsch, doch wenigstens nicht allgemein, und Schuld daran, daß viele deutsche Trauerspiele so schlecht sind. Ich setze also den Zweck des Trauerspiels in die Erregung der Leidenschaften, und sage: das beste Trauerspiel ist das, welches die Leidenschaften am heftigsten erregt, nicht das, welches geschickt ist, die Leidenschaften zu reinigen." In diesem Sinne giebt er dann auch eine neue Eintheilung der Trauerspiele, nämlich nach den Leidenschaften, die sie erregen wollen — also solche, die Schrecken und Mitleiden erregen, solche, die mittels dieser Bewunderung erregen, solche, bei denen Schrecken und Mitleiden mit der Bewunderung vergesellschaftet ist — u. s. w. Und darüber sollte Lessing ihm seine Meinung sagen und dies fein ausführlich.

---

*) Man könnte zweifelhaft sein, in welche Zeit diese Verhandlungen über den Burke fallen, wenn doch Lessing nach seiner Rückkehr nach Berlin 1759 noch an die Uebersetzung gedacht habe — aber wenigstens die Lessing'schen Anmerkungen (XI. 92) dürften zu Leipzig geschrieben sein, denn hier ist ein schwäbisches Minnelied angeführt, und Lessing beschäftigte sich gerade um die Zeit jener Briefe an Mendelssohn mit altdeutschen Studien (XII. 107), ja jene Anführung enthält gerade die Antwort auf eine Frage, welche Lessing d. 2. April 1758 in demselben Briefe, wo er sagt, daß ihn seine altdeutschen Studien an der Vollendung dieser Arbeit gehindert hätten, an Mendelssohn in Bezug auf die Uebersetzung von delight und pleasure thut; endlich wird sich der Inhalt der Anmerkungen mit den sogleich zu erörternden Betrachtungen verwebt zeigen. Demnach müßten sie in der Reihe der Schriftstücke des Nachlasses jedenfalls eine frühere Stelle einnehmen, als ihnen bei Lachmann angewiesen ist.

Leſſing thut es am 13. November*) und zwar nimmt er dabei eine Wendung, die den heutigen Leſer vielleicht noch mehr in Verwunderung ſetzen wird, als ſie Nicolai und Mendelsſohn in Verwunderung geſetzt haben mag, er vertheidigt den moraliſchen Endzweck des Trauerſpiels! Aber er thut dies auf dieſelbe Weiſe, wie er überall mit beſonderer Vorliebe alte hergebrachte Anſichten gegen unvorſichtige Neuerungen in Schutz nimmt: er nimmt die Sache in einem tieferen Sinne, als gewöhnlich geſchah. Er erkennt an (XII. 48), daß kein Grundſatz, wenn man ihn ſich recht geläufig gemacht, beſſere Trauerſpiele könne hervorbringen helfen, als der, die Tragödie ſoll Leidenſchaften erregen, aber er glaubt den alten Philoſophen ſo verſtehen zu müſſen, daß das Trauerſpiel eben durch Erregung der Leidenſchaften die Leidenſchaften beſſern könne. Nämlich was für Leidenſchaften erregt das Trauerſpiel? In ſeinen Perſonen ſtellt

*) Die Reihefolge der Briefe und ihrer Beilagen, welche ſich auf dieſen Gegenſtand beziehen iſt folgende:

Nicolai an Leſſing d. 31. Aug. 1756 — XIII. 24.
Nicolai an Leſſing d. 3. Nov. XIII. 29.
Leſſing an Nicolai d. 13. Nov. XII. 48.
Leſſing an Mendelsſohn d. 13. Nov. XII. 52.
Mendelsſohn an Leſſing d. 23. Nov. XIII. 34.
Leſſing an Mendelsſohn d. 28. Nov. XII. 54.
Leſſing an Nicolai d. 29. Nov. XII. 59.
Mendelsſohn an Leſſing, ohne Datum XIII. 37.
Leſſing an Mendelsſohn d. 18. Dec. XII. 61.
Nicolai an Leſſing d. 27. Dec. XIII. 43.
Mendelsſohn u. Nicolai an Leſſing ohne Datum XIII. 44.

NB. Hierzu gehörte ein Aufſatz von Mendelsſohn.

Leſſing an Mendelsſohn d. 2. Febr. 1757 — XII. 70.
Leſſing an Nicolai d. 19. Febr. XII. 73.
Nicolai an Leſſing d. 2. März XIII. 50.
Mendelsſohn an Leſſing d. 2. März XIII. 51.
Mendelsſohn an Leſſing d. 23. März XIII. 52.
Nicolai an Leſſing d. 23. März XIII. 53.
Leſſing an Nicolai u. Mendelsſohn d. 29. März XII. 75.
Leſſing an Nicolai d. 2. April XII. 77.

NB. Ueber die abgedruckte Abhandlung ſelbſt, wogegen dann wieder XIII. 64.

Leſſing an Nicolai d. 17. April XII. 81.
Mendelsſohn an Leſſing d. 29. April XIII. 54.
Mendelsſohn an Leſſing d. 14. Mai XIII. 56.

Es iſt auf dieſen Briefwechſel als ſolchen meines Wiſſens niemals Rückſicht genommen worden, ausgenommen von dem Recenſenten von Leſſing's gelehrtem Briefwechſel in der allgemeinen deutſchen Bibliothek 101, 1. S. 17, der aber auf den Inhalt nicht eingeht, ſondern nur die einfältige Bemerkung macht, man ſehe hier mit Vergnügen, daß die metaphyſiſchen und äſthetiſchen Unterſuchungen, mit denen ſich Leſſing und Mendelsſohn damals beſchäftigten, nicht blos für ſie als Schriftſteller Intereſſe gehabt, ſondern daß ihnen am gegenſeitigen Austauſch ihrer Ideen auch da gelegen geweſen, wo ſie keinen öffentlichen Gebrauch davon zur Abſicht hatten. Dem Recenſenten kommt es offenbar fremdartig vor, wie Gelehrte ihre Zeit und ihre Gedanken an ſo lange Privatbriefe verſchwenden können, für welche ſie doch kein Buchhändlerhonorar erhalten.

es alle möglichen dar, aber im Zuſchauer erweckt es nur das Mitleiden, — womit zugleich auch Nicolai's Eintheilung in Frage geſtellt iſt — denn Schrecken iſt nur eine plötzliche Ueberraſchung des Mitleidens, und Bewunderung das entbehrlich gewordene Mitleiden. „Wenn nun aber die ganze Kunſt des Dichters auf die tiefere Erregung und Dauer des einzigen Mitleidens geht, ſo ſage ich nunmehr, die Beſtimmung der Tragödie iſt dieſe: Sie ſoll unſere Fähigkeit, Mitleiden zu fühlen, erweitern, der mitleidige Menſch aber iſt der beſte Menſch, zu allen Arten der Großmuth, zu allen geſellſchaftlichen Tugenden am meiſten aufgelegt.“ „Bitten Sie es dem Ariſtoteles ab, oder widerlegen Sie mich.“*)

Wenn nun ſchon dies eine ganz würdige Anſicht iſt, denn es wird ja damit die Ariſtoteliſche καθάρσις im Grunde ſchon als eine bacchiſche gefaßt, was allein das Richtige iſt**), ſo ſteckt zugleich noch etwas Tieferes darin, mit deſſen Beſtreitung man freilich dem Anſehen des summus Aristoteles auch nicht im Allermindeſten zu nahe treten würde.

Nicolai ſelbſt erwiedert auf Leſſing's Einwürfe nicht viel; vielleicht zum Theil deshalb, weil (XIII. 43) ſeine Handlungsgeſchäfte ihn zu ſehr in Anſpruch nahmen; aber deſto raſcher iſt Mendelsſohn bei der Hand, auf die von Leſſing angeregten Unterſuchungen einzugehen; hatte er doch ſchon im Jahre vorher aus freien Stücken ſogar einen gedruckten philoſophiſchen Brief an Leſſing gerichtet, nämlich ſein der Ueberſetzung von Rouſſeau's Schrift über die Ungleichheit unter den Menſchen angehängtes Sendſchreiben an den Herrn Magiſter Leſſing in Leipzig, in welchem er dieſen einladet, ſich mit ihm „in jene ſpeculativiſchen Betrachtungen einzulaſſen, die der Welt anfangen, ein Geſpötte zu werden, und die uns, ſo lange wir beiſammen waren, ſo manche Stunde verſüßt haben.“ Natürlich iſt, was er jetzt über das Trauerſpiel und die mit ihm zuſammenhängenden Gegenſtände vorbringt, für ſeine Art die Dinge anzuſehen, charakteriſtiſch. Er greift den Theil von Leſſing's Behauptungen heraus, bei welchem es ſich um die Natur der einzelnen Empfindungen, den damaligen Lieblingsgegenſtand ſeiner Reflexion, zu handeln ſchien; er beſtreitet die untergeordnete Stellung der Bewunderung und des Schreckens zum Mitleiden; jene ſagt er, müſſe doch, weil ſie Vollkommenheiten zum Gegenſtande habe, ſchon an und für ſich, und ohne Abſicht auf ein Mitleiden, das die bewunderte Perſon errege, ein Vergnügen zu Wege bringen, und ſo könne auch jede Illuſion vom Schrecken auch ohne Beihülfe des Mitleidens angenehm ſein, wofür er nur an die vom Ariſtoteles angeführte gemalte Schlange erinnern wolle. Uebrigens verweiſt er in Betreff dieſes Punctes auf gewiſſe Gedanken über die theatraliſche Illuſion, die er mit Nicolai zuſammen auszuarbeiten gedenke (XIII. 35. 36).

So trivial dieſe Bemerkungen ſind, ſo werden ſie doch Veranlaſſung, daß

*) „Auf gleiche Weiſe verfahre ich mit der Komödie. Sie ſoll uns zu der Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer dieſe Fertigkeit beſitzt, wird in ſeinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden ſuchen, und eben dadurch der wohlgezogenſte und geſittetſte Menſch werden. Und ſo iſt auch die Nützlichkeit der Komödie gerettet.“

**) Müller's Geſch. d. Theorie d. Kunſt im Alterth. II. p. 53.

Leſſing ſeine Anſichten Mendelsſohnen gründlicher entwickelt — und ohne Zweifel auch ſich ſelbſt, denn ſeine nächſte Erwiederung (XII. 54) betrachtet er ſelbſt (XII. 61) als von Mendelsſohn (XIII. 37) widerlegt.

Zuerſt macht er dem Gerede von der Bewunderung ein Ende. Er leugnet nicht, daß ſie im Trauerſpiele eine Stelle finde, aber dieſe ſei immer nur eine untergeordnete — ein Trauerſpiel, in welchem ſie das Hauptwerk ausmachte, und ſolche Trauerſpiele hatte Nicolai ja als eine eigene Claſſe aufgeſtellt, würde — und in dieſem Puncte verräth Leſſing hier freilich noch eine ſehr beſchränkte Einſicht — nichts als ein dialogiſirtes Heldengedicht ſein, denn in dieſer Gattung ſei allerdings die Bewunderung die Hauptſache*), ſo wie im Trauerſpiel das Mitleiden. Warum wolle man aber die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren und ihre Grenzen in einander laufen laſſen, da doch ſchon Ariſtoteles ſage: das Trauerſpiel ſolle uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterſchied gewähren, ſondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigenthümlich zukomme. Die Stelle aber, welche die Bewunderung beim Trauerſpiel einnehmen könne, wird ſo beſtimmt (XII. 63): „Wir können nicht lange in einem ſtarken Affecte bleiben; alſo können wir auch ein ſtarkes Mitleiden nicht lange aushalten; es ſchwächt ſich ſelbſt ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dies gemerkt und das ſtarke Mitleiden bis zuletzt verſpart. Aber ich haſſe die franzöſiſchen Trauerſpiele, welche mir nicht eher als am Ende des dritten Aufzugs einige Thränen auspreſſen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleiden durch ſein ganzes Trauerſpiel; er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle ſeines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, das heißt, Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beſtändiger Zuſammenhang ſolcher Stellen ſein kann, ſo untermiſcht er ſie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten ſeines Helden allein handeln, und in dieſen Stellen hat die Bewunderung als Bewunderung Statt.“ ... „Da nun aber dieſe Stellen (ich will ſie die leeren Scenen nennen, ob ſie gleich nicht immer ganze Scenen ſein dürfen, weil die Bewunderung oder die Ausmalung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden, der einzige Kunſtgriff iſt, die leeren Scenen, wo die Action ſtille ſteht, erträglich zu machen) da, ſage ich, dieſe leeren Scenen nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden ſein ſollen, ſo müſſen ſie keine ſolche Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, deſſen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müſſen. Geſetzt, ich ſagte zu Jemand: heute iſt der Tag, da Titus ſeinen alten Vater, auf einem Seile, welches von der höchſten Spitze

*) — bei welcher Theorie, die, indem ſie den Helden im Heldengedichte im eminenten Sinne verſtanden wiſſen will, in gerader Linie von der Anſchauung herzuſtammen ſcheint, aus welcher die Ritterromane hervorgegangen waren, Leſſingen übrigens doch ſchon etwas unheimlich wird. Mendelsſohn bemerkte ihm (XIII. 41): „Ich zweifle aber, ob Sie bewundernswürdige Charaktere (ich meine ſolche, wie Cato, Grandiſon, Brutus u. ſ. w.) im Homer finden werden. Im Ringen beſtanden damals ihre heroiſchen und Bewunderung erregenden Verdienſte.“ Da meint nun Leſſing (XII. 66). „Wie wenn Homer mit Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewunderswürdig geſchildert hätte? Er kann leicht ein eben ſo guter Philoſoph geweſen ſein als ich“ — nämlich nur in Bezug auf körperliche, nicht aber in Betreff geiſtiger Vollkommenheiten, hatte Leſſing ſo eben bemerkt, könnte die Bewunderung zur Nacheiferung anreizen, und das hätte Homer denn wohl berechnet!

des Thurms bis über den Fluß ausgespannt ist, in einem Schubkarren von oben herabführen soll. Wenn ich nun dieser gefährlichen Handlung wegen, Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich thun? Ich müßte die guten Eigenschaften des Titus und seines Vaters auseinandersetzen und sie beide zu Personen machen, die es um so viel weniger verdienen, daß sie sich einer solchen Gefahr unterziehen müssen, je würdiger sie sind. Aber nicht wahr? dem Mitleiden ist der Weg zu dem Herzen eines Zuhörers auf einmal abgeschnitten, sobald ich ihm sage, Titus ist ein Seiltänzer, der diesen Versuch schon mehr als einmal gemacht hat: Und gleichwohl habe ich doch nichts als eine Vollkommenheit des Titus den Zuhörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte und dem Mitleiden also die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht bedauert. Was macht aber derjenige Dichter aus seinem Helden anders, als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will sterben lassen, das ist, wenn er uns am meisten durch seine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der schönsten Gasconaden, von seiner Verachtung des Todes, von seiner Gleichgültigkeit gegen das Leben herschwatzen läßt? In eben dem Verhältnisse, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus diesem Grunde halte ich den Polyeukt des Corneille für tadelhaft; ob er gleich wegen ganz andrer Schönheiten niemals aufhören wird zu gefallen. Polyeukt strebt ein Märtyrer zu werden; er sehnt sich nach Tod und Martern: er betrachtet sie als den ersten Schritt in ein überschwenglich seliges Leben; ich bewundere den frommen Enthusiasten; aber ich müßte befürchten, seinen Geist in dem Schooße der ewigen Glückseligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleid mit ihm haben wollte."

Das also war der Kern der Sache. Es handelte sich hier für Lessing nicht um eine geistlose psychologische Begriffsklauberei, worauf es bei Mendelssohn mit der Sache allerdings hinausläuft, sondern wenn er die Bewunderung aus dem Trauerspiele verbannen wollte, so kam es ihm darauf an, das Trauerspiel zu verbannen, welches auf Bewunderung gebaut war, und sein Trauerspiel, das bürgerliche, also aller hohen Gegenstände, die Bewunderung fordern, entledigte, das „in jeder Scene Mitleiden erregende" rührende, sentimentalische, mit Einem Worte, die Gattung der Miß Sara Sampson als das einzige wahre Trauerspiel hinzustellen. In den früheren Abhandlungen über die Trauerspiele des Seneca hatte er diese Stücke, welche nur Helden im eminenten Sinne schildern wollen, noch im Verein mit den Franzosen angegriffen; hier geht er bereits dem französischen Trauerspiele so gründlich zu Leibe, daß wenige Leser sein möchten, die nicht die zuletzt angeführte Stelle, wenn man sie ihnen einzeln vorlegte, in der Dramaturgie aufsuchen würden*).

*) Ganz ähnliche Betrachtungen waren freilich schon von den Schweizern angestellt worden. Hinter dem „Briefwechsel vom poetischen Geschmack" 1736 findet sich eine „Untersuchung, in wie ferne das Erhabene in den Trauerspielen Platz haben könne, wie auch von der poetischen Gerechtigkeit." Eurisus hatte den Einwurf gemacht, es gebe drei Mittel für die Tragödie, das Mitleiden, das Schrecken und das Erhabene. Dagegen erwiedert Hypsaeus: Was Bewunderung erwecke, bessere nicht (s. Lessing XII. 65), so wie man Athleten bewundere, ohne ihnen nachzuahmen, auch seien Mitleiden und Schrecken gar nicht zwei Wege, sondern dieser falle unter jenen; die reinigende

Außer Mendelssohn's Ansichten von der Bewunderung greift Lessing auch das an, was dieser und Nicolai in dem für uns verlornen Aufsatze über die Illusion vorgebracht zu haben scheinen. Er sagt gleich im Voraus (XII. 69): „Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illusion mit dem Herrn Nicolai auf's Reine bringen werden, so vergessen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illusion eigentlich den dramatischen Dichter nichts angehe, und die Vorstellung seines Stücks das Werk einer andern als der Dichtkunst ist. Das Trauerspiel muß auch ohne Vorstellung und Acteurs seine völlige Stärke behalten; und diese bei dem Leser zu äußern, braucht sie nicht mehr Illusion als jede andere Geschichte." Diese Annahme einer ganz irrigen Ansicht des Aristoteles müßte bei Lessing, von welchem oben nachgewiesen worden ist, daß sein eignes dramatisches Dichten ganz auf der Anschauung der Bühne beruhte, in einem andern Zusammenhange gar sehr befremden, aber hier reiht sie sich dem Ganzen ganz ungezwungen ein. Nämlich die weitern Betrachtungen über die Illusion in dem folgenden Briefe greifen so tief, daß der Gegensatz zwischen dem blos innerlich und dem auch äußerlich vernommenen Trauerspiele zunächst als ganz unwesentlich erscheinen muß. Mendelssohn hatte Lessingen (XIII. 45) auf die Frage, warum er die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren wolle, Folgendes erwidert: „Hier haben Sie ein Vorurtheil zur Schutzwehr genommen, das ich Sie selbst so oft habe bestreiten hören. Worauf gründet sich diese eingebildete Grenzscheidung? In Ansehung der Werke der Natur hat man in dem letzten Jahrhundert ausgemacht, daß sie von ihrer Meisterin in keine besondern und getrennten Klassen eingetheilt sind. Warum wollen wir die Kunst nicht auch hierin eine Nachahmerin der Natur werden lassen?" In seiner Antwort weis't nun Lessing die besondere geistige Thatsache nach, durch welche sich die Sphäre des Trauerspiels in der That innerlich von andern unterscheide, und damit spricht er denn nun auch die ihm eigenthümliche allgemeine ästhetische Theorie aus, auf die ich schon oben hingedeutet habe.

Wer die Lust an schönen Gegenständen auf die Illusion zurückführen will, welche dieselben hervorrufen, versucht sie darauf zu begründen, daß uns die Gegenstände als wirkliche erscheinen, denn dies ist der Begriff der Illusion;

Wirkung sollen jene Affecten dann nur durch poetische Gerechtigkeit haben. Mit der Abweisung des Erhabenen ist Gottsched — denn er wird es doch wohl selber sein — in den krit. Beiträgen (IV. S. 459) seltsamer Weise gar wohl zufrieden. „Der Verfasser," sagt er, „entdecket hiermit unvermerkt den Fehler der meisten französischen Trauerspiele, welche mehr auf das Erhabene und die Erweckung der Bewunderung mittelst desselben, als auf die Erregung des Schreckens und Mitleidens in ihren Zuhörern gesehen haben, und Eurisus hatte blos im Namen der Franzosen den obigen Einwurf gemachet." Ferner gehört hieher der erste von den „Kritischen Briefen" Zürich 1746, welcher die Ueberschrift trägt „Auszüge aus Herrn G. v. C. Abhandlung von der Tragödie" — das ist sogar eine Bearbeitung der Poetik des Aristoteles — wie wir Lessing weiterhin einen Anlauf zu einer solchen werden nehmen sehen — welche die Franzosen nicht in allen Puncten richtig verständen, nach den Grundsätzen des Paragone und ohne Zweifel vom Verfasser desselben. Daß der Paragone schon auf die bürgerliche Tragödie hindeutet, habe ich im vorigen Kapitel erwähnt; wie unklar man aber damals noch über diese Dinge war, geht daraus hervor, daß Gottsched in der oben angeführtem Stelle auf seinen Cato hinweisen konnte: der vermeide, durch Benutzung des englischen Stücks, die Fehler der Franzosen.

Lessing erklärt den ästhetischen Genuß im Gegentheil daraus, daß wir bei Wahrnehmung des Eindrucks, den die Gegenstände in uns hervorrufen, von ihnen selbst als wirklichen vollkommen abstrahiren.

Es gab bereits eine Theorie, welche den Keim zu dieser Ansicht in sich trug; sie muß Lessing um so mehr angezogen haben, da sie geradezu von der Frage, wie das Vergnügen am Trauerspiele möglich sei, ausgeht. Es ist diejenige des Abbé Dubos, welche dieser in seinen réflexions critiques sur la poésie et sur la peinture vorträgt, von welchen Lessing den dritten Theil der neuern Ausgaben, welcher von den theatralischen Vorstellungen der Alten handelt, kürzlich (1755) im dritten Stück seiner theatralischen Bibliothek mit der Bemerkung (IV. 308) verdeutscht hatte, er mache diesmal blos den Uebersetzer und werde seine Gedanken über verschiedene besondere Meinungen des Verfassers auf eine andere Gelegenheit versparen. Der Kern von Dubos' Theorie ist dieser: Die Kunst errege Wohlgefallen, auch wo sie unangenehme Eindrücke hervorruft, weil mit diesen doch ein lebhaftes Gefühl unseres Daseins verknüpft sei*). Dem hatte sich Nicolai in seiner Abhandlung über das Trauerspiel angeschlossen. „Es ist jedermann bekannt, sagt er hier (Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste I. S. 19), daß unser Geist die Unthätigkeit hasset und die Beschäftigung liebt; ein gehöriger Gebrauch unserer Kräfte ist jederzeit mit einer angenehmen Empfindung verknüpft. Du Bos ist mit den Folgen, die er aus diesem Satze gezogen hat, vielleicht zu freigebig gewesen; aber er wird dennoch, wenn wir nicht irren, mit gehöriger Einschränkung den wahren Grund alles des Vergnügens, das wir aus den schönen Wissenschaften schöpfen, enthalten. Was ist aber wohl mehr vermögend, uns in Bewegung zu setzen, als die Leidenschaften? Und ist nicht daher derjenige unseres Beifalls gewiß, dem es gelingt, uns zu rühren? Selbst alsdann noch, wenn uns die Heftigkeit der Leidenschaften unangenehme Empfindungen verursachet, hat die Bewegung, die sie mit sich führet, noch Annehmlichkeiten für uns; der Zornige in der äußersten Hitze seiner Leidenschaft, der Betrübte, den die Last seines Schmerzes zu Boden drückt, findet Süßigkeiten in den schrecklichen Ausbrüchen seiner Gemüthsbewegung; die nächste Zuflucht des Unglücklichen ist das Unglück selbst" u. s. w. „Woher kommt dies? Die Ausbrüche der heftigen Leidenschaft sind so schrecklich, daß wir uns nicht einen Augenblick bedenken können, sie zu unterbrechen, es ist also die Stärke der Bewegung, die er liebt, auch der schmerzlichen Empfindungen unerachtet, die wider das Angenehme der Leidenschaft streiten, in kurzem obsiegen und die schrecklichsten Folgen hinterlassen. Eine Leidenschaft also, die diese Folgen nicht hinterläßt, in welchen der Schmerz über das Vergnügen gerühret zu werden, nicht obsieget, muß gänzlich angenehm sein. Von dieser Art sind die Nachahmungen der Leidenschaften, welche das Trauerspiel hervorbringt; unser Geist wird gerühret, er empfindet auch Schmerz, aber ein Schmerz, der nicht wirklich, sondern nur nachgeahmt ist, ist eben deswegen nicht vermögend, die Rührung, welche wirklich geschah, zu überwältigen; das Unangenehme der Leidenschaft verschwindet also, und es bleibet

*) Ich muß hier auf dem Auszug aus dem Dubos verweisen, den ich in Gottsched und seine Zeit S. 212 gegeben habe.

uns nichts übrig, als das Vergnügen gerührt zu werden, als das süße Zittern, das von der Bewegung der Leidenschaft hervorgebracht wird."

Das genügte nun aber Lessingen keineswegs. „Daß Sie die Gedanken des Dubos so schlechterdings angenommen haben," schreibt er (XII. 78) an Nicolai — „damit bin ich nicht so recht zufrieden. Hiervon aber werde ich an unsern Moses weitläufiger schreiben. Wenn das, was Du Bos sagt, kein leeres Gewäsche sein soll, so muß es ein wenig philosophischer ausgedrückt werden."

Er hatte bereits an Mendelssohn darüber geschrieben, und die Sache auf eine philosophischere Weise in Ordnung gebracht, als er selbst wohl meinte.

Indem er in dem bereits angeführten Briefe (XII. 70), nachdem er die angekündigten Gedanken von der Illusion erhalten, seinen Zweifel gegen dieselben vortragen will, hebt er so an: „Darin sind wir doch wohl einig, liebster Freund, daß alle Leidenschaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabscheuungen sind? Auch darin: daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung eines größern Grades unserer Realität bewußt sind, und daß dieses Bewußtsein nicht anders als angenehm sein könne? Folglich sind alle Leidenschaften, auch die aller unangenehmsten, als Leidenschaften angenehm." Also insofern stimmt er mit Du Bos und Nicolai überein. Nun aber setzt er hinzu: „Ihnen darf ich es aber nicht erst sagen: daß die Lust, die mit der stärkern Bestimmung unserer Kraft verbunden ist, von der Unlust, die wir über die Gegenstände haben, worauf die Bestimmung unserer Kraft geht, so unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht bewußt sind." Dies hatten jene nicht in Betracht gezogen, und darum ist, was sie vorbringen, allerdings leeres Gerede. Ein Unglück, das uns selbst begegnet, oder überhaupt ein wirklicher Unglücksfall, an dem wir lebhaften Antheil nehmen, macht uns herzlich wenig Vergnügen — das Vergnügen ist in solchem Falle, wie Du Bos sich mit einer etwas captiösen Vorsicht ausdrückt, nicht rein — das ist es nun aber, wenn wir das Unglück nur in einem Trauerspiel anschauen — wie kommt das? Du Bos antwortet, weil die Rührung (émotion) nur oberflächlich sei, und Nicolai sagt, es ist nur ein nachgeahmter Schmerz (!), welcher nicht im Stande ist, die Rührung, welche wirklich stattfindet, zu überwältigen. Aber wie? Das Vergnügen soll daraus hervorgehen, daß wir uns mächtig angeregt fühlen, und nun soll das größere Vergnügen da stattfinden, wo wir minder tief ergriffen, wo wir nur oberflächlich berührt sind? — Ein offenbarer Widerspruch. — Und sollte denn das Gefühl bei einem, z. B. in einem Trauerspiel vorgestellten traurigen Geschick, wenn ich dieses Trauerspiel nur nicht blos zum Zeitvertreibe oder um mich einzuschläfern mit den Augen überlaufe, sondern es, wozu es bestimmt ist, innerlich durchlebe, wirklich nur so schlechthin schwächer und oberflächlicher sein, als wenn mir selbst ein ähnliches Unglück begegnete?

Lessing löst die Schwierigkeit, indem er gerade die volle Intensität des Gefühls beim Genuß ästhetischer Werke voraussetzt. Er geht zu diesem Behuf genetisch zu Werke, und wendet dazu das aristotelische Beispiel von der gemalten Schlange an. „Wenn wir eine gemalte Schlange plötzlich erblicken, so gefällt sie uns desto besser, je heftiger wir darüber erschrocken sind. Dieses er-

kläre ich so: Ich erschrecke über die so wohlgetroffene Schlange, weil ich sie für eine wirkliche halte. Der Grad dieses Schreckens, als eine unangenehme Leidenschaft, oder vielmehr der Grad der Unlust, die ich über diesen schrecklichen Gegenstand empfinde, ... sei 10, so kann ich den Grad der Lust, der mit der Empfindung der Leidenschaft verbunden ist, 1 nennen, oder 10, wenn jener zu 100 wüchse. Indem ich also 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden, das heißt, so lange ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Lust darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmal gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild ist, was geschieht? Die Unlust über den schrecklichen Gegenstand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig als die Lust, die mit der Leidenschaft, als einer bloßen stärkern Bestimmung unserer Kraft verbunden ist; 1 bleibt übrig, das ich nunmehr empfinde, und in dem Grade 8 oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anstatt 10, 80 oder 100 gewesen ist. Wozu brauchen wir nun hier die Illusion?" — Allerdings zu gar nichts, sondern es ist vielmehr das Gegentheil derselben zum Princip gemacht — wenn man mittels der Illusion den ästhetischen Genuß erklären will, so führt man ihn, ich wiederhole es hier noch einmal, darauf zurück, daß man den Gegenstand für wirklich halte — nach Lessing's Lehre aber beruht der ästhetische Genuß und alle Kunst auf der Fähigkeit, den vollen Eindruck, welchen der Gegenstand macht, rein für sich zu isoliren, oder von der Wirklichkeit desselben zu abstrahiren — rein auf unsere eigene Wirklichkeit (Realität), welche durch ihn erhöht ist, zu reflectiren.

Lessing setzt noch ausdrücklich hinzu: „Die unangenehmen Affecten in der Nachahmung gefallen deswegen, weil sie in uns ähnliche Affecten erwecken, die auf keinen gewissen Gegenstand gehen. Der Musikus macht mich betrübt; und diese Betrübniß ist mir angenehm, weil ich diese Betrübniß blos als Affect empfinde, und jeder Affect angenehm ist. Denn setzen Sie den Fall, daß ich während dieser Betrübniß wirklich an etwas Betrübtes denke, so fällt das Angenehme gewiß weg."

Hieran knüpft er folgende Reflexion: „Ein Exempel aus der Körperwelt! Es ist bekannt, daß, wenn man zwei Saiten eine gleiche Spannung giebt, und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt, ohne berührt zu sein. Lassen Sie uns den Saiten Empfindung geben, so können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm sein mag.... Die erste Saite also, die durch die Berührung erbebt, kann eine schmerzliche Empfindung haben; da die andere, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil sie nicht (wenigstens nicht so unmittelbar) berührt wird." Und damit ist denn auch zugleich das Trauerspiel erklärt. „Also auch in dem Trauerspiele. Die spielende Person," wir würden sagen, die gespielte — „geräth in einen unangenehmen Affect und ich mit ihr. Aber warum ist dieser Affect bei mir angenehm? Weil ich nicht die spielende Person selbst bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affect nur als Affect empfinde, ohne einen gewissen unangenehmen Gegenstand dabei zu denken. Dergleichen zweite Affecten aber, die bei Erblickung solcher Affecten in andern wieder entstehen, verdienen kaum den Namen der Affecten; daher ich denn in einem von meinen

erſten Briefen ſchon geſagt habe, daß die Tragödie eigentlich keinen Affect bei uns rege mache, als das Mitleiden. Denn dieſen Affect empfinden nicht die ſpielenden Perſonen" u. ſ. w.

Hieraus geht nun auch ſogleich hervor, in welchem Verhältniß Leſſing hier zu Ariſtoteles ſteht. Gleich in jedem erſten Brief an Nicolai (XII. 49), wo er zeigen will, das Trauerſpiel errege im Zuſchauer nichts als Mitleid, thut er dieſem Worte, inſofern es in dieſen Angelegenheiten dem Ariſtoteles entlehnt iſt, Gewalt an. „Ich frage nicht," ſagt er, „ob ihn der Poet ſoweit bringt, daß er dieſe Leidenſchaften — die dargeſtellten, Zorn, Liebe u. dgl. — in der ſpielenden Perſon billiget, ſondern, ob er ihn ſo weit bringt, daß er dieſe Leidenſchaften ſelbſt fühlt, und nicht blos fühlt, ein anderer fühle ſie. Kurz, ich finde keine einzige Leidenſchaft, die das Trauerſpiel in dem Zuſchauer rege macht, als das Mitleiden." Hier iſt anſtatt des Mitleids, oder der Bekümmerniß um andrer Leiden, das Mit-Leiden, das bloße Miterbeben der gleichgeſtimmten Saite untergeſchoben, oder was Leſſing in den Anmerkungen zum Burke (XI. 94) die Sympathie nennt, vermöge deren man nicht ſowohl ſich an eines andern als den andern an ſeine Stelle ſetze. Damit ſtimmt auch eine Erklärung über die ariſtoteliſche Definition des Trauerſpiels, die er (XII. 78) an eine Stelle der Nicolai'ſchen Abhandlung anknüpft, genau überein. Zuerſt tadelt er, daß man das ariſtoteliſche φόβος bald durch Schrecken, bald durch Furcht überſetze; er hatte ſich des erſten Ausdrucks noch in dieſen Briefen ſelbſt bedient. Das ganze Schrecken, wovon man nach den falſch verſtandenen Ariſtoteliſchen Begriffen ſoviel geſchwatzt — und womit die Franzoſen gelegentlich ohne Grund ſo breit gethan, gründe ſich auf nichts, als die ſchwankende Ueberſetzung. Wer nicht das zweite Buch der Rhetorik und die Ethik an den Nikomachus geleſen, könne die Poetik des Ariſtoteles nicht verſtehen, es ſei aber φόβος nach Ariſtoteles Erklärung nichts als Furcht, und er ſage, alles dasjenige erwecke in uns Furcht, was, wenn wir es an andern ſähen, Mitleiden erwecke, und alles dasjenige erwecke Mitleiden, was, wenn es uns ſelbſt bevorſtehe, Furcht erwecken müſſe. Dann meint er aber, demzufolge könne die Furcht nach der Meinung des Ariſtoteles keine unmittelbare Wirkung des Trauerſpiels ſein, ſondern nur eine reflectirte Idee, inſofern nämlich, meint Leſſing, das Trauerſpiel doch keine Uebel ſchildere, die uns ſelbſt bevorſtehen. „Ariſtoteles," fährt er fort, „würde blos geſagt haben, das Trauerſpiel ſoll unſere Leidenſchaften durch das Mitleiden reinigen, wenn er nicht zugleich auch das Mittel hätte angeben wollen, wie dieſe Reinigung durch das Mitleiden möglich werde, und deshalb ſetzte er noch die Furcht hinzu, welche er für dies Mittel hielt" (die gemeine moraliſche Theorie). „Jenes hat ſeine Richtigkeit, dieſes aber iſt falſch. Das Mitleiden reinigt unſere Leidenſchaften, aber nicht vermittelſt der Furcht, auf welchen Einfall den Ariſtoteles ſein falſcher Begriff vom Mitleiden geführt hat" — ſondern inſofern es ſelbſt, wie oben angeführt worden, erweitert wird, inſofern ſich in der Tragödie das enge Selbſt des einzelnen Menſchen zum Selbſt der ganzen Menſchheit erweitert.

Leſſing hatte die Abſicht, die Folgen, welche ſich aus dieſen Grundſätzen ziehen ließen, in einem ordentlichen Buche — denn mit einem Briefe ſei Mendelsſohn nicht zufrieden (XII. 76) — auszuarbeiten, aber es unter-

blieb für jetzt. Auch die Correspondenz geht auf diese Gegenstände von nun an nicht weiter ein, vielleicht weil Mendelssohn und Nicolai die streitigen und ausgemachten Puncte in einer Tabelle (XIII. 57) auf eine Weise zusammenzustellen unternahmen, aus der freilich eben kein tiefes Verständniß des Angelpunctes der Frage hervorleuchtet. Gleichwohl war die Saat, welche Lessing ausgestreut, nicht ganz unter die Dornen gefallen. Mendelssohn erklärt den Grundsatz, daß jede Leidenschaft immer eine Realität sei, für einen sehr schönen, bedauert, daß er ihn nicht gekannt, als er die Briefe über die Empfindungen geschrieben, und meint, „wir führen Kriege, lieber Lessing, die ohne Ihren Schaden für mich sehr vortheilhaft sind." Und wirklich hat er großen Vortheil aus diesen Verhandlungen gezogen. Er bemerkt in der „Rhapsodie, oder Zusätze zu den Briefen über die Empfindungen" (1761). „Wir empfinden über die Einrichtung und Beschaffenheit der Sache Lust oder Unlust, nachdem wir Realitäten oder Mängel an derselben wahrnehmen. In Beziehung auf das denkende Subject, auf die Seele hingegen, ist das Wahrnehmen und Erkennen der Merkmale sowie die Bezeugung des Wohlgefallens oder Mißfallens an denselben etwas Sachliches, das in dieselbe gesetzt wird, eine bejahende Bestimmung, die der Seele zukömmt; daher muß jede Vorstellung wenigstens in Bezug auf das Subject, als ein bejahendes Prädicat des denkenden Wesens, etwas Wohlgefallendes haben" (M's. W. I. S. 239). Ja es heißt geradezu (S. 242): „Wie geht es zu, daß traurige Schauspiele gleichwohl sehr angenehm sein können?" Die Hauptquelle davon ist diese: „Von Seiten des Gegenstandes und in Beziehung auf demselben, empfinden wir, bei der anschauenden Erkenntniß seiner Mängel, zwar Unlust und Mißfallen; allein von Seiten des Vorwurfs (?) werden die Erkenntniß- und Begehrungskräfte der Seele beschäftigt, d. h. ihre Realität vermehrt, und dieses muß nothwendig Lust und Wohlgefallen erwecken." Endlich (S. 249) greift er die Sonderung von Schrecken und Mitleiden an und unterscheidet das eigentliche Mitleiden von der bloßen Unlust über das gegenwärtige Uebel eines Andern, worauf denn eine noch spätere Anmerkung hinzusetzt, Lessing beweise in der Dramaturgie, wo dies allerdings auch vorkommt, Aristoteles habe nicht Schrecken, sondern Furcht gemeint, er, Mendelssohn aber müsse die Betheiligung der Furcht beim Trauerspiel leugnen. Wie oft sei der Bemitleidete in solchen Umständen, in welche wir schlechterdings nie gerathen können. Wir würden freilich eher gerührt, wenn wir ein ähnliches Unglück ausgestanden oder zu befürchten hätten, allein das sei — eine sehr passende Anwendung des Beispiels von den gleichgestimmten Saiten — nur so aufzufassen, wie auch jedes Thier nur mit dem Geschrei eines Thiers, das von seiner Art sei, sympathisire, indem es mit diesem Laute das innere Leiden, das es selbst zu einer andern Zeit gefühlt habe, jetzt auf das Lebhafteste verbinde und mitfühle.

Lessing wird durch diese ästhetische Theorie ein Glied einer geistigen Entwickelungsreihe, von welcher er zufolge der Auffassung in Bausch und Bogen, mit welcher man sich bisher in Bezug auf ihn begnügt hat, eine große Strecke seitabwärts gestanden haben müßte. Vermöge des Standpunctes der Vermittelung zwischen der Leibnitz-Wolffischen-Philosophie und dem englischen Sensualismus, den ich oben für Mendelssohn in Anspruch nehmen mußte, wird dieser zu einem Vorläufer Kant's, zu dessen Hauptverdiensten die entschiedene Sonderung von Anschauung und Denken gehört, die Mendelssohn

wenigſtens andeutete. Auch im beſondern finden ſich bei Mendelsſohn Aeußerungen, denen, um für Kantiſch gelten zu können, nur die belebende Seele des durchgeführten transſcendentalen Standpunctes fehlt; ſo ſpricht er z. B. in der Preisſchrift: „Abhandlung über die Evidenz in metaphyſiſchen Wiſſenſchaften," die Kant als Mitbewerber ſpäter gewiß geleſen haben wird (W. II. 29), von dem Unterſchied der beſtändigen und veränderlichen Erſcheinungen, unter denen jene, wie er ſagt, ihren Grund in der innern Beſchaffenheit der menſchlichen Sinne überhaupt hätten, inſofern zu denſelben das Mathematiſche gehöre: ſo bleibe auch in dem Syſtem des Zweiflers oder des Idealiſten nicht nur die rein theoretiſche ſondern auch die praktiſche und angewandte Mathematik in ihrem Werthe und behalte ihre unleugbare Gewißheit. Wer erkennt nicht darin Kant's Gegenſatz von Schein und Erſcheinung? Weiterhin (II. 115) heißt es ausdrücklich, die Ausdehnung ſei keine Realität, ſondern ein bloßes Phänomen. Ebenſo fällt nun die Zurückführung des Wohlgefallens am Schönen als ſolchen auf die Erfaſſung des Affects ohne Gegenſtand, die entſchiedene Loslöſung der Empfindung der Schönheit der Gegenſtände von der Wirklichkeit derſelben, die von Leſſing zuerſt aufgeſtellt und von Mendelsſohn angenommen worden iſt, ganz und gar mit dem Grundgedanken der Kantiſchen Schönheitslehre zuſammen, welches die Reflexion auf das freie Spiel unſerer Seelenvermögen iſt — wobei übrigens zum Schluſſe nicht unerwähnt bleiben darf, daß Mendelsſohn, deſſen Verhältniß zu Leſſing eine Zeitlang ein zu vertrautes geweſen iſt, als daß es nicht im Intereſſe des letztern unerläßlich ſein ſollte, was Bedeutendes bei ihm zum Vorſchein kommt, gefliſſentlich an's Licht zu ziehen, Kanten noch in anderer Beziehung hier ſehr nahe kommt, wo ſich eine directe Einwirkung von Leſſing's Seite nicht nachweiſen läßt. Mendelsſohn, welcher vier Jahre vor dem Erſcheinen der Kritik der Urtheilskraft" ſtarb, ſagt in den „Morgenſtunden" (W. II. S. 294): „Man pflegt gemeiniglich das Vermögen der Seele in Erkenntnißvermögen und Begehrungsvermögen einzutheilen und die Empfindung der Luſt und Unluſt ſchon mit zum Begehrungsvermögen zu rechnen. Allein mich dünkt, zwiſchen dem Erkennen und Begehren liegt das Billigen, der Beifall, das Wohlgefallen der Seele, welches auch eigentlich von Begierde weit entfernt iſt. Wir betrachten die Schönheit der Natur und der Kunſt, ohne die mindeſte Regung von Begierde, mit Vergnügen und Wohlgefallen. Es ſcheint vielmehr ein beſonderes Merkmal der Schönheit zu ſein, daß ſie mit ruhigem Wohlgefallen betrachtet wird; daß ſie gefällt, wenn wir ſie auch nicht beſitzen, und von dem Verlangen, ſie zu beſitzen, auch noch ſo weit entfernt ſind. Erſt alsdann, wenn wir das Schöne in Beziehung auf uns betrachten und den Beſitz deſſelben als ein Gut anſehen, alsdann erſt erwacht bei uns die Begierde, zu haben, an uns zu bringen, zu beſitzen: eine Begierde, die von dem Genuſſe der Schönheit ſehr weit verſchieden iſt. Wie aber dieſer Beſitz, ſo wie die Beziehung auf uns nicht immer ſtattfindet, den wahren Freund der Schönheit nicht immer zur Habſucht reizt, ſo iſt auch die Empfindung des Schönen nicht immer mit Begierde verknüpft, und kann alſo für keine Aeußerung des Begehrungsvermögens gehalten werden. Wollte man allenfalls die Richtung, welche die Aufmerkſamkeit durch das Wohlgefallen erhält, denſelben Gegenſtand ferner zu betrachten, wollte man dieſe eine Wirkung des Begehrungsvermögens nennen, ſo hätte ich im Grunde nichts dawider. Indeſſen ſcheint es mir ſchicklicher, die-

ſes Wohlgefallen und Mißfallen der Seele, das zwar ein Keim der Begierde, aber noch nicht Begierde ſelbſt iſt, mit einem beſondern Namen zu benennen und von der Gemüthsunruhe dieſes Namens zu unterſcheiden. Ich werde es in der Folge Billigungsvermögen nennen, um es dadurch ſowohl von der Erkenntniß der Wahrheit, als von dem Verlangen nach dem Guten abzuſondern. Es iſt gleichſam der Uebergang vom Erkennen zum Begehren, und verbindet dieſe beiden Vermögen durch die feinſte Abſtufung, die nur nach einem gewiſſen Abſtande bemerkbar wird."

Fünftes Buch.

Berlin 1758 — 1760; Breslau 1760 — 1764.

Begründung der heutigen deutſchen Litteratur.

Erſtes Kapitel.

Der lebhafte Gedankenaustauſch, in welchem Leſſing auch aus der Ferne mit den Berliner Freunden ſtand, und der ſich ſogar erſt jetzt vollkommen ausgebildet hatte, mußte, da Leſſing in Leipzig durch nichts zurückgehalten wurde — ſein Glück blühte hier immer noch ſo wenig, daß wir ihn (XII. 94. 99) von dorther bei Mendelsſohn Geld entlehnen ſehen — ſehr bald die Folge haben, daß, wie er ſich ſelbſt ſchon früher einmal ausgedrückt hatte, die Reihe wieder an Berlin kam. Am 17. April 1757 ſchreibt Leſſing an Mendelsſohn, „mündlich würden wir von unſerer Materie — der Tragödie — in einer Stunde mehr ausmachen, als in Briefen in einem Jahre geſchehen kann," und am 10. Mai will er ſchon in acht Tagen in Berlin ſein. Dann kommt freilich der Prozeß mit Winkler dazwiſchen (XII. 99), deſſen Ausgang Leſſing arglos genug ſcheint haben abwarten zu wollen. Aber jetzt eröffnete ſich ihm die traurige Ausſicht, den beſten Umgang zu verlieren, deſſen er in Leipzig genoß. Kleiſt's langer Aufenthalt daſelbſt war dadurch bedingt worden, daß er, wahrſcheinlich mit Rückſicht auf die Krankheit, die er ſelbſt ſo eben überſtanden, nach der Schlacht bei Roßbach über das Lazareth geſetzt worden war. Dem vorwärtsſtrebenden Manne hatte dieſe Stellung ſchon lange nicht genügt, ſo ſehr auch Leſſing, wie er ſelbſt (XI. 695) erzählt, ſich hatte angelegen ſein laſſen, ihn mit einer Stelle aus der Cyropädie (V. 4. 17) zu tröſten, des Inhalts, daß die tapferſten Männer auch immer die mitleidigſten wären, wie dies denn auch die Erfahrung beſtätige, denn die acht Pilgrimme aus Bremen und Lübeck, welche gegen den Feind zu ſtreiten ausgezogen wären, hätten ſich zuerſt im gelobten Lande der Kranken und Verwundeten angenommen — nun ward ihm im Mai 1758 der Befehl, mit ſeinem Bataillon zum Heere des Prinzen Heinrich zu ſtoßen. Wenige Tage vor ſeinem Ausrücken aus Leipzig ging Leſſing nach Berlin (Weiße Selbſtbiographie S. 47), von wo aus wir ihn am 8. Julius einen Brief an Gleim datiren ſehen, welcher nicht der erſte geweſen ſein wird; nach einem Briefe von Kleiſt an Gleim vom 5. Mai 1758 war Leſſing am Tage vorher mit dem Buchhändler Voß nach Berlin abgegangen, nachdem er ſeine Abreiſe noch einen Tag aufgeſchoben, weil er gehofft hatte Gleim noch zu ſehen, von dem ſich die beiden Freunde verſprachen, daß er ſie und die Meſſe beſuchen werde.

Trotzdem daß Leſſing durch ein entſchiedenes inneres Bedürfniß nach Berlin zurückgetrieben worden war, hatte er es doch auf nichts weniger abgeſehen, als 1758 die Fäden wieder aufzunehmen, die er 1755 hatte fallen laſſen

Die wiſſenſchaftlichen und litterariſchen Aufgaben waren andere geworden, zum Theil ſchon darum, weil, was er früher allein vertreten hatte, ſich jetzt bereits zu verbreiten anfing, Berlin war ein anderes als vor dem Kriege, und auch er ſelbſt konnte derſelbe nicht mehr ſein, denn war auch die große Reiſe gar zu ſchnell unterbrochen worden — es verdroß Leſſing nicht wenig; wenn er gegen Ramler äußert (XII. 85), er und der König von Preußen hätten eine gewaltige Rechnung mit einander abzumachen, denn da nur dieſer allein die Schuld trage, daß er die Welt nicht geſehen, ſo müßte er ihm doch zur Entſchädigung eine Penſion geben, bei der er die Welt vergeſſen könnte, blickt hinter dem Scherze der Ernſt deutlich genug hervor — ſie mußte immerhin ſeinen Geſichtskreis erweitert und ſeinem Geiſte einen freieren Schwung gegeben haben, und wär' es auch nur, weil er während derſelben zuerſt einmal von äußern Sorgen frei geweſen war. Sein beſonderes Talent, die friſchen Kräfte und eigenthümlichen geiſtigen Elemente, welche ſich an ſeinem jedesmaligen Aufenthaltsorte vorfanden, ſogleich zu entdecken und der Erreichung von Zwecken dienſtbar zu machen, die ihm ſelbſt doch erſt an ihnen und durch ſie klar geworden, beurkundete ſich hier um ſo glänzender, je leichter ſich auch der kraft- und lebenvollſte beim Wiedereintritt in alte Verhältniſſe durch eine gewiſſe Kraft der Trägheit in die alten Bahnen gedrängt ſehen wird. Wenn Leſſing jemals neu geweſen iſt und erneut hat — und er iſt neu in jedem einzelnen Werke und der allgemeine Erneuerer in allem was er angreift — ſo iſt's in dieſem Abſchnitt ſeines Lebens geweſen, welche in der Geſchichte der deutſchen Litteratur Epoche macht.

Leſſing hatte in den letzten Monaten ſeines diesmaligen Leipziger Aufenthaltes ein Intereſſe gefaßt, das ihm auf einmal eine ganz neue Welt vor Augen geführt haben muß. Er erzählt in einem Briefe an Gleim vom 6. Febr. 1758, als er ſchon auf die Vorrede zu den Kriegsliedern ſann, der alten Kriegslieder wegen, auf welche er hier hinzuweiſen wünſchte — er führt auch ſogleich eins aus Morhof an — habe er das alte Heldenbuch durchgeleſen, und dieſe Lectüre habe ihn hernach weiter auf die zwei ſogenannten Heidengedichte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben*) — wo denn, wo nicht das Glück, mit welchem er dieſes neue Studium ſogleich betrieb, doch der Eifer, mit welchem er es anfaßte, ſich in der Bemerkung kund giebt, er habe beiläufig geſehen, daß die Herren Schweizer eben nicht die Geſchickteſten ſeien dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungsart herauszugeben, denn ſie hätten unverantwortliche Fehler gemacht. Ja noch mehr: „Ich bin auf einmal in eine Arbeit gerathen," ſchreibt er den 2. April an Mendelsſohn, um ſich wegen ſeines Stillſchweigens zu entſchuldigen, „in der ich mich gern auf keine Weiſe habe unterbrechen wollen. Sie kennen mich, und ich kenne mich ſelbſt; ich muß meine erſte Hitze zu nutzen ſuchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will" — Mendelsſohn werde freilich am wenigſten damit zufrieden ſein, denn von der Sphäre der philoſophiſchen Wahrheit liege ſie weit ab. „Jetzt ſchweife ich in der Sphäre der hiſtoriſchen Ungewißheit herum, und Sie glauben nicht, mit welcher Menge von nichtswürdigen Kleinigkeiten mein Kopf jetzt angefüllt iſt. Der einzige Vortheil, den ich davon wegbringen werde, iſt, daß ich das alte

*) Chriemhilden's Rache und die Klage ꝛc. mit einem Gloſſarium. 1757. 4.

ſchwäbiſche Deutſch gelernt habe, und die Gedichte darin, welche die Schweizer an's Licht bringen, mit vieler Leichtigkeit nunmehr leſe" — darum, ſetzt er hinzu, wollte er, daß Nicolai die Fabeln der Minneſänger 1757 und Chriemhildens Rache nicht bereits in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte (Bd. II. S. 430) angezeigt hätte, denn er könne den Herausgebern in ihren Gloſſariis grobe Fehler nachweiſen. Die Arbeit, von welcher er hier ſpricht, liegt uns vor, ſo weit er ſelbſt ſie ausgeführt hat; es iſt offenbar der Aufſatz über das Heldenbuch (XI. 30), welches demnach im Februar 1758, und nicht 1759, wie Füllebornn das eine Mal hat drucken laſſen, angefangen ſein wird. Hier ſehen wir Leſſing auf einmal in der Reichshiſtorie wohlbewandert; er widerlegt Eccard, ſtellt Unterſuchungen an über das Alter der Herzoge von Merane — das iſt Alles ernſtlich genug gemeint. Aber ſo wenig nun die Kenner des Altdeutſchen es Leſſingen einräumen wollen, daß er an der ſorgfältigen Arbeit der Schweizer damals in grammatikaliſcher und lexicographiſcher Beziehung ſo gar viel zu beſſern gewußt haben werde — er hatte es ſich vielleicht bei Gelegenheit der Herrn Lange und Lieberkühn ein wenig angewöhnt, ſein Urtheil von einzelnen Verſehen, die er bei ſolchen Gelegenheiten bemerkte, beſtimmen zu laſſen, — eben ſo wenig kann der Einfall, welcher dem Aufſatz über das Heldenbuch zu Grunde liegt, jetzt noch auf irgend eine Beachtung Anſpruch machen. Dieſer Aufſatz gewährt vom Standpuncte der heutigen Auffaſſung aus den wunderlichſten Anblick, den man ſich denken kann. Die erſten beiden Gedichte des Heldenbuches enthalten eine uralte Sage in einer mit vielen Zügen aus der Zeit der Kreuzfahrer verwebten Geſtalt und in einer dem 15. Jahrhundert angehörigen Ueberarbeitung. Hier erkennt nun Leſſing erſtlich ſehr wohl, daß die Sprache nicht die des ſchwäbiſchen Zeitalters ſei, alſo das Gedicht nicht in urſprünglicher Form vorliege (§. 1), zweitens trägt er eine Menge von Gründen für eine von Goldaſt ohne Beweis aufgeſtellte Behauptung, daß Otnit Odoacer ſei u. ſ. w., zuſammen (§. 7), womit wenigſtens der frühe Urſprung der Sage anerkannt wäre, und endlich weiſt er eine lange Reihe von Anſpielungen und Uebertragungen nach, die auf ein Entſtehen des Gedichtes nach der Zeit Friedrich's II. ſchließen laſſen. Aber weil damals noch jeder Begriff von dem Weſen der Sage und des epiſchen Gedichtes mangelte, geht für ihn aus dieſen Unterſuchungen das verwunderſame Ergebniß hervor, Goldaſt irre ſich doch, der Stoff ſei nicht uralt, ſondern er gehöre der Zeit der Hohenſtaufen an, und der Dichter habe unter dem Otnit die beiden Gegenkaiſer Otto's des Vierten — das ſollte ſelbſt etymologiſch bewieſen werden — nämlich Philipp und Friedrich II. verſtanden, und verſchiedene von ihren vornehmſten Thaten in dieſem ſeinem Romane von Otnit — ſo drückt Leſſing ſelbſt ſich aus, als ſpräche er von einer römiſchen Octavia, deren Art und Kunſt es wirklich ganz und gar iſt, was er hier auf jene alten Werke überträgt — in ein Ganzes verbunden. Doch auf das Reſultat der beſtimmten Unterſuchungen, zu welchem Leſſing hier geführt wurde, und ſeine Probehaltigkeit oder Nichtigkeit kommt es hier nun gerade am allerwenigſten an. Die Hauptſache iſt, daß er, welcher, wie alle ſeine Zeitgenoſſen, ſeine geiſtige Nahrung und Anregung einzig allein aus den Werken der alten und der modernen Litteraturen, die mehr oder weniger auf die Alten zurückgehen, gezogen hatte — man erinnere ſich mit welcher Entſchiedenheit er ſich in jenem Jugendgedicht der Alten den Neuern gegenüber annimmt, das Verſprechen in der Vorrede zu den Beiträgen zur Hiſtorie und

Aufnahme des Theaters auch auf altdeutsche Stücke einzugehen, was auch einmal bei einer Uebersetzung der captivi geschieht, ist hier noch nicht ernstlicher gemeint, als wenn Gottsched solche Werke äußerlich aufzählt — die Hauptsache, sage ich, ist, daß Lessing für altdeutsche, oder, um es gerade herauszusagen, für ächt deutsche Poesie und Litteratur Interesse faßt, oder daß er, wie es in der Vorrede zu den sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger (1757) heißt, in die Reihe der „wenigen sonderbaren Männer" eintritt, „denen die Geschichte des deutschen Geistes am Herzen liegt *)."

Dieses auf seine Weise zu zeigen fand Lessing, als er nach Berlin kam, sogleich Veranlassung. So alte und kostbare Denkmäler der deutschen Sprache und Litteratur, wie die Schweizer jetzt veröffentlicht hatten, an's Licht zu bringen und zu bearbeiten, hatte er freilich für jetzt keine Gelegenheit, aber schon vor einer Reihe von Jahren mochte es ihm klar geworden sein, daß sich auch für eine weit nähere Periode noch manches thun lasse. In Wittenberg war ihm auf der Universitätsbibliothek ein gedrucktes Gedicht eines schlesischen Dichters, Andreas Scultetus, in die Hände gefallen, dessen Namen er nirgend verzeichnet fand und der gänzlich in Vergessenheit gekommen war (VIII. 262); jetzt verfiel er darauf, einen andern Schriftsteller aus jener Periode, auf welchen ihn seine Vorliebe für die Dichtungsgattung, welcher dieser sich ganz gewidmet hatte, geführt haben mochte, und der zwar noch genannt, aber ebenfalls nicht mehr gekannt wurde, durch eine neue Ausgabe wieder zu beleben. Es war Friedrich von Logau, welcher, wahrscheinlich im Jahre 1654, unter dem Namen Salomon von Golau dreitausend Sinngedichte herausgegeben hatte. Aber Lessing beabsichtigte hier keine rein gelehrte Arbeit, vielmehr giebt sich in den Schlußworten der Vorrede die Absicht kund, unmittelbar auf den Geschmack der Zeitgenossen einzuwirken; „werden die Liebhaber der Poesie an unserm Dichter einigen Geschmack finden," heißt es hier, „so freuen wir uns, daß dadurch die Beschuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als wenn wir Neueren alle bereits von der Bahn des Natürlichschönen abgewichen wären, und nichts mehr

*) Vielleicht hat Lessing auch später noch für das Heldenbuch gesammelt. Im Jahre 1767 wurde er von einem Bedienten in der Art bestohlen, daß derselbe Bücher aus den Repositorien nahm und als Maculatur verkaufte. „Unglücklicher Weise," sagt Nicolai in einer Anmerkung (XII. S. 180), „war darunter das Exemplar des Heldenbuchs, worin Lessing's treffliche Anmerkungen eingelegt waren." Nun citirt Lessing selbst in den Collectaneen unter dem Artikel Nicolaus seine Sammlung über das Heldenbuch, was Eschenburg auf jene verlorene Papiere bezog. Allein die Stelle, welche Lessing meint, findet sich in der von Fülleborn herausgegebenen Abhandlung, von welcher so eben die Rede gewesen ist, und hieraus zieht der Letztere den Schluß (Lessing's Leben Bd. III. S. XI.), es seien also jene Papiere, von denen Nicolai redet, nicht verloren gegangen; was verloren sein könne, möchte vielleicht ein vollständiger Auszug aus dem Heldenbuche sein, wenigstens habe er zwei halb durchgerissene Blätter vorgefunden, auf denen Stellen aus dem Heldenbuche mit untermischter prosaischer Erzählung des Inhalts gestanden. Möglich, daß es sich so verhält, aber erwiesen ist's nicht, da Lessing jene Sammlung zum Heldenbuch durchaus nicht näher bezeichnet; ja der Umstand, daß er selbst (XII. 182) das verlorne Exemplar des Heldenbuchs als erste Edition bezeichnet, macht es wahrscheinlich, daß er in seinen Studien nach 1758 noch wieder auf dasselbe zurückgekommen, denn als er den vorhandenen Entwurf schrieb, hatte er (XI. 30) nicht nur die erste Ausgabe nicht, sondern legte auch nicht viel Werth darauf, sie zu haben, und da werden sich denn doch, als er sie erhielt, neue Gesichtspuncte gefunden haben, oder dergleichen Gesichtspuncte waren der Grund, daß er sie sich verschaffte.

empfinden könnten, als was auf einer gewiſſen Seite übertrieben iſt.“ Daher befolgt er ſchon hier die Grundſätze, welche er weit ſpäter (X. 345) für die Behandlung alter Dichter aufſtellt, inſofern man ſie eben nur zum Vergnügen leſe — er macht die Form ſeinen Zeitgenoſſen bis zu einem gewiſſen Grade mundgerecht, auch giebt er nur eine Auswahl aus der Sammlung des Logau. Zu dieſem Vorhaben verband er ſich mit Ramler, in welchem er, wenn auch die Worte: operosa parvus carmina fingo, welche er ſelbſt auf den Titel ſeiner Gedichte ſetzte, ſeine ganze Thätigkeit nur allzutreffend charakteriſiren, ein ungewöhnlich feines Gefühl für Reinheit und Wohlklang der Sprache erkennen mußte; nach Ramler's eigener Angabe in der neuen Ausgabe 1791 rührten von dieſem die Auswahl der Sinngedichte und einige Verbeſſerungen in der Verſification des Dichters her; von Leſſing die Vorrede und das Wörterbuch; auf die erſtere hatte Ramler lange warten müſſen. „Der arme Logau!“ ſchreibt er am 20. April 1759 an Gleim*), „die Meſſe iſt da, und er hat noch keine Vorrede. Wenn Hr. Leſſing ſie mir nicht heute bringt, ſo laſſe ich mit ihm in Geſellſchaft nie eher etwas drucken, bis er erſt Alles vor dem Anfange des Drucks fertig liefert. Bis auf die allerletzte Stunde! Iſt das nicht zu arg für mich, der ich ein Preuße, und folglich etwas weniges accurat bin? Doch ich kann es unſerem Freunde nicht ſo recht übel nehmen; er hat die Hand in zehn Sachen mit einem Mal.“ Indeſſen wurde bei dieſer Gelegenheit dieſem Gefühl, oder, was in einem ſolchen Falle daſſelbe iſt, der Willkür doch nicht gar zu viel eingeräumt und der Anſpruch auf wiſſenſchaftlichen Werth der Arbeit nicht aufgegeben. Die Veränderungen im Text ſchreiben ſich zum Theil aus gleichzeitigen handſchriftlichen Bemerkungen her, welche die Herausgeber in einem Exemplare fanden, das ſich aus der Bibliothek eines Profeſſor Stolle in Jena, Vorſteher der Jenaiſchen deutſchen Geſellſchaft und gebornen Schleſiers, herſchrieb (V. 102)**); im Uebrigen wollen ſie dem Dichter nur da ein wenig zu

*) Handſchriftlich, ſo wie mehrere Stellen aus Briefen an Gleim, die ich hier und da anführe. Es iſt ein Verdienſt des Directors des Domgymnaſii zu Halberſtadt, Herrn Dr. Th. Schmid, den litterariſchen Nachlaß Gleim's, welcher vermöge der perſönlichen Verhältniſſe, in welchen derſelbe zu den bedeutendſten Männern ſeiner Zeit ſtand, an Merkwürdigkeiten und Aufſchlüſſen reich iſt, vor Zerſplitterung bewahrt zu haben. Nach dem 1846 erfolgten Tode des Dr. W. Körte, welcher denſelben bis dahin in Händen gehabt hatte, ward die aus etwa 10000 Bänden beſtehende Bibliothek und Sammlung von Briefen von und an Gleim zum Verkauf beſtimmt; doch gelang es den Vorſtellungen des genannten Herrn, welche zuerſt bei dem Herrn Dr. Gleim aus Schleſien günſtiges Gehör fanden, die Directoren und Vorſteher der Gleim'ſchen Familienſtiftung zu bewegen, daß ſie dieſelben dem Domgymnaſium übergaben; ſie wird, nachdem die königl. Regierung bereits ein Local zu ihrer Aufſtellung angewieſen, allen Freunden der Wiſſenſchaft zugänglich ſein. Auch jetzt ſchon iſt mir die Benutzung derſelben mit der größten Bereitwilligkeit und dem ehrendſten Vertrauen eröffnet worden, und ich halte es für meine Pflicht, meinen Dank dafür hier öffentlich auszuſprechen. Bei Herrn Director Dr. Schmid findet ſich auch die bekannte Portraitſammlung Gleim's, welche bereits im Jahre 1846 von den Directoren und Vorſtehern der Gleim'ſchen Stiftung demſelben für eine künftige Aula des Domgymnaſii übergeben worden war. Nähern Aufſchluß über dieſe Verhältniſſe geben die Oſterprogramme des Domgymnaſii 1847, 1848 u. 1849.

**) Die zweihundert Sinngedichte, welche Logau zuerſt, wahrſcheinlich 1638, herausgegeben hatte, fand Leſſing erſt 1761 auf der Magdalenenbibliothek in Breslau auf (XII. 148). Das Exemplar, welches Leſſing ſelbſt für das einzige hielt, ging durch die Schuld eines jungen Kleiſt, der es Leſſingen von Ramler, welchem er es geſchickt hatte, wiederbringen ſollte, verloren; in ſeinem letzten Briefe an den Münzdirector ſchreibt

Hülfe gekommen sein, wo sie ihn allzuweit unter seiner eigenen reinen Leichtigkeit fanden, und auch alsdann soll's im Geiste seiner eigenen Sprache geschehen sein. Wie nun diesen Grundsätzen die Herausgeber des Logau treu geblieben und wie sie dieselben im Einzelnen ausgelegt, ist freilich schon darum schwer zu sagen, weil sie nicht etwa die Epigramme, welche ihnen der Aufbewahrung würdig schienen, in der ursprünglichen Reihefolge, mit Auslassung der verworfenen, haben abdrucken lassen, sondern dieselben auf die bunteste Weise durcheinandergeworfen haben, so daß eine parallele Gegenüberstellung der 3553 Logau'schen, zu denen noch einige Gedichte ohne Nummern kommen, mit den 1304 Lessingischen eine Sisyphusarbeit sein würde *). Es wird sich nicht leugnen lassen, daß bisweilen das Aeltere besser ist als die Erneuerung, z. B.

Uebereiltes Freien.

Leicht ist Liebe zu bekommen,
Leicht ist auch ein Weib genommen,
Die bekommen bald zur Stund',
Das genommen ohne Grund,
Heißt zur Reue die bekommen,
Heißt zur Strafe das genommen.
Buch I. Nro. 28.

Leichte fällt es, Lieb' bekummen,
Leichte fällt's, ein Weib genummen,
Lieb' bekummen bald zur Stunde,
Gar genummen ohne Grunde,
Heißt zur Reue Lieb' bekummen,
Heißt zur Strafe gar genummen.
I. 6. 17.

Doch wenn nun einmal erneuert werden und die provinzielle Form verschwinden sollte, so mag ein solches Umsetzen des einfachen volksthümlichen Ausdrucks in ein logisches Spiel mit Pronominibus demonstrativis immerhin das consequenteste Verfahren gewesen sein, und dann und wann mochte es auch wohl einmal etwas auszumerzen geben, was ganz und gar nicht volksthümlich war,

---

Lessing (XII. 539), daß er dem Rector Klos auf der Messe ein Exemplar übersenden wolle, das er dort einer Bibliothek noch schuldig sei; dieses ist aber nicht in Breslau eingetroffen; der Katalog bemerkt bei dem Buche „alter Defect"

*) Zur Probe zugleich der Durcheinanderwürfelung und der vorgenommenen Veränderungen mögen die ersten funfzehn dienen. Erstes Buch Nr. 1 bei Lessing und Ramler; bei Logau Erstes Tausend, sechstes Hundert Nr. 30. letzte Zeile, abgeschieden — Logau: recht beschieden. Nr. 2. Log. II. 4. 34. jetzo — Log. jetzund. Nr. 3. Log. I. 5. 61. Z. 2. Wuchs Gras und Blum hervor, war gleich die Gegend wüste — Log. Wuchs Gras und Blumen auf, obgleich der Ort war wüste. Z. 3. gieng — Log. zoh. Z 4. jeder — Log. aller Nr. 4. Log. II. 6. 4. ohne Variante. Nr. 5. Log. I. 3. 81. o. V. Nr. 6. Log. I. 8. 63. o. V. Nr. 7. Log. I. 1. 22. hät — Log. hat. Nr. 8. Log. III. 8. 87. — die zweite Zeile heißt bei Log. Indiens saugt Gold: was Leute hetten gerne diese Kost. Nr. 9. Log. II. 1. 24. o. V. Nr. 10. Log I. 4. 60 Z. 4. vor — L. für. Z. 8. 9. fliehst, siehst — L. fliehest, siehest. Nr. 11. Log. I. 1. 27. o. V. Nr. 12. Log. I. 2. 15. o. V. Nr. 13. Log. I. 1. 45. Z. 1. gewährt — L. gewehret. Z. 2. kannst und magst verlangen — L. dir nur kannst erdencken. Z. 3. begehrt — L. begehret. Z. 4. hangen — L. hencken. Nr. 14. Log. I. 2. 8. Z. 2 er nicht sein Weib gemisset — L. daß er sein Weib nicht misset. Nr. 15. Log. I. 1. 71. Z. 4. nach — L. noch — vielleicht bei Lessing nur ein Druckfehler. Von Abweichungen in der Interpunction habe ich abgesehen. — Der Recensent in den Göttinger gel. Anzeigen den 27. Oct. 1759 meint doch, er wisse so viel Werth, wie die Herausgeber, auf Logau nicht zu legen. „Wenn sich unser Geschmack nicht durch das zum Theil veralterte Deutsch bekriegen läßt, so ist er nicht so kurz, stehet bei einer Satyre nicht völlig so unschuldig aus, und ist darin nicht so unerwartet, daß er durch Sinngedichte hinlänglich vergnügen könnte." Dem Wörterbuch wird Anerkennung gezollt, doch fehle Manches, z. B. 9, 27, finanzen für listig betriegen.

z. B. einen Zucker-Frühling, der zur Familie der Hofmannswaldauiſchen Zuckercompoſitionen gehört, auf welche Vilmar in ſeinen Vorleſungen über Geſchichte der deutſchen Litteratur 2. Ausg. S. 423 hingedeutet hat. „Wie groß unſere Hochachtung für dieſe ſeine alte Sprache iſt," ſetzt übrigens die Vorrede hinzu, „wird man aus unſern Anmerkungen darüber, die wir in Geſtalt eines Wörterbuchs dem Werke beigefügt haben, deutlich genug erkennen." Und hier liegt das Hauptverdienſt des Unternehmens. „Aehnliche Wörterbücher," ſetzen ſie hinzu, „über alle unſere guten Schriftſteller, werden ohne Zweifel der erſte nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unſerer Sprache ſein. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigſtens zeigen wollen." In der That iſt dieſes Wörterbuch — es bezieht ſich nicht blos auf die von Ramler und Leſſing herausgegebene Auswahl von Epigrammen, ſondern auf die urſprüngliche Sammlung, weshalb auch nach den Nummern derſelben citirt wird — für jene Zeit eine anerkennenswerthe Leiſtung. Es mag ſein, daß Leſſing ſein oben angeführtes Urtheil über die Gloſſarien der Schweizer zu den von ihnen herausgegebenen mitteldeutſchen Gedichten inſofern nicht hätte gut machen können, als er wohl ſchwerlich die Kenntniſſe beſeſſen hätte, eben dieſes Material gründlicher zu behandeln, aber es wird ſich nicht ableugnen laſſen, daß er den Stoff, welcher ihm hier vorliegt, nach einer beſſeren Methode behandelt, als ſie den Schweizern zu Gebote geſtanden hat. Dieſe Letztern haben keine andere Abſicht, als den modernen Leſer nur eben in den Stand zu ſetzen, die Gedichte zu leſen, und ſo iſt nicht nur das Gloſſarium zu den Proben 1748 eine bloße Erklärung dunkler Wörter ohne alle Belege — denn zu den Fabeln 1757 werden einige Parallelſtellen und ſonſtige Nachweiſungen gegeben — ſondern das Gloſſarium zu der Klage iſt nicht einmal alphabetiſch geordnet, ſondern erklärt nach der Folge der Seiten das dem modernen Leſer Fremdartige nach Art der Noten in modum Minelli. Dagegen verfährt Leſſing's Wörterbuch zum Logau nach wiſſenſchaftlichen Geſichtspuncten; er ſucht hier zum Theil für ſeinen Schriftſteller ſchon zu leiſten, was die Schweizer für die ihrigen nur erſt als Aufgabe hingeſtellt hatten. Es heißt nämlich in der Vorrede zum zweiten Bande der Minneſänger: nachdem nun einige anſehnliche Reſte der ſchwäbiſchen Poeſie vorlägen, ſtehe fähigen Köpfen der Weg offen, mannichfaltigen Gebrauch davon zu machen. „Wenn man uns hörte, ſo wollten wir einem ſolchen auftragen, die Wörter zu ſammeln, die nur ſehr wenige Male in dieſen Poeten vorkommen, und ſie in ihrer Verbindung, in welcher ſie daſtehen, zu liefern. Er könnte zugleich ein anderes Verzeichniß von Wörtern machen, die von guter Art, bequem, bedeutend und beſtimmt wären, und abgegangen ſind, ohne daß ſie mit gleich geſchickten wären erſetzet worden, eine Liſte anderer, die zwar in ihren Buchſtaben noch bekannt ſind und noch gebraucht werden, aber deren erſte Bedeutung vergeſſen oder mit Nebenbegriffen verändert iſt; ferner eine von Wörtern, die wegen einiger Aehnlichkeit des Tones mit andern ihr Gebürecht verloren haben und mit dieſen vermiſcht worden ſind, nebſt einem Auszuge von ſolchen, die durch die Buchſtabierart ein ſo verſchiedenes Anſehen gewonnen haben, daß man eins derſelben für zwei, drei und mehrere genommen und gegeben hat" u. ſ. w. Alle dieſe Puncte wird man in Leſſing's und Ramler's Wörterbuche berückſichtigt finden, und zwar mit Hinweiſungen auf das Heldenbuch, die ſogenannten Fabeln der Minneſänger und allerlei ältere und neuere Schriftſteller, wobei auch die lutheriſche Bibelüberſetzung vorkommt;

auch werden die Schweizer gelobt, daß ſich in ihren Werken manche gute alte Wörter fänden, die im übrigen Deutſchland verloren gegangen ſeien, und auf ſolche überall hingewieſen, ſo daß alſo Leſſingen auch hier der Ruhm bleibt, was er vorgefunden, mit Einſicht aufgegriffen und nach dem Maaße jener Zeit um ein nicht Unbedeutendes weiter geführt zu haben.

Die Ausgabe des Logau war nicht der einzige Plan, welchen Leſſing und Ramler gemeinſchaftlich auszuführen beabſichtigten. „Sie haben es errathen", ſchreibt der erſtere am 8. Julius 1758, „Herr Ramler und ich machen Projecte über Projecte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie ſollen erſtaunen, was wir alles werden geſchrieben haben." Mit einer Sammlung auserleſener Epigramme, zu welcher auch Gleim ſowohl ſeine eigenen, als auch was er aus der älteren Litteratur von dieſer Gattung beſaß, beiſteuern ſollte, mag es für diesmal eben auf die Ausgabe des Logau hinausgelaufen ſein. „Sobald wir aber mit unſerm Logau fertig ſind", heißt es den letzten März 1759, „ſoll es mit vereinten Kräften über den Tſchernig hergehen. Und Sie werden es ſich ſchwerlich träumen laſſen, was wir auch ſonſt noch für ein großes Project haben. Wir werden Sie auch mit anſpannen." Tſchernig kommt in Ramler's Sammlung der beſten Sinngedichte deutſcher Poeten 1766 vor — Leſſing hatte jedenfalls eine Ausgabe wie die vom Logau beabſichtigt; — welches das große Unternehmen geweſen, bei welchem auch Gleim mitwirken ſollte, iſt ſchwer zu ſagen; vielleicht ein deutſches Wörterbuch; vielleicht aber auch, da Leſſing ſpäter (VI. 275) die ſchulmeiſterliche Willkür, welche ſich Ramler mit den Gedichten Anderer erlaubte, zu vertheidigen ſuchte, ein Buch nach Art der Blumenleſe, welche der letztere herausgegeben hat.

Vielleicht iſt dieſe Beſchäftigung mit älterer deutſcher Litteratur nicht ohne Einfluß darauf geweſen, daß eine kritiſche Zeitſchrift, welche Leſſing um dieſe Zeit gründete, und die vielleicht von allen ſeinen litterariſchen Unternehmungen diejenige iſt, welche die bedeutendſte Wirkung ausgeübt hat, ausdrücklich auf die Beſprechung deutſcher, das heißt, wie wenigſtens Leſſing dies mit einer einzigen Ausnahme, die ſich aber gerade vom Standpuncte der Deutſchheit aus vollkommen rechtfertigt, verſtanden hat, in deutſcher Sprache geſchriebener Bücher beſchränkt wird.

Kurz vor Michaelis 1758 ſtarb der ältere Bruder Nicolai's, welcher die Buchhandlung des Vaters fortgeführt hatte. Nicolai, welcher ſich ſeit anderthalb Jahren ganz von derſelben zurückgezogen und mit einem ſehr mäßigen Einkommen den Wiſſenſchaften zu leben beabſichtigt hatte, ſah ſich dadurch genöthigt, zu ſeinem früheren Berufe zurückzukehren. Hiervon war die natürliche Folge, daß er die Redaction der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte abzugeben ſuchte, denn theils mochte er für jetzt zu litterariſchen Arbeiten wirklich keine Zeit haben — er müſſe den ganzen Tag im Laden ſein, ſagt er in einem handſchriftlichen Briefe an Uz, und ſechzehn Wochen vergingen ihm jährlich mit Reiſen nach Leipzig und Danzig, wo er damals eine Commandite hatte — theils mußte er finden, daß es für einen Buchhändler eine ſeltſame Stellung ſein würde, eine in fremdem Verlage erſcheinende Zeitſchrift zu redigiren. „Inzwiſchen", fährt der Brief an Uz fort, „ſoll die Bibliothek fortgeſetzt werden. Es verlangen dieſes ſo viele rechtſchaffene Leute, worunter

Ew. Hochedelgeboren, Hr. v. Hagedorn*) in Dresden, Hr. Rabener, Hr. Leſſing, Hr. Weiße die vornehmſten ſind.“ Allerdings wäre es nicht zu verantworten geweſen, wenn man den den Gottſchedianern und Schweizern zugleich abgewonnenen Boden hätte wieder aufgeben wollen. „Wir ſind alſo darauf verfallen, Hrn. Weiße die Direction zu übertragen“, welcher bereits Leſſing's Stelle bei Beſorgung des Druckes vertrat. „Ich erſuche Ew. Hochedelgeboren bei demſelben alles anzuwenden, daß er ſolche annehme, Hr. Weiße wird wohl einige gute Freunde zu Mitarbeitern finden. Hr. Leſſing will zu jedem Stück zwei Recenſionen machen, Hr. Moſes und ich wollen auch liefern was wir können, Hr. v. Hagedorn wird Beiträge zu dem Artikel von der Malerei liefern, und wir ſchmeicheln uns, daß uns Ew. Hochedelgeboren Ihre Beiträge gleichfalls nicht verſagen werden.“ Weiße ſchwankte zwar eine Zeitlang (Selbſtbiogr. S. 52), und in der Zwiſchenzeit wurde die Redaction Uzen angeboten, der ſie aber, nach einem Briefe Nicolai's an ihn, ablehnte, dann ſchlägt Weiße Sulzer vor (9. Dec. 1758), endlich entſchloß ſich Weiße zur Uebernahme**), und da er für den erſten Band, welchen er beſorgte, den fünften, ſogleich mehrere Aufſätze von Winkelmann gewann, und auch Hagedorn ihm redlich Wort hielt — ich habe ſchon einmal erwähnt, daß mehrere Abſchnitte aus den Betrachtungen über die Malerei zuerſt in der Bibliothek erſchienen ſind — ſo werden die Leſer gewiß keine Veranlaſſung gehabt haben, die Bemerkung zu machen, daß die Zeitſchrift im Sinken begriffen ſei.

Indeſſen der Friedrich Nicolai von 1758 hätte nun auch gar nicht den geſten Keim zu dem Nicolai der ſpätern Jahrzehende in ſich tragen müſſen, wenn er es hätte über's Herz bringen können, das Heft ſo gänzlich aus den Händen zu geben, und dem Einfluß auf die deutſche Litteratur, den er ſo eben gewonnen, wieder vollkommen zu entſagen. Er konnte nicht eine Zeitſchrift in fremden Verlage redigiren, aber warum ſollte er nicht ſelbſt eine Zeitſchrift haben verlegen können, die ungefähr in ſeinem Sinne redigirt wurde? Und wirklich hatte er, um den guten Weiße zu kleiden, mit vielem Edelmuth den alten Rock vom Leibe gezogen — als er ſchon einen beſſeren im Schranke hängen hatte. „Wie groß aber war ſeine Verwunderung“, erzählt Weiße S. 52 von ſich ſelber, „als, ehe noch das Manuſcript zum zweiten Stück des vierten Bandes von Berlin angekommen war, und eben die erſten Vorſchritte zur Herausgabe des fünften Bandes geſchehen waren, Nicolai mit dem Eintritt des Jahres 1759 die Litteraturbriefe herauszugeben anfing. Dieſe mußten Weißen anfangs als die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften unter einen veränderten Titel und in einem neuen Verlage erſcheinen, und er mußte Verdacht gegen Nicolai's

*) Hagedorn ſchreibt an Nicolai d. 15. Decbr. 1758, da ihm dieſer den Tod ſeines Bruders mitgetheilt: „Ich beklage das Schickſal der Bibliothek, wenn Sie davon abgehen. Ihre Einſicht und großer Eifer wird ſchwertich bei einem andern anzutreffen ſein. Bedürften Sie aber einen Aufſeher außer Leipzig zu ſuchen, da dort der Herr Leſſing lebt, dem ich mich zu empfehlen bitte“

**) d. 6. Jan. 1759: „Ich ſehe wohl, Sie haben kein Mitleid mit mir, ich ſoll und muß die Bibliothek übernehmen.... Nichts kommt mir ſo läſtig vor, als daß Leſſing bei altem was heilig iſt, zwei Recenſionen verſprach; bei was muß er denn damals geſchworen haben, als er die theatraliſche Bibliothek verſprach.“ Auch am 25. Juni ſoll er noch die Recenſionen ſchicken und ſchreiben.

Redlichkeit schöpfen, den er ihm auch zu eröffnen kein Bedenken trug. Und kaum konnte ihn dieser durch die Betheurung einigermaßen beruhigen, daß die Litteraturbriefe sich niemals in eine weitläufige Beurtheilung witziger Schriften einlassen, daß ihr Gegenstand nie die schönen Wissenschaften allein sein würden" u. s. w.

Für uns ist der Name der Litteraturbriefe mit dem Namen Lessing's unzertrennlich verbunden, aber so ist es nicht immer gewesen; wem es um ein treues Bild von den litterarischen Zuständen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu thun ist, der wird sich kaum irgend etwas so ernstlich einprägen müssen, als daß man über die Verfasser dieser Zeitschrift und wie es sich überhaupt mit ihr verhalte, Jahrzehende lang ganz im Unklaren gewesen ist; eine gewisse Richtung in der Litteratur, auf deren Geschichte und Befehdung durch Nicolai und Lessing ich späterhin genau werde eingehen müssen, ist nur hieraus zu verstehen. Man liebte damals die Anonymität; wie Gleim nicht als Verfasser der Kriegslieder, Weiße nicht als Verfasser der scherzhaften Lieder genannt sein wollte (XII. 118), der letztere nur unter der Bedingung die Redaction der Bibliothek der schönen Wissenschaften übernahm, daß weder sein Name genannt würde, noch die bisherigen Herausgeber sich nennten, und Nicolai, wie oben angeführt ist, im Ernste auf Lessing böse war, daß er ihn an Gellert verrathen, so will auch Lessing nicht für den Verfasser der Litteraturbriefe gelten, selbst nicht bei so nahen Bekannten, wie Gleim es damals für ihn war, er hat (14. Febr. 1759) diesem eine Abschrift von einem Gedichte Gleim's „mitgetheilt", und setzt dann hinzu — „ich sende ihnen hierbei diese Briefe, weil Sie sie verlangen. Aber wenn Sie glauben, daß ich der Verfasser davon bin, so thun Sie mir keinen Gefallen; es sind wohl einige Bolzen von mir darin, weiter aber auch nichts", und dann noch einmal in Bezug auf Ebert — „Ich wollte unterdessen nicht gern, daß er mich schlechterdings für den Verfasser der Briefe über die neueste Litteratur hielte, wie ich es denn auch eigentlich nicht bin"; selbst in einer öffentlichen Erklärung gegen Dusch in der Vorrede zu den Fabeln (V. 358), stellt er die Sache wenigstens sehr auf Schrauben; Dusch, sagt er, schreibe verschiedene Kritiken in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und den Litteraturbriefen auf seine Rechnung; die Verfasser der Bibliothek seien nunmehr genugsam bekannt, „und wenn," fährt Lessing fort, „diese, wie er selbst behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind, so kann ich gar nicht begreifen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt." Ebenso sagt Nicolai nicht nur in der Vorrede des Anhangs zum III. u. IV. Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften, „diese Briefe wurden mir ohne mein Zuthun von einem Gelehrten zum Drucke angeboten, der mit der Bibliothek nichts zu thun gehabt hat", sondern selbst in einem Privatbriefe an Uz vom 20. März begnügt er sich mit der lakonischen Aeußerung: „Ich arbeite nicht daran und meine Geschäfte erlauben es auch nicht, aber sie kommen von guter Hand." Und im 76. Litteraturbriefe, wo er die Zeitschrift gegen die Anfeindungen, die sie gefunden, vertheidigt, deutet er zwar das richtige Verhältniß an, aber doch nur auf negative Weise und mehr, um die unbescheidenen Rather irre zu führen. Das große Publikum, so wie diejenigen, welchen es allein auf die Sache ankam, beruhigten sich bei dieser Anonymität, wie denn die Göttinger gelehrten Anzeigen, welche die einzelnen Theile bald nach ihrem Erscheinen besprechen (15. März, 4. Octbr. 1759; 14. u. 16. Febr. 1760), und

vom vierten Theile lobend erwähnen, es zeige ſich hier eben die Abwechslung von Nachrichten aus den ſchönen Wiſſenſchaften und der ernſthaften Gelehrſamkeit mit eben der Gründlichkeit und Lebhaftigkeit im Urtheilen verbunden, welche ſchon an den vorhergehenden Theilen gelobt worden ſeien, nach dem Verfaſſer gar nicht fragen. Anders war es freilich, wo die litterariſche Parteiſucht danach ſuchte, wie ſie Nicolai oder Leſſing etwas anhängen könnte. Gottſched wollte (im Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit 1760 Heft II) erfahren haben, die Briefe über die neueſte Litteratur mache der Verfaſſer der Miß Sara Sampſon, hatte aber dafür nur ſo ganz innerliche Gründe anzuführen, daß Leſſing ſich getraute (Zuſatz zum 51. Litteraturbriefe), mit demſelben Rechte zu beweiſen, der Herr Profeſſor ſei der wahre Verfaſſer des Candide; wie Leſſing mit den Klopſtockianern zuſammen geräth, haben dieſe ſogleich ausgegattert, daß dem Verfaſſer der Litteraturbriefe allenfalls mit einer Spötterei über Leſſing's Fabeln beizukommen ſei (VI. 261), dagegen hielt ſich Duſch darüber auf, wie in den Litteraturbriefen bisweilen ſo ganz anders geurtheilt werde, als in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, da ſie doch beide von Nicolai herrührten — wogegen eben die oben angeführte Erklärung von Nicolai im zweiten Anhange zu derſelben gerichtet iſt — und die litterariſche Klatſcherei der Klotziſchen Schule machte ſich ein eignes Geſchäft daraus, Leſſing durch Ausmittelung ſeiner Beiträge in Verlegenheit zu ſetzen, z. B. Klotz Bibliothek III. 383: „Zugleich lernt man" — aus den Zuſätzen zur Theorie der Poeſie von Chr. H. Schmid — „Herrn Leſſing als den Verfaſſer einiger Aufſätze kennen, zu denen er ſich wohl nicht ſo gar gern bekennen möchte. In den Litteraturbriefen ſollen viele einſeitige und dictatoriſche Urtheile und ſehr viele Schnurren... von ihm herrühren. Merkwürdig bleibt es bei dem Allen, daß nach Herrn Schmid's Verſicherung, Herr Leſſing nicht allein Bodmer's leſſing'ſche Fabeln, ſondern auch ſeine Fabeln in eigner hoher Perſon ſelbſt beurtheilt hat" u. ſ. w.

Erſt nach Leſſing's Tode ward dieſe Angelegenheit aufgeklärt. Im deutſchen Muſeum 1782 (S. 79) findet ſich ein Aufſatz über dieſelbe, welcher davon ausgeht, man habe zuweilen öffentlich geſagt, wie noch kürzlich in den Charakteren der deutſchen Dichter geſchehen, und es ſei auch von Vielen als ausgemacht angenommen worden, daß Nicolai der erſte und eigentliche Urheber der Litteraturbriefe ſei. Dann werden einige der Zeichen erklärt, und daraus der Schluß gezogen, daß Leſſing der erſte und wahre Urheber der Briefe ſei, die ſoviel Aufſehen gemacht und ſo viel Einfluß gehabt haben. „Von ihm alſo iſt der Titel, von ihm die Einleitung und folglich die ganze Idee, daß ſie an einen verwundeten Officier geſchrieben wären, von ihm ſind die erſten neunzehn Briefe, den ſechsten ausgenommen, von ihm iſt der leichte gefallende Ton, von ihm ſind faſt alle die Briefe, welche dieſe Schrift damals am meiſten furchtbar und auszeichnend gemacht haben." Dieſes veranlaßte Nicolai, welcher der Meinung war, der Aufſatz rühre von dem Verfaſſer des Aufſatzes über Leſſing im deutſchen Merkur (October 1781) her, nämlich Herder, welchem er allein die Zeichen in den Litteraturbriefen erklärt habe*) — er rührt nach Angabe Gö-

*) Dem wird in einem zweiten Aufſatze im deutſchen Muſeum 1783 Bd. II. S. 45 ausdrücklich widerſprochen; die Zeichen ſeien aus einem Briefe Nicolai's, der aber nicht an Herder gerichtet geweſen; auch Herder erklärt in den Anmerkungen zum Wie-

kingk's in Fr. Nicolai's Leben und Nachlaß 1820 von Rehberg her — im Götting'schen Magazin 1782 1. Thl., einen Bericht über die Gründung der Litteraturbriefe veröffentlichen: „Die damaligen Journale", sagt er, „waren fast alle frostig, seicht, parteiisch, voll Complimente. Der Gedanke, daß man ein besseres schreiben sollte, worin besonders die Wahrheit deutlich herausgesagt würde, war ganz natürlich, um so mehr, weil die Bibliothek der schönen Wissenschaften damals aufhören sollte. Oft hieß es unter uns zum Scherze: Man dürfte ja nur schreiben, was wir so oft sagen. Indessen war noch von keinem von uns daran gedacht dieses Vorhaben auszuführen. Im November 1758 war ich einmal mit Lessing zusammen, als auf eine damals neu herausgekommene Schrift eines noch lebenden Autors die Rede kam. Wir hatten mancherlei daran auszusetzen. Ich weiß nicht mehr, wer von uns beiden wieder das zu schreibende Journal, von dem wir mehrmals gesprochen hatten, aufs Tapet brachte. Diesmal redeten wir doch ernstlicher davon, denn wir betrachteten die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit, welche wenigen Verfassern bald zu beschwerlich wird, wovon ich schon bei der Bibliothek der schönen Wissenschaften die Erfahrung hatte. Wir kamen überein, daß wir ein solches Werk nicht ausführen konnten, und doch wünschten wir, es möchte ausgeführt werden. Endlich fiel mir ein: Wir haben so oft gesagt, man solle schreiben, was wir sagen. Wir wollen also in Briefen niederschreiben, was wir in unsern täglichen Unterredungen sagen, wollen uns keinen bestimmten Zweck vorstellen, wollen anfangen, wenn es uns gefällt, aufhören, wenn es uns gefällt, reden, wovon es uns gefällt — gerade so, wie wir es machen, wenn wir zusammen plaudern. Dieser Vorschlag gefiel Lessingen, und er ward auf der Stelle näher bestimmt. Der damalige Krieg spannte Alles mit Enthusiasmus an. Um also doch etwas einigermaßen vollständiges zu haben, und sich nicht auf ein zu großes Feld einzulassen, ward beschlossen, die Litteratur seit dem Anfange des Krieges zu übersehen, und diese Uebersicht bis zum Frieden forzusetzen, den man damals nicht weit entfernt glaubte. Das war kein allzu weitläuftiges Unternehmen, wir glaubten es ausführen und das Ende absehen zu können. Freilich wurden wir dadurch nachher weiter geführt. Der Gedanke an einen verwundeten Officier zu schreiben, gehört ganz Lessingen zu; „denn", sagte er, „wie leicht kann Kleist verwundet werden, so sollen die Briefe an ihn gerichtet sein." Nicolai setzt hinzu, er habe, als Lessing nach Breslau abgegangen, die Möglichkeit der Fortsetzung nicht eingesehen, und es endigen wollen, Moses aber habe ihn ermuntert es fortzusetzen, wo sie sich denn mit Abbt verbunden. Später wird dieser Aufsatz im 26. Theile der Lessing'schen Werke 1794 wieder abgedruckt, mit Anmerkungen, welche — jetzt erst — die Zeichen der Mitarbeiter vollständig erklären.*)

---

derabdruck seines Aufsatzes in den zerstreuten Blättern II. S. 392 u. 394, er habe an dem Aufsatze im deutschen Museum, so wie an allen andern Notizen über diesen Gegenstand keinen Antheil.

*) Nach Nicolai's Angabe (Lessing's Werke, Bd. 26. 1794. S. XXII.) wären Lessing's Zeichen A. E. Fll. G. L. O U., und außerdem rührte der 43 und 44. Brief von ihm her, die ohne Unterschrift sind. Aber ein mit U unterzeichneter Brief findet sich in der ganzen Sammlung der Litteraturbriefe nicht! Die übrigen Zeichen vertheilen sich wie folgt: bis zum 36. Briefe unterschreibt Lessing Fll — was nach einem Briefe von

Nimmt man zu dieſen Aeußerungen die Erklärung Göckingk's in Fr. Nicolai's Leben und Nachlaß S. 24, er könne aus Nicolai's Papieren noch Folgendes hinzuſetzen: „Leſſing war der erſte, der die Idee zu dieſem Werke hatte; er wollte auch das Meiſte machen. Die Schreibart war eigentlich die ſeinige. M. Mendelsſohn, Nicolai und hernach Abbt nahmen nur die äußere Form davon an, und jeder ſchrieb ſeinem eigenen Charakter gemäß. Moſes verſprach am Anfange nur die philoſophiſchen Briefe zu liefern; Nicolai aber verband ſich zu nichts, als daß er, wenn es an Manuſcript fehlen ſollte, etwas zur Ausfüllung machen wolle. In den erſten Theilen hat er auch nicht mehr gethan", ſo wird es weiter keines Beweiſes bedürfen, daß die Litteraturbriefe, ſo weit Leſſing ſich weſentlich an ihnen betheiligt, das heißt, bis zum Ende des ſechsten Theiles, als ſein Werk betrachtet werden müſſen, und daß die allgemeine Wirkung, welche ſie gethan, die Umwälzung, welche ſie hervorgebracht, auf ſeine Rechnung zu ſetzen ſei. Nicolai hatte dies auch ſchon in den Litteraturbriefen ſelbſt eingeräumt, als er (Br. 74 Thl. IV. 404) denjenigen gegenüber, welche ihre Verfaſſer für durchaus identiſch mit denen der Bibliothek anſahen, darauf hinwies, daß die Denkungsart in beiden Zeitſchriften häufig eine ganz verſchiedene ſei.

Es iſt eine ſpaßhafte Geſchichte, in welcher Weiſe ſchon vor mehr als Jahresfriſt an Leſſing die Aufforderung zur Gründung einer ähnlichen Zeitſchrift ergangen war. Sulzer, welcher ſich, wie ſchon oben angedeutet worden, nun einmal in den Kopf geſetzt hatte, Leſſing zu protegiren, ſchreibt in einem Briefe an Kleiſt vom 22. Mai 1757*), der Leſſingen ſicherlich zu Geſicht gekommen iſt, wie folgt: „Es jammert mich recht, daß ein Mann wie Leſſing noch um ſeine Verſorgung ſoll bekümmert ſein u. ſ. w. Aber ich ſtehe in der Meinung, daß es für ihn leicht würde, ſich hier durch die Feder ein gewiſſes, ſehr ſolides Etabliſſement zu verſchaffen. Ich habe ſchon lange die Idee einer Art gelehrten Zeitung, die aber anders als alle andern wäre, wodurch ein Beträchtliches könnte erworben werden. Ich hätte große Luſt, den Ton der Superiorität über die andern Deutſchen anzunehmen, der dem nicht

---

Mendelsſohn an Hamann vom 2. März 1762 Fabullus heißen ſollte — Br. 36 trägt die Unterſchrift L., Br. 39 E, der eine bloße Fortſetzung von 39 iſt, hat gar keine Unterſchrift, vom 41. an findet ſich bei Leſſing's Briefen nur die Unterſchrift G., ausgenommen Br. 51, welcher E., Br. 65, welcher O. und Br. 77, welcher A. hat, doch ſcheint es gar nicht die Abſicht geweſen zu ſein, mit der Mehrheit der Buchſtaben die Vorſtellung zu erwecken, als rührten die Briefe von ebenſo vielen verſchiedenen Verfaſſern her, wenigſtens identificirt ſich Leſſing im 111. Briefe mit dem Verfaſſer des 51. gänzlich. Außerdem hat Lachmann für Leſſing mit Recht noch ein Stück aus dem 233. Briefe in Anſpruch genommen, welches ausdrücklich auf „Herrn G" zurückgeführt wird; dieſer Brief iſt einer von denjenigen, welche Mendelsſohn nach einem Briefe an Abbt vom 16. Februar 1765 „mit Fll bezeichnet, Buchſtaben die Anfangs *** eigen waren", womit Nicolai's übereinſtimmt. Wenn Mendelsſohn am angeführten Orte ſagt: „wir haben unſere Zeichen öfters verwechſelt", ſo dürfte dies nur von dieſem Falle zu verſtehen ſein, wenigſtens führt Nicolai kein weiteres Beiſpiel an; im 10. und 11. Briefe ſagt Leſſing bei Gelegenheit gewiſſer philoſophiſcher Aeußerungen, es rede hier ſein Freund D. aus ihm; das wäre alſo ein Verhältniß, wie in „Pope der Metaphyſiker."

*) Der Brief ſteht in den Briefen der Schweizer S. 285 an falſcher Stelle, denn daß nicht etwa die Jahrzahl verdruckt iſt, wie ſonſt in dieſer Sammlung überaus oft, erhellt aus der Erwähnung von Kleiſt's Krankheit, die in ihr vorkommt.

unähnlich wäre, den die Franzoſen über andere annehmen. Dazu nun haben wir ſolche Männer wie Leſſing nöthig.“ Ein Pfiffikus in ſeinem Edelmuth, dieſer Sulzer, ſo ein mittelmäßiger Kopf er auch ſonſt geweſen ſein mag, aber Leſſing zog es nun vor, auf eigene Rechnung Superiorität zu üben.

Indeſſen findet die irrthümliche Annahme der Zeitgenoſſen, daß die Litteraturbriefe nichts als eine Fortſetzung der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ſeien, und von denſelben Verfaſſern herrührten, darin ihre Entſchuldigung, daß die erſteren ſelbſt, inſoweit und inſofern ſie von Leſſing herrührten, auf die letzteren oftmals zurückgehen, und die in ihr angeknüpften Fäden weiter ſpinnen, und ſelbſt einige in den letzten Stücken der Bibliothek befindliche Aufſätze auf die Litteraturbriefe hinweiſen.

Ein ſolches Verhältniß findet ſogleich bei der erſten Kritik in den Litteraturbriefen ſtatt, welche den erſten Band einer Ueberſetzung des Pope beſpricht, die wie ſich ſpäter fand (Vi. 94) von Duſch herrührte; bei ihr hat Leſſing mit Mendelsſohn, von welchem in den erſten und zweiten Hefte des vierten Bandes der Bibliothek eine Anzeige des erſten Bandes von Warton's essay on the writings and genius of Pope ſteht, auf ähnliche Weiſe zuſammengearbeitet, wie einſt bei Pope ein Metaphyſiker, nur mit dem Unterſchiede, daß die beiden Freunde ihre Bearbeitungen der verſchiedenen Theile der Aufgabe nicht in einem Werke vereinigen, ſondern an verſchiedenen Orten abdrucken laſſen. Mendelsſohn ſagt (Bibl. IV. 1. S. 501): „Es iſt wahr, die beſten proſaiſchen Ueberſetzungen eines Gedichtes ſind mit der umgekehrten Seite einer gewirkten Tapete zu vergleichen. Dieſe Vergleichung hat in Anſehung ſolcher Dichter, wie Boileau und Pope, die allergenaueſte Richtigkeit: denn ein großer Theil ihrer Verdienſte beſteht in der überaus reinem Diction und in dem vortrefflichen Wohlklange ihrer Verſe, und was kann hiervon in einer proſaiſchen Ueberſetzung übrig bleiben?“ Genau daſſelbe ſagt Leſſing im erſten Litteraturbriefe. „Und in Proſa hat er ihn überſetzt! Einen Dichter, deſſen großes, ich will nicht ſagen, größtes Verdienſt in dem war, was wir das Mechaniſche in der Poeſie nennen, deſſen ganze Weiſe dahin ging, den reichſten, triftigſten Sinn in die wenigſten wohlklingendſten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen ſolchen Dichter in Proſa überſetzen, heißt ihn ärger entſtellen, als man den Euklides entſtellen würde, wenn man ihn in Verſe überſetzte — ein Paar Stellen, die man vielleicht um ſo eher nebeneinander zu leſen ſich gefallen laſſen wird, da ſie den Gegenſatz von Mendelsſohn's und Leſſing's Styl, den man in jener Zeit nicht zu unterſcheiden wußte, auf ſchlagende Weiſe vor Augen ſtellt. Leſſing zählt nun eine Anzahl Ueberſetzungsfehler aus den erſten proſaiſchen Stücken der Sammlung von Pope's Werken auf, und ſetzt hinzu: „Urtheilen Sie, wie es tiefer hinein ausſehen mag.“ Als er dieſe Worte am 4. Januar 1759 drucken ließ, wird er gewiß gewußt haben, daß Mendelsſohn die Fortſetzung ſeiner Anzeige des essay im 2. Hefte, deſſen Vorrede vom 1. Mai 1759 datirt iſt, einen Bericht über jene Ueberſetzung voranſtellen würde, in welchem die Ueberſetzung der poetiſchen Werke durchgenommen und gezeigt wird, daß wenn, der frühern Bemerkung zufolge, dieſelbe überhaupt ein unmögliches Unternehmen geweſen, hier auch nicht einmal das geleiſtet ſei, was man von einer Ueberſetzung proſaiſcher Werke würde fordern müſſen.

Zu einem ähnlichen Ineinandergreifen der Litteraturbriefe und der Bi-

bliothek gab der ſo eben genannte Johann Jacob Duſch Veranlaſſung. Man hat ſich gewundert, warum dieſer allein in den Litteraturbriefen das Bad habe austragen müſſen, da doch noch ſo viel andere elende Scribenten dageweſen ſein werden*) und Leſſing ſelbſt ihm gar nicht alle Befähigung abſpricht, und es läßt ſich nicht leugnen, daß Leſſing's Polemik in den Augen desjenigen, welcher die Verhältniſſe nicht kennt, im 41, 42 und 77 Litteraturbriefe, welche ſich mit Duſch beſchäftigen, näher an's Gehäſſige zu ſtreifen ſcheinen muß, als ſonſt irgendwo. Aber eben die Verhältniſſe rechtfertigen auch hier Alles.

Wenn man bei Leſſing's erſtem Auftreten von irgend einem Nebenbuhler reden kann, den er gefunden habe, ſo muß man Duſch nennen. Denn die übrigen Dichter der jüngern Generation, hatten bereits in einer einzelnen Gattung einen beſtimmten Ruf und bildeten die geſchloſſenen Kreiſe der bremer Beiträger und halliſchen Schule; Duſch dagegen trat nicht nur in demſelben Augenblicke mit Leſſing hervor — mit einem einzelnen Werke 1751 und mit einer Sammlung ſeiner Schriften 1754 — ſondern die letzteren ſind auch eben ſo mannichfaltiger Art, wie Leſſing's poetiſche Verſuche, und wenn er immer mehr auf die Engländer zurückging — eine Richtung, der er ſein ganzes Leben hindurch treu geblieben iſt — und gerade bei Gelegenheit ſeiner die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (I. S. 68) die oft wiederholte Bemerkung macht, es thue ſich zwiſchen Schweizern und Gottſchedianern eine eklektiſche Richtung auf, die gleichſam weder Whigs noch Tories ſei, ſo ſtand er damit von vorn herein gewiß auf gleichem Boden mit Leſſing. Wirklich ſind auch ſeine Schriften für jene Zeit gar bedeutend, beſonders iſt ſeine Proſa, wo er nicht malen will, ſo gewandt und treffend, wie außer der Leſſingiſchen keine. Allein er ging einen andern Weg als Leſſing, er verſäumte, ſich durch ernſtere Studien fortzubilden, und der Beifall den er fand, machte ihn zum Belletriſten und Vielſchreiber. Dieß ward ihm in der ſo eben angeführten Recenſion ſeiner Drei Gedichte u. ſ. w. 1756 bemerkbar gemacht; jene Dichter, heißt es hier, ſeien leider zu flüchtig, Zachariä ſei in ſeinen Tageszeiten geſunken, und Duſch habe wenigſtens hier gegen ſeine vermiſchten Schriften keinen Fortſchritt gemacht. Ebenſo wird im zweiten Hefte des erſten Bandes S. 355 ſein Schooßhund 1756 und ſein Toupee dem Siege des Liebesgottes von Uz nachgeſetzt, und ihm vorgeworfen, daß er ſich hierin wiederhole und daß andere Gedichte zu unſelbſtſtändige Nachahmungen Popes ſeien. Schon dies maß ihn verdroſſen haben; ein Aufſatz im Hamburger Correſpondenten gegen die Bibliothek, auf welchen die Verfaſſer derſelben im zweiten Bande S. 436 antworten, ſcheint wenigſtens durch ihn veranlaßt worden zu ſein. Endlich wurden (III. S. 96) der erſte Band ſeiner Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sittenlehre 1757 wegen ihrer ſchwülſtigen Proſa getadelt — die Verfaſſer der Bibliothek wußten, wie ſie 398 erklären, nicht, von wem dieſes Buch herrühre — und S. 362 ſein Liebestempel 1757 beſprochen, wo ihm am Schluſſe geſagt wird, er werde auf dem deutſche Parnaſſe einſt eine rühmliche Stelle einnehmen können, wenn er ſeine Gedichte wohl über-

*) Franz Horn in ſeiner Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen ſeit Luther ſ. Bd. III. S. 135.

denken und damit nicht zu schnell in die Welt eilen werde. Jetzt gab Dusch seine vermischten kritischen und satirischen Schriften 1758 heraus, in denen er jedoch nicht Alles selbst verfaßt haben wollte. Er will sich hier gegen die Bibliothek der schönen Wissenschaften verantworten, nimmt aber die Wendung, auf Uz und Lessing loszuschlagen, mit denen die Verfasser der Bibliothek, wie er sagt, in besonderer Verbindung ständen. Eine Stelle aus dieser Schrift, in welcher er die Miß Sara angreift und Lessing den Beruf zum dramatischen Dichter abspricht, ist schon oben angeführt worden; außerdem ist besonders eine Abhandlung, die gegen Lessing's Kritik des Eingangs der Messiade gerichtet ist, merkwürdig. Hier wird Lessingen besonders die kleine Bosheit und Sophisterei in dem „unsterblicher Klopstock" aufgemutzt, das er nachher geändert hat (III. 312). Die Abhandlung schließt mit den Worten: „daß Herr Lessing diese Einwürfe einmal drucken ließ, war ihm zu vergeben; daß er sie aber für wichtig genug hält, sie in Form der Briefe zum zweitenmale in seinen kleinen Schriften drucken zu lassen, das war ein Zeichen, daß er sie so oft nicht überdachte als er sie drucken ließ."*) Hier war Lessing also der Angegriffene und zwar in einem Tone angegriffen, an den er nicht gewöhnt war, und da die Verfasser die Bibliothek, indem sie in einer Anzeige der satirischen Schriften (IV. S. 535) erklären, daß Lessing kein ordentlicher Mitarbeiter an derselben sei, und überdies eine Erklärung die ihnen Lessing zu kommen lasse, veröffentlichen, nämlich daß er nie ein Gedicht des Herrn Dusch beurtheilet habe, und auch niemals eins zu beurtheilen denke, doch zugleich aussprechen, übrigens möchten die dort angegriffenen Schriftsteller sich, wenn sie es für nöthig fänden, selbst vertheidigen, mußte Lessing nothwendig reden**). Das thut er nun in den Litteraturbriefen 41 und 42, und zwar nicht so, daß er sich mit ihm in Zänkereien einläßt, bei denen nichts hätte herauskommen können, sondern indem er ihn nun wirklich kritisirt, und ihm zu fühlen giebt, daß wenn er ihn in der That in der Bibliothek abgezüchtigt hätte, es mit so milden Geißelschlägen nicht abgethan gewesen wäre. Er nimmt eben die Schilderungen vor, von denen in der Bibliothek die Rede gewesen war. „Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der Bibliothek wider die Eintheilung des Werks überhaupt nichts erinnert haben." Und nun wird nicht nur die Lächerlichkeit hervorgehoben, daß hier die Monate geschildert werden sollen, wie Thomson die Jahreszeiten geschildert, da doch die Physiognomie der Natur so rasch nicht wechsele, daß sich von jedem Monat ein scharf abgegrenztes Bild entwerfen ließe, sondern es wird auch dem Uebersetzer des Pope vorgerückt, daß eben diesen Tadel Pope selbst gegen Spenser ausgesprochen, dann wird der Handschuh aufgenommen, den Dusch in andern Streitschriften hingeworfen, man möge ihm nur noch mehr Fehler in seiner Uebersetzung des Pope nachweisen u. s. w.;

---

*) Etwas ähnliches muß in den vermischten kritischen Briefen Rostock 1758 vorkommen, denn die Bibliothek der schönen Wissenschaft sagt Bd. IV. S 586: „Der zweite bis fünfte Brief beurtheilet Lessing's Kritik der Anfangszeiten des Messias und eben desselben Versuch einer lateinischen Uebersetzung dieses Gedichts. Eben die Ursache, warum wir von einer ähnlichen Beurtheilung soeben stillschweigen müssen, machet, daß wir von dieser auch lieber stille schweigen wollen."

**) Uz hat in einem eigenem Schreiben über die Duschische Beurtheilung des Sieges des Liebesgottes geantwortet, die in seinen Werken 1772 Thl. 2. S. 155 steht.

im 77. Litteraturbriefe wird Duſch aus einem Mißverſtändniß des Virgil, das auch in den Schilderungen vorkommt, als der Verfaſſer einer ſchlechten Ueberſetzung der Georgica erkannt und demgemäß gezüchtigt. Ob Duſch erfahren, mit wem er es diesmal zu thun habe, kann ich nicht ſagen; aus der oben angeführten gegen ihn gerichteten Erklärung Nicolai's in der Vorrede zum Anhange zum dritten und vierten Bande der Bibliothek, welcher, zufolge der Vorrede zum vierten Bande, erſt Michaelis 1759 erſchienen iſt, hat er nun wieder umgekehrt Nicolai auch für den Verfaſſer der Litteraturbriefe gehalten. Uebrigens iſt Duſch eins der ſeltenen Beiſpiele in der Litteratur, das die Kritik wirklich gebeſſert hat. Er ſteht ſpäter 1764—1782 in einem Briefwechſel mit Nicolai, der noch handſchriftlich vorhanden iſt, und hat nach Beendigung der Litteraturbriefe eine Recenſion derſelben in den Hamburger Correſpondenten einrücken laſſen, die — ich habe ſie leider nicht aufſuchen können — keinen feindlichen Charakter getragen zu haben ſcheint. So giebt er auch 1764–1767 Briefe zur Bildung des Geſchmacks heraus, welche in der Form den Literaturbriefen nachgebildet ſind. Ja noch mehr. Leſſing hatte im einundvierzigſten Briefe geſagt, er könne denſelben nicht ſchließen, ohne feierlich dagegen zu proteſtiren, daß er von Duſch darum nun auch ganz und gar nichts halte. „Er könnte," ſagt er, „wirklich ein guter Schriftſteller geworden ſein, wenn er ſich in die ihm zukommende Sphäre hätte einſchließen wollen. Und dieſe haben ihm die Verfaſſer der Bibliothek deutlich genug angewieſen. Herr Duſch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu ſein, und ein Philoſoph zu ſein, nicht genug Scharfſinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beiden etwas, und ohngefähr gleich ſo viel, als dazu gehört ein erträgliches moraliſches Lehrgedicht zu machen. Dieſes mache er" u. ſ. w. Dies ließ ſich Duſch geſagt ſein, hatte er doch ſchon in der Vorrede zu den ſatiriſchen Schriften manches in der Bibliothek Geſagte anerkannt und ſogar, wie Leſſing (VI. 96) zu bemerken nicht vergißt, praktiſch angewandt; in der Vorrede zur Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Gedichte Bd. I. 1765 bekennt er nicht nur, daß ſeine Gedichte früher ſehr unvollkommen geweſen, tadelt ſie im einzelnen ſtrenge und ſagt, daß man auch jetzt noch in Betracht ziehen müſſe, daß er nicht neue Gedichte, ſondern verbeſſerte verſprochen habe, daß er mit der neuen Ausgabe nur wegen der vorigen Verzeihung erhalten wolle, daß er ſie nur drucken laſſe, um einer gedroheten gewiß weit ſchlechtern zuvorzukommen, ſondern citirt auch mehrere Stellen aus der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und den Litteraturbriefen, ja erklärt, daß die Stelle unter Haller und Withof, welche ihm die Verfaſſer der erſteren angewieſen, wenn er ſie verdiene, ſo rühmlich ſei, daß ſie auch wohl eine größere Eitelkeit befriedigen könnte, als er beſitze. Daher konnte denn auch Leſſing den Prolog und Epilog, die bei der Eröffnung des Hamburger Theaters den 22. April 1767 gehalten wurden und nach Schütz Hamb. Theatergeſchichte S. 341 von Duſch herrühren, in der Dramaturgie (V. S. 27) mit der Bemerkung abdrucken laſſen, ſie rührten von einem Dichter her, der es mehr als irgend ein anderer verſtehe, tiefſinnigen Verſtand mit Witz aufzuheitern und nachdenklichem Ernſte die gefällige Miene des Scherzes zu geben — was ihm freilich Klotz in ſeiner Bibliothek (III. S. 56) aufzumutzen nicht faul iſt — denn das iſt ja ungefähr die Definition des moraliſchen reflectirenden Gedichtes nach engliſcher Art, auf welches er Duſch beſchränkt hatte!

Schon aus dieſem Einen Beiſpiel einer Beſprechung eines Gegenſtandes, mit welchem die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ſich beſchäftigt hatte, in den Litteraturbriefen, ließe ſich über die Stellung, welche dieſe zu jener eingenommen, eine allgemeine Vermuthung aufſtellen: Leſſing ſucht offenbar ſeine Vorgänger auf eine gewiſſe Weiſe zu überbieten. Er ſpricht ſich auch ſelbſt über das Verhältniß der Litteraturbriefe zur Bibliothek in dieſem Sinne aus. Wenn in jenen überhaupt die Schriften, welche ſeit dem Ausbruche des Krieges erſchienen waren, beſprochen werden ſollten, ſo mußte auch von der Bibliothek ſelbſt irgend einmal die Rede ſein. Da ſchreibt nun Leſſing im ſechszehnten Briefe (VI. S. 39) ſeinem litteraten Officier, es freue ihn, daß ihm die Bibliothek in die Hände gekommen: er ſolle ſich in ſeiner guten Meinung von dieſem Werke nicht irre machen laſſen. Man habe ihm Tadelſucht vorgeworfen, und behaupte, der Kritiker müſſe nur die Schönheiten eines Werkes aufſuchen und die Fehler deſſelben eher bemänteln als tadeln. Das ſei falſch; die Güte eines Werkes beruhe darauf, daß es ein ſchönes Ganzes ausmache; nur wenn es in dieſer Beziehung untadelhaft ſei, müſſe der Kunſtrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abſtehen und das Werk ſo wie der Philoſoph die Welt betrachten, ſei aber ein vortreffliches Ganzes nicht vorhanden, ſo dürfe man um einzelner ſchöner Theile willen die ſonſtige Unvollkommenheit nicht überſehen — und daß dies die Verfaſſer der Bibliothek nur ſelten gethan hätten, darin beſtehe ihre ganze Strenge, „denn einigemal haben ſie es doch gethan', und mir ſind ſie noch lange nicht ſtreng genug." Er bittet ſich demzufolge die Erlaubniß aus, die Bibliothek ſeinen Briefen gleichſam zur Baſis machen und einiges in ihr anzeigen zu dürfen, womit er ſo vollkommen nicht zufrieden ſei.

Wirklich enthält eine ganze Reihe von Litteraturbriefen, ohne daß eben eine ſolche perſönliche Veranlaſſung wie bei Duſch vorgelegen hätte, nichts Anderes als eine Reviſion der in der Bibliothek gefällten Urtheile. Wieland's Empfindungen eines Chriſten (Br. 8) waren in der Bibliothek I. 2. S. 415, deſſelben Lady Johanna Gray (Br. 63. 64) ebendaſelbſt IV. 2 S. 785 beſprochen worden, von Baſedow (Br. 102 ff.) war II. 1. 57 die Rede geweſen ꝛc. Das berühmteſte Beiſpiel dieſer Art iſt das Urtheil über Gottſched: Leſſing ſchreibt im ſiebenzehnten Briefe: „Niemand, ſagen die Verfaſſer der Bibliothek (III. 1. S. 85), wird leugnen, daß die deutſche Schaubühne einen großen Theil ihrer erſten Verbeſſerung dem Herrn Profeſſor Gottſched zu danken habe. Ich bin dieſer Niemand, ich leugne es geradezu" — welche Worte ich, ſo wie das Materielle bei den übrigen Beiſpielen, weiterhin noch näher in Betrachtung ziehen werde.

Sehr lehrreich iſt für dieſes Verhältniß die Beziehung zweier Kritiken des Meſſias in den Litteraturbriefen (VI. 48) und in der Bibliothek (I. 2. 297) aufeinander, welche aus dem Briefwechſel, den Leſſing, als er noch in Leipzig war, mit ſeinen Berliner Freunden führte, hervorgeht. Die Kritik in der Bibliothek rührt von Nicolai her; Leſſing tadelt an ihr verſchiedene Puncte (XII. 88), unter anderm hatte Nicolai die Verſe:

> Feiert, es flamm' Anbetung der große, der Sabbath des Bundes
> Von den Sonnen zum Throne des Richters!

für völlig unverſtändlich erklärt — Mendelsſohn und er hatten (XIII. 77) lange über den Sinn nachgedacht, und keine Conſtruction in ihnen finden

können. Leſſing umſchreibt ihm den Sinn, auch macht er Nicolai aufmerkſam, daß ſchon lange in Kopenhagen eine Quartausgabe des Gedichtes erſchienen ſei, in welcher die erſten 5 Geſänge bedeutende Veränderungen erlitten hätten. Im nächſten Briefe forderte nun Nicolai Leſſing auf (XIII. 76) ein Sendſchreiben über ſeine Recenſion für die Bibliothek auszuarbeiten und demſelben einen Auszug aus jener Ausgabe einzuverleiben, und bald darauf (XIII. 88) ſpricht Mendelsſohn von einer Kritik des Meſſias als von einem Beitrage den Leſſing habe liefern wollen und nicht geliefert habe. Dieſes Sendſchreiben hat nun Leſſing nicht für die Bibliothek ausgearbeitet, ſondern es bildet den achtzehnten und neunzehnten Litteraturbrief, in welchen jene in dem Privatbriefe an Nicolai berührten Puncte ihre Erledigung und mehrere Bemerkungen deſſelben an ſich wörtlich wiederholt finden, der Vorwurf des Mangel an Conſtruction in jenen Verſen, auf welchem derſelbe in ſeiner Antwort beharrt, ebenfalls zurückgewieſen wird und eine Vergleichung jener Quartausgabe mit der erſten Ausgabe den Schluß macht. Und warum hat Leſſing dieſes Schreiben nicht für die Bibliothek ausgearbeitet und in ſie aufnehmen laſſen? Weil er einſah, daß die Bibliothek darüber aus den Fugen gehen würde.

Schon jenes Dringen auf die Auffaſſung des Ganzen, welche Leſſing der Bibliothek gegenüber geltend macht, muß darauf hinweiſen, daß wenn er dieſelben Bücher, welche in dieſer beſprochen waren, in den Litteraturbriefen auch wieder beſpricht, es dabei nicht lediglich darauf abgeſehen geweſen ſein könne, noch eine andere und vielleicht beſſere Recenſion derſelben oder einige beiläufige Gedanken, die ihm beim Leſen jener Kritiken eingefallen ſein mochten, an den Mann zu bringen, ſondern daß es ihm darauf ankam, einen andern Standpunct geltend zu machen, von welchem aus ſich ganz natürlicher Weiſe dieſelben Gegenſtände in einem andern Lichte darſtellen mußten. Leſſing's Ueberlegenheit über ſeine Freunde war in ein neues Stadium getreten, in welchem ihm die Stellung, welche ſie ſelbſt ihm bei der Bibliothek eingeräumt hatten, nicht mehr genügen konnte. Bis dahin hatte jene Ueberlegenheit nur darin beſtanden, daß er, was auch jene vorzubringen wußten, nur urſprünglicher beſaß und in gediegenerer Form darzuſtellen wußte, oder überhaupt die Geiſtesform, die hier zur Erſcheinung kam, am reinſten in ſich entfaltete, wobei nichts im Wege ſtand, daß er nicht, da er über den Inhalt mit ihnen im Allgemeinen einig war, im Beſondern mit ihnen hätte zuſammen arbeiten, oder was ſie vorbrachten, ſich unmittelbar aneignen ſollen. Allein jetzt hatte er ſich eben zu einer andern Geiſtesform durchgearbeitet, und wenn er nun gleichwohl noch auf die Arbeiten ſeiner Freunde eingeht und ihnen ein ſorgfältiges Studium widmet — denn in der That blieben dieſe noch immer das Bedeutendſte, was neben den ſeinigen zum Vorſchein kam — ſo iſt es bei der erneuten Behandlung ihrer Gegenſtände, zu der er ſich dadurch angeregt fühlt, nicht auf eine Verification oder Umgeſtaltung ihrer Anſichten auf derſelben Grundlage oder auf ein Mitarbeiten mit ihnen, ſondern auf eigene unabhängige Arbeiten über dieſelben abgeſehen.

Es laſſen ſich auf dieſe Weiſe nicht blos einige Litteraturbriefe, ſondern auch mehrere der wichtigſten von Leſſing's Werken conſtruiren. Hier nur Ein Beiſpiel. Ich habe oben Leſſingen eine Recenſion von Gleim's Fabeln vindicirt, die man früher nicht als ſein Eigenthum erkannt hat. Sie iſt unbedeutend und ſticht unter den Aufſätzen in der Bibliothek keineswegs hervor. Warum iſt ſie nun nicht bedeutender? — Ich antworte mit einer andern Frage,

was hätte der Inhalt einer Kritik über Gleim's Fabeln, in welcher Leſſing ſeine ganze Herzensmeinung ausgeſprochen hätte, ſein müſſen? Wir brauchen nicht weit zu ſuchen. Gleim's Fabeln ſind ganz in der Weiſe des La Fontaine, geſchwätzig, witzig, breit, ja er übertrifft dieſen in manchen Fällen darin; Leſſing ſtellt ihn, wie er ihm ſeine eigenen Fabeln ſendet, ſelbſt mit La Fontaine zuſammen. „Ich habe," ſchreibt er (XII. 137), „wie Sie ſehen werden, lieber einen andern und ſchlechtern Weg nehmen, als mich der Gefahr einer nachtheiligen Parallele mit den Gleim's und La Fontainen ausſetzen müſſen." Nun erſchienen in demſelben Jahre, da die Litteraturbriefe begannen, Leſſing's Abhandlungen gegen die Fabeln, die ganz eigens gegen die La Fontaine'ſche Art gerichtet waren, alſo hätte Leſſing, wollte er jetzt ſeine volle Herzensmeinung über Gleim ausſprechen, denſelben mit Entſchiedenheit tadeln müſſen. Sagt er doch im dritten Litteraturbriefe über Gay, den er in jener Recenſion in ſo nahe Beziehung zu Gleim ſetzt: „Ein guter Fabeldichter iſt Gay überhaupt nicht, wenn man ſeine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilt, welche die Kunſtrichter aus den beſten Fabeln des Aeſopus abſtrahirt haben" — d. h. die er ſelbſt abſtrahirt hatte und drucken zu laſſen im Begriff war. Einen ſolchen Tadel gegen Gleim auszuſprechen war für Leſſing, bei ſeinen ſonſtigen Verhältniſſen zu demſelben und beſonders bei der Auszeichnung, mit welcher er die Grenadierlieder begrüßt hatte, durchaus unthunlich, aber was ſind nun die Abhandlungen über die Fabeln anders, als gleichſam Litteraturbriefe, welche in demſelben Verhältniſſe zu ſeiner eignen Recenſion über Gleim's Fabeln, in der er ſich auf den Standpunct der Bibliothek verſetzt hatte, ſtehen, wie verſchiedene unter den eigentlichen Litteraturbriefen zu dieſer oder jener von Mendelsſohn oder Nicolai herrührenden Aeußerung?

Allein dieſer ganz eigene Standpunct, auf den ſich Leſſing nunmehr erhoben hatte, und von welchem aus er überall den Proceß ganz neu inſtruiren mußte — wie werden wir ihn im Allgemeinen zu bezeichnen haben?

Man fürchte nicht, hier einen Schwall von weitausholenden litterarhiſtoriſchen oder gar von tiefſeinwollenden phänomenologiſchen Erörterungen über ſich hereinbrechen zu ſehen, die Antwort iſt die einfachſte die es geben kann, nur daß man die Worte in ihrer ganzen Ausdehnung und Prägnanz zu nehmen wiſſe: Leſſing's Standpunct beſtand lediglich darin, daß er einmal Ernſt machte mit den Dingen.

Wenn es ſich darum handelte, den Geſammteindruck, welchen die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften auf den Leſer macht, in einen Ausdruck zuſammenzufaſſen, ſo wüßte ich keinen beſſern als den der Zahmheit; die Bibliothek ſcheint von Anfang an dazu prädeſtinirt geweſen zu ſein, von Weiße dirigirt zu werden, welcher nach Geiſt und Character ein viel zu „lieber Mann" war, als daß es ſein Beruf hätte ſein können, eine nachhaltige Wirkung auf die Litteratur auszuüben. Nicht als ob nicht Nicolai und Mendelsſohn ſich recht eigentlich die Aufgabe geſtellt hätten, einen entſchiedeneren und männlicheren Ton in die deutſche Kritik einzuführen; ſie ſagen in der vorläufigen Nachricht von der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften: „Es iſt eine Gewohnheit unter den deutſchen witzigſeinwollenden Köpfen eingeriſſen, kraft deren einer den andern ſtreichelt und der ganze Haufe lobt quicquid scripsere beati. Wir werden aber dieſer Gewohnheit nicht folgen." Den Fehler wahrzunehmen, war nicht ſchwer, denn wenn man von der Grobheit der Streitſchriften abſieht, die

doch ſelbſt oft aus einem Gefühl von Schwäche hervorging, iſt allerdings der Ton der damaligen Recenſionen über ſchönwiſſenſchaftliche Werke theils wegen des Parteitreibens, und theils auch wohl weil alle äſthetiſche Kritik aus den moraliſchen Wochenblättern hervorgegangen war, die beſtändig in's Läppiſche verfallen, eben ſo marklos wie die Werke ſelbſt, mit denen ſie es zu thun haben, aber wie wenig Nicolai und Mendelsſohn die Leute waren, um hier Wandel zu ſchaffen, zeigt auf der Stelle die auffallende Mattheit der Wendung, mit welcher ſie ſich gegen dieſes Treiben verwahren, ja, die unglaublich mangelhafte Ausrüſtung, mit welcher ſie ihre Expedition antreten, beweiſt, daß ſie nur ein ſehr unklares Bewußtſein darüber gehabt haben können, was es mit derſelben auf ſich habe. Es würde in dem Gemälde der damaligen litterariſchen Zuſtände ein weſentlicher Zug fehlen, wenn nicht ausdrücklich darauf hingedeutet würde, daß Nicolai leitende Geſichtspunete für die Beurtheilung einer Tragödie aufſtellt und ſich das Richteramt vorbehält, da er doch nach eigenem Geſtändniß kaum ein deutſches Stück hatte aufführen ſehen, daß ihm Mendelsſohn, der erſt ein Jahr vorher für die ſchönen Wiſſenſchaften gewonnen war, und auch jetzt noch in ſehr unvollkommenem Grade — „Sie haben Recht," ſchreibt Leſſing ihm (XII. 103) ſchwerlich ohne einige Ironie — „den ſchönen Wiſſenſchaften ſollte nur ein Theil unſerer Jugend gehören" *) — ja der zwei Jahre vorher, als er die Rouſſeau'ſche Preisſchrift überſetzte, noch nicht ſo recht deutſch ſchreiben konnte, ein würdiger Mitarbeiter zu ſein ſchien, und daß beide Männer, nicht nur während ſie die Bibliothek herausgaben, beim Rector Damm Unterricht im Griechiſchen nahmen, ſondern das hier Erlernte ſogleich in der Bibliothek ſelbſt, in öffentlichen Drucke anbringen zu dürfen glaubten **). Man meinte eben, es mit demjenigen, was man ſchöne Wiſſenſchaften nannte, nicht ſo genau nehmen zu dürfen — ein Vorurtheil, welches zwar nicht bei denen, welche ſich mit ihnen beſchäftigen, aber wohl bei denen, die es nicht thun, bis auf den heutigen Tag nicht ausgerottet iſt, und die Erſteren häufig im Lichte ſeichter Halbgelehrten oder mit einem Worte bloßer Belletriſten erſcheinen läßt; es hatte ſeine Quelle in der Lehre der Wolffiſchen Schule, daß das Gebiet des Schönen das der niederen Seelenkräfte, der verworrenen Vorſtellung, alſo überhaupt des minder klar und frei zu ſich ſelbſt erwachten Geiſtes ſei — allein, wie es ſich auch mit der Richtigkeit dieſer Lehre verhalten mag, wie könnte das Individuum, welches ſich dieſem oder irgend einem andern Gebiete nun einmal gewidmet hat, davon losgeſprochen werden, hier nun auch ſein ganzes Selbſt

*) Schon früher einmal bekommt er von Leſſing eine feine Zurechtweiſung der Art — er ſcheint in einem verlornen Briefe ſich, den Metaphyſiker, Leſſingen als Beleſprit entgegengeſtellt zu haben; da antwortet nun Leſſing den 13. Nov. 1756: „Es iſt mir recht ſehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphyſiker, ſich in einen Beleſprit ausdehnt, wenn ſein Freund, der Beleſprit, ſich nur ein wenig in einen Metaphyſiker concentriren könnte oder wollte. Was iſt zu thun? Der Beleſprit tröſtet ſich indeſſen mit dem Einfalle — denn mit was kann ſich ein Beleſprit anders tröſten, als mit Einfällen? — daß, wenn Freunde Alles unter ſich gemein haben ſollten, Ihr Wiſſen auch das Meinige iſt, und Sie kein Metaphyſiker ſein können, ohne daß ich nicht auch einer ſei."

**) Nicolai wollte den Lieberkühn'ſchen Theokrit erſt ſelbſt recenſiren (Anmerk. zu Leſſing's Brief an ihn vom 21. Jan. 1758), und Mendelsſohn führt in der Anzeige des Essay on the writings and Genius of Pope griechiſche Dichterſtellen an, als wären ſie ſein täglich Brod.

einzusetzen und das an sich vielleicht untergeordnete Geschäft so vollkommen wie irgend möglich zu betreiben? Lessing hatte sich von Anfang an der Litteratur gewidmet, und bei der Verfolgung dieses seines Lebensberufes in der That sein Selbst eingesetzt, denn er hatte in diesem Gebiete seit einem Jahrzehend so mannichfaltige und gründliche Studien angestellt, und so gediegene Leistungen an den Tag gebracht, wie vor ihm Keiner; dieß gab ihm das Recht und den Beruf von den Andern das Gleiche zu fordern, und jenem Sichgehenlassen mit aller Kraft entgegenzutreten, und wenn er sich dabei seinen Freunden gegenüber, die sich, nicht ohne Beihülfe von seiner Seite, noch leidlich aus der Sache zu ziehen gewußt hatten, damit begnügte, ihre Arbeiten zur Basis für die seinigen herabzusetzen, so mußte dagegen über diejenigen, welche sich ihrer Liederlichkeit ganz ungescheut hingaben, ein vernichtendes Strafgericht ergehen. Man hat es Lessingen verdacht, daß er sich in den Litteraturbriefen bisweilen mit so ganz elenden Scribenten abgegeben, und sogar den schlechten Uebersetzern das Exercitium corrigirt habe, und wirklich ist der Umstand, daß die ersten Briefe sich mit lauter Uebersetzungen beschäftigen, Ursache, daß die Göttinger gelehrten Anzeigen, die doch für Alles, was von Lessing und seinem Kreise ausging, sehr empfänglich waren, gar nicht sogleich merkten, welch edles Gestirn diese Dämmerung ankündigte. Aber es kam nun einmal damals noch erst darauf an, solche Dinge aus der Litteratur hinauszuverweisen in das Gebiet der Privatstylübungen — was für elende Producte hatten die Schweizer und Gottschedianer wechselweise in den Himmel erhoben! — und der Erfolg ist wundergleich gewesen — es fuhr ein heilsamer Schrecken unter das Volk, sie schrien laut über litterarische Dictatur, aber in der Stille merkten sie sich's, daß nun Einer da sei, der ihnen auf den Dienst passe, und daß es also auf die alte Weise nicht mehr gehe — wie ich dieses an einem der berühmtesten deutschen Schriftsteller, der sothanen Schrecken ein halbdutzend Jahre nicht aus den Gliedern loswerden konnte, weiterhin des Näheren nachweisen werde.

Indessen dieses sind nur Nebendinge. Wenn die Bibliothek der schönen Wissenschaften epochemachend nicht hat werden können, dagegen die Litteraturbriefe dies geworden sind, so liegt davon die Ursache nicht in dem Umstande, daß die Herausgeber von jener, wie sie selbst in der Vorrede zum vierten Bande sagen, keine Gelehrte von Profession gewesen, und daß sie also nicht genug Gelehrsamkeit haben anbringen können, während Lessingen von solcher ein hinlänglicher Vorrath zu Gebote gestanden hat, sondern ganz im Gegentheil darin, daß jenen die Gelehrsamkeit und gelehrte Bildung der Zeit, gerade weil sie ihnen nicht eigen war, gar sehr imponirte und ihnen gleichsam die Pflicht auferlegte, wenigstens ihre Methode zur Schau zu tragen, dieser aber, welcher sie vollkommen beherrschte, sie nun auch am rechten Orte bei Seite liegen zu lassen verstand.

Bei der geringen Vorbildung, mit welcher die Herausgeber der Bibliothek ihr Geschäft antraten, konnte es nicht fehlen, daß sie in vielen Puncten sogleich in die gewohnten Bahnen solcher Unternehmungen geriethen. Die Bibliothek hat, wenn man sie mit dem raschen und durchgreifenden Tone der Litteraturbriefe vergleicht, etwas Altväterisches; Lessing selbst fährt in den Briefen an seine Freunde gelegentlich mit einer Bemerkung heraus, durch welche sie sich billigerweise hätten aufrütteln lassen müssen, z. B. wenn sie sich abmühen, Verse zu finden, die sie unter eines der Schriftstellerbildnisse, mit denen die Bibliothek

geziert würde, ſetzen könnten, bemerkt er, ſie ſollten ſich doch damit nicht eine auf die Länge unerträgliche Laſt aufladen, und verſpottet die ganze veraltete Mode damit, daß er auf die Frage, was unter ſeinem Bildniſſe ſtehen ſolle, antwortet, ſie möchten wegen ſeiner biſſigen Kritik darunter ſetzen: Hic niger est, hunc tu Romane caveto, oder quid immerentes hospites vexas canis (XII. 89). Am anſtößigſten iſt die Stelle, welche hier die äſthetiſche Theorie ſpielt. Ich habe ſchon früher darauf hingedeutet: die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften redet der Kritik das Wort; „die Kritik" heißt es in der vorläufigen Anzeige, „iſt es ganz allein, die unſern Geſchmack läutern und ihm die Feinheit und die Sicherheit geben kann, durch die er ſogleich die Schönheiten und die Fehler eines Werkes einſieht; und ein feiner Geſchmack iſt nichts anderes, als eine Fertigkeit, die Kritik jederzeit auf die beſte Art anzuwenden. Wenn man außer dieſer den Geſchmack zum Richter über die ſchönen Künſte machen wollte, ſo würde man nie gründlich und übereinſtimmend urtheilen, und ein und ebenderſelbe Gegenſtand würde, nach dem Eigenſinne jeder einzelnen Perſon, bald ſchön und bald häßlich heißen müſſen. Wir werden hingegen nie befürchten dürfen, falſch zu urtheilen, wenn wir die Urtheile unſers Geſchmacks jederzeit durch die Gründe der Kritik beſtätigen können." Es iſt hier der Ort ein wenig genauer nachzuſehen, was für eine Art von Kritik hier gemeint iſt. Sie verräth ſich ſchon in den angeführten Worten. Die Kritik ſoll auf ihre Gründe zurückgeführt werden, oder, wie es kurz vorher heißt, auf die Gründe der ſchönen Wiſſenſchaften — und dieſe ſollen unterſucht werden: „Wir denken unſere Schrift nicht mit lauter Beurtheilungen von Büchern anzufüllen, ſondern werden uns angelegen ſein laſſen, über alle Theile der ſchönen Wiſſenſchaften kritiſche Abhandlungen zu liefern. Wir ſind überzeugt, daß man ohne eine gründliche Kenntniß und die genaueſte Beſtimmung und Berichtigung der Regeln nie etwas Vorzügliches in den ſchönen Wiſſenſchaften leiſten kann." Alſo eine Kritik, die ſich damit begnügt, gewiſſe allgemeine Sätze, denn das ſind die Regeln, auf den beſondern Fall anzuwenden, oder eine Kritik, die im Dienſte der Theorie ſteht, wie denn weiterhin geradezu von den einzurückenden poetiſchen Stücken — ſie bleiben doch weg — geſagt wird, der Leſer werde ſehen, „daß wir uns gehütet haben, andere einzurücken als ſolche, die als Beiſpiele zu den von uns feſtgeſetzten kritiſchen Regeln angeſehen werden können," und die Bibliothek mit einer Abhandlung von Nicolai beginnt, welche, wie die vorläufige Anzeige ſagt, „die Regeln enthalten wird, nach denen wir die eingeſandten Stücke prüfen wollen." Mit dieſer Art von Kritik — die ganze Zeit kannte keine andere — hatte man ſich aber in einen großen Widerſpruch verwickelt: die bereits gewonnenen Einſichten über das Weſen der Poeſie wieſen auf etwas ganz Anderes hin. Die Schweizer hatten erkannt, daß die Regel nur erſt nach der Production komme, nur aus den Werken ſelbſt abſtrahirt zu werden vermöge, ſo daß alſo die Kunſt ſelbſt ſich die Regeln gebe. Aber dies hatte man ganz allgemein nur auf die altberühmten Werke der Dichtkunſt angewendet — in ihnen ſollten ein für allemal die Regeln gegeben ſein, die denn alſo den neuern Productionen ebenſo äußerlich dictirt waren, wie bei der Anſicht Gottſched's, der ſie aus der „Vernunft" ableitete, aller Poeſie gegenüber. Wie durfte man ſo verfahren? Wenn die neuern Productionen wirklich Poeſie waren, ſo mußten ſie ſich ihr Geſetz eben ſowohl ſelbſt geben, wie die alten, waren ſie aber nicht wahre Poeſie, ſo half ihnen auch das äußerliche Geſetz nichts. Jene Art von Kritik, welche ſich

auf eine im Voraus fertig gemachte Theorie stützte, hatte also gar keinen Sinn, und es mußte über kurz oder lang einmal einem hellen Kopfe einleuchten, daß wenn überhaupt Kritik, d. h. Einwirkung auf die Production mittels des Gedankens, stattfinden solle, diese in nichts Anderem bestehen könne, als daß man, zwar nicht ohne mannichfaltige Rückblicke auf die Vergangenheit, wie sie zu dem eigensten Leben unserer späten Jahrhunderte gehören, aber ohne die Erzeugnisse derselben als Maaßstab aufzustellen, lediglich die gegenwärtige Production, wie sie nur immer beschaffen sein möge, über sich selbst zu verständigen und ihr behülflich zu sein suche, sich nach ihrem eigenen inwohnenden Gesetz in höchster Reinheit auszubilden, oder daß die Kritik gar kein besonderes gelehrtes Geschäft sei, zu welchem man sich mit allerlei äußerlichem Apparat anzuthun habe, sondern gar nichts Anderes als der Proceß der Production selbst, insofern derselbe bei dem Menschen, als einem mit Bewußtsein begabten Wesen, wenigstens zum Theil vor dem Bewußtsein vorgehen und durch Elemente desselben vermittelt werden müsse.

Diese Art von Kritik, welche in unsern Tagen nicht nur allein eine Geltung hat, sondern auch allein gekannt ist, hat Lessing in den Litteraturbriefen zuerst ausgeübt, und sie ist es, was diesem Werke seine ewige Jugend giebt, denn Jugend ist, wo der Mensch in froher Unbekümmertheit aus dem frischen Borne der Selbstgewißheit schöpft, und hier sind zuerst auf dem Gebiete der deutschen Litteratur alle Stützen und Krücken der Theorie hinweggeworfen und der Geist ist wie der Lahme, zu welchem der Herr sprach: Nimm dein Bett und wandle.

Nicolai schreibt in seinem ersten Brief an Herder, dessen Namen er noch nicht weiß, am 19. Nov. 1766 *): „Die Briefe sind und bleiben nichts als Berichte von demjenigen, was man gelesen hatte und was man bei einer fruchtbaren Lectüre gedacht hatte; daher wählten die Verfasser freilich am liebsten die Bücher, die ihnen zu weitern Aussichten Gelegenheit gaben, und schränkten sich überhaupt nur auf die Bücher ein, die sie gelesen oder zu lesen Lust hatten. Ein höheres idealisches Bild muß man von diesem Werke nicht geben; die Verfasser waren nicht so stolz, daß sie glaubten, sie könnten die ganze deutsche Gelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange übersehen." Gewiß nicht; die Litteraturbriefe waren keine allgemeine deutsche Bibliothek, welche alles Einzelne umfassen wollte, keine Gottsched'sche Unternehmung, welche darauf ausging, in der deutschen Litteratur ein bestimmtes litterarisches System zu verwirklichen; sie beschäftigten sich nur mit einigem Einzelnen, und daß das, womit sie sich beschäftigten, gerade dieses war, schien nicht blos zufällig, sondern war es zum großen Theil wirklich, aber sie gewähren darum nur ein um desto erfreulicheres Bild und üben eine um so allgemeinere Wirkung aus, denn in dieser Zufälligkeit und Unmittelbarkeit gab sich das kund, woran es am meisten fehlte, ungetrübte geistige Frische und die ganz einfache Gesundheit der Auffassung.

Dieß läßt sich nicht besser belegen, als wenn man die polemischen Bezie-

*) Der Brief ist, wie die ganze Correspondenz Herder's mit Nicolai, im Besitz des Herrn Dr. Parthey in Berlin.

hungen verfolgt, welche in den Litteraturbriefen, ſo weit ſie von Leſſing herrühren, vorwaltend ſind. Sie erſtrecken ſich nach zwei Richtungen. Der Kampf gegen die alte Verſtandesplattheit ruht auch hier noch nicht, und Leſſing ficht hier mit Gottſched noch manchen Strauß aus, wie davon theils ſchon die Rede geweſen iſt, theils weiterhin am geeigneten Orte Bericht erſtattet werden wird. Natürlich, der bloße geſunde Menſchenverſtand iſt nicht bloß dumm, er iſt auch krank, denn er beruht auf einer Depreſſion der Geiſteskräfte, bei welcher ein Aufraffen zu tieferer Auffaſſung und ſachgemäßer Proprietät des Gedankens nicht möglich iſt und nicht einmal geahnt wird, es träumt wohl Mancher bei langwieriger körperlicher Krankheit ſeine Tage in matter Zufriedenheit hin, weil er es ganz vergeſſen hat, welche Anſprüche der Menſch an das Leben und das Leben an ihn zu machen berechtigt iſt, wobei denn aber den Friſchen und Geſunden bei allem Mitleid ein gewiſſer innerer Zorn überfällt, den nur die Rückſicht auf den Leidenden am Ausbruch verhindert. Doch war allerdings, was Leſſing nach dieſer Seite hin wirken ſollte, bereits größtentheils geleiſtet; in den Litteraturbriefen hat er es mehr mit einer Verirrung zu thun, die eher entgegengeſetzter Art ſcheinen könnte.

Das Genie des Tages — das Wort Genie in der modernen Bedeutung wurde hier zuerſt angewandt und iſt daher in den Streitſchriften der Gottſchedianer ein Hauptgegenſtand des Spottes — war damals Klopſtock; ich habe an einem andern Orte nachgewieſen, daß er erfüllt hat, was die Partei, welche auf eine kraft- und inhaltsvollere Poeſie drang, fordern zu müſſen glaubte, hatten doch ſelbſt über die Möglichkeit deutſche Hexameter zu machen ſchon 1742 König und Bodmer correſpondirt. (Litterariſche Denkmale Zürch 1779. S. 169 und Litterariſche Vamphlete ebendaſ. 1781. S. 204.) Aber Klopſtock gab mehr, als man forderte, und daß man auch dieſes gutwillig mit in den Kauf nahm, iſt der größte Beweis, auf wie niedriger Stufe die deutſche Litteratur noch immer ſtand. Wenn die Geſchichte derſelben im vorigen Jahrhundert auf eine Geſchichte der Erneuerung, der Zurückführung der Unmittelbarkeit und Naturwüchſigkeit hinaus läuft, wie jedermann anerkennt, ſo liegt es in der Natur der Sache, daß ihre Phaſen keineswegs immer in dem Hervortreten eines bedeutenden Standpunctes beſtehen, der nur aus einem höheren geiſtigen Zuſammenhange zu erklären wäre, ſondern oftmals lediglich daraus hervorgehen, das irgend eine Individualität ſo roh oder ausgebildet, wie ſie nun einmal iſt, ſich mit jugendlicher Keckheit an die Spitze ſtellt. In der ſpäteren Periode des Sturms und Dranges war dieß das Gewöhnliche, es iſt aber auch ſchon Klopſtocks Fall. Schon oben habe ich auf das Unreife des Gedankens hingewieſen, wenn es ſich darum handelte ein Epos zu dichten, gerade den Stoff zu wählen, welcher für den allerhöchſten, den ſchlechthin höchſten galt: das Leben des Herrn Jeſu Chriſti in Verſe zu bringen. Wie ſich nun Klopſtock dadurch, daß er, nach Vollendung weniger Geſänge, ſogleich zur Herausgabe geſchritten war, für eine Reihe von Jahren an dieſe Gymnaſiaſtenaufgabe gekettet hatte, ſo iſt der vielgeprieſene Mann, ſei es, daß der frühe Ruhm ſeiner naturgemäßen Weiterentwickelung hindernd entgegengetreten iſt oder daß er gleichſam zum Behufe der Durchführung des einmal begonnenen Werkes auf demſelben Standpunete ſtehen bleiben zu müſſen geglaubt hat, niemals zu einer freien und heiteren Männlichkeit erwacht. Es bedarf zur Begründung dieſes Urtheils nur der Hinweiſung auf drei Thatſachen: Die Her-

ausgabe der Gelehrtenrepublik *), welche der Form nach eine reine Faselei ist, die kurze Correspondenz Klopstocks mit Goethe, in der Klopstock sich eine Abfertigung zuzog, wie sie ein gefaßter Mann kaum sollte überleben können, die aber der Messiadensänger seinen Bekannten in eigenhändiger Abschrift mittheilte, und die Beschäftigung mit orthographischen Grillen, von welchen Goethe ganz erschöpfend urtheilt, sie seien nur daraus hervorgegangen, daß der Mann nichts Ordentliches zu thun gehabt habe — alles Dinge, welche nicht auf eine einseitige Richtung, einen irrthümlichen Standpunct zurückgeführt werden können, sondern eine Unmündigkeit und Unerfahrenheit in weltlichen Dingen verrathen, welche durch die gemachte Hohenpriesterlichkeit, welche alle Schritte des Mannes bezeichnet, nur in ein desto unangenehmeres Licht gestellt wird.

Dürfen wir uns wundern, wenn nun auch sein allgemeiner litterarischer Standpunct das Gepräge der Unreife an der Stirn trägt? Auch hier dasselbe Zutappen, das, ohne lebendige Erfahrung der Sache, ohne concreten innern Beruf, wo es sich um ein Tieferes handelt, sogleich auf dasjenige verfällt, was ganz im Allgemeinen für das Tiefste gilt. Wie man seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, als es darauf ankam, die Natur des Schönen gründlicher zu erkennen, dasselbe sogleich theoretisch mit dem Wahren oder etwa einer Ueberwahrheit, die ästhetische Anschauung mit der speculativen vermengt hat, so wollte Klopstock praktisch dem heruntergekommenen Dichtungsvermögen durch die religiöse Empfindung aufhelfen, was denn natürlich nur eine leere Verstiegenheit zur Folge haben konnte, da eine lebenskräftige Erneuerung der Poesie nur dadurch möglich war, daß man sich mit derber Lebenslust an das wirkliche Leben anklammerte.

Dieß hat Lessing zuerst durchschaut. Ein sehr bedeutender Theil seiner Litteraturbriefe beschäftigt sich mit der Zeitschrift, der nordische Aufseher, welche Cramer in Gemeinschaft mit Klopstock, Basedow und Andern herausgab; hier handelt es sich besonders von der Sonderung der Religion und der Philosophie, worauf ich erst später, wo von Lessings theologischen und philosophischen Ansichten überhaupt die Rede sein muß, genauer werde eingehen können, doch spricht Lessing auch die Forderung einer Auseinanderhaltung der Religion und Poesie hier und in andern gleichzeitigen Aeußerungen deutlich genug aus. Wären doch alle seine Abkürzungen von dieser Art, heißt es in der bereits erwähnten Anzeige der Quartausgabe des Messias (VI. 52), nachdem die Verbesserungen, welche dieselbe enthalte, gebührend gelobt worden. „Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie oft anstatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß" ... „Auch sogar alle die Wörter, die einen heidnischen Verstand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, sattsam geheiliget hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht, und die Muse hat sich

*) Zu welcher übrigens Klopstock die Anregung durch die neuen kritischen Briefe 1749 S. 151 erhalten haben mag, wo eine Art deutscher Gesellschaft vorgeschlagen wird, welche aus Singern von Wartburg und Gästen von Wartburg bestände; die sechs ersten Singer wären Orthaber zu nennen, aus ihnen die Beamten zu wählen; in jedem vierten Jahre am 1. Mai sollte eine allgemeine Zusammenkunft stattfinden u. s. w.

überall in eine Sängerin Sions verwandelt." Noch entſchiedener iſt die Aeußerung in einem Briefe an Gleim (XII. 99) „Was ſagen Sie zu Klopſtocks geiſtlichen Liedern? Wenn Sie ſchlecht davon urtheilen, werde ich an Ihrem Chriſtenthum zweifeln, und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geſchmacke. Was wollen Sie lieber?" und dieſer Text wird im hundert und eilften Literaturbriefe, welcher im Inhaltsverzeichniß den Titel führt: „Von Herrn Klopſtock's Eintheilung der Art über Gott zu denken, und von deſſen Liedern, von welchen beiden der Verfaſſer wenig hält", mit aller der Parrheſie ausgeführt, welche Leſſingen in ſolchen Fällen eigen iſt. Schon im einundfunfzigſten hatte er von Klopſtocks Lied auf die Auferſtehung geſagt, es ſei wie Klopſtock's Lieder alle: ſo voll Empfindung, daß man gar nichts dabei empfindet; „genug daß mich eine ſchöne, prächtige Tirade über die andere angenehm unterhalten hat, genug, daß ich mir, während dem Leſen, ſeine Begeiſterung mit ihm zu theilen, geſchienen habe: muß uns denn alles etwas zu denken geben?" Dagegen hatte Baſedow in einer beſonderen Schrift, von der ſogleich die Rede ſein wird, eben dieſes Lied gedankenreich genannt. „Das nennt Herr Baſedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich iſt, ſo wundere ich mich ſehr, daß dieſer gedankenreiche Dichter nicht längſt der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden iſt." Uebrigens wolle er ſagen, was er bei jenem Urtheil gedacht habe, damit man nicht etwa meine, es ſei ein bloßer witziger Einfall. „Es kann wahr ſein, dachte ich, daß Herr Klopſtock, als er ſeine Lieder machte, in dem Stande ſehr lebhafter Empfindungen geweſen iſt. Weil er aber bloß dieſe ſeine Empfindungen auszudrücken ſuchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorſtellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er ſich in das andächtige Feuer geſetzt hatte, verſchwieg und uns nicht mittheilen wollte, ſo iſt es uns unmöglich, daß ſich ſeine Leſer zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können" u. ſ. w. Die Klopſtockſchen Lieder ſind alſo leer, ſind bloße Tiraden, keine wahren Gedichte, weil ſie keine Vorſtellungen erwecken, nichts darſtellen; es wird ſich weiterhin immer mehr herausſtellen, wie ſowohl hierin, nach Leſſing's Anſicht, das Weſen des Gedichtes, als auch in der Empfindung wenigſtens zum großen Theile das Weſen der Religion beſteht. Auch bei einer Gelegenheit, wo er Klopſtocken das aufrichtigſte Lob zollt, fügt er eine Bemerkung hinzu, welche in aller Unbefangenheit ein dem ſeinigen ganz entgegengeſetztes Princip geltend macht. Leſſing möchte allen Dichtern empfehlen, Klopſtock's Aufſatz von den Mitteln, durch welche man den poetiſchen Styl über den proſaiſchen erheben könne und müſſe, mehr als einmal zu leſen, ihn mit allem Fleiße zu ſtudiren. „Es würde jeder alsdann wohl von ſelbſt finden, wenn und wie dieſe oder jene allgemeine Regel des Verfaſſers eine Ausnahme leiden könne und müſſe. Die ſorgfältigſte Wahl der edelſten Wörter, z. E. leidet alsdann einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in ſeiner eigenen Perſon ſpricht", denn im Drama, führt Leſſing weiter aus, komme es auf die natürlichſten und nachdrücklichſten Ausdrücke an. „Von dieſem Kunſtſtücke heißt es ſchließlich, werden aber freilich diejenigen nichts wiſſen wollen, die nur an einem correcten Racine Geſchmack finden, und ſo unglücklich ſind, keinen Shakſpeare zu kennen." In dieſer Auseinanderſetzung dürfte zugleich das Urtheil Leſſings über Klopſtocks Tod Adams liegen, um welches ihn Nicolai XIII. 84 vergebens befragt, denn

abgesehen davon, daß Klopstock so weit nicht davon entfernt gewesen sein dürfte, ein Verehrer des Racine zu sein, wie man wohl glaubt, hat gerade jenes Stück, wie Nicolai im 256. Litteraturbriefe bemerkt, in Frankreich mehr Glück gemacht als in Deutschland.

Es wird Niemanden entgehen, mit welcher absichtlichen Milde und Schonung Lessing Klopstock behandelt. Am Deutlichsten ist dieß, wo er ein Urtheil über die Veränderungen fällt, welche Klopstock mit der Rede des Vaters im ersten Gesange des Messias vorgenommen. Die Rede war lang, nur ist's aber anständig, daß Gott sich so kurz als möglich ausdrücke, und so verfiel der Dichter auf das Mittel, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen, und das Uebrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Warum nicht? Wenn man auf dem Gesichte eines Menschen allenfalls eine Interjection lesen kann, auch wohl ein anderes Wort, das gerade leicht zu suppliren ist, so wird doch der physiognomische Ausdruck des lieben Gottes, der der Inbegriff aller Vollkommenheiten ist, um so viel mehr ausgebildet sein, daß hier auch wohl sorgfältig ausgearbeitete Reden von einiger Länge im Druck erscheinen können. Brächten es doch unsere Volksvertreter so weit, wie leicht könnten sie es da verschmerzen, wenn ihnen der Schluß der Debatte das Wort abschneidet! Das sagt aber Fabullus nicht, sondern er beißt sich auf die Lippen und bemerkt mit schmerzlicher Trockenheit: „Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für sich aber hat er meinen Beifall nicht.“ Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit bemerkt, daß Lessing keineswegs immer gegen die Häupter der Schulen, deren Richtung ihm verwerflich scheint, seine Angriffe richtet; er vermeidet dadurch die Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten, und für seine eigene Person die Stelle des bellenden Spitzes in Goethe's Parabel, wogegen mit einer Züchtigung der Schüler und Nachahmer, wenn sie nur gründlich war, der Zweck mit desto größerer Sicherheit erreicht werden konnte, je weniger das Publikum gegen die Mängel, welche sich bei diesen nachweisen ließen, durch blindes Vorurtheil verblendet sein mochte; und so begnügt er sich denn auch hier damit, an verschiedenen litterarischen Erscheinungen, welche durch Klopstock hervorgerufen waren, den Nachweis zu geben, wie wenig zuletzt bei dem ganzen Treiben herauskomme.

Johann Andreas Cramer, welcher von Klopstock, der mit ihm vor einem Jahrzehend in Leipzig der Gesellschaft der Bremer Beiträger angehört hatte, und sich ihm hier wegen ähnlicher theologischer Sinnesweise am nächsten angeschlossen haben mag, nach Kopenhagen gezogen worden war, fing jetzt an, hier eine moralische Wochenschrift, „der nordische Aufseher“, herauszugeben, welche schon dadurch, daß sie den doppelten Druckort „Koppenhagen und Leipzig“ trug, den Anspruch kund gab, ihren Wirkungskreis keineswegs auf ihren Entstehungsort zu beschränken, sondern wie einst die Bremer Beiträge in die deutsche Gesammtlitteratur einzugreifen. Damit wäre sie von Haus aus in den Kreis der Besprechung der Litteraturbriefe gefallen, aber sie forderte überdieß durch ihren ganzen Charakter die Kritik derselben in mehr als einer Beziehung heraus.

Nichts scheint zufälliger zu sein, als die günstige oder ungünstige Aufnahme einer Zeitschrift, und ob sie sich vollends erhält oder nicht, beruht mehr

oder minder darauf, in wie weit es dem Publikum ſchon zur lieben Gewohnheit geworden iſt, ſie zu bezahlen und vielleicht auch zu leſen, ſo daß in dieſer Beziehung ihre Lebensfähigkeit ſogar mit dem Alter ſteigen kann, und doch iſt nichts charakteriſtiſcher für die allgemeine geiſtige Phyſiognomie einer Zeit, als die Gattung der Zeitſchriften, welche in ihr entſtehen und in lebensfriſchen Kreiſen geſucht werden. Es iſt ungerecht, wenn man hier von Mode redet, vielmehr iſt deutlich zu bemerken, wie die Zeit dieſer oder jener Form nach und nach geradezu entwächſt — wovon gegenwärtig die Litteraturzeitungen ein Beiſpiel geben; obgleich ſie an den unperſönlichen Leſezirkeln von Landpredigern und Gymnaſiallehrern den allerzäheſten Boden haben, können ſie ſich doch nicht mehr halten; das univerſaliſtiſche Intereſſe an der Litteratur, welches neben der gründlichen Fachkenntniß herging, macht einem politiſchen Platz, und wie es mit dem Recenſiren geht, hat Jeder auf die eine oder die andere Weiſe an ſeinem eigenen Leibe erfahren. Ein ähnlicher Fall fand um jene Zeit mit den moraliſchen Wochenſchriften Statt. Ich habe ſchon an einem andern Orte darauf hingedeutet, wie wichtig dieſelben für eine gewiſſe Periode geweſen, ſie haben nach dem Ablauf der theologiſirenden Zeit, welche auf das Reformationszeitalter folgte, wieder an eine unbefangene und nüchterne Auffaſſung des wirklichen Lebens gewöhnt, ſie haben das Nachdenken über die Gegenſtände deſſelben gebildet und dadurch in England und Deutſchland, wo die moderne Proſa noch erſt entſtehen ſollte, zur Ausbildung derſelben viel beigetragen, endlich finden ſich in ihnen gewiſſe Anfänge der äſthetiſchen Kritik. Eben dieſe letzteren hatten ſich immer weiter ausgebildet, und die Kritik iſt es, welche nunmehr, wenigſtens in Deutſchland, den Grundbeſtandtheil der Zeitſchriften ausmachte und die moraliſchen Betrachtungen und Geſchichtchen hervordrängte. Dieß hat ſeinen Grund nicht bloß darin, daß in Deutſchland im ganzen Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, die Gründung einer neuen Litteratur die Hauptangelegenheit der Nation geweſen iſt, ſondern zugleich in dem ganz trivialen Umſtande, daß man ein Bedürfniß nach einer kräftigern geiſtigen Nahrung empfand. Das bloße Moraliſiren iſt trotz aller bebänderten Anmuth ſeiner Einkleidung doch etwas ſo gar Unlebendiges, Abſtractes, Unbedeutendes, wogegen man es bei der Kritik doch immer mit einem beſtimmten Subſtrat zu thun hat, und auch beſtimmte Erforderniſſe einer höheren Bildung vorausgeſetzt werden. Freilich mochte das Publikum noch immer auf einer ſehr niedrigen Stufe ſtehen, das geht daraus hervor, daß die moraliſchen Wochenſchriften als Winkelliteratur immer noch eine Weile fortdauern, aber als Ganzes betrachtet, hatte es doch ungefähr den Standpunct erreicht, auf welchem ein junger Menſch ſteht, welcher von der Schule zur Univerſität übergeht; er bedürfte es vielleicht noch gar ſehr, daß man ſich zu ihm herabließe, aber er nimmt es übel, wenn man es thut, denn er fühlt, daß Anforderungen an ihn gemacht werden müſſen, wenn er weiter kommen ſoll. Und nun endlich den höchſt concreten Intereſſen gegenüber, welche in Deutſchland der Krieg in's Leben gerufen hatte, mußten jene farbloſen Producte einer flachen Friedenszeit, wie Shakſpeare's Richard III. ſie nennt, ganz und gar in ihr Nichts verſinken. Die Litteraturbriefe, das reinſte Organ der Kritik, und an deſſen Entſtehen die Erhebung der Gemüther, welche der Krieg herbeiführte, nach Nicolais eigner Angabe nicht ohne Antheil geweſen war, mußten jetzt das zeitgemäßeſte Journal ſein, und wenn ſich eine jener altmodiſchen Unternehmungen neben ihnen aufthun wollte, und dieſes etwa gar unter dem Schirm

berühmter Namen, so mußte sie niedergedonnert werden, das versteht sich ganz von selbst.

Der nordische Aufseher hat vor seinen Vorgängern in derselben Gattung im Wesentlichen nichts voraus. Sogleich die Fiction, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, ist überaus lahm; der englische Guardian war einem Nestor Ironside in den Mund gelegt worden, nun soll der Verfasser des nordischen Aufsehers ein Sohn desselben Namens Arthur Ironside sein, der sein Vaterland vor längerer Zeit verlassen, und bei dieser kühnen Erdichtung hat Cramer denn doch so wenig Courage, daß er noch eine besondere Erklärung in Aussicht stellt, warum dieser verdiente Engländer nun weder englisch noch dänisch schreibe, sondern deutsch, auch fehlt es nicht an einem Briefe an den Aufseher, nun wisse man, wer er sei, ein gewisser schwarzer Mann, der Alles tadelnd auf den Straßen herumlaufe, aber dieser erweist sich als ein abgesetzter Polizeidiener — und was dergleichen kurzweilige Einfälle mehr sind. Von derselben Art ist der Inhalt: nur zwei Puncte: S. 161 des ersten Bandes läßt sich der Aufseher von einer Dame schreiben, weßhalb er noch nicht einmal einen Aufsatz über die Faulheit der Bedienten gebracht habe, und S. 190 findet man die Reflexion, was die neuern Freigeister vorbrächten, das finde sich Alles schon bei Julian dem Abtrünnigen — und dann wird, um nun die Sache ein für allemal abzumachen, dieser im erbärmlichsten Lichte dargestellt, und sogar, zum Beweis, was für ein abgeschmackter Mensch er gewesen, eine lange Stelle über die Herrlichkeit der Zehnzahl übersetzt. Der Aufsatz wird im Inhaltsverzeichniß der Meta Klopstock beigelegt, aber wie konnte ein gelehrter Theologe, wie Cramer, der doch wissen mußte, wie solche Dinge aufzufassen sind, solche Mittel gut heißen.

Nur eins ist dem nordischen Aufseher eigenthümlich, was dann freilich gerade seine bedenklichste Seite bildet. Die moralischen Wochenschriften sind nach dem Beispiel ihrer englischen Vorgänger mit wenigen Ausnahmen nicht eben antitheologisch, denn die ganze Zeit war gläubig und religiös, hier aber benutzt der Oberhofprediger Cramer — wie wird er über den pfiffigen Einfall gefrohlockt haben! — die überlieferte Form, um eine specifisch christliche Gesinnung unvermerkt unter die Leute zu bringen. Gleich eins der ersten Stücke, das elfte, geht darauf aus, zu zeigen, daß Rechtschaffenheit ohne Religion nicht möglich sei, wodurch von vorn herein alle diese moralischen Wochenblätter zu Predigtauszügen gestempelt wurden; noch früher finden sich ein Paar Nummern über die gemeinschaftliche (gegenseitige) Aufsicht — bei denen man, da sie natürlich nichts anders sind, als eine Beschreibung der Aufgaben, welche dieser „Aufseher" sich stellt, kaum weiß, worüber man sich mehr wundern soll, über die Anmaßung oder über die Naivität, mit welcher die letztere auftritt. Im fünften Stücke wird der vollkommene Aufseher beschrieben. „Wie sehr bessert nicht sein Umgang!" heißt es hier. „Dieser ist die gesunde Luft, in welche man den moralischen Kranken bringen muß, seine Genesung zu beschleunigen. Die Rechtschaffenheit, die Menschenliebe und die Heiterkeit erscheinen mit ihm in allen Gesellschaften. Das Laster verbirgt sich, wenn es ihn sieht, in den innersten Winkel des Herzens und auch in seinem geheimsten Aufenthalte fürchtet es von seinem verfolgenden Blicke entdeckt und beschämt zu werden. Alle seine Gespräche unterrichten, ohne die Miene des Unterrichts zu haben, und seine Scherze selbst beweisen, daß sein Witz so tugendhaft ist, als sein Herz" u. s. w. Ein solcher Aufseher über andere solle nun jeder werden; wie herrlich muß es

ſein, wenn einer ſagen könne: „Ich habe eine wankende Tugend befeſtigt, die Verläumdung hat vor meinem Blick verſtummen müſſen, ich habe einen Laſterhaften gezwungen, wieder über ſich zu erröthen u. ſ. w., was muß der empfinden, der ſich dieſes Zeugniß geben kann und demüthig bleibt?" Alſo ganz und gar die Seelenretterei des guten Gellert — „Du haſt die Seele mir gerettet, Du", ſoll ihm einſt im Paradieſe ein Seliger entgegenſtammeln — in welcher ein gefaßter Mann, der das Leben in ſeiner unendlichen Mannichfaltigkeit erkannt hat und wie unſer Handeln immer nur ein einzelnes Glied in allem Geſchehen iſt, einen Vorwitz erblicken wird, der nur ſelten dem Schickſale der gutgemeinten Schritte des Mittler in Göthe's Wahlverwandtſchaften entgehen kann.

Und an einem Unternehmen von ſo ausgeprägter Gewöhnlichkeit konnte ſich Klopſtock betheiligen: er hat zu dem nordiſchen Aufſeher mehrere Aufſätze von der beſten Art über Gott zu denken, von der Sprache der Poeſie, von der Beſcheidenheit, von dem Fehler, andre nach ſich zu beurtheilen u. ſ. w. beigeſteuert. Doch warum nicht? War es doch gerade dieſe vorzugsweiſe ſo genannte Aufſicht, die er in jenem Schreiben an Goethe bei dieſem und dem Herzog von Weimar über halb Deutſchland auszuüben Miene machte.

„Sie ſollen befriedigt werden," beginnt der 48. Litteraturbrief — „die großen Lobſprüche, welche der nordiſche Aufſeher in ſo manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereitzet. Ich habe ihn geleſen; ob ich mir es gleich ſonſt faſt zum Geſetze gemacht habe, unſere wöchentlichen Moraliſten ungeleſen zu laſſen." Das iſt die Einleitung zu einer Reihe von Betrachtungen über den nordiſchen Aufſeher, deren kurzer Sinn im Grunde iſt — Ich hätte auch ihn, mit Ausnahme weniger Aufſätze — immerhin ungeleſen laſſen können. Nach einigen Erörterungen, von denen an einem andern Orte die Rede ſein wird, hebt Leſſing ſogleich den Aufſatz über die Undenkbarkeit der Rechtſchaffenheit ohne Religion heraus und deckt die Begriffsverwechſelungen und Sophiſtereien auf, aus denen dieſe ganze Declamation zuſammengeſetzt iſt. Wie hätte es nicht in dem Berufe des Mannes, in welchem mehr, als in irgend einem ſeiner Zeitgenoſſen, das reine menſchliche Selbſt erwacht war, liegen ſollen, in dieſem Hauptpunete die Rechte der Menſchennatur zu wahren; und mit welcher hohen Beſonnenheit er dieß gethan, wird in einem ſpätern Zuſammenhange einleuchten. „Vermuthen Sie übrigens ja nicht," ſchreibt Leſſing, „daß der nordiſche Aufſeher dieſe Behauptung, wer kein Chriſt ſei, könne auch kein ehrlicher Mann ſein, mit unſern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unſere Gottesgelehrten haben dieſe unbillige Strenge nie geäußert. Aber ſo geht es dem nordiſchen Aufſeher, er will etwas ganz Beſonderes vorſtellen, und ſinket unter das Durchſchnittsmäßige herab."

Der nordiſche Aufſeher will auch nicht ſein wie andere Leute, wo dieß doch das einzige Mittel war, in ſeinem Falle irgend etwas zu ſein. Er nimmt ſich im 20. Stücke vor, auf ſeiner Hut zu ſein gegen den „gemeinen Fehler" moraliſcher Schriftſteller, daß ſie original ſein wollen und darüber die Einſchärfung gemeinnütziger Wahrheiten verſäumen. „Ja das Lob muß man ihm laſſen," ſagt Leſſing, „er iſt wider dieſen Fehler ſehr auf ſeiner Hut geweſen. Nur thut er Unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moraliſcher Schriftſteller nennt. Das Gegentheil deſſelben iſt wenigſtens ein eben ſo gemeiner Fehler. Und noch dazu, daß jenes meiſtentheils der Fehler guter, und dieß der Fehler

ſchlechter Scribenten iſt.“ Wenigſtens ſei noch ein Unterſchied zwiſchen gemeinnützigen und trivialen Wahrheiten. Der ſchlechte Scribent, der das Bekannteſte für das Nützlichſte hält, hofft vergebens, ſich einzig durch ſeine gute Abſicht leſenswürdig zu machen. Iſt er nun vollends gar ſo ſchlecht, daß auch nicht einmal ſeine Einkleidungen der abgedroſchenſten Wahrheiten original und neu ſind, was hat er dann noch meine Neugierde im geringſten zu reizen?“ Und das iſt der Fall des nordiſchen Aufſehers: er ſteht ſeinen Vorgängern hierin geradezu nach. „Um dieſe Einkleidungen, in welchen die moraliſchen Wochenſchriften der Engländer unerſchöpflich ſind, ſcheint ſich der nordiſche Aufſeher wenig gekümmert zu haben. Er moraliſiret geradezu; und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Perſonen Briefe an ſich ſchreiben ließe, ſo würden ſeine Blätter ohne alle Abwechſelung ſein.“ Und nun der ſchwatzhafte Styl. „Viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitſchweifende Redensarten aufſchwellen; labyrinthiſche Perioden flechten, bei welchem man dreimal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn faſſen kann: das iſt überhaupt die vorzüglichſte Geſchicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dieſer Wochenſchrift, der die meiſten Stücke geſchrieben zu haben ſcheint. Sein Styl iſt der ſchlechte Kanzelſtyl eines ſeichten Homileten, der nur deswegen ſolche Pneumata herprediget, damit die Zuhörer, ehe ſie ans Ende derſelben kommen, den Anfang ſchon mögen vergeſſen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringſten zu verſtehen.“

So viel vom nordiſchen Aufſeher. Wenn aber Leſſing hinzuſetzt: „Ich kenne nur einen einzigen geiſtlichen Redner jetzt in unſerer Sprache, der noch tollere Perioden macht, vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm“ — ob damit nicht Johann Andreas Cramer gemeint war? Leſſing erklärt ſpäter, im 106. Brief, er habe ſeine Predigten nicht geleſen, *) bedauert aber doch ſeine Zuhörer für den Fall, daß ſie ſo beſchaffen ſein ſollten. Bei den poetiſchen Stücken im nordiſchen Aufſeher, es finden ſich im erſten Bande drei Oden von Cramer: „macht er keine Umſtände, Herr Cramer iſt der vortrefflichſte Verſificateur, dafür erkennen wir ihn beide. Daß aber ſein poetiſches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetiſches Genie zugeſtehen kann, ſehr einförmig iſt, das haben wir oft beide bedauert. Wer eine oder zwei von ſeinen ſogenannten Oden geleſen hat, der hat ſie ziemlich alle geleſen. In allen findet ſich viel poetiſche Sprache, und die beneidenswürdigſte Leichtigkeit zu reimen, aber auch allen mangelt der ſchöne verſteckte Plan, der auch die kleinſte Ode des Pindars und Horaz zu einem ſo ſonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer iſt, wenn ich ſo reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, blos in die Augen leuchtet“.

Der Eindruck, welchen dieſe Kritik in dem Kopenhagener Kreiſe gemacht haben wird, läßt ſich leicht ermeſſen; an Leſſing ſcheint man zwar nicht gedacht zu haben, denn im zweiten Bande des nordiſchen Aufſehers findet ſich von Cramers Hand eine lobende Anzeige von Leſſing's Fabeln, **) welche

*) So daß er ihn alſo im 13. Briefe nur von Hörenſagen kennt und folglich die Anführung in dem dortigen Zuſammenhange für eine beſondere Verehrung, die er ihm gezollt, nichts beweiſt.

**) „Wer mit der neuen Literatur der Deutſchen nicht ganz unbekannt iſt, der wird ſich mit Vergnügen erinnern, daß Herr Leſſing unter ihren ſchönen Schriftſtellern einen vorzüglichen Rang behauptet; ein Scribent, der Talente von verſchiedener Art, die ſchon

wirklich keinerlei Spuren an ſich trägt, daß ſie aus derjenigen chriſtlichen Feindesliebe hervorgegangen ſei, welche dem Feinde wohlthut, damit er vor Aerger berſte, indeſſen hätten Cramer und Klopſtock doch unbedeutendere Menſchen ſein müſſen, als ſie es in der That waren, um zu verkennen, daß ſie es hier mit einem gefährlichen Feinde zu thun hätten. Daher drei Erwiderungen: die kürzeſte und klügſte von Cramer ſelbſt als Vorrede zu dem ſo eben genannten zweiten Bande: es bedürfe eigentlich keiner Vorrede: „doch habe ich nicht unterlaſſen wollen, da eine neue Ausgabe des nordiſchen Aufſehers in kleinerem Formate und mit kleinerem Drucke veranſtaltet wird, die Beſitzer dieſer größeren zu verſichern, daß ich und meine Freunde, ungeachtet wir eine in den Briefen über die neueſte Litteratur befindliche Kritik über einige dieſer Blätter mit aller Aufmerkſamkeit geleſen und erwogen haben, Veränderungen darinnen zu machen nicht für nöthig halten.“ Die beiden Entgegnungen haben das Unglück, ſich auf die Sache ſelbſt einzulaſſen, und machen das Uebel daher natürlicherweiſe noch größer. Es ſind ein Aufſatz in den Hamburgiſchen Anzeigen und Urtheilen von gelehrten Sachen, der davon ausgeht, daß an der Spitze dieſer Leute ein berliner Jude und ein Buchhändler ſtänden, was ihn jedoch nicht hindert, auf Leſſing's Fabeln zu ſticheln, — er iſt mit einer vorläufigen Abfertigung von Nicolai im 92. Litteraturbriefe abgedruckt — und ein eigenes Buch von Baſedow: Vergleichung der Lehren und Schreibart des nordiſchen Aufſehers und beſonders des Herrn Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beſchuldigungen gegen denſelben in den Briefen die neueſte Litteratur betreffend. Soroe. 1760 gr. 8. fünf Bogen.

Die zuletzt genannte Brochüre veranlaßte Leſſing, in einer längeren Entgegnungsſchrift — ſie erſtreckt ſich vom 102 bis zum 112 Litteraturbriefe — die ihm hier gemachten Beſchuldigungen zurückzuweiſen und ſeine Behauptungen über den nordiſchen Aufſeher zu rechtfertigen. Sie iſt ein Meiſterſtück von Polemik, wie es die antiquariſchen Briefe und die Dramaturgie nur immer ſein mögen, und ein glänzendes Beiſpiel perſönlicher Ueberlegenheit; man könnte ordentlich Ueberlegenheit an ihr ſtudiren. Oder wenigſtens, wie die Ueberlegenheit ſich zeigen muß, wenn ſie wirklich als ſolche anerkannt ſein will. Leſſing's polemiſche Schriften ſtellen ſich alle dar wie die Rede eines geſcheuten Menſchen, der, nachdem er dem Unfug lange zugeſehen, endlich einmal böſe wird, und kurz und gut die Krämer zum Tempel hinausjagt. Sie ſind das auch wirklich, wie ich bei einem ſpätern Beiſpiele noch beſonders zeigen werde, aber ſie ſind es nicht ſo ohne Weiteres; ſie ſollen es auch ſein; Leſſing iſt nicht ſchlechthin endlich böſe geworden, ſondern er übt das Böſeſein als eine freie Kunſt und mit Beobachtung aller Regeln aus, und daher macht es denn auch auf uns einen ſo reinen und gewaltigen Eindruck. Wir beſitzen hierüber von ihm ſelbſt eine Erklärung: er ſagt in einem Brief an Nicolai (XII. 201), von den antiquariſchen Briefen: „Ueber den Punkt der Heftigkeit werde ich mich in der Vorrede entſchuldigen. Dergleichen Dinge müſſen ein

einzeln und zerſtreut ſehr ſchätzbar ſind, mit einander vereinigt, und mit einem erfindſamen Geiſte einen ſehr naiven Witz, viel philoſophiſche Einſicht, viel Kritik und Gelehrſamkeit verbindet; der eine Beleſenheit hat, wie ſie ein Mann von Geſchmack und Urtheil zu haben pflegt, der überdieß in der Proſa eine beſondere Leichtigkeit und Anmuth beſitzt“ u. ſ. w.

wenig heftig gesagt werden, oder es hilft gar nichts!" und in der Vorrede wendet er das vide quam sim antiquorum hominum des Cicero auf sich selbst an. Daher die berechnetste Kunst in diesen Schriften, die nichts als Ergüsse eines edlen Zorns zu sein scheinen, und nicht nur die Kunst des wissenschaftlichen Schriftstellers, der seine Gründe und Gegengründe in's vortheilhafteste Licht zu setzen versteht, sondern auch eine gewisse mimetische Kunst, welche uns eine psychische Situation so drastisch vergegenwärtigt, daß sie ganz von selbst zu einer dramatischen Scene wird, die wir mit den Augen des Leibes zu sehen glauben, auf daß nämlich die psychische Situation selbst uns in desto siegreicherer Evidenz vor die Seele trete. Die berühmteste Stelle der Art sind die Worte im Vademecum: „Ein Glas frisches Brunnenwasser u. s. w. — noch eins, Herr Pastor. — — Nun lassen Sie uns anfangen." Es macht den Eindruck der glücklichsten Keckheit und des gesundesten Selbstgefühls, daß der Schriftsteller hier gleichsam die sichere Position auf seiner Studierstube freiwillig aufgiebt, und sich dem Gegner persönlich entgegenstellt. Eine ähnliche Wendung nimmt Lessing hier, wo er es mit Basedow zu thun hat, nur daß er mit der gleichen Ruhe und Sicherheit nicht dem Gegner gegenübertritt, sondern dem Freunde, an welchen die Litteraturbriefe gerichtet sein sollen, und in dessen Achtung er sich eine so sichere Stätte bereitet zu haben bewußt ist, daß er ihm die Beschuldigungen, welche Basedow gegen ihn ausstößt, mit dem besten Humor von der Welt mittheilen kann. „Was Herr Basedow auf dem Titel merkwürdige Beschuldigungen nennt, heißen einige Seiten weiter offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltenen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Kritik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unsern Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verleumde. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Er wünschet aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne" — und dann die ruhige Bemerkung: „Nun da, so einen Freund haben Sie." Es ist unmöglich, daß diese großartige Ironie auf irgend Jemand ihre Wirkung verfehlen könnte, aber diese Wirkung hervorzubringen war eine ungemeine Objektivität und ein ganz einziges künstlerisches Verständniß der einmal gewählten Briefform erforderlich. Und, darf man hinzusetzen, um die letztere hier in Anwendung bringen zu können, eine ungewöhnliche Beherrschung des Gegenstandes. Lessing nennt es irgendwo die allerbequemste Art von Schriftstellerei, Litteraturbriefchen zu schreiben. Wie er das betreibt, mag es zwar ihm persönlich leicht geworden sein, wird es aber an sich, so wie jede Zurückführung der Ergebnisse einer vielverschlungenen Reflexion und eines gelehrten Studiums in die Form eines unmittelbaren Ergusses, für eine der höchsten Blüthen des Geistes gelten müssen. „Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow!" fährt Lessing fort. „Weich einen Spiegel hält sie mir vor! Er stehet hinter mir, und zeiget mir ein Ungeheuer darin. Ich erschrecke, und sehe mich um, welcher von uns beiden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich." Und was erblickt Lessing hier nun? Er hütet sich wohl, es uns zu sagen, er läßt uns selbst hineinschauen. Basedow, der

Vertheidiger Cramers, Cramer der Freund Basedow's — Klopstock zwischen beiden — zwar Basedow ist nicht, wie Lessing glaubte (VI. 224), Mitarbeiter am nordischen Aufseher gewesen, und Cramer hat die Vertheidigungen seiner Blätter nicht selbst veranlaßt, wie Lessing zu vermuthen giebt (VI. 225), — doch kann der Spiegel wohl immer noch für treu genug gelten, wenn er uns einen dreifachen Cerberus zeigt, dem Lessing bald an diesem, bald an jenem Haupte eins versetzt, bis er ihn endlich mit einem einzigen Stoße völlig erlegt. „Einen solchen Theologen so anzugreifen!" meint Basedow und es zeigt sich nachher, daß Cramer seine exegetische Gelehrsamkeit, als er den nordischen Aufseher schrieb, mindestens vergessen haben mußte, — „aber Seelen von einer gewissen Würde achten solche Angriffe nicht," — „o nein, sagt Lessing, ein so großes Air hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wollen," was er aber wie wir gesehen haben, doch gethan hat — „und ziemte es sich für Herrn Basedow, dessen Lehrbuch der practischen Philosophie im nordischen Aufseher gelobt worden ist, denselben so eifrig zu vertheidigen?" Dies die persönlichen Vorfragen. Dann hat sich Basedow zuerst an Lessing's Behauptung gestoßen, Cramer sei ein vortrefflicher Versificateur, aber kein Dichter; Lessing zeigt ihm, daß Versificateur z. B. bei Diderot ein Kunstausdruck sei, der immer noch einen Verskünstler und keinen bloßen Versmacher bezeichne, und ertappt ihn darauf, daß er Cramers Dichterberuf gerade mit den mittelmäßigsten Stellen beweisen will, hierauf kommt die Schwatzhaftigkeit und der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten an die Reihe — diese Vorwürfe werden mit immer schlagenderen Beispielen bewiesen. Endlich der Aufsatz über die Unmöglichkeit, ohne Religion ein rechtschaffener Mann zu sein. Basedow sucht seinen Gedankengang in eine förmliche Beweisführung zusammenzufassen, und diese wird von Lessing nach aller Strenge der logischen Regeln widerlegt, wie mag aber Cramer dazu gekommen sein, so verworrenes Zeug vorzubringen, wobei er denselben Ausdrücken immer andere Bedeutungen unterschiebt? „Herrn Cramern muß es hier gegangen sein, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden lassen. Man glaubt eine große Wahrheit erhascht zu haben, man will sie der Welt in's Licht setzen, indem man damit beschäftigt ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu sein scheint; unterdessen hat man sein Wort gegeben, das will man halten; man dreht sich jetzt so jetzt anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab; und schließt endlich damit, daß man etwas ganz anderes beweiset, als man zu beweisen versprach; doch immer mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe." Und nachdem nun dem Denken und Dichten mit der bloßen Empfindung, welchem Klopstock fröhnte, noch ein kräftiger Denkzettel gegeben worden, deckt Lessing zuletzt auf, wie diese ganze theologische Cliaue, welche sich anmaße ein Censoramt über ein ganzes Land auszuüben, und ihn insbesondere mit gehässigen Beschuldigungen überhäufe, nun selbst der Sünde bloß sei — er führt einen fingirten Brief im nordischen Aufseher an, welchem man die Unterschrift eines in Berlin lebenden Künstlers, des Kupferstechers Kauke, der Gellerts Portrait vor der Bibliothek der schönen Wissenschaften gestochen, gegeben hatte, und fragt ob ihm denn zu einem förmlichen Pasquille das Geringste fehle, dann schließt er mit den Worten: „Herr Basedow möchte gar zu gern meinen Namen wissen. Gut; er soll ihn erfahren, sobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer, oder

Herr Klopstock, oder Er selbst, das Herz hat, sich zu diesem Pasquille zu bekennen."

Wie mehrmals, so hat auch hier Lessing dem Gegner das letzte Wort willig überlassen. Im dritten Bande des nordischen Aufsehers (S. 129) wird dem Leser ein Gespräch zwischen Klopstock und Cramer mitgetheilt, deren Namen aber erst im Register genannt werden; das Ding ist nach Form und Inhalt für jenen Kreis charakteristisch. Es hatte einer, vermuthlich Klopstock, die crude Behauptung aufgestellt, es müßte, wenn eine Materie gesprächsweise abgehandelt werden sollte, solches am besten geschehen können, wofern die Unterredung nicht von Einem erdichtet, sondern wirklich von Personen, die über eine Sache verschiedener Meinung wären, gehalten würde, und wenn es Schwierigkeit habe, ein solches Gespräch festzuhalten, so dürfe ja nur jeder Unterredende das, was er sage, gleich selbst aufschreiben! In dieser Weise untersuchen nun Klopstock und Cramer die Frage, in wie weit ein Scribent verbunden sei, sich auf die Beantwortung einer zwar nicht gründlichen aber doch scheinbaren Kritik einzulassen, sie vereinigen sich endlich darüber: man könne bei gewissen Angriffen allerdings nicht ganz schweigen, doch müsse die Antwort sehr kurz sein, und den Leser durch die Berührung einiger Einwürfe zu Schlüssen auf die übrigen blos veranlassen. Also fiat applicatio. Die Vorrede zum dritten Bande des nordischen Aufsehers vom 20. Jan. 1761 enthält eine Entgegnung auf Lessings Angriffe von Cramer. Diese geht davon aus, die eigentliche Veranlassung der langen Beurtheilung sei „eingestandenermaßen" der Brief mit der Unterschrift des Kauke, wodurch der Künstler und „sein Freund der Critikus" so sehr beleidigt worden zu sein scheinen — welches eine Auslegung der Worte Lessing's ist VI. 261: „Beide Herren muß ein verborgenes Geschwür jucken, das sie mit aller Gewalt aufgestochen haben wollen. Ihr Wille geschehe also. Ich wünsche, daß die Operation wohl bekommen möge." Nur wegen dieser Veranlassung, so wie um des Amtes willen, das er bekleidet, will Cramer einige Bemerkungen machen. Hier wird nun zuerst wegen des Satzes, daß Einer ohne Religion nicht rechtschaffen sein könne, sowie in Bezug auf die theologische Ansicht, deren Erörterung ich einem spätern Zusammenhange überlassen mußte, dasselbe vorgebracht, was schon von Basedow zu Cramers Rechtfertigung angeführt und also von Lessing in dem zweiten Aufsatze widerlegt worden war, dann heißt es in Bezug auf Klopstocks geistliche Liederdichtung wörtlich, nachdem das empfindungsvolle Denken desselben nicht unglücklich vertheidigt worden: „Was den Ausspruch über seine geistlichen Lieder anbetrifft, so bitte ich den Herrn Verfasser der Briefe, nicht um meines Freundes willen, sondern seines eigenen Herzens wegen, da er doch ein Christ zu sein versichert, noch einmal mit einem ruhigen Gemüthe zu erwägen, ob sein Urtheil und die Einkleidung desselben mit der Ehrerbietung bestehen könne, welche Christen den darinnen fast durchgängig mit den Worten der Offenbarung selbst ausgedrückten göttlichen Wahrheiten schuldig sind." Endlich über den Kauke'schen Brief selbst heißt es, daß die einzige Absicht desselben gewesen, ein Kunsturtheil über die Portraits in der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu fällen: der Schluß sei nichts als eine Nachahmung ähnlicher Scherze in den Blättern des englischen Zuschauers; es habe Niemand Boileau für einen Pasquillanten gehalten, weil er unter dem Namen des Balzac und Voiture einige wider die Schreibart derselben gerichtete satirische Briefe geschrieben; übrigens sei ihm der Brief von einem

Ungenannten eingeſendet und er habe nicht gewußt, daß wirklich ein Kupferſtecher Kauke heiße. Der Vorwurf, auf deſſen Mangel an Berechtigung dem Leſer aus der ſiegreichen Zurückweiſung der übrigen zu ſchließen überlaſſen wird, iſt der der Nichtkenntniß des wahren Sinnes gewiſſer Bibelſtellen; warum hatte doch Einer es mit dem nur für das zu beaufſichtigende große Publikum beſtimmten nordiſchen Aufſeher ſo genau nehmen wollen!

So viel von dem nordiſchen Aufſeher Johann Andreas Cramers und Friedrich Gottlieb Klopſtocks und Leſſing's Fehde mit demſelben; die Geſchichte hat gerichtet; nach dieſer Zeitſchrift iſt kein moraliſches Wochenblatt mehr zu einer litterariſchen Bedeutung gelangt, und ſie ſelbſt kennt man nur noch aus ihrer Abfertigung in den Litteraturbriefen.

Eine poſitivere Bedeutung für den Gang der deutſchen Litteratur hat die Aufdeckung der Verirrung eines andern Schriftſtellers gehabt, der ebenfalls einen Ausläufer der von Klopſtock veranlaßten Entwickelungen bildet.

Es hat ſchon oben in den Kreis meiner Darſtellung gezogen werden müſſen, daß Bodmer ſich Klopſtocken ſogleich nach dem Auftreten deſſelben unbedingt angeſchloſſen habe. Bodmer ſagt ſelbſt von ſich, (Critos Bekenntniß, Litterariſche Denkmale 1779 S. 169) er habe längſt eine Abneigung gegen das jambiſche Sylbenmaß gehabt; der Hexameter habe ihn von einem Zwange errettet; er ſei der Evangeliſt der Meſſiade geworden. Die Producte, welche aus dieſer Bewegung hervorgegangen, waren für Leſſing ſeit Nicolais Briefen über den Zuſtand der ſchönen Litteratur und ſeinen eigenen Kritiken in der Voſſiſchen Zeitung eine abgemachte Sache; in den Litteraturbriefen heißt es blos einmal beiläufig, da von einer Ueberſetzung in Proſa die Rede iſt: „Aber ſind Schweizeriſche Hexameter nicht auch Proſa?" (VI. 79), und bei einer Gelegenheit von der im folgenden Kapitel die Rede ſein wird, nennt er Bodmer gar einen critiſchen Vejanius spectatum satis et donatum jam rude. Wenn nun aber dieſe Richtung bei Bodmer und ſeinen Genoſſen durch Klopſtock hervorgerufen war, ſo genügte dieſer ſelbſt ihnen darin nach perſönlicher Bekanntſchaft nicht. „Sie waren fromme Dichter geworden" ſagt Leſſing bei derſelben Gelegenheit, wo Bodmer ſich zu einer keineswegs graziöſen Production durch den Geiſt Capriccio will begeiſtern laſſen, „ihr poetiſches Intereſſe ſchien ein ernſtes, ſchwermüthiges Syſtem zu fordern. Sie hatten ſich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt, ſie glaubten ſich in den Charakter ihrer Helden ſetzen zu müſſen, ſie wollten es die Welt wenigſtens gern überreden, daß ſie ſelbſt in einer patriarchaliſchen Unſchuld lebten; ſie ſagten alſo zu der Fröhlichkeit, was machſt du, und zu dem Capriccio du biſt toll! Allein ſo ſagte Klopſtock im Jahr 1750 wenigſtens noch keineswegs; der ſokratiſche Becher Hagedorns ſpielt in ſeinen Jugendgedichten eine große Rolle, und ſo kam es, daß Bodmer ſich in Klopſtock getäuſcht zu haben glaubte; in dem Sänger der Meſſiade hatte er einen Heiligen, einen Geſalbeten des Herrn erwartet; nicht ohne eiferſüchtige Unruhe ſah er jetzt den jungen Seraph, wie er ſich, ſeiner Meinung nach, allzugemein machte mit den Söhnen und Töchtern der Erde. (L. Meiſter. Ueber Bodmern 1783. S. 38). Wirklich ſchien bald darauf die Seraphsſtelle würdiger beſetzt werden zu ſollen, war doch auch der neue Bewerber jünger und gelehriger als der autochthoniſche Klopſtock; Wieland, der ſich freilich noch 1752 von Tübingen aus bei Gelegenheit einer Kritik über ein Gedicht in den Schriften der Bremer Beiträger der

Klopstock'schen Ode auf den Zürchersee, die ja gerade des Dichters anstößiges Leben in Zürich beschreibt, gegen Bodmer angenommen hatte. (Wieland's ausgewählte Briefe 1815 I. S. 21. 29), siedelte, nachdem ihn die Liebe und dann der Verlust seiner ersten Geliebten in die Empfindsamkeit und den Petrarchismus getrieben hatten, nach Zürich über, ward Bodmer's Hausgenosse, und propfte ein neues Reis auf den alternden Stamm der Bodmer'schen christenthümelnden Poesie. Und welcher Art nun die Früchte seien, die dieses Reis trug, das zu untersuchen, ist eins der Hauptgeschäfte Lessings in den Litteraturbriefen, womit er denn auf Wieland und indirecter Weise auf Alles, was dieser später hervorgebracht und angeregt, den größten Einfluß ausgeübt hat.

Freilich ist auch hier noch ein wichtiger Unterschied zu machen. Es ist im Grunde ein triviales Ding, diese Entwicklungsgeschichte Wieland's, der wie bekannt sich später vom Seraphenthum seines Bodmer's wieder losgesagt hat, und von nun an sein Lebelang eigentlich nicht darüber hinausgekommen ist, zu predigen, daß es damit nichts sei, aber sie erscheint in noch trivialerem Lichte, wenn man in's Auge faßt, wie unvollständig bei alledem diese Lossagung immer geblieben ist. In rein ästhetischer Beziehung hat Wieland den Standpunkt der Schweizer eigentlich nie überschritten. Worauf haben es die Schweizer abgesehen? Auf epische Dichtung, die erhabner sei durch Schilderung, Neuheit, d. h. Reiz, Wunderbares, und lehrhafte Tendenz, die sich aber nicht in abstracten Betrachtungen ergeht, sondern durch den Eindruck wirkt. Eben dies sind die Ingredienzien aus denen selbst Wieland's vollendetstes Gedicht besteht, von welchem Goethe urtheilte, daß es Poesie heißen werde, so lange es eine Poesie giebt, und wenn besonders die poetische Malerei als das eigenthümliche Merkmal der Schweizer Schule gilt, so muß es sich treffen, daß gerade von jener Stelle des Ariost, der Beschreibung der Schönheit der Alcine, an welcher Lessing im Laokoon das Verwerfliche derselben nachweist, im Oberon (Ges. III. Stanze 42 und 44) eine Nachahmung vorkommt. Freilich sind die Schilderungen andere und die Tendenz ist hier und überall in Wieland's späteren Schriften von derjenigen, welche sich in Bodmers Gedichten und auch in Wielands eigenen Jugendwerken finden, himmelweit verschieden, ja denselben zum Theil geradezu entgegengesetzt, aber dies thut hier nichts zur Sache, und epischer Natur sind Wieland's Gedichte alle; er hat im dramatischen Fache einen unglücklichen Versuch nach dem andern gemacht, und nach dem letzten, der Rosamunde, ausdrücklich gestanden, er habe für das Dramatische überhaupt keinen Sinn. Und das heißt denn also im Grunde nur mit ebenso vielen Worten: in rein ästhetischer Beziehung ist Lessing's Thätigkeit für Wieland's Entwickelung von durchgreifender Wichtigkeit nicht gewesen.

Dagegen bei seinem Erwachen zu einer besonneuern Denkungsart in Sachen der Religion und des Lebens dürfte Wieland Lessingen mehr verdanken, als sich bei einem Dinge, das so ganz innerlicher Natur ist, mit Beweisstellen und Parallelen belegen läßt.

Man kennt den wunderlichen und in Vergleich zu seiner späteren Richtung ungemein komischen Excess, zu welchem sich Wieland durch seine Verehrung für Bodmer hatte hinreißen lassen. Uz, welcher auf Hagedorns Wege fortging, hatte in seinem Siege des Liebesgottes öffentlich gethan, was dieser unter guten Freunden gewiß nicht unterlassen haben wird: er hatte sich über

die Bodmer'sche Verstiegenheit lustig gemacht, und hierauf hatte Wieland sich auf den Inhalt der Bodmer'schen Gedichte geklemmt und Uz und mehrere andere Dichter für unchristlich und sittenlos erklärt und sogar den Oberkonsistorialrath Sack aufgefordert, die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welche diese leichtsinnigen Witzlinge anrichteten. *) Natürlich erregte dieses Auftreten bei Allen, welche es mit der deutschen Litteratur gut meinten, einen um so größern Unwillen, je weniger dieselbe bereits so weit erstarkt war, daß sie einem etwaigen Verdammungsurtheile von Seiten der Geistlichkeit mit Ruhe hätte entgegensehen können; unter andern sprach sich die Bibliothek der schönen Wissenschaften (Bd. I. St. 2. S. 415 ff.) über solche Anmaßung mit großer Entschiedenheit aus, und Ramler schreibt bei Gelegenheit der „Sympathieen" den 4. August 1756 an Gleim: „Ich weiß nicht, worauf die Herrn in Zürich warten, ob sie darauf warten, von klügeren Leuten, wie die Gottschede, härter gezüchtigt zu werden, wie Gottsched selbst von ihnen gezüchtigt worden ist? Soll Lessing aufwachen? Er, der Geschmack, Hitze, Gelehrsamkeit genug besitzt, sie auf ihren Werth herunter zu setzen und ihren Werth auf einmal zu entscheiden?" Daß Lessing nun wirklich zu dieser Seite hält, versteht sich von selbst, aber das Grundverhältniß der Litteraturbriefe zur Bibliothek, von welchem ich oben ausgegangen bin, tritt hier noch einmal recht deutlich an den Tag. Lessing begnügt sich nicht mit dem, was, wie Merck sich einmal in Bezug auf Goethe ausdrückte, die Andern auch können; er stellt sich nicht so einer verkehrten Richtung schlechthin entgegen, um sich mit ihr herumzuzanken, er stellt sich über sie, und weist ihre Leerheit und ihren inneren Widerspruch nach. Schon Nicolai hatte gar treffend bemerkt, daß Wielanden die ernsten Falten des hohenpriesterlichen Gewandes gar nicht zu Gesichte stehen wollten. „Die Muse des Herrn Bodmer's", sagt er in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften (Bd. 7. S. 66) „ist eine betagte Matrone, die die Welt vergißt, weil die Welt sie vergessen hat, die beständig von der Kasteiung des Fleisches redet und auf die böse verderbte Zeit und die verschlimmerten Sitten schilt, die Muse des Herrn Wieland ist ein junges Mädchen, das auch die Betschwester spielen will und sich der alten Witwe zu Gefallen in ein altväterisches Käppchen einhüllet, welches ihr doch gar nicht kleiden will; sie bemühet sich eine verständige erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unerfahrenheit nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiger Spectakel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin auch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde." Eben diesen Gedanken führt Lessing im siebenten bis vierzehnten Litteraturbriefe in wissenschaftlicher Weise aus: er polemisirt nicht gegen Christenthümelei und litterarisches Schweizerthum, sondern er weist nach, daß Wieland zum Vertreter der Christlichkeit sowohl als auch zum Vorkämpfer der schweizerischen Litteraturschule überhaupt gar nicht berufen sei, denn seine eignen Schriften seien weder dem Inhalt nach wahrhaft christlich, noch in der Form der Vorzüge theilhaftig, welche sich den Schweizern nicht absprechen lassen. Und endlich — doch ich will mir selbst nicht vorgreifen.

*) Siehe die vollständige und urkundliche Erzählung des ganzen Herganges bei Jördens Bd. V. S. 138 f. 142 f.

Die Schätzung der unübertrefflichen Form, in welche Leſſing ſeine Unterſuchungen einkleidet, kann nur dadurch gewinnen, wenn man das Gerippe derſelben vor Augen legt. Alſo zuerſt die Beleuchtung von Wieland's Chriſtlichkeit. Leſſing geht davon aus, daß Wieland doch nicht gerade immer ein ſpecifiſch chriſtlicher Schriftſteller geweſen. Er hatte ſchon den Namen eines deutſchen Lucrez. Lucrez! ja, er hatte ein Gedicht über die Natur der Dinge geſchrieben, auch moraliſche Briefe, die gar nichts Chriſtliches haben. „Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle geſpielt haben," ſagt Leſſing, „als Wieland." Leſſing mag nicht wieder erzählen, was Leute, die ihn in K(loſter) B(ergen) gekannt haben, von ihm zu erzählen wiſſen. Woher nun dieſe Veränderung? Sie iſt eben ſo gar groß auch nicht. „Auch mir ſind unter den Wielandiſchen Schriften die Empfindungen des Chriſten das Anſtößigſte geweſen. Empfindungen des Chriſten heißen Empfindungen, die ein jeder Chriſt haben kann und ſoll. Und von dieſer Art ſind die Wielandiſchen nicht. Es können auf's Höchſte Empfindungen eines Chriſten ſein; eines Chriſten nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf iſt, und zwar ein witziger Kopf, der ſeine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimniſſe zu Gegenſtänden des ſchönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, ſo wird er ſich in ſeine verſchönerten Geheimniſſe verlieben, ein ſüßer Enthuſiasmus wird ſich ſeiner bemeiſtern und der erhitzte Kopf wird in allem Ernſte anfangen zu glauben, daß dieſer Enthuſiasmus das wahre Gefühl der Religion ſei. So wie es tiefſinnige Geiſter gab und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphiloſophiren, weil ſie ihr philoſophiſches Syſtem darein verweben wollen, ſo giebt es nun auch ſchöne Geiſter, die uns eben dieſe Religion wegwitzeln, damit ihre geiſtlichen Schriften auch zugleich amüſiren können." Die chriſtliche Religion, ſagt Leſſing weiter, ſei bei Wieland immer das dritte Wort. „Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigſtens zu haben ſcheine." Wieland wolle offenbar von der Dogmatik nichts wiſſen; „dieſes und ſeine wiederholte Anpreiſung des Shaftesbury werden hoffentlich unſere Theologen nicht ermangeln, in Betrachtung zu ziehen, bevor ſie ſich in das poetiſche Intereſſe des Herrn Wieland's verwickeln laſſen. Shaftesbury iſt der gefährlichſte Feind der Religion, weil er der feinſte iſt."

Der Erfolg hat beſtätigt, daß Leſſing hier richtig geſehen hatte. Leicht, wie er es angezogen, legte Wieland das geiſtliche Gewand wieder ab; und eben dieſen Shaftesbury hat er in ſeinen antitheologiſcheſten Schriften gerade erſt recht angeprieſen.

Ob ſich aber nicht Einiges von dem was hier Leſſing gegen Wieland vorbringt auch auf Bodmer und Klopſtock ſelbſt wenigſtens anwenden ließe? Jedenfalls fiel es ihnen zur Laſt, daß ſo etwas geſagt werden mußte; man konnte doch immer mit ſolchen Tendenzen ihr Schüler ſein, ſie waren doch immer im Stande, das Verderbliche derſelben, durch welches ſie ſich von den ihrigen vielleicht noch unterſcheiden mochten, zu überſehen. Ein Unterſchied war nun allerdings vorhanden: Bodmern und Klopſtock war es mit der Religion Ernſt, und Wieland bildete ſich dies nur eine Zeit lang ein; jene glaubten darin die wahre Poeſie zu finden, daß ſie religiös wären, weshalb ſie gelegentlich vor Religion die Poeſie vergaßen, und Wieland faßte die Religion von vornherein nur inſofern auf, als ſie eines poetiſchen Gebrauches fähig

wäre. Aber der Grundirrthum blieb bei beiden doch derſelbe — nämlich daß Religion und Poeſie überhaupt eine enge innere Verwandtſchaft hätten, oder daß es mit der einen auf die andere hinausliefe, und in dieſem Sinne kommt es ganz auf eins hinaus, wenn Leſſing an Klopſtock's geiſtlichen Liedern, die alſo Gedichte ſein ſollten, tadeln mußte, daß ſie vor lauter Empfindung keine Anſchauung mittheilten, die doch das Weſen der Kunſt iſt, oder an Wieland's Empfindungen eines Chriſten, daß dieſe, welche ſich doch für religiöſe Ergüſſe ausgäben, nichts als Ausſchweifungen der Einbildungskraft ſeien (VI. 15). Selbſt angewendet aber hat Leſſing jene gegen Wieland gerichteten Betrachtungen auf Cramer, denn wenn er von der Miene einer neumodiſchen Rechtgläubigkeit ſpricht, die ſich der nordiſche Aufſeher irgendwo gebe (VI. 125) — ſie beſtehe darin, daß man ſich mit einer lieblichen Quinteſſenz begnüge, die man aus dem Chriſtenthume gezogen habe und allem Verdachte des Freidenkens ausweiche, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthuſiaſtiſch zu ſchwatzen wiſſe — ſo deutet das doch ganz gewiß gerade auf die ſo eben angeführten Aeußerungen über Wieland zurück.

An die theologiſchen Bedenken gegen Wieland knüpft ſich der Vorwurf, er ſei zum Vorfechter in den ſchweizeriſchen litterariſchen Händeln nicht berufen, unmittelbar an. Wieland rühmt die franzöſiſchen Kanzelredner, welche große Wohlredenheit zeigen — iſt das ein ſchweizeriſches Urtheil, in welchem ſonſt, wie auch von Wieland ſelbſt, die Engländer den Vorzug zu erhalten pflegen? Auch Wieland's Sprache iſt unſchweizeriſch; während es ein Hauptverdienſt dieſer Schule iſt, gute alte Wörter vor dem Untergange zu retten und in die Schriftſprache einzuführen, verlernt Wieland die eigenthümlichen Ausdrücke der Sprache und „läßt ſeinen Leſer alle Augenblicke über ein franzöſiſches Wort ſtolpern."

Es iſt unmöglich, in dieſen Kritiken den Ausdruck einer bloßen Meinungsverſchiedenheit zu ſehen, oder ihr Verdienſt lediglich darin zu finden, daß ſie von einem richtigeren Standpunete ausgehen, und daher der Materie nach Richtigeres vorbringen; ſie vermitteln den Sieg einer Auffaſſung der Dinge, welche in einem gefaßten männlichen Geiſte gereift iſt, über eine geiſtige Unreife, die zwar hier zunächſt mit den Merkmalen des Jünglingshaften auftritt, aber in Wieland's ganzer geiſtiger Organiſation begründet geweſen ſein dürfte, da Leſſing viele Jahre nachher, wie ſeiner Zeit angeführt werden wird, Veranlaſſung findet, ihm noch einmal, wenn auch diesmal im entgegengeſetzten Sinne und in einem Fragment, das ſich unvollendet unter ſeinen Papieren gefunden, den Kopf zurecht zu ſetzen.

Für jetzt hatte Wieland Leſſingen und ſeinen Freunden noch einen ganzen Jubel zubereitet: es iſt ergötzlich zu ſehen, wie der Zufall dieſem dazu behülflich war, die Komödie, welche er mit ihm aufführte, zu einem luſtigen Ende zuzuſpitzen. „Freuen Sie ſich mit mir!" ſchreibt Leſſing im dreiundſechszigſten Litteraturbriefe, „Herr Wieland hat die ätheriſchen Sphären verlaſſen und wandelt wieder unter den Menſchenkindern." Es iſt die Rede von der Lady Johanna Gray; die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften hatte in aller Unſchuld an ihr gelobt und getadelt, was ſie ſo geradehin zu loben und zu tadeln fand: Leſſing zeigt, daß dieſe erſte Menſchlichkeit des Seraphikers aus dem Engliſchen des Nicholas Rowe — entlehnt ſei, und zwar auf ſo un-

vorſichtige Weiſe, daß in der deutſchen Tragödie einmal eine Perſon aus einer Epiſode der engliſchen genannt wird, die in jener ausgelaſſen iſt.

Die Wirkung, welche dieſe Dinge auf Wieland hervorgebracht hatten, läßt ſich ſchon aus der Vorrede zu einer ſpätern Ausgabe der Empfindungen des Chriſten ermeſſen, in welcher er dieſelben in Pſalmen umtauft, wie Leſſing (VI. 14) den Ton der Pſalmen bisweilen in ihnen findet; er nennt ſie hier noch mit dem alten Namen Empfindungen eines Chriſten, und führt ſelbſt an, daß ein berühmter und ſtrenger Theolog Heterodoxieen in ihnen gefunden — nach aller möglichen Bemühung, einen ſchicklicheren Namen für dieſe Kinder einer nicht immer gleich reinen religiöſen Begeiſterung zu finden, habe er bei den „Pſalmen" bleiben müſſen. Noch deutlichere Spuren finden ſich in Wieland's Correſpondenz. Ich führe nur die erſte derartige Stelle an: Wieland ſchreibt an Zimmermann den 15. Febr. 1759: „Man ſchreibt mir aus Berlin, daß ich Feinde habe, die auf eine grimmige Art gegen mich erboſt ſind. Ich kenne ſie nicht, es ſcheint aber, ſie ſeien mit den Verfaſſern der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften in Verſtändniß. In zwei Blättern einer Wochenſchrift, Briefe über das Neueſte aus der deutſchen Litteratur betitelt, fallen dieſe Leute über mein Herz und meine Knabenjahre in Kloſterbergen her und klagen das erſtere der Irreligion und Hypokriſie, und die letzteren einer unmoraliſchen Conduite an. Ich war ungefähr drei Monate über fünfzehn Jahre alt, als ich von Kloſterbergen wegzog, und ſo lange ich da war, paſſirte ich bei meinen Lehrern für einen Freidenker, den man nur deswegen duldete, weil ſeine Aufführung untadelig ſchien. Urtheilen Sie nun. So ſehr ich mich bemühe in dem allgemeinen Schickſal der bravſten Leute, beſonders unter den gens de lettres, Troſt zu finden, ſo haben doch dieſe Nachrichten mich etwas düſter und traurig gemacht. Was iſt mit erboſten und niederträchtigen Leuten zu machen?" Von einer Erwiderung gegen Leſſing ſcheint Wieland, auf Anrathen Sulzer's, von Bodmer abgehalten zu ſein (Briefe der Schweizer S. 267). Sulzer ſchreibt an Bodmer: „Sagen Sie ihm doch beim Abſchied, daß er ſeinen Freunden in Bern" — wohin er eben jetzt abging — „überlaſſen ſoll, ihn an Leſſing zu rächen; denn ich fürchte, daß er ein gewiſſes Maaß überſchreiten möchte, wenn er es ſelbſt thut." Aber es ſetzte ſich bei Wieland ein Haß gegen die Litteraturbriefe, und was man damals in der Schweiz die Nicolaiten nannte, feſt, der ſich z. B. noch in einem Briefe an Merck darin äußert, daß er von der litterariſchen Tyrannei ſpricht, die dieſe Zeitſchrift ausgeübt; es liegt wenigſtens das Geſtändniß darin, daß man ſich von ihr gedrückt gefühlt habe; und dieſes Gefühl des Drucks war nahe daran Wieland ſpäter in eine litterariſche Genoſſenſchaft zu treiben, die ihm überaus übel hätte bekommen können; ich werde, wo von dieſer die Rede ſein wird, noch wieder auf dieſen Punct zurückkommen.

Zweites Kapitel.

Die Darstellung ist im vorigen Kapitel unvermerkt in einen panegyrischen Ton gerathen; sie hat für Lessing gegen seine Gegner Partei genommen. Das ist der Fehler aller bisherigen Darstellungen von Lessing's Leben und Wirken: überall Lob und Bewunderung und anpreisende Betheiligung bei seinen kritischen Händeln — nirgends die objective Behandlung, welche eine historische Aufgabe fordert, noch eine wissenschaftliche Einsicht in das Wesen und den Werth seiner Bestrebungen. Diese Bemerkung wird hier nicht zuerst gemacht, aber wenn ein Versuch, diese wissenschaftliche Einsicht zu vermitteln, selbst in diesen Ton verfällt, so wird er sich der Pflicht nicht entziehen können, davon, daß diese Angelegenheit von jeher eine solche Wendung genommen, mindestens eine Erklärung zu geben.

Ich habe es hier nur mit den Litteraturbriefen zu thun, denn von diesen ist jetzt allein die Rede gewesen, auch wird es sich sogleich zeigen und im Verlaufe dieser ganzen Darstellung immer mehr in's Licht treten, daß dieselben von Lessing's schriftstellerischer Thätigkeit, insoweit dieselbe seinen reiferen Jahren angehört und auf diese Briefe folgt, gewissermaßen das Grundphänomen bilden — und für die Litteraturbriefe wird die Erklärung des Tones, in welchem man von ihnen spricht, sogleich zu einer Rechtfertigung desselben. Es liegt geradezu im Wesen der Litteraturbriefe selbst, daß das heutige Deutschland ihnen eine so besondere Verehrung schenkt. Wie das? Jedermann muß fühlen, daß die Bewunderung, welche er den Lessingischen Litteraturbriefen zollt, nicht rein objectiver Natur ist. Was ist denn das für unsere Zeit so Großes, daß da Einer nachweist, daß es mit Klopstock und Wieland und Cramer und Basedow und Dusch nicht gar viel sei? das müßten wir doch, dächt' ich, nachgerade an den Kinderschuhen abgelaufen haben; es müßte uns, wenn es auch zuerst in den Litteraturbriefen ausgesprochen ist, nachgerade etwas Altes sein. Es giebt ja noch viel anderes Verständige, wird denn das ebenso präconisirt? Viel thut freilich die Form, die ihres Gleichen nicht leicht findet, aber daß es bei der Bewunderung nicht auf ein bloßes ästhetisches Bereden abgesehen ist, geht daraus hervor, daß auch solche in dieselbe einstimmen, welche dieses selbst zuerst in Verruf gebracht haben. Und daß man nur nicht etwa damit auszureichen glaube, die Erörterungen in den Litteraturbriefen seien eben für jene Zeit vortrefflich, denn das könnte wohl den gelehrten Kenner zu einem altklugen Staunen, nicht aber den unbefangenen Leser zu jederzeit bereiter Anerkennung veranlassen. Es steckt etwas anderes dahinter, ein subjectives Element, die Sache geht uns selbst näher an. Ich muß mir, um dies in's Licht zu setzen, selbst in etwas vorgreifen; doch handelt es sich hier nur um einen allgemein bekannten Umstand. Warum ist uns Allen die Hamburgische Dramaturgie ein so liebes Buch? Wir wissen doch auch hier so ziemlich was darin steht, oder glauben es doch zu wissen. Antwort: sie faßt im Gebiete der dramatischen Litteratur dem französischen Wesen gegenüber in theoretischer Erörterung zuerst einen deutschen Standpunct, und weil wir diesen sich hier in frischester Unmittelbarkeit aussprechen sehen, gehen wir als Deutsche

immer gern auf das Buch zurück. Eben das ist das Sachverhältniß bei den Litteraturbriefen, nur in noch allgemeinerem Sinne, und so, daß sie unter andern die Grundlage für die Dramaturgie selbst ausmachen. Die Litteraturbriefe, insoweit sie Lessing angehören, sind, wenn man von einigen Gellert'schen Fabeln absieht, welche in den Kinderbüchern stehen, die ältesten deutschen Schriftwerke, welche noch gelesen werden — was vor ihnen liegt, die Werke der Gottschedianer, der Schweizer und der vermittelnden Schule, sind, so wie Lessing's eigene frühere Schriften, in den Schooß der Vergangenheit hinabgesunken und nur noch ein Gegenstand gelehrter Kenntnißnahme. Und warum werden sie jetzt nach 90 Jahren noch gelesen, und zwar mit einer Beistimmung gelesen, wie sie die Schriften unseres eigenen Zeitalters wegen seiner vielfältigen Zerrissenheit so rein und allgemein niemals finden? Freilich Dusch und Cramer und Klopstock, die wir nicht mehr lesen und über welche uns ein Urtheil zu bilden wir daher gar nicht prätendiren — die gehen uns nicht an. Aber das Urtheil, welches wir hier über sie ausgesprochen sehen, ist dasjenige, welches wir, wenn wir uns um sie bekümmerten und nur sonst gebildet genug wären, selbst über sie fällen müßten — wir sehen hier auf einmal Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserem Blute, womit wir, wie der alte Satiriker sagt, dergleichen mehr zu zeugen begehren; die Grundanschauung der heutigen deutschen Litteratur tritt hier auf einmal — hier wird durch das Verglichene selbst ein altes Gleichniß neu — wie Athene aus dem Haupte des Zeus in voller Ausrüstung vor uns hin — die Litteraturbriefe schaffen diese Grundanschauung. ✤

Das ist eine Thatsache, welche Niemand in Abrede stellen kann, welcher in der geistigen Atmosphäre der neuern Zeit in Deutschland lebt, und welche demjenigen, welcher ihr fremd ist, durch keine Parallelen anschaulich gemacht werden kann, wohl aber kann die Frage aufgeworfen werden, worin denn das liege, worin jenes plötzliche Erwachen des deutschen Geistes bestehe, und welches das unterscheidende Merkmal der deutschen Litteratur seit den Litteraturbriefen im Gegensatz zu der früheren, und allenfalls auch zu den fremden Litteraturen, zu denen die deutsche Beziehungen hat, bestehe.

Ich habe mit gutem Vorbedacht eine Anzahl von litterarischen Productionen Lessings, welche mit den Litteraturbriefen gleichzeitig sind und in allerlei Verhältnissen zu denselben stehen, bis jetzt unerwähnt gelassen. Man erinnere sich, was schon oben über den Gang von Lessing's Geist gesagt worden: nämlich daß er derjenige einer productiven Kritik sei, welche darauf ausgehe, einen Boden zu erarbeiten, aus welchem dann die Werke der Darstellung emporwachsen müßten. Daß Lessing in dieser Zeit einen ganz neuen Boden gewonnen, ist gezeigt worden, um die Natur und die Kräfte desselben zu schildern, werden die Früchte, die er hervorgebracht, nicht am wenigsten in Betracht zu ziehen sein.

Die Werke der Darstellung, um die es sich hier zunächst handelt, sind die äsopischen Fabeln und der Philotas, beide 1759 erschienen; so verschiedenen Gattungen sie angehören, so liegt ihnen doch ein und derselbe Gedanke zu Grunde; die Vorrede zu den ersteren muß Lessingen auch gerade Gelegenheit geben, seine früheren Schriften als „jugendliche Vergehungen" zu bezeichnen, die er gern „durch bessere Dinge gut machen und endlich wohl gar in Vergessenheit bringen möchte (V. 356).

Lessing's Beschäftigung mit der äsopischen Fabel, die sich durch sein ganzes Leben verfolgen läßt, kann als ein litterarisches Paradoxon betrachtet werden; wie konnte dem Erneuerer der deutschen Litteratur, dem Schöpfer des deutschen Dramas, diese Dichtungsart nur irgend einer Aufmerksamkeit würdig erscheinen? Die Verwunderung hierüber mindert sich, wenn man erfährt, daß zur Zeit seiner Jugend diese Dichtungsart in Deutschland einer ungemeinen Verbreitung genoß; es war also ein überkommenes Interesse, das er auf seine Art fortspann, wie denn schon oben erwähnt worden ist, daß seine gelehrten Studien über diesen Gegenstand an Christ's Arbeiten über den Phädrus anknüpfen. Nur kann freilich auch dies paradox genug erscheinen, daß nur überhaupt jene Periode einer einseitigen Verstandescultur auf diese kindliche und einfache Gattung verfallen sei; man weiß ja wohl, was für ein albernes Ideal einer Litteratur den Leuten vorschwebte; während der Natur der Sache nach bei einem Volke oder in einer bestimmten Periode seiner Geschichte nur Eine Litteraturgattung vorhanden ist, deren Werke nämlich nicht nur ihrem besonderen Inhalt und ihrer Behandlung im einzelnen nach, sondern vermöge dieser allgemeinen Form selbst derselben angemessen sind, und also Alles einen individuellen Ursprung hat, hatte man jetzt, was sich auf diese Weise im Laufe der Zeiten nach und nach zusammengefunden hatte, wie in einem Requisitenbuch zusammengestellt, und glaubte von allen Gattungen die Lieferung zugleich ausschreiben zu können — aber wäre es nun nicht zu erwarten, daß man dabei auf die Fabel, die ihrem Ursprunge nach kaum eine Litteraturgattung genannt werden kann, gerade zu allerletzt verfallen wäre? Doch nicht; denn wie nun überhaupt in jener Periode die einzelnen Gattungen gleichwohl nicht schlechthin auf Bestellung wieder erfunden werden, sondern ein lebendig vorhandenes Bedürfniß hier nur den Weg zu seiner Befriedigung einschlägt, daß es dieselbe nicht frei aus sich erschafft, sondern von dem Glanze des bereits vorhandenen geblendet, unter demselben zu wählen und es allenfalls zu modificiren sich begnügt, so ist auch die Fabeldichtung dieser Zeit in dem eigenen Geist derselben begründet. Zuerst zwar, insofern die Zeit die alte, verstandesmäßige war; welche Dichtungsgattung ist abstracter und didaktischer als die Fabel? alsdann aber auch, insofern eben diese Zeit eine Befreiung von diesen Fesseln zu ahnen anfing. Es war ein wunderlich Ding um die Fabel; sie wurde wirklich ganz für voll angesehen, gehörte zum poetischen System und hatte ihr ordentliches Kapitel in Gottsched's kritischer Dichtkunst, und das alles natürlich nur, weil Lafontaine zu den Klassikern des Jahrhunderts Ludwigs des XIV. gehörte; aber Lafontaine selbst gehörte ja eigentlich gar nicht in diesen Kreis; seine Erzählungen tragen in den Archaismen ihrer Stoffe und ihrer sprachlichen Form einen volksthümlichen Charakter, von dem jene Litteratur sonst nichts weiß, und so drängt sich denn überhaupt in der Fabeldichtung ein dem Volke angehöriges Element in die Litteratur der gelehrten Bildung ein; in der Litteratur des Alterthums, welche man doch reproduciren wollte, hat die Fabel eine solche Rolle niemals gespielt; dagegen ist noch das sechzehnte Jahrhundert der Fabeldichtung, wie aller kernigen und derben Ausdrucksweise günstig. Dies ist am meisten in Deutschland der Fall gewesen, und aus einer Reminiscenz aus dieser Zeit möchte die Vorliebe für die Fabel am Anfange des 18. Jahrhunderts wenigstens zur Hälfte zu erklären sein: es wird bereits eine gewisse schüchterne Sehnsucht nach einer volksthümlicheren Litteratur bemerkbar, die also hier, ohne selbst

recht zu wiſſen wie, vorläufig eine gelinde und die Schranken des einmal angenommenen äſthetiſchen Geſetzes nicht überſchreitende Befriedigung finden konnte. Und damit wäre denn das allgemeine litterarhiſtoriſche Paradoxon aufgelöſt; was aber Leſſing insbeſondere anbetrifft, ſo kann bei ihm um ſo weniger noch weiter von einem ſolchen die Rede ſein, da es ihm bei der Fabeldichtung nicht einmal allein um ſie ſelbſt zu thun iſt, ſondern dieſelbe ihm nur zum Mittel dienet, viel allgemeinere Geſichtspunkte geltend zu machen.

Es iſt intereſſant, den Gang zu verfolgen, den Leſſing's Ausbildung in dieſem Punete nimmt, denn freilich hat er nicht ſogleich mittels ſeiner Behandlung dieſer Gattung und durch dasjenige, was er in den Abhandlungen über die Fabel, welche 1759 zugleich mit den Fabeln ſelbſt erſchienen auseinandergeſetzt epochemachend eingewirkt, ſondern ſich ſelbſt zu demjenigen, was ſich hier allein auf die Fabel als ſolche bezieht, erſt aus dem früheren Standpunkte herausarbeiten müſſen.

Daß Leſſingen die erſte nachhaltige Anregung zur theoretiſchen und praktiſchen Beſchäftigung mit der Fabeldichtung durch Chriſt zu Theil geworden, iſt oben bewieſen worden, und Chriſt verſifieirte proſaiſche Fabeln; das iſt hier genug geſagt. Außer dieſem wird Hagedorn in dieſer Beziehung am meiſten auf ihn eingewirkt haben; das iſt nicht nur daraus zu ſchließen, daß dieſer überhaupt einerſeits die Fabel vorzüglich beliebt gemacht hat, und auf der andern Seite der geiſtige Stammvater der Halliſchen Dichterſchule geweſen iſt, in deren Fußſtapfen Leſſing damals trat, ſondern auch aus dem beſtimmteren Grunde, daß ſich bei ihm vorzüglich die litterariſchen Nutzanwendungen finden (z. B. II. S. 25 der Ausgabe von Eſchenburg) zu denen Leſſing ſo ſehr hinneigt und die ihm auch den Begriff der zuſammengeſetzten Fabel gegeben haben dürften, über den er ſich in den Abhandlungen über die Fabel vor allen Dingen orientiren zu müſſen glaubt; er führt hier ſelbſt als Beiſpiel eine ſolche Hagedorn'ſche litterariſche Fabel an. Und wie Gellert in Abrede ſtellt, den Lafontaine gekannt zu haben, ſo will Hagedorn (I. 148 Eſchenb.) zwar von keinem La Motte wiſſen, zu dem Lafontaine aber bekennt er ſich (Ebendaſ. II. S. 11). So iſt denn alſo auch Leſſing zuerſt ein Lafontainiſcher Fabeldichter geweſen, wenn auch nicht in aller Strenge; wenn er ſeine kleinen erzählenden Gedichte „Fabeln und Erzählungen" nannte, ſo geſchah dies zwar nach dem Beiſpiel des Hagedorn und er ſagt in Bezug auf dieſen Punct in der Vorrede zum erſten Bande der Schriften 1754 Lafontaine habe freilich Urſache gehabt, ſeine Fabeln, welche der Unterweiſung gewidmet ſeien, von den Erzählungen zu ſondern, aber er hat ja ſelbſt Erzählungen in Lafontaine'ſcher Manier gemacht, die er von den Fabel geſondert zu halten für gut befinden mußte; der Eremit, welcher beſonders gedruckt worden war, und die kranke Pulcherie in den Ermunterungen, welche gar eine Ueberſetzung aus dem Lafontaine iſt, beweiſen ſein Studium dieſes Dichters hinlänglich, und in den Ermunterungen finden ſich auch einige Fabeln, die an Geſchwätzigkeit alles übertreffen, was Lafontaine jemals geſchrieben hat. Später lenkte er hierin ein; ſo wie Gellert ſeine früher in den Beluſtigungen abgedruckten Fabeln jetzt abzukürzen ſuchte, und Gleim ſchon von vorn herein in einem knapperen Kleide auftrat, wurden, als er ſeine Schriften herausgab, jene Fabeln in den Ermunterungen zum Theil (I. 104) abgekürzt, zum Theil ganz verworfen (I. 124. 128) und wir leſen in der Vorrede: „Ich hätte

der Art des nur gedachten französischen Dichters folgen müssen, wenn ich die Mode hätte mitmachen wollen; allein ich fand, daß unzählige, weil sie ihm ohne Geschicklichkeit nachgeahmt haben, so läppisch geworden sind, daß man sie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten konnte; ich sah, daß es nur einem Gellert gegeben sei, in seine Fußstapfen glücklich zu treten; ich band mich also lieber an nichts, und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel." Allein da gefiel es ihm wenigstens doch noch in den meisten Fällen, sie in Versen zu schreiben; nur zufälligerweise sind einige in Prosa geschrieben. „Daher kommt es, fährt er fort, daß einige niedrig genug sind, andere aber ein wenig zu poetisch; daher kommt es sogar, daß ich verschiedene lieber in Prosa habe erzählen wollen, als in Versen zu welchen ich damals nicht aufgelegt war" und selbst von den prosaischen fallen einige so schlecht aus — die letzte Damon und Theodor ist nichts als ein sentimentales Histörchen — daß sie 1759 ganz in Wegfall kommen mußten.

Nach einer Pause von einigen Jahren sehen wir Lessing auf's Neue mit der Fabel beschäftigt; es ist schon oben darauf angedeutet worden, wie sich der kräftige Geist, nachdem sich die Hoffnungen, welche er auf die Reise mit Winkler gebaut hatte, zerschlagen hatten, nun mit desto größerer Lebhaftigkeit und desto entschiedenerem Glücke in die mannichfaltigsten Studien geworfen habe; zu diesen gehört auch das Studium der äsopischen Fabel, aus welchem die Fabeln und die Abhandlungen über dieselben, die zwei Jahre darauf erschienen, entsprungen sind. Die Veranlassung zur Wiederaufnahme dieses Interesses mag ihm jetzt die Anfertigung der Uebersetzung von Richardson's Fabeln gewesen sein, deren Vorrede vom 17. März 1757 datirt ist. Dies mag ursprünglich nur eine Buchhändlerspeculation sein — hatte man doch auch schon eine eigene Sammlung der Sittensprüche, welche sich in der Pamela, der Clarissa und dem Grandison finden, angefertigt — aber die Beschaffenheit des Buches mußte Lessing, der schon in seinen früheren Fabeln kein gedankenloser Nachahmer war — über Holberg's Fabeln fällt er in der Vossischen Zeitung (III. 162) ein sehr entschiedenes Urtheil — zu gründlichen Untersuchungen über das Wesen derselben anregen; dieselben sind nämlich, wie Lessing selbst in der Vorrede anführt, aus der umfangsreichen Sammlung eines gewissen Roger Lestrange entstanden, an welcher man getadelt hatte, daß in ihr freiheitsfeindliche und papistische, also mit einem Wort jacobitische Grundsätze gepredigt worden; diesem Fehler hatte Richardson abzuhelfen, und daher die Fabeln, welchen Lestrange eine politische Deutung gegeben, auf allgemeinere Lehren zurückzubringen, und wo keine andere als eine politische Anwendung möglich war, diese mit der größten Lauterkeit der Absicht zu bearbeiten gesucht; außerdem hatte er ausgesondert, was mehr ein lächerliches Mährchen, als eine äsopische Fabel war, und an vielen Orten umgedeutet, verkürzt, geändert, hinzugesetzt; so daß eine Vergleichung dieser Sammlung mit der älteren, die ihr zu Grunde lag, als eine ganze Schule der äsopischen Fabeldichtung angesehen werden konnte. Außerdem sind diese Fabeln in Prosa geschrieben; im Uebrigen darf man freilich nicht annehmen, daß sie Lessing zum Muster gedient; jede Fabel besteht aus drei Theilen, der Erzählung, der Lehre und dann noch einer langen moralischen Betrachtung, in welcher sich die weitläufige Langweiligkeit, zu der Richardson schon in seinen Romanen hinneigt, ganz ungescheut ergeht. Die Erzählung hat bisweilen abgeschmackte Auswüchse z. B. Fabel II., der

Fuchs und der Hahn schließt mit den Worten: „hiermit versetzte er ihm einen Biß und machte damit dem Hahn und der Geschichte ein Ende," die Lehren sind zum Theil bloße Klugheitsregeln; für das Entstehen von Lessing's Bemerkung, daß die Handlung der Fabel sich nicht dürfe in Einem Bilde malen lassen, dürfte der Umstand von Bedeutung sein, daß einer jeden von diesen 240 Fabeln ein Kupferchen — immer 6 auf einer Octavseite — beigegeben ist; so erblickt man z. B. einen kreißenden Berg, dessen sich eröffnender Schooß in unsern Tagen in einer Sammlung von Fabeln für Kinder für sehr bedenklich gelten würde. Ein halbes Jahr nach der Beendigung der Uebersetzung des Richardson spricht Lessing schon in einem Brief an Mendelssohn (XII. 92) von seinen eigenen Fabeln, die ihm dieser nicht hätte zurücksenden sollen, ohne ein Urtheil hinzuzufügen; es müssen die prosaischen gewesen sein, denn Nicolai macht eine solche, da er (XIII. 82) eine in demselben Geschmack machen will. Im Allgemeinen dürften Lessing's Fabeln etwas früher als die Abhandlungen über die Gattung entstanden sein, wie denn auch einige wenige in der Sammlung von 1759 schon in den Schriften 1754 gestanden haben, sonst würden beide einander wohl noch genauer entsprechen, als es in der That der Fall ist, er bittet zwar die Leser, die einen nicht ohne die andern zu beurtheilen, (V. 357) „denn ob ich gleich" sagt er, „weder jene diesen, noch diese jenen zum Besten geschrieben habe, so entlehnen doch beide, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entsprungen, allzuviel von einander, als daß sie einzeln und abgesondert noch eben dieselben sein könnten; sollte er (der Leser) auch schon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen, was ist es mehr? er weiß von selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat; daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget, und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar beschneiden aber nicht hemmen sollen" — indessen so kann man doch im Grunde nur theoretischer Weise über etwas, was schon vorliegt, reden; daß nachdem die Regeln ihm klar vor die Seele getreten, sein „Genie" dieselben eigenmächtig überwuchert habe, wird man bei Lessing am wenigsten erwarten; auch liegt das Verhältniß klar vor: um dieselbe Zeit, als mindestens ein Theil der Fabeln den Berliner Freunden bereits mitgetheilt werden konnte, ging Lessing mit der Recension der Gleim'schen Fabeln um, die nur darum so lange hinausgeschoben sein dürfte, weil sich ihm hier nun alle die Gesichtspuncte aufdrängten, die er dann in den Abhandlungen über die Fabel verarbeitet hat, und von der ich schon oben wahrscheinlich zu machen gesucht habe, daß sie nur darum etwas dürftig ausgefallen, weil Lessing hier doch nicht den Ort gefunden zu haben glaubte, um das Alles auszusprechen. Die Ausarbeitung der Abhandlungen selbst, so wie auch ohne Zweifel der Abschluß der Fabelsammlung fällt erst in die Berliner Zeit; dies geht daraus hervor, daß eine der Vorarbeiten — die Anmerkungen über den Phäder, aus denen einiges wörtlich in die Abhandlungen über die Fabel übergegangen ist — in Berlin gemacht sein muß (XI. 108); wenn Lessing in der Kritik von Gleim's Fabeln bemerkt, dieser mache es besser als Gay, so sagt er im dritten Litteraturbriefe mit offenbarer Rücksichtnahme auf seine eigene Theorie, die ihm gerade im Sinne liegen mochte: „Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nämlich nach den Regeln beurtheilt, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des Aesops abstrahirt haben," — und zu den Abfällen, die sich bei einem solchen unfas-

senden Studium für einen fleißigen Schriftsteller zu ergeben pflegen, gehört die Notiz über die Fabeln des Rabbi Berachja Hanakdan im dreißigsten Litteraturbriefe, die, insofern sie, wie so vieles Andre, die Bibliothek der schönen Wissenschaften zu ihrer Basis hat, und hauptsächlich darauf berechnet zu sein scheint, Gottscheden eins zu versetzen, auch außerdem noch beziehungsreich genug ist.

Wenn man nun fragt, was über und in den einzelnen Bemerkungen und Vorschriften, welche die Abhandlungen über die Fabel aussprechen, und denen Lessing's Fabeln selbst gemäß sind, als der eigenthümliche Standpunct bezeichnet werden könne, den Lessing hier einnehme, so ist, was die Gattung der Fabel insbesondere anbetrifft, die Antwort nicht schwer: es kommt im Grunde nur darauf an, den Gesichtspunkt, der sich von jeher jedem Leser aufgedrängt haben muß, in einen Begriff zu fassen. Wenn Lessing in seinen früheren Fabeln Einen Weg mit Lafontaine ging oder allenfalls nur ganz unbefangener Weise eine eigene Richtung einschlug, so stellt er sich hier zu demselben in entschiedenen Gegensatz; es heißt zwar auch hier noch, gegen Lafontaine selbst habe er nichts, sondern nur gegen seine blinden Verehrer, denn er selbst erkenne an, was die Seele der Fabel sei, nämlich die Kürze — aber eben diese, heißt es dann weiter, beobachte er nun nicht, er suchte sie durch eine gewisse Munterkeit zu beleben, er machte sie zu einem angenehmen poetischen Spielwerk, und werde dadurch Veranlassung, daß man die äsopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtet, als sie die Alten betrachtet haben. Also auf Kürze dringt Lessing hier, aber das ist eben nur in der IV. Abhandlung über den Vortrag der Fabel und bezieht sich nur auf diesen, es bedarf hier für das Ganze einer allgemeineren Bestimmung. Wenn man nun in Erwägung zieht, daß er außerdem die Prosaform gar nicht als die allein richtige hinstellt, aber sich selbst ihrer doch ausschließlich bedient, und selbst seine eigenen früheren versificirten Fabeln in Prosa auflösen möchte (V. 357), die Fabel auf die Darstellung eines allgemeinen moralischen Satzes beschränkt, den Gebrauch der Thiere durch die allgemein anerkannte Bestandheit ihrer Charaktere erklärt, die alle weiteren Umschweife erspare, und endlich von einer sorgfältig festgestellten Definition der Fabel ausgeht, so wird man mir beistimmen, wenn ich die Tendenz, die sich hier bei Lessing kund giebt, überhaupt als eine simplificirende bezeichne. Und diese führt er nun nach seiner Weise, die schon früher charakterisirt worden ist, durch einen Anschluß ans Alterthum aus, das heißt dadurch, daß er das, was er für das Richtige hält, als das Wesen einer Erscheinung des Alterthums zu entwickeln sucht, so daß das Ganze zugleich eine philologische Bedeutung erhält, wie denn an diese Abhandlungen sich eine Ausgabe des Phädrus (V. S. 418) anschließen sollte, und zwar einer Erscheinung, die dem griechischen Alterthum angehört. Er will auf den Aesop, als den ältesten und und ursprünglichsten Fabeldichter selbst zurückgehen; eine ganze Reihe von seinen Fabeln ist im Zusammenhange gewisser Anmerkungen über die sogenannten äsopischen Fabeln, deren Zeit eben aus diesem Umstande erhellt, zuerst aufgezeichnet worden, und sowohl in den Anmerkungen über den Phädrus, als auch in der Abhandlung selbst wird die Darstellung der äsopischen Fabeln dem so eben genannten Dichter sowohl als den Neueren gegenüber insgemein als die allein richtige dargestellt. Mit welchem Allen er denn, was nicht zu übersehen ist, auch mit seinem früheren Lehrer Christ, von dessen Kritik des

Phädrus übrigens seine eigenen Ausstellungen gegen diesen Dichter eine Weiterführung sein mögen, für jetzt in geraden Gegensatz geräth: denn dieser sagt in der Vorrede zu seinen Fabulae aesopiae vielleicht mit einem Seitenblick auf Lestrange, man werde mit seiner Behandlung einverstanden sein, nisi quaevis undique congesta eaque narrata pure verbisque quam fieri potest, paucissimis, fabulam esse protinus Aesopiam quae probari debeat, existimes. Hoc propositum fuit illis ingenio ac virtute primariis viris, adstricta insigni brevitate argumenta fabularum quam plurima tradere. Sed narratio mollis et iucunda, quae illis rebus, tanquam animae corpus suum, circumdatur, copiam nonnullam festivam poscit, non istam tenuitatem paene siccam.... Illi plerumque scriptores velut ossa ingenii Aesopei, carnes ac nervos repraesentare non sunt ausi.

In welcher scharf ausgeprägten Individualität Lessing's Fabeln und seine Abhandlungen über die Fabel, die für uns an und für sich immer nur ein untergeordnetes Interesse haben können, in die Zeit hineintraten, erhellt deutlich, wenn man ihre Aufnahme bei den Parteien, welche hier gegenwärtig den Ton angaben, in's Auge faßt.

Es ist allgemein bekannt, daß die besondere Wichtigkeit, welche der Fabeldichtung zu jener Zeit beigelegt wurde, zum großen Theile aus der Bedeutung herzuleiten ist, welche dieselbe für die Schweizer, zufolge ihrer ganzen Ansicht von der Dichtkunst, haben mußte; es fehlte ihnen nicht an Sinn für die volksthümliche Seite der letzteren, und zugleich suchten sie das eigentlich Poetische im Wunderbaren, und in der Fabel fanden sie den populärsten Inhalt in eine Form eingekleidet, die auf schlechterdings außernatürlichen Voraussetzungen beruhte. Wirklich ist Breitinger der einzige deutsche Kritiker, bei welchem Lessing Erörterungen über die Fabel fand, die er der nähern Prüfung werth halten konnte. Er spricht von demselben mit der größten Achtung. „Ich würde von diesem großen Kunstrichter," sagt er, „nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte" (V. 372); auch Bodmern, welcher in den kritischen Briefen und in der Vorrede zu den Fabeln des Meyer von Knonau im Sinne der Breitinger'schen Fabeltheorie geredet hatte, widerspricht er im gemäßigtsten Tone (V. 394. 395); denn das Wunderbare konnte nun freilich Lessing seiner ganzen Sinnesweise zufolge — ich erinnere nur an das oben bei Gelegenheit der Tragödien des Seneca Bemerkte — für das Wesentliche in der Poesie nirgend gelten lassen. Nichts destoweniger nahm Bodmer die Sache ganz gewaltig übel. Er richtete gegen Lessing eine eigene Schrift: „Lessingische unäsopische Fabeln. Enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst dahin einschlagender Untersuchung der Abhandlung Hrn. Lessing's von der Kunst Fabeln zu verfertigen, 1760" (zweite Aufl. 1767), von welcher Lessing nicht zu viel sagt, wenn er im 127. Litteraturbriefe schreibt, er hätte wissen sollen, daß die Schweizer den geringsten Widerspruch mit der plumpesten Schmähschrift zu rächen gewohnt seien. Bodmer hatte sich's bei Gottsched und den Gottschedianern nun einmal angewöhnt, diejenigen, welche ihm entgegentraten, als Dunse zu betrachten, und gegen Lessing scheint er hier nun gar auszulassen, was er ihm seit lange zugedacht hatte. „Ich kann mich nicht enthalten zu bekennen," spottet er, „daß schwere Gedanken über das Verderben der menschlichen Natur bei mir aufgestiegen sind, als ich las, daß Dusch einen Mann, wie dieser ist, mißhandelt habe, indem er den Menschen von dem Schriftsteller nicht unterschieden hat.

Welcher Gedanke, daß der Mensch mit dem Schriftsteller etwas zu thun habe; daß der Mensch es sei, der schreibe! Man sollte es lange bemerkt haben, daß in einer witzigen, nichts als witzigen Schrift nicht der Mensch die Empfindungen seines Herzens redet, oder den Witz seines eigenen Kopfes denkt, sondern daß es Reden, Gedanken, Herz, Witz des Autors sind. Wer kann einen Augenblick zweifeln, daß nicht der Mensch, sondern der Poet in den Kleinigkeiten gesagt habe:

Es donnert, trink und sieh auf mich.
Sollt' Zeus in seinen Nectar schlagen!

(Bodmer führt noch einige ähnliche Verse an). Wer wollte diese profane Sprache dem Menschen zur Last legen? Die Religion, Tugend, Sitten, sind zu heilig, als daß sie von einem Geiste vom ersten Range so unehrerbietig sollten behandelt werden, sie sind zu groß, als daß sie nicht auf das Herz eines Genie wirken sollten. Man muß denn wissen, daß die Flasche, die Mädchen, die Küsse nichts wirkliches sind; es sind nur Hirngespinnste, Phantasien, Schwindel, die der Poet für das Seinige ausspricht; der Mensch hat sie weder mit den Augen gesehen, noch mit den Händen gefühlet, noch mit den Lippen gedrücket." Hierbei muß man sich erinnern, daß Lessing sich in der Vorrede zu den Fabeln beklagt, Dusch habe ihn als Menschen durch seine Freunde mißhandeln lassen, „daß es seiner siegreichen Kritik gefallen hat, mich, als Schriftsteller, in die Pfanne zu hauen, würde ich mit keinem Worte rügen," daß er in den Rettungen des Horaz die Ansicht ausspricht, was ein Dichter von sich selbst erzähle, müsse man nicht eben Alles so wörtlich für wahr halten, und daß er sich in den Litteraturbriefen gegen Wieland für Uz erklärt, so wie er denn durch die Kleinigkeiten von vorn herein zu den Dichtern gehörte, die jener so heftig verdammt. Und in der Erwiderung hierauf ist's denn nun eben auch, wo Lessing das im vorigen Kapitel Angeführte über den Capriccio, den die Schweizer erst adoptirt und dann verworfen hätten, ausspricht (VI. 268): „Da war es mit den Schweizern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungescheut vor ihnen singen: Vorrei esser nel Inferno. Ma con Tantalo nel rio, ma che il rio fosse Falerno. Ma non fuggisse mai dal labbro mio. Es war ein allerliebster Einfall! denn der Einfall kam vom Capriccio. Seitdem kam der Einfall:

Es donnert, trink und sieh auf mich!
— — — — — —
Zeus ist gerecht, er straft das Meer,
Sollt' er in seinen Nectar schlagen?

allem Ansehen nach, zwar auch vom Capriccio, allein dieser steht nicht mehr bei ihnen in Gnaden, und Lessing ist ein profaner Bösewicht." Doch dies wäre nur ein Vorpostengefecht, das für die Sache von wenig Bedeutung ist, was diese selbst anbetrifft, so muß allerdings zunächst zugegeben werden, daß sich das, was in den Abhandlungen, welche den Lessingischen entgegengesetzt wurden, vorgebracht wird, zum Theil ganz wohl hören läßt und nur durch eine nähere Erläuterung von Lessing's Meinung abgewiesen werden kann. Ich will hier nur das anführen, was über den Cardinalpunct der Breitinger'schen Poetik, die Lehre vom Wunderbaren, gesagt wird. Lessing bestreitet die Behauptung, daß die Einführung der Thiere in der Fabel wunderbar sei und hierin seine Erklärung und Rechtfertigung finde, mit folgenden Reflexionen. Einmal

hätten die Alten die Fabeln am liebſten mit dem *φασὶ* angefangen, um den Anſchein, als erzähle man etwas Unmögliches, zu vermindern (V. 390); ſie hätten alſo die Sache gerade nicht als etwas Wunderbares hinſtellen wollen — und dann ſage ja Breitinger, das Wunderbare ſei der höchſte Grad des Neuen — und da würde alſo die Einführung der Thiere uns nur allenfalls in den erſten Fabeln, die wir läſen, wunderbar vorkommen, ſpäter wären wir daran gewöhnt. Und als etwas Gewöhnliches hätten die Alten das Reden der Thiere auch aufgefaßt wiſſen wollen; „wenn ich bei dem Aeſopus leſe: damals als die Thiere noch redeten, ſoll das Schaf zu ſeinem Hirten geſagt haben, ſo iſt es ja wohl offenbar, daß mir der Fabuliſt nichts Wunderbares erzählen will, ſondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß ſeines Leſers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war." Darauf antwortet nun Bodmer (S. 260), mit dieſer Erörterung begehe Leſſing zweimal den gleichen Paralogismus. „Wenn die Einführung der Fabel auf den Grund einer alten Sage zum Zweck hat, den Anſchein des Unmöglichen zu vermindern, ſo muß ja das Wunderbare, das den Schein des Unmöglichen hat, in einem hohen Grade in der Fabel vorhanden ſein, ſonſt würde es eines ſolchen mildernden Correctifs nicht bedürfen; und wenn dieſer Anſchein des Unmöglichen dadurch nur gemindert wird, daß man ſich auf eine alte Sage, oder auf eine andere Einrichtung der Natur beruft, ſo wird das Wunderbare nicht aufgehoben, ſondern nur inſoweit gemildert, daß man es nicht als etwas wirklich Unmögliches und Abentheuerliches geradezu verwirft." Allerdings, etwas Wunderbares iſt da, und Leſſing hätte das Stehen und Fallen der Breitinger'ſchen Theorie nicht davon abhängig machen ſollen „ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar ſei;" er beweiſt nur durch das Beiſpiel der Alten, daß es darauf nicht abgeſehen ſei, daß man das Wunderbare nicht ſuche, denn da müßte man es ja zu verſtärken bedacht ſein, ſtatt es zu ſchwächen, aber weiter bedurfte er auch Breitingern gegenüber nichts, denn dieſer hatte gerade dieſes behauptet, es ſei überhaupt in der Poeſie auf das Wunderbare abgeſehen, und um dieſes zu realiſiren, führe man in der Fabel die denkenden und redenden Thiere ein, und alſo wird er hier der Sache nach von Leſſing in der That widerlegt. In andern Puncten wird Bodmer auch in der Sache Recht behalten müſſen. Leſſing führt (V. 387) eine Stelle aus Ariſtoteles' Rhetorik an, wo dieſer ſagt, aus der Geſchichte gezogene Beiſpiele ſeien überzeugender, als erdichtete, und will dies in Abrede ſtellen, weil ich doch an die Wirklichkeit eines Falles nur vermöge ſeiner innern Wahrſcheinlichkeit glaube, und dieſe ein erdichteter Fall ebenſowohl haben könne, wogegen Bodmer mit einem Seitenblick auf die Anführungen aus Wolff, die ſich in den Abhandlungen über die Fabel finden, die naheliegende Bemerkung macht (S. 322. 325), die innere Wahrſcheinlichkeit könne uns allein davon überzeugen, daß eine Begebenheit nicht unmöglich ſei, das Wahrſcheinliche ſtehe aber hinter dem hiſtoriſch Wahren gerade darin zurück, daß es kein genugſames Zeugniß der Wirklichkeit habe, und dieſes complementum possibilitatis übe eben bei dem hiſtoriſchen Beiſpiel in Geſtalt der Berufung auf Erfahrung oder Autorität eine überzeugende Kraft aus — wo denn aber Leſſing's Irrthum wieder inſofern wenigſtens tiefer liegt, als er bei der Stelle des Ariſtoteles an moraliſche Lehren dachte, bei denen ein hiſtoriſches Beiſpiel allerdings gar nicht als ſolches, ſondern nur nach ſeinem einfachen geiſtigen Inhalt gefaßt wird, und alſo das

um dieſen Inhalt in ſich aufzunehmen eigens zubereitete erdichtete immer vorzuziehen ſein wird, während Bodmer richtig erkennt, daß es ſich hier von praktiſchen Berathſchlagungen handelt — das Wort bei Ariſtoteles iſt *βουλεύσασθαι*. Allein abgeſehen davon, daß Leſſing, wenn er ſich auch in Bezug auf die Fabel als beſondere Dichtungsgattung gänzlich geirrt hätte, immer noch wegen der allgemeineren Bedeutung der Prinzipien, die er hier bei Gelegenheit derſelben erörtert, ein bedeutendes Buch geſchrieben zu haben hätte behaupten können, tritt ihm hier ſein berühmter Gegner, welcher keine Ahnung davon hat — ſie iſt ihm auch ſpäter niemals aufgegangen — mit was für einem Manne er es zu thun habe, in einer ſo frivolen Weiſe entgegen, daß hier gar nicht mehr von einer Vertheidigung oder Widerlegung, ſondern lediglich von einer derben Abfertigung die Rede ſein konnte. In den Abhandlungen ſpricht Bodmer faſt immer im Tone nicht der Ironie, ſondern eines unanſtändigen Hohnes. In der damaligen Litteratur war kein Name ſo allgemein verachtet, wie der des Fabeldichters Stoppe, und mit dieſem ſtellt Bodmer Leſſing mehrere Male zuſammen. Er ſagt in der ironiſchen Vorrede: „Meine Fabeltheorie iſt diejenige, die Leſſing aus den Stoppiſchen Fabeln abgezogen hat.“ Ja noch mehr. Anderthalb Jahrzehende früher hatte Bodmer eine kleine Schrift herausgegeben: „Aufrichtiger Unterricht von den geheimſten Handgriffen in der Kunſt Fabeln zu verfertigen. Dem Herrn Johann Wurſten in Königsberg mitgetheilt von Herrn Daniel Stoppen aus Hirſchberg in Schleſien, Mitgliede der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig, Breslau 1745.“ Die Satire geht größtentheils darauf, daß Stoppe alle Arten von Dingen — Inſtrumente u. ſ. w. — reden läßt. Es wird dies perſifflirt mit einer Fabel, der Papſt und der Kräuterbündel; worauf ſich denn Herr Wurſt auf das Fabelſchreiben legt und in kurzer Zeit CCC verfertigt, die er in Königsberg unter dem Titel des „deutſchen Aeſops“ in wöchentlichen Blättern drucken läßt — ohne ſeinen Namen zwar, aber den Herrn Wurſt konnte jeder erkennen. Und nun heißt es am Anfange der gegen Leſſing gerichteten Abhandlungen (S. 193): „Ich ſchmeichle mir, die Menge von Freunden und Jüngern dieſes neuen Aeſopus der Deutſchen, die ſich täglich vermehrt, werde es mit Dank und Lobpreiſung erkennen, wenn ich die wichtigſten Kunſtgriffe zuſammenleſe, durch welche die Verfertigung der Fabeln nach dieſer neuen Theorie ſo ſehr erleichtert wird; man wird ſich freuen, ſie wie in einer kleinen Tabelle, die man auf einmal überſehen kann, vor dem Geſicht zu haben,“ und die Fabeln, welche den Abhandlungen vorausgehen, ſind eine Parodie der Leſſingiſchen. Freilich ſteht es um dieſe Parodie etwas ſchief, denn es ſind hier einige Fabeln aufgenommen, die Bodmer ſchon früher und ehe Leſſing auftrat hatte drucken laſſen, entſprechen nun dieſe wirklich der nach ſeiner Anſicht verkehrten Theorie, wie durfte er überhaupt gegen ſie polemiſiren? Aber damit wird es ſo genau nicht genommen, dieſe Bodmerſchen Fabeln ſind gar nicht abſichtlich fehlerhaft, es werden nur in einer Anzahl von ihnen eine Reihe von Leſſingiſchen Fabeln nicht ſowohl der künſtleriſchen Behandlung als der nach Bodmer's Anſicht ſchiefen oder verderblichen Moral wegen parodirt; andere enthalten perſönliche Invectiven auf Leſſing*) oder andere

*) Z. B. S. 133. Die Flüge der Dichter von Kleinigkeiten. Ein Sänger von unanakreontiſchen Liedern ſah den Vogel Merops fliegen und ſagte: Wie fliegſt du ſo verkehrt, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde? Der Merops verſetzte:

Schriftſteller, z. B. Zachariä, einige beziehen ſich auch auf die Fabeltheorie ſelbſt, wie die von Leſſing ſelbſt (VI. 265) angeführte, und die erſte des dritten Buches, in welcher von zwei Spiegeln erzählt wird, die Vulcan der Minerva geſchenkt habe. Einer von denſelben war ſo gemacht, daß er den Menſchen, der ihn mit gewaſchenen Händen und reinem Herzen betrachtete, die Natur und die Folgen einer Handlung, die er entworfen oder verrichtet hatte, in einer gleichgeſtimmten ſymboliſchen Handlung einer andern Perſon vor Augen malete, und mehrentheils war dieſe andere Perſon aus dem Reiche der Thiere. Der andere verwandelte den, der hineinſah, wie man nur wollte u. ſ. w. Minerva gab den erſten dem guten alten Aeſop, den andern, als ſie ſich ſelbſt darinnen in einem Fratzengeſichte ſah, warf ſie im Unwillen wider den Boden, daß er in tauſend Stücke brach. Eines von dieſen Stücken ward lange hernach von Stoppen gefunden, und itzt beſitzt es Leſſing, der es von Stoppen um drei Paralogismen erhandelte." Die Wendung, welche Leſſing, dem übrigens, wie er am 3. April 1760 an den Vater ſchreibt, bald darauf ſchon auf eine neue Auflage ſeiner Fabeln dachte, die er in verſchiedenen Stücken zu ändern und ſonſt anſehnlich zu vermehren beabſichtigte, ſeiner Abfertigung im 127. Litteraturbriefe giebt, iſt wieder ſo ungemein geſchickt, daß es allein, um ſie vollkommen ſchätzen zu können, ſchon der Mühe werth wäre, ſich um dieſe Dinge des Näheren zu bekümmern. Bodmer hatte, was er bis dahin über die Fabel und an eigenen Fabeln veröffentlicht hatte, größtentheils unter der Einkleidung bekannt gemacht, daß er es einem gewiſſen Hermann Axel — an einigen Stellen heißt er auch Axels — beilegte. Zuerſt findet ſich in den freimüthigen Nachrichten 1745 Stück 46 eine Schilderung von einem Fabuliſten, dem dieſer Name beigelegt wird, und in Bezug hierauf wird in dem neunten der kritiſchen Briefe 1746 einem Freunde auf die Frage, ob derſelbe wirklich exiſtire, die Antwort ertheilt, ja, nur nicht in Hamburg, wohin er in den freimüthigen Nachrichten verſetzt worden war, und im zehnten eine Theorie mitgetheilt, welche der Briefſteller von ihm gehört haben will. Dieſelbe Erzählung wird wieder aufgenommen in den neuen kritiſchen Briefen 1749. „Alle meine Freunde," heißt es hier, „haben eine große Hochachtung für ihren Mitbürger Hermann Axels," und es ſeien ihm Aufgaben geſtellt worden, deren Löſung im 23. Briefe mitgetheilt wird. Endlich in der Vorrede zu den Fabeln des Meyer von Knonau, welche beſonders den Punct erörtert, daß man den Thieren keine Handlungen beilegen müſſe, die für ſie zu hoch ſeien, ſo daß ſie nur Acteurs wären, wird die ganze „Erdichtung," wie ſie hier heißt, noch einmal zuſammengefaßt. Es war aber von Anfang an eine abgeſchmackte Erdichtung geweſen, ſo eine abſtracte, matte, gar nicht ernſtlich gemeinte Proſopopöie in der Manier des Ironſide im nordiſchen Aufſeher und wie ſie überhaupt in den moraliſchen Wochenſchriften gebräuchlich waren — und überdies ſtellt ſich auch der Axel als eine ganz lächerliche Figur dar; er ſpricht gar nicht anders als in Fabeln und zieht auf dieſes Geſchäft, wie ein Quackſalber auf ſeine Kunſt, in der Stadt herum. Dies benutzt nun Leſſing. Er thut als hielte er dieſen Hermann Axel für eine wirkliche Perſon: „Sie kennen doch den äſopiſchen Zahnſchreier Hermann Axel, den die ſchweizeriſchen Kunſt-

Ich fliege doch mit den Schwingen, und mit meinen eigenen. In deinen verliebten Wendungen fliegeſt du mit dem Kiel einer todten Gans.

richter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? u. s. w. — und macht darauf die gelehrte Entdeckung — auch in Bezug auf Gottsched macht er eine ähnliche im 91. Litteraturbriefe — daß die „Unäsopischen Fabeln" ebenfalls von ihm herrühren müßten, denn siehe, hier finden sich einige von den Axel'schen Fabeln in den kritischen Briefen wieder, so daß man sich denn freilich nicht darüber wundern kann, wenn das Buch in einem rechten Zahnschreiertone geschrieben ist: und endlich führt Lessing nebenbei als ein on dit an, Hermann Axel sei Niemand anders als „unser berühmter Bodmer selbst*)."

Doch wie könnte man noch zweifeln, daß Lessing's Fabelbuch die deutschen Litteratoren in Bewegung gebracht? Hätte es doch beinahe das Wunder gewirkt, daß Schweizer und Gottschedianer sich wieder verbündet hätten, um nur diesen Eindringling nicht aufkommen zu lassen. Im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1760 S. 748 findet sich eine Anzeige der „Unäsopischen Fabeln" — sie kann übrigens der Schreibart nach zu urtheilen von Gottsched selbst nicht herrühren — die davon anhebt, es gehe neuen Schriftstellern wie den jüngsten Kindern gewisser Aeltern. „Was die ältern Brüder und Schwestern Kluges oder Artiges sagen oder thun, wird gar nicht mehr in Betracht gezogen — sie sind schon so und so alt und so groß, das ist also kein Wunder, daß sie klug sind, man ist es von ihnen nicht anders gewohnt, und kurz es ist ihre Schuldigkeit. Dagegen was das jüngste Söhnchen zu lallen anfängt, das ist ganz etwas Besonderes. Allein nun werden die kleinen Kinder auch groß, und es kommen wohl gar noch jüngere Brüder hinzu — da ist's nun mit der Herrlichkeit aus: man fängt an, dem Kleinen seine bisherigen Unarten und die Frechheit seines Muthwillens zu verweisen, ja ihm wohl gar ernstlich auf die Finger zu klopfen, wenn er sich gar zu viel herausnimmt. Und daran geschieht ihm eben recht, denn so kann noch allmählig etwas aus ihm werden." Genau so gehe es mit Lessing. Er sei lange von den Lesern verzogen worden, nun aber ist er der jüngste Bruder nicht mehr: es kommen noch jüngere, die ihm gehörig die Wahrheit sagen. Unter diese gehöre auch der treuherzige Schweizer, der in diesen unäsopischen Fabeln über ihn gerathen sei. „Seine Vorrede ist aus eben dem Tone geschrieben, wie Herr Lessing seine Leute zu kritisiren pflegt. Es wird ihn, als einen Liebhaber der republikanischen Freiheit im Reiche der Gelehrsamkeit nicht befremden, daß andere Mitbürger, zumal alpinische, dieselbe Sprache reden. Wir wollen uns als unparteiische Zuhörer betragen, und den Theil der deutschen Welt (in Berlin heißt das Ding itzt das Publikum), der ihn bisher bewundert hat, den Ausspruch thun lassen;" worauf denn die Vorrede zu den unäsopischen Fabeln abgedruckt wird, deren Schluß doch folgendermaßen lautet: „Er (Lessing) hat in den Zusammenkünften artiger Leute so sehr die Oberhand, daß er nicht nöthig hat die Schriften seiner Gegner in den Journalen auszutilgen oder sich anzustellen, daß sie nicht in der

*) Die Erwiderung in den freimüthigen Nachrichten 1761 S. 147 ist ohne Bedeutung. Uebrigens hatte Lessing gleich jetzt die Absicht, seine Fabeln zu verbessern, wie Ramler in einem Briefe an Gleim schreibt, wo er diesem zugleich Lessing's Abreise nach Breslau meldet, und XII. 165 wünscht Lessing, Anthelmy, welcher sein Fabelbuch übersetzen wollte und auch wirklich übersetzt hat, möge das Erscheinen der zweiten Auflage abwarten.

Natur vorhanden wären. Das überläßt er seinem berühmten Rival, der glaubt, wenn er die Augen zumacht, daß seine Gegner blind gemacht seien" — was offenbar auf Gottsched geht.

Friedlicher als mit den Schweizern lief die Sache mit einem andern Dichter ab, der Lessingen gegenüber wohl eher hätte Recht behalten können, aber dasselbe freilich schwerlich zu behaupten gewußt haben würde. Es ist nicht schwer zu sehen, daß Lessing's Theorie und Ausübung in der Fabeldichtung in geradem Gegensatze zu Gellert steht, welcher seit jener Zeit den Rang des Fabeldichters par excellence behauptet hat. Nicht als ob ich zu verstehen geben wollte, Lessing habe ihn im Grunde im Sinne gehabt und auf ihn gezielt; er erwähnt seiner gar nicht, und dies erklärt sich leicht daraus, daß Gellert's Abhandlung de poesi apologorum eorumque scriptoribus 1744 — es war seine Magisterdisputation, und auf dem Titel ist Joh. Andreas Cramer als Respondent genannt, wie denn auch die Kritik von Lessing's Fabeln im Nordischen Aufseher auf Gellert's Ansichten zurückgeht — wenig oder nichts Eigenthümliches enthält, und Lessing hatte ja (V. 381) von vornherein nicht die Absicht, sich um alle seine Vorgänger zu bekümmern, aber Gellert war nun einmal ein Fabeldichter im Styl des Lafontaine und adoptirte die Begriffsbestimmungen der früheren, und so mußte, was gegen diese gesagt wurde, von selbst auf ihn fallen. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß Lessing es verschmäht, dadurch, daß er gegen berühmte Zeitgenossen einen Widerspruch erhebt, seine eigene Bedeutsamkeit zu steigern, worauf wir andern kleinen Geister angewiesen sind, wo sich denn ein fleißiger Recensent wohl rühmen darf, die gesammte Unsterblichkeit seiner berühmten Zeitgenossen auf die glücklichste Weise in sich zu vereinigen — Lessing ging lieber auf die entfernten Quellen der Verirrungen seiner Zeitgenossen zurück; man kann das Verhältniß nicht besser bezeichnen, als mit den Worten Bodmer's über den Ursprung der Fabel: „Aesop hatte seine Fabeln immer auf Veranlassung eines wirklichen Falles gedichtet; derjenige, den er durch die Fabel bestrafen oder bessern wollte, nahm keinen Anstand, über die Begegniß, welche die Fabel erzählte, als über eine ganz fremde Begegniß, ein unparteiisches Urtheil zu fällen, und erst nach einer nachgehenden Betrachtung und Vergleichung des in der Fabel abgebildeten Falles mit seinen eigenen Umständen merkte er, daß er über sich selbst ein Urtheil gefället hätte: mutato nomine etc." Insofern war also für Gellert keine unmittelbare Veranlassung zu einer Verantwortung gegen Lessing vorhanden, und er ist auch nicht selbst gegen Lessing aufgetreten, aber in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (Bd. V. St. 1. S. 32) findet sich doch eine Kritik von Lessing's Fabelbuch, die Gellert's Praxis gegen des Letztern Theorie zu vertreten sucht und sogar eine Stelle aus Gellert's Dissertation geradezu übersetzt. Was hier gesagt wird, ist denn nun wohl nicht sehr erheblich, daß aber nicht Lessing's Fabeln, welchen die byzantinischen Abkürzungen unseres sogenannten Aesop zum Muster gedient haben, sondern die Gellert'schen im Volke lebendig geblieben sind, die schon vermöge des Einflusses von Lafontaine, wie oben angedeutet wurde, ein alterthümliches Element in sich tragen mußten, ganz abgesehen davon, daß Gellert auch die ältern deutschen Fabeln studirt hat, bedarf keiner weitern Erklärung.

Dem sei nun wie ihm wolle: Lessing's Ansicht von dem Wesen der Fabel ist, so wie sie ist, von weitgreifender Bedeutung und jedenfalls eine für

ihn überaus charakteristische Erscheinung gewesen. Es gehört zu seinem eigensten Wesen, daß er über sie geschrieben und so über sie schreiben mußte; er hat sich erst dadurch eines Theils von seinem Selbst mit Bewußtsein versichert. Mögen Lessing's Fabeln als Gedichte verfehlt sein; die Beschäftigung mit denselben ist seinem Prosastyl zu Gute gekommen, so wie er selbst (V. 412) bemerkt, bei den Alten sei die Theorie der Fabel in der Rhetorik behandelt worden. Es ist allgemein anerkannt, daß Lessing's Schreibart etwas Epigrammatisches habe, aber ebensowohl spielt der Apolog in ihr eine bedeutende Rolle. Bei der Charakteristik des Styles und der ganzen Auffassungsweise eines Schriftstellers kommt die Färbung des metaphorischen Elementes, dessen er sich bedient, gar sehr in Betracht. Auch in dieser Beziehung zeigt Lessing eine scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit. Man vergleiche einmal seine Metaphern mit den Goethe'schen. Goethe zeichnet sich in diesem Puncte durch überraschende Neuheit und die concreteste Individualität aus; dies tritt am frischesten in einigen seiner Gleichnisse hervor, die uns von Andern überliefert worden sind: Wieland schreibt einmal an Merck: Goethe habe von Allwill's Papieren gesagt, sie kämen ihm vor, wie wenn ein Mann auf seinem Landgute einen herrlichen Marmorbruch entdeckt hätte, und um den nun seinen Freunden zu zeigen, ließe er Alles in kleine Stücke schlagen und führte es ihnen schubkarrenweise vor die Füße; und über seinen Werther hatte er, nach einem Briefe seiner Mutter an Bettina, bemerkt: „Der Mensch wird begraben in geweihter Erde, so soll man auch große und seltene Begebenheiten begraben in einen schönen Sarg der Erinnerung, an den ein Jeder hintreten kann und dessen Andenken feiern." Es war Goethe's Anschauungsweise angemessen, auf diese Weise in's volle Leben hineinzugreifen, denn er geht ja in allen Dingen fast allzusehr auf das individuelle Erleben aus, dagegen ist Lessing's ganzer Sinn auf Auffindung allgemein gültiger Gesichtspuncte und ihre Darstellung in möglichst schlagender Form gerichtet, und so liegt bei dem metaphorischen Elemente in seiner Schreibart die Intention zu Grunde, seine Gedanken auf allgemein gültige Typen zurückzuführen. Als solche betrachtet er nun die Fabeln, und daher bei ihm oft geradezu eine Anspielung auf solche, wie sie sich ein anderer Schriftsteller, bei dem die Deutlichkeit des Ausdrucks nicht zur Genialität gesteigert wäre, nicht erlauben dürfte, aus Furcht zu deutlich, nämlich platt zu werden. Schon in der Vorrede zu den Schriften (1753) liest man, es hätten ihn einige bereden wollen, seine „Kleinigkeiten" hätten den Beifall der Kenner erlangt, „daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, ist natürlich. Und daß ich mich jetzt der Gefahr aussetze, dasjenige alphabetweise zu verlieren, was ich bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich, ob es aber eben so gar klug sei, das ist eine andere Frage. Wann der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben." So spielt er gern als letzten Trumpf eine Fabel aus: „Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimdenrathe, wie er, und zwischen einem Magister findet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er sei gerade nicht unermeßlicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme dem Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herabzublicken" (VIII. 209), oder im zwölften Litteraturbriefe, wo er sagt, daß die Theologen, ehe sie sich in das poetisch-christenthümelnde Interesse Wieland's verwickeln ließen, doch

ja seine Anpreisung Shaftesbury's nicht übersehen möchten: „Shaftesbury ist der gefährlichste Feind der Religion, weil er der feinste ist. Und wenn er sonst auch noch so viel Gutes hätte; Jupiter verschmähte die Rose in dem Munde der Schlange." Natürlich braucht es nun nicht eine bekannte Fabel zu sein, auf die er nur anspielte; er erzählt den Leuten gleich eine neue, so gut wie Stesichorus den Himerensern — man denke nur an die „Parabel" in dem Götzischen Streite — oder gleich mehrere auf einmal, wie in der Dramaturgie (VII. 358); ein Drama, sagt er, sei wenig werth, wenn die Dichtung durch dasselbe weiter nichts als solche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anstalten erfordernde Gattung ebensowohl zu erhalten wären. „Ein Bund Stroh aufzuheben muß man keine Maschine in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen." Hier besteht nun eins der siegreichsten Kunstmittel von Lessing's Styl darin, daß er selbst ausübt, was er, nach einem Vorschlage des Camerarius, wie ihm in der Recension in der Bibliothek der schönen Wissenschaften aufgemutzt wird, zur Uebung in Schulen vorzunehmen räth, nämlich das man durch Umbildung bekannter Fabeln neue erfinde, indem man die Geschichte derselben bald eher abbreche, bald weiter fortführe, bald diesen, bald jenen Umstand derselben so verändere, daß sich eine andere Moral darin erkennen lasse — wie er denn einen Theil seiner eigenen Fabeln auf diese Weise aus älteren herleitet (V. 420). Das schlagendste Beispiel davon findet sich sogleich in den Abhandlungen über die Fabel: „Freilich geht es dem Lafontaine und allen seinen Nachahmern wie dem Manne mit dem Bogen (s. die erste Fabel des dritten Buches); der Mann wollte daß sein Bogen mehr als glatt sei; er ließ Zierathen darauf schnitzen; und der Künstler verstand sehr wohl, was für Zierathen auf einen Bogen gehörten; er schnitzte eine Jagd darauf; nun will der Mann den Bogen versuchen, und er zerbricht." So weit die Fabel. Aber Lessing fährt fort: „Aber war das die Schuld des Künstlers? Wer hieß den Mann so wie zuvor damit zu schießen. Er hätte den geschnitzten Bogen nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen und seine Augen daran weiden sollen! Mit einem solchen Bogen schießen zu wollen!" — Aehnlich VIII. 191, wo Lessing sein Verhältniß zu den Dichtern und Malern erörtert: „Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber nicht sie entbehren. Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickele das Gespinnste der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide für mich und meines Gleichen Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammle, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen und diese zu dem Kapitale selbstgedachter Wahrheiten schlagen kann." Aber das glänzendste Beispiel, obgleich es sich hier nicht von einer eigentlichen Fabel handelt, dürfte folgende Stelle sein, die überhaupt zu den prachtvollsten Stücken in aller Litteratur gehört: Klotz hatte geglaubt, sich an die Spitze der Opposition gegen eine vermeintliche Berliner Litteraturschule stellen zu müssen. „Viel Glück zu diesen Erscheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden, wenigstens nur in Absicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem

Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu Niemanden, und helfe Niemanden, und laſſe mir von Niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuſchütten habe, ſo mahle ich es ab, es mag ſein mit welchem Winde es will. Alle zwei und dreißig Winde ſind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmoſphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlauf brauchen. Nur dieſen Umlauf laſſe man ihnen frei. Mücken können dazwiſchen hinſchwärmen, aber muthwillige Buben müſſen nicht alle Augenblicke ſich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß ſie eine Hand hemmen wollen, die nicht ſtärker iſt, als der Wind der ſie umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft ſchleudern, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben: auch kann ich ihn nicht ſanfter niederſetzen, als er fällt." — Man wird es nach dieſer Anwendung der Fabel bei Leſſing nicht mehr parador finden, daß er ſeine Abhandlungen über ſie mit Erwähnung der zuſammengeſetzten, d. h. angewandten Fabel beginnt. Uebrigens dürfte Leſſing dieſen Kunſtgriff, der denn freilich in dieſer Weiſe „in Schulen" nicht wohl zu erlernen ſein dürfte, — auf eine Aehnlichkeit, die Leſſing in dieſem Punkte mit Plautus hat, hab' ich ſchon im zweiten Kapitel des erſten Buchs hingewieſen — dem Horaz abgeſehen haben, deſſen Satiren und Epiſteln ihren ungemeinen Reiz nach Wielands in ſolchen Dingen gewiß ſachverſtändiger Erörterung großentheils einer ähnlichen Benutzung der äſopiſchen Fabel verdanken; bei einer der älteſten Stellen in Leſſing's Schriften, wo eine Fabel vorkommt, in den Fragmenten eines reflectirenden Gedichtes über die Glückſeligkeit hat ihm dieſer Dichter ganz unverkennbar vorgeſchwebt:

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehört;
So höre, was mich einſt ein frommer Mönch gelehrt.
Zur gütigen Natur, kroch mit Verdruß und Klage
Den Gärten fleiß'ger Feind, der ird'ſche Feind vom Tage.
„Natur, dem Maulwurf nur warſt du ſtiefmütterlich!"
„Für alle ſorgteſt du? und ſorgteſt nicht für mich?"
„Was klagſt du?" — „O Natur! das ſollteſt du nicht wiſſen?
„Warum ſoll ich allein das Glück zu ſehen miſſen?
„Der Menſch ſieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran,
„Der Falle zu entgehn, gieb, daß ich ſehen kann."
„Sei ſehend, daß auch ich bei dir entſchuldigt werde!"
Er ſah, und grub ſich gleich in die geliebte Erde.
Hier wo kein Strahl des Lichts die Finſterniß verjagt,
Was nützt ihm hier ſein Glück? daß er von neuem klagt:
„Natur, ſchrie er zurück, das ſind unmöglich Augen"
„Sie ſinds, nur daß ſie nicht für einen Maulwurf taugen."

Dieſe ſubjective Beziehung von Leſſing's Abhandlungen über die Fabeln wird von der objectiven Bedeutung derſelben noch bei Weitem überwogen. Ich habe ſchon früher einmal auf den Schluß des elften Litteraturbriefes, als auf eine Stelle hingedeutet, in welcher Leſſing das innigſte Getriebe ſeines Geiſtes aufdecke. „Was that Sokrates anders als daß er alle weſentlichen Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten herauszubringen, und endlich auf eben die Weiſe aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen ſuchte. Zu unſern Zeiten kann die Sokratiſche Lehrart mit der Strenge der jetzigen Urtheile auf eine ſo geſchickte Art verbunden werden, daß man die allertiefſinnigſten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzuſuchen ſcheinet. — Ich will geſchwind ſchließen. Sie möchten

mich um die Muſter in dieſer Art des Vortrages fragen." Es iſt nicht nur für Leſſing's Richtung auf das Thun, den Vorgang im Menſchen, höchſt bezeichnend, und überhaupt vielleicht einer der glänzendſten Siege ſeines Geiſtes, daß er, der in den Platon doch nur gelegentlich auf Mendelsſohn's Veranlaſſung einmal hineingeſehen haben wird, während dieſer ſpäter einen einzelnen Dialog und der dem Stoffe nach der populärſte von Allen war, in's Breite zog, ſogleich die einfache geiſtige Operation, welche hier überall zu Grunde lag, erkannt, in ihrer Gleichartigkeit mit ſeiner eigenen Weiſe aufgefaßt, und dem Weſen nach auszuüben gewußt hat. Denn das Muſter, auf welches Leſſing hier hindeutet, iſt nichts anderes als ſein Fabelbuch. Wie ſeltſam kommt es heraus, daß er hier nach alter Methode eine Definition der Fabel aufſucht, das heißt, das Weſen der Sache, den Inhalt des Begriffs, dadurch aufzufinden ſucht, daß er aus dem Umfange deſſelben Inſtanzen herbeibringt, aus welchen hervorgeht, wie dies dazu gehöre und jenes nicht, und dies mit bloßer Weglaſſung der dialogiſchen Form, in derſelben Weiſe wie Platon, indem er eine Reihe von Definitionen an dieſen Inſtanzen durchprüft: wie ſeltſam kommt dies heraus, und wie unfruchtbar ſcheint uns dieſes Beginnen, denn was iſt am Ende gewonnen mit der formalen Definition eines Dinges, von welchem wir doch gar nicht wiſſen, wo die Berechtigung zu ſeiner Exiſtenz gelegen ſei? Aber es iſt hier eben, gerade ſo wie bei Platon, nicht blos eine formale Definition, ſondern ein reifer Blick in das Weſen der Dinge gefunden, ein lebendiger Zweig des Daſeins in ſeiner Verbindung mit dem alles erhaltenden Stamme aufgedeckt; ſo wie dieſer im Laufe ſeiner antihedoniſtiſchen Unterſuchungen, die uns doch wohl wirklich nachgerade langweilen dürfen, etwa gelegentlich einmal auf den Gegenſatz von πέρας und ἄπειρον kommt, ſo ſpringen aus Leſſing's Unterſuchungen über das Weſen und die beſte Form der äſopiſchen Fabel, die in Bezug auf ihren nächſten Gegenſtand von irrigen Vorausſetzungen ausgehen und zu einem ungenügenden Ergebniſſe führen, ganz eigentliche Grundanſchauungen für die Lehre von der Dichtkunſt hervor.

Wie hat ſich doch Leſſing ſo viel mit der Fabel abgeben können, da ſie ja keine reine Dichtungsart iſt, ſondern vielmehr ein ganz proſaiſches Ding, das ſeinen Zweck außer ſich trägt? — ſo haben wir Alle einmal gefragt, wenn uns auch die Lebendigkeit ſeiner Darſtellung das lebhafteſte Intereſſe für die Sache abnöthigte. Die Antwort iſt dieſelbe, wie in mehreren andern Fällen, er gab ſich mit der Sache ab, um ſie an ihren Ort zu ſtellen, er behandelte ſie als die Normalform eines gewiſſen Elementes, die man ein für allemal abſondern müſſe, damit Einem das letztere bei der Hauptſache nicht mehr im Wege ſei. Es iſt gerade in Leſſing's Abhandlungen von der Fabel zuerſt ausgeſprochen worden, daß das wahre Gedicht ſeinen Zweck in ſich ſelbſt haben, als ſolches Selbſtzweck ſein müſſe: es iſt ſchon früher darauf hingewieſen, wie Leſſing ſich von der moraliſchen Theorie der Dichtkunſt loszumachen ſucht, dabei aber ein gewiſſes Schwanken nicht überwindet. Es würde nicht ſchwer ſein, dieſes Schwanken zu entſchuldigen, denn die moraliſche Theorie ſelbſt wird mit Unrecht für eine ſo arge Abgeſchmacktheit verſchrieen, wie es gewöhnlich geſchieht; ſie iſt nichts als ein fehlgeſchlagener Verſuch, das geiſtige Element in der Kunſt, das man neben dem Sinnlichen niemals wird wegleugnen können, irgendwo einzurangiren und ihm einen Namen zu geben — ein Verſuch, der vielleicht noch gar nicht einmal ſo gänzlich fehlgeſchlagen iſt, als wenn man ſich in dieſer Beziehung an den „Gedanken" angeklammert hat, wie ich denn einen

der bedeutendsten und kunstsinnigsten Kenner des Alterthums habe sagen hören, es sei dummes Zeug, daß die Griechischen Tragödien keine Absicht gehabt hätten, und unser erleuchtetes Jahrhundert jetzt auf einmal gar keine andere Poesie kennt als Tendenzpoesie. Indessen hier macht sich Lessing nun von dieser Anschauungsweise allerdings los, wenn auch keineswegs in der Form, an die wir in diesem Falle gewöhnt sind. In der Abhandlung von der Eintheilung der Fabeln begnügt er sich, die Unmöglichkeit des Vorhandenseins eines moralischen Lehrsatzes in andern Gedichten, als in der Fabel nachzuweisen. Der Pater Bossu hatte behauptet, man könne die äsopische Fabel zur Länge eines Heldengedichtes ausdehnen; dies, sagt Lessing nun, ist zu bestreiten aus dem Wesen der anschauenden Erkenntniß und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel, denn die anschauende Erkenntniß erfordere, daß wir den einzelnen Fall auf einmal übersehen könnten; könnten wir es nicht, weil er entweder allzuviele Theile habe, oder seine Theile allzuweit auseinander lägen, so könne auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. „Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre", fährt er fort, „ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter, noch mehr aber dem Epopöendichter, erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläufig sind, als daß wir sie auf einmal zu übersehen vermöchten. In dem Skelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen, aber das Skelett gehöret dem kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darin liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hineingelegt hat." Und ohne daß es ihm gerade besonders darauf ankäme, stellt Lessing die Sache mit seinem Projecte — und Beispiel — eines wirklichen äsopischen Heldengedichtes in das allerhellste Licht. „Zu einem solchen müßte der allgemeine moralische Satz in seine einzelnen Begriffe aufgelöst sein, jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in einer besonderen Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese besonderen Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen" — oder, auf die reinen Dichtungsarten angewendet, wenn ein umfassendes Ganzes etwas Begriffliches darstellen sollte, so wäre dies nicht anders möglich, als dadurch, daß seine einzelnen Theile eben einen begrifflichen Zusammenhang hätten, womit also die Einheit des Kunstwerkes als eines solchen, als eines Werkes der Anschauung, zerstört wäre, wie denn auch Lessings Vorschlag in Betreff der Fabel selbst nicht probehaltig ist, weil diese in der That noch weit mehr ein poetisches Werk ist, als sie es nach seiner Auffassung sein müßte. Positiver geht Lessing in der ersten von seinen Abhandlungen, derjenigen von dem Wesen der Fabel, zu Werke; ich muß die Stelle hier ganz vor Augen legen, denn sie gehört zu den nicht wenigen in Lessing's Schriften, über die man häufig, wenn es sich darum handelte, seinen ästhetischen Standpunkt zu charakterisiren, ganz hinweggelesen zu haben scheint. „Ueberhaupt," sagt Lessing geradezu, „hat Batteux die Handlung der äsopischen Fabel mit der Handlung der Epopöe und des Drama's viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der ersteren braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreichet. Der heroische

und dramatiſche Dichter machet die Erregung der Leidenſchaften zu ihrem vornehmſten Endzwecke. Er kann ſie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenſchaften, und nachahmen kann er die Leidenſchaften nicht anders, als wenn er ihnen gewiſſe Ziele ſetzet, welchen ſie ſich zu nähern, oder von welchen ſie ſich zu entfernen ſtreben. Er muß alſo in die Handlung ſelbſt Abſichten legen, und dieſe Abſichten unter eine Hauptabſicht ſo zu bringen wiſſen, daß verſchiedene Leidenſchaften neben einander beſtehen können. Der Fabuliſt dagegen hat mit unſern Leidenſchaften nichts zu thun, ſondern allein mit unſerer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moraliſchen Wahrheit lebendig überzeugen. Das iſt ſeine Abſicht, und dieſe ſucht er, nach Maßgebung der Wahrheit, durch die ſinnliche Vorſtellung einer Handlung bald mit, bald ohne Abſichten, zu erhalten. Sobald er ſie erhalten hat, iſt es ihm gleich viel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endſchaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt ſeine Perſonen oft mitten auf dem Wege ſtehen und denket im Geringſten nicht daran, unſerer Neugierde eine Genüge zu thun. Der Wolf beſchuldigt den Fuchs eines Diebſtahls. Der Fuchs läugnet die That. Der Affe ſoll Richter ſein. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich ſchreitet der Affe zum Urtheil: Phaedr. I. fab. 10.

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulere negas.

Die Fabel iſt aus; denn in dem Urtheil des Affen lieget die Moral, die der Fabuliſt zum Augenmerke gehabt hat. Iſt aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derſelben verſpricht? Man bringe die Geſchichte in Gedanken auf die komiſche Bühne, und man wird ſogleich ſehen, daß ſie durch einen ſinnreichen Einfall abgeſchnitten, nicht geendigt iſt." Dann führt Leſſing noch die äſopiſche Fabel vom Greis und dem Tode an: „Der Fabuliſt iſt glücklich und zu unſerem Vergnügen an ſeinem Ziele. Aber auch die Geſchichte? Wie ging es dem Greiſe? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle ſolche Fragen bekümmert ſich der Fabuliſt nicht; der dramatiſche Dichter aber muß ihnen zuvorkommen." Es kann auch heute noch kaum etwas Deutlicheres geben, wenn man nur ſtatt des Ausdruckes Abſichten, der bei uns eine ganz ſubjective Bedeutung angenommen hat, Zwecke, und insbeſondere ſtatt Abſichten der Handlung und der Leidenſchaften, innere Zwecke derſelben ſetzt, deren Erreichung dann mit der „inneren Endſchaft der Handlung" zuſammenfällt, und ſobald man ſich erinnert, daß, wie ich im zweiten Kapitel des vorigen Buches erörtert habe, die Erregung der Leidenſchaften bei Leſſing nur im Sinne eines freien Spieles, eines autonomen Verlaufes derſelben zu nehmen iſt, die in dieſem Sinne erregten Leidenſchaften in ihrer Ganzheit alſo mit der ihrer inneren Endſchaft zueilenden Handlung identiſch ſind.

Wenn nun auf dieſe Weiſe die Fabel von der reinen Dichtung durchaus geſondert iſt, ſo hat nichtsdeſtoweniger Leſſing zugleich an ihrem dichteriſchen Elemente einen Hauptgeſichtspunkt für die Erkenntniß des Weſens der letzteren entwickelt.

Die ſimplificirende Tendenz, auf welche wir das, was Leſſing in Bezug auf die Fabel geleiſtet, zurückführen mußten, ſcheint im Weſentlichen einen negativen Charakter tragen zu müſſen; ſie erſtrebt eine Reduction auf das Minimum von Umfang und dichteriſchem Schmuck und ſteht in weſentlichem Gegenſatze zu derjenigen Auffaſſung der Dichtungsart, bei welcher der Letztere die

Hauptrolle spielt. Allein dies ist nur die Außenseite; man würde die Eigenthümlichkeit von Lessing's Fabelbuch nur sehr ungenügend auffassen, wenn man sein Verdienst nur darin finden wolle, daß er auf Kürze dringe; das thut z. B. auch Gottsched ganz entschieden, und Lafontaine selbst giebt, wie wir gesehen haben, diese Forderung zu, nur daß diese Alle mit der Sache nicht Ernst machen, sondern sie nur allenfalls insoweit im Sinne behalten, als sie sich vor gar zu großer Breite hüten; die Forderung der Kürze ist bei ihnen nicht principiell, und wie könnte sie es sein, da Kürze an und für sich nur etwas Relatives sein, nur etwa den möglichsten Grad von Kürze bedeuten kann. Was Lessing im Auge hat, ist nicht ein quantitatives Mehr oder Minder, dessen Gleichgültigkeit für ihn daraus hervorgeht, daß seine eigenen Fabeln zum Theil in der That so ganz schmucklos gar nicht sind, und er auch den Gebrauch der Versification gar nicht absolut von sich weist, sondern das innere Maaß der Sache; er will, daß die Fabel auf das Wesentliche zurückgeführt werde, und insofern dies geschieht wird sie denn auch ganz von selbst kurz und schmucklos werden, so wie es ihr immerhin gestattet sein mag, sich in eine reichere Umfänglichkeit auszudehnen, sobald nur das Wesentliche in ihr Energie genug besitzt, sich dieselbe dienstbar zu erhalten. Lessing charakterisirt V. 409 den sogenannten Aesopus, den er für sein Muster hält, mit dem la Motte dahin, sein Vortrag sei von der äußersten Präcision, er halte sich nie bei Beschreibungen auf, er komme sogleich zur Sache und eile mit jedem Worte näher zum Ende; er kenne kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und Unnützen, und setzt hinzu, „diese Präcision und Kürze, worin er ein so großes Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine Regel daraus machten." Und dieses Wesentliche, diese Natur der Fabel — worin bestehen sie nun nach Lessing's Ansicht? „Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema, sagt er S. 370 würde eine Fabel sein, wenn sie nicht eine Mannichfaltigkeit von Bildern, und zwar zu seinem Zweck übereinstimmenden Bildern, wenn sie mit einem Worte nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken," und diese Handlung bestimmt er dann in folgenden Worten weiter: Eine Handlung nenne er eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen — diese Einheit des Ganzen beruhe auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzweck — wo dann übrigens der Endzweck der Fabel in einem moralischen Lehrsatze liege. Also damit die Handlung rein und unverfälscht heraustrete, darum soll die Fabel kurz sein, was sie dann freilich um so mehr sein muß, weil ihr Endzweck eine einfache Lehre ist (V. 413); wenn dies bei einer reicheren Fülle von Einzelheiten keine Schwierigkeit hat, mag auch diese gestattet sein; und wem wären auch die Lessingischen Fabeln und die byzantinischen Abkürzungen, die wir unter dem Namen der äsopischen besitzen, eher zu vergleichen, als den kurzen Inhaltanzeigen der Dramen, wie sie uns aus dem spätern Alterthum aufbehalten sind?

Und hier haben wir nun auf einmal gefunden, was Lessingen die Fabel, wie er sie aufgefaßt und bearbeitet haben will, zuletzt bedeutet: sie stellt ihm, von der moralischen Nutzanwendung abgesehen, die er aber von dem erzählenden Theile streng gesondert gehalten wissen will (V. 413), gerade das dar, worauf es ihm bei aller Poesie, deren Mittelpunct und Wahrheit ihm überall das Drama ist, am meisten ankommt: daß in den Abhandlungen

von der Fabel der wahre Begriff der Handlung aufgestellt wird, darin liegt ihre hohe Bedeutung in der Geschichte von Lessing's Geistesentwickelung und schriftstellerischer Thätigkeit. Nämlich Lessing weiß sehr wohl, daß man gemeiniglich unter dem Worte Handlung etwas anderes versteht: „dem Sprachgebrauche nach", sagt er (V. 380), „heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zu Folge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieser Vorsatz ganz erreicht sein, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sei" und dem gemäß sage auch Batteux, die Handlung sei eine Unternehmung die mit Wahl und Absicht geschehe; die Handlung setze, außer dem Leben und der Wirksamkeit, auch Wahl und Endzweck voraus, und komme nur vernünftigen Wesen zu. Das ist ein Begriff von der Handlung im Drama, welcher sich — man sollte es kaum glauben — bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat, nämlich in dem unsinnigen Raisonnement, es sei jetzt die Zeit der That gekommen, und darum sei das Drama die einzig zeitgemäße Dichtungsart, oder die Zeit der Litteratur habe geschlossen mit dem Drama, damit wir durch dasselbe in die Zeit der That übergeleitet würden. Lessing zeigt, daß davon gar nicht die Rede sein könne, und weist dies in der Fabel nach. Zwei Hähne kämpfen mit einander, der Besiegte verkriecht sich, der Sieger fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln und krähet. Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab und zerfleischt ihn. Das habe er immer für eine sehr glückliche Fabel gehalten, und doch würde ihr, nach dem Batteux, die Handlung fehlen, denn wo sei hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschähe? — Der Hirsch betrachtet sich in einer spiegelnden Quelle, er schämt sich seiner dürren Läufte, und freut sich seines stolzen Geweihes. Aber nicht lange! Hinter ihm ertönet die Jagd; seine dürren Läufte bringen ihn glücklich ins Gehölze; da verstrickt ihn sein stolzes Geweihe, er wird erreicht. Auch hier sehe er keine Unternehmung, keine Absicht, die Jagd sei zwar eine Unternehmung, und der Hirsch habe die Absicht sich zu retten, aber beide Umstände gehörten eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie, ohne Nachtheil derselben, weglassen und verändern könne. Und dennoch fehle es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liege in dem falsch befundenen Urtheil des Hirsches; der Hirsch urtheile falsch, und lerne gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falsch geurtheilt habe — und diese Handlung sei nun nichts, als eine Folge von Veränderungen, die hier einen einzigen Begriff in uns erweckten. Wollte aber Jemand zweifeln, ob Lessing hierbei auch noch an etwas anderes gedacht habe, als an die Fabel, so höre man, wie er diesen Begriff von Handlung mit seiner Lehre vom Trauerspiel, wonach dieses in einem Spiel von Leidenschaften besteht, in Verbindung setzt. „Giebt es aber doch wohl Kunstrichter" — es ist Bodmer in der Vorrede zu den Fabeln des M. v. R. genannt, wenn ich mich recht entsinne — „welche einen noch engern und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreißet und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet; es kann ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine

Handlung sei; vielleicht, weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt würden." Und in dieser Anschauungsweise wurzelt Lessing so fest, daß er (V. 380) hinzusetzt, wem der Sprachgebrauch so gar heilig sei, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wage, der möge sich denn des Wortes Handlung, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken solle, ganz und gar enthalten — wobei man sich, obgleich Lessing hier allerdings nur von der äsopischen Fabel redet, wohl an die Anfangsworte der Abhandlungen über die Fabel, die auch nur durch diese allgemeinere Beziehung derselben vor dem Vorwurfe der Herbeiziehung eines fremdartigen Gegenstandes geschützt werden können, erinnern darf: „Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopöe, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopöe, die Fabel seines Drama." Nun fragt es sich aber, wie kommt Lessing dessen ungeachtet dazu, den Vorgang, welchen uns die Epopöe oder das Drama vorführt, gerade Handlung zu nennen, oder vielmehr die hergebrachte Benennung in seinem Sinne umzudeuten? Das ist nicht schwer zu sagen: man erinnere sich nur, zu welcher Zeit, nach den obigen Untersuchungen, seine Ansicht von dem Wesen der Fabel und also dasjenige, was er in den Abhandlungen über dieselbe ausgesprochen hat, in ihm entstanden sein muß — am Ende seines jüngsten Aufenthaltes in Leipzig 1757—1758. Zu dieser Zeit aber sahen wir ihn mit Nicolai und Mendelssohn in einem lebhaften Briefwechsel über die Poetik des Aristoteles begriffen, in welchem er, wie oben dargestellt ist, über verschiedene Puncte richtigere Gesichtspuncte aufstellt; hier wird ihm denn also auch klar geworden sein, daß das aristotelische πρᾶξις keineswegs ein bloßes Thun bedeute, sondern Thun und Leiden gleichmäßig in sich schließe, und also durch eine Folge von Veränderungen, oder wie wir etwa sagen könnten, einen menschlichen Vorgang zu umschreiben sei. Und so dürfte denn von dem Inhalte, welchen, nach dem letzten der auf jene Verhandlungen bezüglichen Briefe, Lessing in einem „ganzen Buche" für Mendelssohn verarbeiten wollte, nicht weniges in die Abhandlungen von der Fabel übergegangen sein, wenn nicht etwa diese ganz und gar nur eine bequemere Form sind, dasjenige abzuhandeln, was dort der Hauptpunct hätte sein sollen.

Bei so umfassender Bedeutung der theoretischen Erörterungen in Lessing's Abhandlungen von der Fabel wird es nicht allzu paradox erscheinen, wenn ich als die praktische Verwirklichung derselben auch noch Anderes, als die drei Bücher Fabeln betrachten zu dürfen glaube.

Ich meine den Philotas — und es wird, nachdem derselbe hier einmal genannt worden, eines weitern Beweises kaum bedürfen.

Es liegt schon in dem Obigen ein neuer Beleg, wie bei Lessing Alles immer auf das Drama hinausläuft oder demselben doch mehr oder weniger zu Gute kommt. Eben jetzt war in Deutschland ein neuer Versuch hervorgetreten, sich von den Fesseln der französischen Observanz loszumachen und ein originelles Drama zu gründen: Klopstock hatte den „Tod Adams" veröffentlicht. Freilich war dies ein durchaus verunglückter Versuch, wie Mendelssohn in der Bibliothek der schönen Wissenschaften Bd. I. Heft 2 sehr gut nachweist; weil man Klopstocken eingebildet hatte, mit biblischer Geschichte und überschwänglichen Gefühlen habe er ein neues Epos geschaffen, sollte das nun auch im

Drama ausreichen. Wenn Leſſing mit irgend einer Kritik der Bibliothek ganz einverſtanden geweſen iſt, ſo dürfte es dieſe geweſen ſein, wenigſtens hat ſie ihm nicht zur Baſis eines Litteraturbriefs gedient, und man wird alſo fragen, was hier die Erwähnung von Klopſtock's Adam überhaupt bedeuten ſolle; und überdies hatte er ja mit der Miß Sara Sampſon einen eigenen Weg der Losſagung von dem franzöſiſchen Theater eingeſchlagen. Allein daß er nun zuvörderſt dieſen letzteren nicht mehr für genügend erkennen konnte, geht aus dem ſo eben erörterten deutlich hervor. Die Sara iſt nicht nur ein Stück von übermäßiger Länge, es herrſcht in ihr nicht nur eine gewiſſe Geſchwätzigkeit und ein weiches Gehenlaſſen in Gefühlen — lauter Eigenſchaften, die der Verfaſſer der Abhandlungen von den Fabeln jetzt nur mit großer Inconſequenz noch hätte in einem Trauerſpiele als muſterhaft betrachten können — ſondern ſie iſt auch ein Verſuch, eine Kunſtgattung durch Anlehnung an zufällige Ausläufer einer hochgetriebenen Kunſtbildung zu erneuern, nicht durch Zurückgehen auf ihre einfache Weſenheit, wie ſie etwa in den älteren Meiſterwerken derſelben verkörpert ſein mag, was doch Leſſing in eben dieſen Abhandlungen als das einzig Richtige zu betrachten ſcheint. Daß Leſſing nun dieſen Weg auch für das Drama eingeſchlagen, darin ſcheint mir die Bedeutung des Philotas zu liegen, der ſich ohne eine ſolche Bezeichnung als eine ziemlich räthſelhafte Compoſition darſtellt; die Form der einactigen Dramen fand er in England vor, aber mit dem Philotas iſt es offenbar darauf abgeſehen, einmal eine Tragödie zu geben, welche ſchlechterdings nur das allerweſentlichſte vorführte, die reine Handlung in der knappſten Durchführung, und daher auch namentlich ohne Liebesepiſoden, die Leſſingen an den Bearbeitungen antiker Stoffe ſo anſtößig ſind, ſo wie in ungebundener Rede. Alſo ganz die analoge Aufgabe, wie er ſie ſich bei der äſopiſchen Fabel geſtellt hatte, und wie er bei dieſer auf die alte griechiſche Fabelſammlung zurückgegangen war, dürfte er hier den Sophokles vor Augen gehabt haben, denn in eben dieſe Zeit fällt die Ausarbeitung des Lebens des Sophokles, ſo weit es von Leſſing vollendet worden iſt*) und der Anfang einer Ueberſetzung des Aias in Proſa. Aber Sophokles! wird man ſagen, was haben Sophokles Tragödien mit dem Philotas gemein? An und für ſich gewiß ſehr wenig, aber wenn ſie nun Leſſing gerade nur von der Seite aufgefaßt hätte, deren Verarbeitung ihn jetzt zu einer ſolchen Kunſtform führen konnte? Man bedenke, das Sophokles vom Ariſtoteles als das höchſte Muſter hingeſtellt wird, daß er ſich wirklich durch eine ungemeine Klarheit und Einfachheit der Compoſition und edle Einfalt der Sprache auszeichnet, und daß Leſſing ſich über die Verſification des Philotas, von der ſogleich die Rede ſein wird, in folgenden Worten ausläßt, er habe wohl gewußt, daß ihr Verfaſſer viel zu viel Dichter ſei, als daß er ſich zu der tragiſchen Einfalt ganz herablaſſen werde: „Seine Sprache iſt zu voll, ſeine Einbildungskraft zu hitzig, ſein Ausdruck oft zu kühn und oft zu neu; der Affect ſteht bei ihm auf einmal in

*) S. XII. 139. 140. Aus der letzteren Stelle möchte man ſchließen, daß Leſſing ein noch umfangreicheres Werk über Griechiſche Litteratur beabſichtigt habe, von dem das Leben des Sophokles nur ein Theil geweſen wäre; dann hätte vielleicht die Ausgabe des Anakreon (XII. 130) mit dazu gehört, auch wird ſich hier vielleicht eine Aeußerung von Ramler in einem Briefe an Gleim vom 11. April 1759 unterbringen laſſen: „Machen Sie doch ihren Anakreon zu Herrn Leſſing's großem Projecte fertig.“

Flammen; kurz, er hat alles, um unser Aeschylus zu werden, und wir müssen zu unserm ersten tragischen Muster keinen Aeschylus haben", den Sophokles aber suchte Lessing eben jetzt in Deutschland heimisch zu machen, und von einem Stücke, das zu dem Philotas in sehr naher Beziehung steht, wie wir sogleich sehen werden, heißt es in der Hamburger Zeitung 1768 St. 48, deren Verfasser, wie später gezeigt werden wird, eine Art von Lessingischer Schule bildeten, kein Dichter sei dem Colorit und der Einfalt des Sophokles näher gekommen, als Kleist in seinem Entwurfe zum Seneca und in einer Kritik des Philotas in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, die später erwähnt werden wird, sehen wir den Philotas selbst mit den Tragödien des Sophokles verglichen. Und hiermit ist nun auch zugleich die Stelle angegeben, an der ein Lessing's ganzer Anschauungsweise so fremdartiges Element, wie Klopstock's dramatische Dichtung, gleichwohl für Lessing's Entwicklungsgang hat eingreifen können. Dies hängt so zusammen: Kleist, von dessen vertrautem Umgange mit Lessing in Leipzig schon oben die Rede gewesen ist, war zu jenem Seneca durch das Klopstockische Drama angeregt worden, wie aus einigen Stellen aus Briefen desselben an Gleim hervorgeht nämlich d. 19. Jan. 1757: „In beikommender Ode von Lessing an mich (I. 205, im Mspt. in Lessing's und Gleim's Briefwechsel) werden Sie nicht verstehen, was er vom Seneca sagt. Lessing will nämlich, daß ich ein Trauerspiel Seneca machen soll, und glaub ich könnte es machen, und will mich dadurch aufmuntern. — — — Ich habe Ihnen noch nie etwas von Klopstock's Tod Adams gesagt. Das ist ein wahres Meisterstück, ohnerachtet es von allen Regeln abgeht. Weil es mir so ungemein gefallen, so habe ich eine französische Uebersetzung davon veranstaltet. — — — Die Franzosen werden zwar vieles tadeln, z. B. daß es nicht kann aufgeführt werden u. s. w., alleln die Narren werden doch gestehen müssen, daß es schön ist, und daß sie zwar besser gereimte, aber nicht besser gedachte und rührendere Trauerspiele haben" und den 19. Jan. 1758: „Heute habe ich meinen Seneca zu Ende gebracht, und bin vergnügt wie ein Sultan. Herr Lessing sagt, es sel gut, und will absolut, daß ich lhn soll drucken lassen. Ich habe mich niemals um das Trauerspiel bekümmert, nicht drei Tragödien gelesen und dabei gar nicht auf den Plan, sondern nur auf die Gedanken gesehen; das Genus war mir also so neu, als wenn ich es zuerst erfunden hätte. Herr Lessing lacht mich daher auch aus, und wie er vor eln paar Stunden las, daß ich dabei geschrieben hatte, am 19. Jan. zu Ende gebracht, sagt er, es müsse heißen, am 19. neu erfunden." Und Kleist's Seneca hat dann wieder Lessing's Philotas hervorgerufen, dem er in der knappen Form vorangeht; und wenn Kleist das Stück nur einen Entwurf zu einem Trauerspiele nennt, und in allem Ernste an eine weitere Ausführung denkt, hat denn freilich Lessing seinen Philotas als ein vollständiges Trauerspiel in die Welt geschickt, um auf dasjenige Gewicht zu legen, was auch der Entwurf schon enthalten kann; hat man doch nach den Göttinger gelehrten Anzeigen (1760 d. 18. Febr.) Kleist auch für den Verfasser des Philotas gehalten. ✗

Wenn es darauf ankommen könnte, den Geist der Simplification, des männlichen Zurückgehens auf das Wesentliche, aus welchem bei Lessing das Fabelbuch und der Philotas hervorgegangen sind, aus einer äußern Einwirkung zu erklären, so müßte man hier an seinen Umgang mit dem zuletzt genannten

Dichter denken; doch wird man zum Mindesten annehmen dürfen, daß Lessing sich zu dem, was sich in ihm selbst entwickelte, ganz besonders an Kleist's Persönlichkeit auferbaut habe; hatte er doch an ihn gedacht, wenn er für die Litteraturbriefe, den Mittelpunct seiner litterarischen Thätigkeit in diesem Zeitraume, die Fiction in Vorschlag brachte, sie sollten an einen verwundeten Offizier gerichtet sein. Der Dichter des Frühlings war ein ganz anderer Mann, als man gemeiniglich wegen der Verwandtschaft dieses Gedichtes, dessen schwache Seite er, wie Lessing im Laokoon bemerkt, später selbst einsah, mit der weichen Thomsonschen beschreibenden Poesie anzunehmen geneigt sein möchte. Gleich einige seiner frühesten Aeußerungen in dem handschriftlichen Briefwechsel mit Gleim zeigen den männlichen Ernst seines Charakters; über die freundschaftlichen Briefe, in welchen übrigens auch Briefe von ihm selbst stehen, sagt er mit sichtbarer Beistimmung, man urtheile in Berlin von ihnen, „so rede kein Mann" — und ein andermal äußert er, „scherzen dürfe er nicht, denn alsdann verfalle er sogleich in Affectation." Ich brauche nicht darauf hinzuweisen, wie darin schon eine Lossagung von der Manier der Hallischen Dichterschule lag; auch Lessing hatte sich von derselben freigemacht und hierüber dürfte unter den beiden Männern Gleim gegenüber, mit dem übrigens Kleist in vertrauter Freundschaft verbunden blieb, und mit welchem Lessing gerade durch ihn in nähere Verbindung trat, von vorn herein ein stillschweigendes Einverständniß bestanden haben. Kleist war in seiner militärischen Laufbahn nicht glücklich, und vielleicht hat irgend ein Gerücht von seiner litterarischen Thätigkeit, die er freilich vor den Augen seiner Standesgenossen sorgfältig zu verbergen suchte, dazu beigetragen, aber wenn er vielleicht der einzige Offizier der preußischen Armee war, der seine Mußestunden der deutschen Poesie widmete, so hat davon jedenfalls die Poesie mehr Vortheil, als der Dienst Nachtheil gehabt. Seine Briefe an Gleim, von denen nur ein kleiner Theil von Körte im Auszuge mitgetheilt ist, sind die Briefe eines wackeren Soldaten, der die Pflichten seines Standes mit Treue erfüllt: es kommt ihm hier auf nichts weniger an, als auf die berüchtigte „poetische Bilderjagd" die von Kleist ihren Namen hat (Körte I. 53): Kroaten und Kosaken will er jagen; er klagt beständig, daß er nichts zu thun habe, daß ihm jede Gelegenheit sich auszuzeichnen und emporzuarbeiten, entzogen werde; wo sich nur irgend eine Aussicht dazu darbietet, fühlt er sich ermuthigt und verjüngt, und wenn er sogleich in der ersten Schlacht, der er beizuwohnen Gelegenheit hatte, gefallen ist, so darf man dies durchaus nicht als zufällig betrachten; wenn er auch nicht eben hat sterben wollen, wie Lessing im ersten Schmerze ihm vorwirft (XII. 136), so hat ihn doch die so lange unbefriedigte Begierde dazu gebracht, seine Anstrengungen bis zur äußersten Ueberbietung seiner Kräfte zu steigern. Eben dieser Geist der Thatkraft ist es nun, der auch in seinen Gedichten zum Vorschein kommt. Ich will nicht davon reden, daß das letzte von diesen, Ciffides und Paches, ganz kriegerischen Inhaltes ist, wie denn auch Gleim vornehmlich durch Kleist's Briefe zu den Kriegsliedern angeregt sein dürfte, und das Gedicht auf die Kriegsmuse im Styl des Ciffides und Paches geschrieben ist und Lessing's positive Auffassung des Soldatenstandes im Philotas und in der Minna von Barnhelm gewiß zum großen Theil auf die Anschauungen, die er in Kleists Umgange gewonnen, zurückzuführen sein wird: die Hauptsache ist, daß sie der Form nach in unverkünstelter Gedrängtheit und kerniger Kraft in ihrer Art damals dieselbe

Stelle einnehmen, wie Leſſing's Proſa in der ihrigen*); kein andrer Dichter hätte es wagen können, ein ſo langes Gedicht wie Ciſſides und Paches**) im blanc-verse zu ſchreiben, der, wenn nicht in Bezug auf Gewichtigkeit des Inhaltes und Strenge der metriſchen Form die Zügel ſehr ſtraff angezogen werden, im Deutſchen leicht in das Wäßrige verſinkt, und Kleiſt hat hier gerade die ſtrengſte und herbſte Form deſſelben gewählt: er hält die Zehnſylbigkeit mit männlichem Ausgang feſt. Es würde nicht ſchwer ſein, dieſe Art von Vollendung, die nicht aus dem Talent allein, ſondern nur aus der Tüchtigkeit der ganzen Perſönlichkeit hervorgehen kann, auch in den übrigen Gedichten von Kleiſt nachzuweiſen; man denke nur an den Schlußvers des Liebesliedes an die Weinflaſche.

Und ſterb' ich einſt, ſo wein' auf meine Aſche
Und ſag' betrübt:
Hier ruhet der, der mich gebeugte Flaſche
Getreu geliebt.

Aber Kleiſt iſt eben kein reicher Kanonikus Gleim, der nichts zu thun hatte, als Verschen zu machen, noch ein mit fünf und zwanzig Jahren penſionirter Klopſtock, der keinen andern Lebenslauf vor ſich hatte, als eine Schraube ohne Ende aus ſich zu bereiten, um ſich, da er ſich nun doch einmal nicht höher ſchrauben konnte, wenigſtens auf gleichmäßiger Höhe der Verſchrobenheit zu erhalten; der Mann mußte ſich die Zeit zu ſeinen dichteriſchen Arbeiten abſtehlen; er hatte als ein Mann des Säbels einen Widerwillen gegen die Feder, und konnte ſich z. B. niemals entſchließen, ſeine Gedichte für ſeine Freunde abzuſchreiben, während er ſie doch auch andern nicht gern zum Abſchreiben gab um nicht verrathen zu werden, woher vielleicht zum Theil die Gedrängtheit ſeines Styles zu erklären iſt, wie bei Gefangenen, denen das Schreibmaterial verſagt war; wie ſollte nicht die Freundſchaft mit einem ſolchen Manne Leſſingen, ſo ſehr er Leſſing ſein mochte, da er nun doch einmal auf ein Litteratenleben angewieſen war, das beim Mangel der äußeren Regel eine deſto ſtrengere innere Regelung erfordert, bei dieſer letzteren in jeder Beziehung behülflich geweſen ſein?

Wenn übrigens der Philotas auf ſolche Weiſe mit den Fabeln in Eine Kategorie fällt, ſo iſt er auch dem gleichen Verdammungsurtheil mit ihnen anheimgefallen. Nämlich bei den Schweizern, deren Stärke das Drama und die

*) Kleiſt ſchreibt an Gleim 4. Dec. 57. „Ich habe Sie einmal recht angeführt, mein Liebſter." Nämlich er habe immer geglaubt, er habe keinen recht eigenen Styl, und um dies zu erproben, habe er Leſſing gebeten, die Gärtneridylle abzuſchreiben und in ſeinem Briefe an Gleim zu ſchicken — die Abſchrift findet ſich in dem Briefwechſel zwiſchen Gleim und Leſſing — und Gleim ging in die Falle. Auch noch einige andre von Kleiſt's Gedichten finden ſich in Gleims Nachlaſſe in Leſſing's Handſchrift.

**) Es iſt von Leſſing zum Druck befördert worden. „Der Major iſt nicht zufrieden, daß Herr Leſſing mehr Zeit braucht den Ciſſides drucken zu laſſen, als er gebraucht hat, ihn zu machen. Er hätte gern geſehen, daß er vor dem Beſchluß der Campagne wäre gedruckt worden, denn er hat doch auch noch Vanité der gute alte Major." Kleiſt an Gleim den 10. December 1758. S. auch Leſſing XII. 124. Leſſing hatte von Anfang an viel Antheil an dem Entſtehen des Gedichtes gehabt: er hatte Kleiſt daran arbeiten ſehen, und ſprengte nun aus, er arbeite an einem Heldengedichte Ciſſides und Paches, wovor mich doch, ſchreibt Kleiſt am 14. Juli 1758, der Himmel wohl bewahren ſoll.

Theorie desſelben niemals geweſen iſt; gleichwie für die Fabel in den Kritiſchen Briefen zur Hauptſache der Charakter gemacht wird, ſo geſchieht dies auch in derſelben Schrift in Bezug auf das Drama, im 32. Briefe wird ausdrücklich beſtritten, daß die Handlung die Hauptſache ſei; eine jede Geſchichte, heißt es hier, welche bequem iſt, etliche Charaktere zu liefern, ſo der Ausführung werth ſind, iſt ſchon genugſam, einen tragiſchen Poeten zum Schreiben zu vermögen; und daher begnügt ſich auch Wieland in ſeinem dem Rowe entwendeten Trauerſpiel Lady Johanna Gray mit der Darſtellung von moraliſch guten Charakteren. Nun findet ſich im fünften Bande der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften eine ſehr anerkennende Beurtheilung des Philotas, welche davon ausgeht, das deutſche Theater werde bei den Ausländern nie in Anſehen kommen, wenn wir den dramatiſchen Werken nicht einen eigenthümlichen Charakter anerſchüfen, weder die dramatiſche Form der Alten, noch die der Franzoſen oder Engländer laſſe ſich ohne Weiteres zu uns verpflanzen — „ſollte es nicht ein Genie unter den Deutſchen geben, das noch ein viertes deutſches Werk hervorbrächte, oder aus den drei benannten Originalwerken ein neues herauszöge, das zu unſerer Denkungsart das beſte Verhältniß hätte?“ — Und ein ſolches Werk ſei eben der Philotas. Dies gab Bodmern Veranlaſſung in den Leſſing'ſchen unäſopiſchen Fabeln auch den Philotas ſogleich auf das lebhafteſte zu verhöhnen; man lieſt S. 14 folgende Fabel: — „Der kindiſche Held. Ein blühender Knabe, voller Geſundheit, wohlgebildet, Sohn eines Königs, rief den Tod, daß er ihn aus dieſen Gegenden des Lichtes und Lebens hinwegnehmen ſollte; er verſprach, daß er ihm mit offenen Augen in's Angeſicht ſehen, und ſeinen kalten Mund küſſen wollte. Der Tod kam und ſagte, daß ihm verboten wäre, ihn umzubringen, er wäre gewidmet auf dem königlichen Stuhl ſeines Vaters zu ſitzen und ein Reich von Glücklichen zu machen. Der junge Menſch bat ihn, daß er ihm doch einen von ſeinen Pfeilen geben wollte, daß er damit ſpielen könnte. Die Pfeile in meinem Köcher ſind nicht zum Spielen gemacht, ſagte der Tod; Du bitteſt, was Du nicht kenneſt. Doch gab er ihm einen. Der Prinz betrachtete ihn mit leichtſinniger Aufmerkſamkeit; ein Pfeil des Todes, rief er, in meinen Händen! Er zitterte vor Freuden, er redete den Pfeil an, und ſetzte ſich in eine Stellung, als ob er ihn gegen den Tod ſchwingen wollte. Aber plötzlich ſtieß er ihn in ſeine eigene Bruſt, und ſagte höhniſch zu dem Tode: Wußteſt Du nicht, daß ich den Muth hatte, Dein Amt an mir ſelber zu verrichten? Wenn die Menſchen herzhaft wären, ſo hätteſt Du wenig Arbeit. Ich ſterbe vergnügt, nachdem ich meiner Nation einen Original-Charakter gegeben, der zu ihrer Denkungsart das beſte Verhältniß hat.“

„Der Tod verſetzte: Wenn Deine That zu loben iſt, ſo iſt es darum, daß Du Dir ſelbſt Dein Recht gethan haſt. Der iſt nicht werth zu leben, der das Leben verſchmähet.“

Und damit war Bodmer noch nicht zufrieden: er glaubte noch eine eigene Widerlegung des Philotas herausgeben zu müſſen. Dieſes iſt:

Polytimet, ein Trauerſpiel. Durch Leſſing's Philotas, oder ungerathenen Helden veranlaſſet. Zürich bei Conrad Orell und Comp. 1760. Das Stück beruht auf der Fiction, daß auch Polytimet, der Sohn des Aridäus vom Polemo gefangen genommen ſei — dieſer Polytimet iſt nun ein ſehr beſonnener junger Mann: Sein erſter Monolog fängt gleich an mit den Worten: „Was iſt es denn für ein großes Unglück, daß ich ein Gefangener

bin" — und da Polemo das Lösegeld für Polytimet nun obendrein ausschlägt, so hat der Tod des Philotas nicht einmal einen realen Nutzen. Uebrigens wird über denselben viel moralisirt, und derselbe als die That eines Unbesonnenen, Ueberspannten hingestellt. Dasselbe wird in der Vorrede ausgesprochen. „Eine Uebereilung seines feurigen Geistes bringt Philotas zu dem Entschlusse, sich selbst zu erstechen. Darin liegt das Kind, aber wo bleibt der Held? Man könnte denken: Eine solche That habe keine Größe, wenn nicht die Belegursachen dazu hinlänglich sind. Sind sie es hier, und können sie es jemals zu einem Selbstmorde sein? Seine Umstände sind nicht so verzweifelt, daß der Tod allein übrig blieb. War es nicht unedler Eigennutz, ein paar Provinzen zu gewinnen, der ihm den Dolch in die Brust stach"?

Dann findet sich hier auch noch „Urtheil eines Kunstrichters über Lessing's Philotas." *) Es fängt an: „Das ernsthafte Drama ist eine Klippe, an welcher muthwillige und brausende Genien allzuleicht scheitern" . . . . „Gewisse Dichter", heißt es weiter, „müssen eine sehr kleine Meinung von unserm Weltalter haben, die sich schmeicheln mit schwindlichten Charakteren und Gedanken einzunehmen, mit Bravaden, wo alle Wahrheit der Natur und der Sitte verstellt ist. Sie haben es noch nicht so weit gebracht, daß man außer ihren Cirkeln und Trinkstuben ein Stück hoch achte, das gegen Tugend und Sitten anstößt. Mich wundert nicht sehr, daß sie die Regel, welche Ordnung, Wahrheit und Sitten in einem Drama fordert, aus der Acht lassen, diese Sachen mögen nicht nach ihrem Sinne sein; mich wundert mehr, daß sie das lächerliche vertragen können, welches von diesem unsittlichen, diesem falschen entstehet. Warum fürchten sie nicht, daß wir lachen, wenn sie nicht fürchten, daß wir uns ärgern? Sie haben sonst überall mehr Furcht gehabt lächerlich als böse zu sein. Der Miß Sara Anhänglichkeit an einen Böswicht, die elende Schwachheit, womit sie sich von einem Betrüger und Räuber betrügen läßt, die Widersprüche zwischen ihrem Kopfe und Herzen — — des Philotas Leichtsinnigkeit, seine Niederträchtigkeit, sein schwindlichter Kopf, fallen ins komische und abenteuerliche u. s. w. Aber das schlimmste ist, daß der Verfasser sein Bestes thut, uns diese Person für groß und edelmüthig zu geben" u. s. w. Es bedarf in unsern Tagen keiner Hinweisung mehr darauf, welch' eine Verkennung des Wesens der Kunst darin liegt, wenn man dem dramatischen Dichter unterschiebt, er billige, was er geschehen lasse, und die Bibliothek der schönen Wissenschaften ist in dieser Beziehung auch schon viel weiter, wenn sie sagt, Philotas wäre ja frei geworden, wenn er nur wollte, seine Würde, seine Gefangenschaft seien ihm nicht unrühmlich gewesen — warum erstach er sich? „Freilich! er war aber fast noch ein Kind, und ein Held!" daß aber für Lessing geradezu nur das ein tragisches Motiv ist, wobei vermöge einer einseitigen Schroffheit des Charakters, einer durch den Drang der Ereignisse hervorgerufenen leidenschaftlichen Auffassung der Situation ein unglücklicher Ausgang herbeigeführt wird, werde ich später bei Gelegenheit eines Beispieles, über welches man sich, wie es scheint, bis auf den heutigen Tag nicht hat zurechtfinden können, ausführlicher nachzuweisen suchen.

Neben diesem Feinde Lessing's — denn das wurde Bodmer aus Wi-

*) Es stand zuerst in den freimüthigen Nachrichten. Zürich, 1759. S. 298.

derſpruchsgeiſt und Eigenſinn, den einmal gefaßten Begriff von ihm nicht aufgeben zu wollen, immer mehr, wovon noch ſpät die ſeltſamſten Beiſpiele anzuführen ſein werden — hatte auch ein nah Befreundeter das Unglück, ſich bei Gelegenheit des Philotas gründlich lächerlich zu machen. Leſſing ſchickt Gleimen am 18. März 1759 den Philotas mit den Worten: „Noch folgt hierbei ein Exemplar von einem kleinen Trauerſpiele (Philotas), welches Ihnen der Verfaſſer, der ſich nicht genannt hat, mit ergebenſter Empfehlung zuſchickt. Er möchte gern durch mich erfahren, was Sie davon hielten.“ Gleimen mußte das Gedicht, inſofern es, wie ich oben dargeſtellt habe, der kriegeriſchen Richtung die in Kleiſt's Werken und ſeinen eigenen Kriegsliedern eingeſchlagen war, angehörte, gar ſehr gefallen; er mochte auch, inſofern es ſich in demſelben um eine Provinz handelt, die Philotas ſeinem Vater nicht will verloren gehen laſſen, eine Anſpielung auf Friedrich II. in demſelben erblicken, ja vielleicht gar eine Hindeutung auf die Sage, falls ſie ſchon damals im Schwange gegangen, daß der König für den Fall der Gefangennehmung Gift bei ſich führe *) — genug er entſchloß ſich, das Stück, unter dem Namen des Grenadiers, mit einigen Umänderungen zu verſificiren, und ſchickte ſogar zuerſt eine Probe, dann das Ganze in aller Naivität an Leſſing ſelbſt, der auch Bonhommie und guten Humor genug beſaß, es ſpäter drucken zu laſſen; er verwandelte, nach Körte's Leben Gleims S. 114 in dem Exemplare, das er Gleimen ſchickte, das Wort verſificirt auf dem Titelblatte in verificirt. Der Titel heißt: Philotas. Ein Trauerſpiel. Von dem Verfaſſer der preußiſchen Kriegslieder verificirt. Berlin, bei Voß 1760. An des regierenden Herzogen von Braunſchweig königliche Hoheit. Der Anfang lautet:

Gefangen? Ich gefangen? Götter! Ach!
Mein Vater! — Fang' ich ſo zu lernen an?
Ein Kind, träumt' ich Feldläger, Schlachten, Sturm!

*) Woher übrigens der Stoff zu dem Stücke genommen ſein möge, iſt nicht ganz klar; eine beſtimmte hiſtoriſche Thatſache ſcheint hier nicht dramatiſirt zu ſein. In der mehrere Male angeführten Kritik in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften wird geſagt, der Charakter des „Prinzen Alexander“ liege bei dem des Philotas zu Grunde, und in Leſſing's Collectaneen lieſt man: „In meinem kleinen Trauerſpiele dieſes Namens iſt der Zug wegen des kurzen Schwertes nicht ſowohl aus dem Lohenſtein im Arminius, als aus dem Plutarch Lacaena dicenti filio, parvum gladium sibi esse, adde, inquit, gradum. — Solch ein junger Held, wie Philotas, war Archidamus, der Sohn des Zeuxidamus, welchem ſein Vater, als er ihn zu wild auf die Athenienſer einbrechen ſah, zurief: ἢ τῇ δυνάμει πρόσθες, ἢ τοῦ φρονήματος ὕφες; entweder mehr Kräfte oder weniger Muth. Plutarch. in Lacouicis. — Desgleichen der junge Lacedämonier, von dem Seneca in ſeinen Briefen meldet: Lacon quidam adhoc impubes captus clamabat: pugnans quidem captus sum, servire tamen nolo. Verum cum paulo post juberetur servili fungi ministerio, illisum parieti caput rupit. (Ep. 77).“ Hölſcher meint in dem bereits angeführten Programme, Leſſing könne zum Philotas durch das gleichnamige Stück des Samuel Daniel, den Nicolai in ſeiner Geſchichte der engliſchen Bühne (Leſſing's Werke IV, 323) anführt, angeregt ſein, aber dies iſt gänzlich aus der Luft gegriffen, denn dieſes Stück ſo wie ein gleichnamiges von Philipp Frowde behandelt nach dem Companion to the playhouse die Geſchichte jenes Philotas, eines Sohnes des Parmenio, der mit dem Vater auf Befehl des Alexander hingerichtet wurde, als dieſer von Mißtrauen gegen ſeine eigenen Kampfgenoſſen ergriffen wurde; eben ſo wenig haben eine alte Tragödie Philotas, die 1612 zu Edinburg gedruckt worden, und das lateiniſche Drama des Jeſuiten Noel mit dem Leſſing'ſchen Stücke etwas gemein; nur eins kann auffallen: daß man dem Philotas des Samuel Daniel eine Beziehung auf den Grafen Eſſex beilegen konnte, die übrigens der Dichter von ſich ablehnte.

O träumt' ich itzt, ein Jüngling, Wunde, Tod,
Und das viel ärgre die Gefangenschaft!
Allein ich wache, denke, sehe mich,
Und eine leichte Wund', ach! eine nur;
Durch die der blut'gen Hand das Schwerdt entsank,
Schmerzt: aber ist nicht tödlich, sagt der Arzt! — —
Nichtswürdiger, sie sollte tödtlich sein!
Grausam-barmherzig war der Feind, als er
Befahl, mich zu verbinden; listig war
Er mehr als grausam. Leben wollt' ich nicht!
Denn, überwunden, war für mich kein Trost
Als: Sterben. Welch' ein Anblick war ich mir!
In Feindes Händen lebend mich zu sehn!
Und — o! in welch' verflucht Gesicht sah ich
Dem alten Krieger, der auf seinem Arm
Den leichten Jüngling vor dem Pferde wog!
Kind, sagt er, Kind! Er und sein König hält
Mich für ein Kind! — Man sehe nur einmal
Was für ein Zelt! Bin ich gefangen? ich?
Was sollen Schwanenbett und Polsterstuhl?
Hohnsprechende verfluchte Höflichkeit!

Aber bald hatten ihm Lessing's Hindeutungen, die ein Muster von feiner Persifflage sind, die Augen geöffnet. „Ich kann Ihnen nicht beschreiben," schreibt dieser den letzten März 1759, „welch' eine Freude Sie dem Verfasser des Philotas durch die angefangene Uebersetzung gemacht haben. Er schließt daraus, daß er doch einigermaßen Ihren Beifall haben müsse. Ich setzte hinzu, daß Ihre Uebersetzung, wenn Sie so fortfahren, vortrefflich und die beste Kritik für den Verfasser werden wird. Schenken Sie ihm immer das Muster, das ihm bis jetzt noch mangelt; das Muster, meine ich, einer edeln tragischen Sprache, ohne Schwulst und ohne die zierlichen kleinen Redensarten, die meinem Bedünken nach das ganze Verdienst der französischen tragischen Poesie ausmachen. Der Einfall, den Namen des Grenadiers dazu zu borgen, ist vortrefflich, nur besorge ich, daß das Publikum in einem etwas verdrießlichen Tone fragen möchte: aber warum macht uns denn der Grenadier nicht selbst ein Trauerspiel? — Geduld, er wird es schon noch machen!" Da schreibt denn nun Gleim, nachdem er am 25. März vermuthet hatte, Lessing sei der Verfasser, in etwas gedrückter Gemüthsstimmung *) den 16. April 1759 an Kleist: „Ich habe die Poesie eigentlich in's Kurze gezogen, auch viel Aenderungen gemacht, z. B. des Parmenio Charakter, der dort ziemlich komisch ist, ist hier ganz tragisch geworden, viele unerhebliche Umstände sind ausgelassen, überhaupt habe ich mich bemüht, die tragische Sprache und Horazens „Eile zu Ende" zu beobachten, welche beide Stücke in keiner einzigen unserer Tragödien in Versen genug beobachtet sind. Wäre ich gewiß gewesen, daß ich mit unseres Lessing Arbeit zu thun hätte, so wäre ich ohne Zweifel etwas furchtsamer zu Werke gegangen, denn wer ist

*) Die durch Kleist's begütigende Antwort noch mehr in's Licht tritt: „Den Philotas haben Sie sehr verschönert, Lessing hat mir dies selber schon gesagt. Ich habe bei dem Ihrigen geweint und bin durchgehens sehr gerührt gewesen, welches ich bei dem prosaischen nicht gethan habe. Sie haben den Charakter des Philotas durch die Liebe zum Vaterlande viel edler gemacht. Indessen werden Sie wohl thun, mein Liebster, wenn Sie keine fremden Arbeiten mehr versificiren, sondern eigene machen. Ihr Plan wird vielleicht natürlicher und besser werden als fremde" u. s. w.

ein ſo großer Kenner des Theaters als er? Ich muß aber geſtehen, daß, je mehr ich mich dem Ende der Arbeit genähert habe, deſto mehr Einwürfe habe ich wider die Muthmaßung, daß Herr Leſſing der Verfaſſer ſei, zu machen Gelegenheit gefunden, ſo daß ich zuletzt Hrn. Moſes oder Hrn. Nicolai davor hielt. Es iſt nun nicht mehr zu ändern, er mag die kühnen Jamben in's Feuer werfen, wenn ſie ihm nicht gefallen.... Ich fürchte, daß man ſie für eine Kritik anſehen wird, und in der That ward der erſte Verſuch nur in kritiſcher Abſicht gemacht;" ſo wie ſchon am Tage vorher an Leſſing ſelbſt (XIII. 105): „Allerdings hat er (der Grenadier) ſich zu viel herausgenommen. Wenigſtens hätte er erſt den Verfaſſer des Philotas wiſſen ſollen. Warum will er unbekannt bleiben? Durch den Beifall, den Sie dem erſten kleinen Verſuche gaben, hat ſich der gutherzige Grenadier verführen laſſen, allzu dreiſt mit fremder Arbeit umzugehen. Wüßte er, daß er mit einem billigen Schriftſteller zu thun hat, ſo dürfte er ſich darüber keine Nachſorgen machen. Sie könnten ihn derſelben wohl überheben" — worauf er denn, nach Art wohlhabender alter Junggeſellen, zu völliger Abwaſchung ſeiner Schande Leſſingen einen Anker des beſten Rheinweins aus den Halberſtädter Domkellern überſendet. Aber daß Gleim hier einem Schriftſteller ſein eigenes Werk in einer verbeſſerten Umarbeitung zuſandte, und daß dieſer Schriftſteller eben Leſſing ſein mußte, das iſt noch die mindeſte Lächerlichkeit bei der Sache: die größere und durchaus coloſſale liegt darin, daß dieſes Werk, welches er verſifficirte und zum Theil erweiterte, gerade der Philotas war, welcher nun eben nicht verſificirt und ganz und gar in's Enge gezogen ſein ſollte, — weshalb denn auch Leſſing am 12. Mai ſchreibt: „Sie haben ihn zu dem Ihrigen gemacht, und der ungenannte proſaiſche Verfaſſer kann ſich wenig oder nichts davon zueignen" — worauf denn die eben angeführte Stelle kommt, daß der Grenadier zu ſehr Aeſchylus ſei, und ſich zur wahren tragiſchen Einfalt nicht herablaſſen könne, — und daß der, welcher es that, eben Gleim war, dem Leſſing ſeine Fabeln mit den Worten überſendet (XII. 137): er könne es vorausſehen, daß weder ſeine Fabeln noch ſeine Abhandlungen den Beifall eines Dichters, wie er ſei, erhalten könnten, denn er habe freilich einen andern und ſchlechtern Weg nehmen müſſen, um ſich der Gefahr einer nachtheiligen Parallele mit der Gleim's und Lafontainen nicht auszuſetzen, dem Ramler im Verlaufe eines Briefes, den ich ſpäter anführen werde, ſchreiben kann: „Antworten Sie ihm alſo doch nur immer auf das Geſchenk von ſeinen Fabeln," und der dann Leſſingen ſo geſchrieben hatte, daß dieſer nicht anders zu antworten weiß, als folgende Worte: „Ihr Urtheil von meinen Fabeln iſt allzugütig. Ich danke Ihnen für Ihren freundſchaftlichen Beifall. Für einen freundſchaftlichen Tadel würde ich Ihnen noch mehr danken, denn dieſer könnte mich beſſer machen, und von jenem beſorge ich, daß er mich ſtolz machen wird" (XII. 139). Und wirklich folgt nun von Seiten Leſſing's nur noch Ein Brief, und dann ſechs Jahre lang keiner.

Dieſe Streitigkeiten und Mißverſtändniſſe können nun freilich in ihrer Vereinzelung auf ein bedeutendes Intereſſe keinen Anſpruch machen; ſie fallen einigermaßen unter die Kategorie der litterariſchen Anekdoten und Curioſitäten; doch wird man ſie auch von einem höheren Standpuncte aus für nicht ganz unwichtig erklären können, denn es ſpricht ſich in ihnen deutlich aus, daß Leſſing bereits in die Periode eingetreten war, in welcher er vollſtändig weder von Freund noch Feind mehr verſtanden wurde, und „auf ſeinem Hügel außer

dem Dorfe allein ſtand.“ Nicht als ob nicht, was er gefunden, in eminentem Grade eben das geweſen wäre, was Allen noth that, und daher auch ſogleich ganz wie von ſelbſt das Gemeingut Aller geworden iſt, aber die Andern brachen doch nur die Frucht; den Entwickelungsproceß und die geiſtige That, aus welcher derſelbe hervorging, hatte nur er allein.

Es könnte ſcheinen, als hätten wir mit den vorhergehenden Erörterungen die Litteraturbriefe, welche doch für den Mittelpunct von Leſſing's Thätigkeit in dieſem Zeitraum erklärt wurden, ganz aus den Augen verloren; was hat es zunächſt mit dem neuen Boden, welchen dieſe für die deutſche Litteratur erobert haben ſollten, zu thun, daß Leſſing für die Fabel und allenfalls auch für das Drama auf das innerſte Weſen dieſer Dichtungsarten oder etwa auch der Dichtung überhaupt zurückging? Gleichwohl iſt, was hier den durchgreifenden Geſichtspunct bildet, nichts anderes als eben das, woraus jene dem Anſchein nach nur partiale Reform der Dichtung hervorging, jener Geiſt der Simplification, inſofern derſelbe kein negativer war, ſondern den poſitiven Kern der Dinge ans Licht zu ziehen ſuchte, in ſeiner größten Allgemeinheit und umfaſſendſten Aeußerung aufgefaßt.

Leſſing iſt der erſte, welcher in Deutſchland die Forderung einer nationalen Litteratur aufgeſtellt hat, wie denn auch die Litteraturbriefe ſich der urſprünglichen Anlage nach auf Beſprechung deutſcher Schriften beſchränken ſollten. Nicht als ob vor ihm Niemand eine deutſche Litteratur mit Bewußtſein und umfaſſender Energie hervorzurufen beſtrebt geweſen wäre. Ich habe an einem andern Orte gezeigt, daß dies die Idee von Gottſched's Leben geweſen, an deren Verwirklichung dieſer mit unermüdlicher Thätigkeit und nicht zu verachtender Einſicht gearbeitet habe; und ſchon vor ihm hatten die ſchleſiſchen Dichter, mit Opitz an der Spitze auf der einen, und Chr. Thomaſius auf der andern Seite, wenigſtens die Theile dieſer großen Aufgabe auf das Entſchiedenſte in's Auge gefaßt. Aber was für eine deutſche Litteratur war es, welche dieſe Männer in's Leben rufen wollten und zum Theil wirklich in's Leben gerufen haben? — Das läßt ſich mit Einem einzigen Worte ganz erſchöpfend bezeichnen: ſie wollten nur eine eigene deutſche Litteratur, d. h. eine deutſche Litteratur, die doch neben den fremden auch eine Litteratur wäre, und alſo in Folge des beſtändigen Rückblicks auf die fremden Litteraturen, denen ſie in jedem einzelnen Punete ein Paroli bieten zu können wünſchten, ganz natürlicherweiſe eine Litteratur nach dem Muſter der letzteren — dagegen hatten ſie von einer eigenthümlichen deutſchen Litteratur, die ſich unabhängig aus der eigenen Innern der Nation entwickelt hätte und dieſes in ſich abſpiegelte, ſo wenig einen Begriff, daß ſie die vorhandenen Reſte einer früheren deutſchen Litteratur der Art verächtlich von ſich warfen oder höchſtens zu gelehrter Notiznahme anmerkten. Von dem letzteren Verfahren iſt der nöthige Vorrath zur Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt von Gottſched das hervorſtechendſte Beiſpiel; Gottſched ſammelt hier mit einem Fleiße, gegen den Leſſing ein wenig ungerecht iſt, wenn er ihm auch hier am Zeuge zu flicken ſucht und ihn einen patriotiſchen κοπροφόρος nennt *), alle Titel von dramatiſchen Stücken, die er nur auftreiben

*) Der ſechszehnte Litteraturbrief ſchließt mit den Worten: „Und vor allen Dingen, warum fehlt denn — in dem „Nöthigen Vorrath“ — Anne Dore, oder die Einquartirung, ein Schäferſpiel in einem Aufzuge? Dieſes Menſch kennet der

kann, aber lediglich um ſie als Maſſe dem Auslande entgegenhalten zu können, ſo wie ein Kind ſich begnügt, einen Gegenſtand zu haben, wenn es auch gar keinen Gebrauch davon zu machen weiß — ein Intereſſe nimmt er an allen dieſen Dingen im Grunde gar nicht, denn dem allergrößten Theile nach ſind ja dies Werke, die er, wegen ihrer gänzlichen Mißachtung der ariſtoteliſchen Regeln u. ſ. w., im Grunde des Herzens lieber von Henkershand würde verbrennen ſehen. Dies wußte Leſſing ſehr wohl, und daher kam hier der Gegenſatz zur älteren Anſicht und die Anſchauung von dem Weſen und der Nothwendigkeit einer eigenthümlichen deutſchen Litteratur zum Durchbruch. Die Stelle iſt unzähligemal angeführt worden, aber meiſtens nur in dem Sinne, daß dem Gottſched hier eins verſetzt werde. „Niemand," hatte die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (III. 1. S. 35) geſagt, „wird leugnen, daß die deutſche Schaubühne einen großen Theil ihrer erſten Verbeſſerungen dem Herrn Profeſſor Gottſched zu danken habe." „Ich bin dieſer Niemand," ſetzt Leſſing hinzu; „ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünſchen, daß ſich Herr Gottſched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbeſſerungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder ſind wahre Verſchlimmerungen." Denn was habe er gethan? Er habe nicht ſowohl unſer altes Theater

---

Herr Profeſſor doch ganz gewiß, und es iſt gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigſtens nicht bei Gelegenheit ſeiner Schaubühne erwähnt hat." Daß in dieſen Worten eine Verhöhnung Gottſched's liegen ſolle, wird von jeher jeder Leſer erkannt haben, aber wie hängt es damit zuſammen? Im Jahre 1746 erſchien zu Zürich eine Schrift, welche man bei Jördens (I. 138) Bodmern beigelegt findet: Vom Natürlichen in Schäfergedichten, wider die Verfaſſer der Bremiſchen neuen Beiträge, verfertigt von Niſus, einem Schäfer in den Kohlgärten, einem Dorfe vor Leipzig, beſorget und mit Anmerkungen vermehrt von Hans Görgen, ebenfalls einem Schäfer daſelbſt. Der Verfaſſer deſſelben iſt ein gewiſſer Pottelwitz, der ſie unter dem Namen Orontes an Bodmer einſendet (Litterariſche Pamphlete, Zürich 1781 S. 73 ff.) und ſie kann nur ironiſcher Weiſe gegen die Bremer Beiträger gerichtet ſein, denn Pottelwitz ſteht mit Gärtner auf dem beſten Fuße und es findet ein Gedicht von ihm in die Beiträge ſelbſt Aufnahme; was hier verſpottet wird, ſind die Schäferſpiele, welche Gottſched in ſeine deutſche Schaubühne aufgenommen, alſo ſeine Atalanta und Uhlich's Eliſie, ſo wie einige damals noch ungedruckte Luſtſpiele von dem Letztern. Von eben dieſem Verfaſſer und von derſelben Tendenz iſt nun jene Anne Dore, die Gottſched alſo mit gutem Vorbedacht um die Unſterblichkeit zu bringen geſucht haben wird. In Bodmer's Gedicht „Untergang der berühmten Namen" kommen (a. a. O. S. 171) die Verſe vor:

Ach! mir blutet das Herz, daß in dem Kohlfeld vor Leipzig
Anne Dore nicht mehr die Schafe hütet, und Velten
Nicht anſpeit und ihren Kuß zu dem ſüßen Furier lenkt.

und dazu die Anmerkung: Anne Dore in des Niſus Schäferſpiel, die Einquartierung:

Geh' Velten, ſchier dich fort, geh', ſonſt ſpei ich dich an, u. ſ. w.

Auch ſchreibt Pottelwitz am 30. Juli 1746 an Bodmer: „Anne Dore ward vor vierzehn Tagen von der Neuberin aufgeführt; aber wie ſie es gemacht hat, iſt die Satyre ſehr unverſtändlich geweſen!" Vielleicht macht das Schäferſpiel einen Theil von jenem Pamphlete ſelbſt aus. Die Geſchichte fällt in die Zeit von Leſſing's Aufenthalt in Leipzig und war ihm daher erinnerlich; daß er mit Pottelwitz perſönlich bekannt geweſen, iſt nicht wahrſcheinlich, da derſelbe vom Mylius ſchreibt, dieſer Menſch habe den völligen Autorneid des Profeſſor K(äſtner) ohne ſeine Kenntniſſe, ſei kein beſſerer Kritiker und Poet als Gottſched, obgleich jetzt ſein Todfeind, und noch dazu ein Freigeiſt.

verbeſſern, als der Schöpfer eines ganz neuen ſein wollen. Und was für eines neuen? Eines franzöſirenden — ohne zu unterſuchen, ob dieſes franzöſirende Theater der deutſchen Denkungsart angemeſſen ſei oder nicht. Dies iſt der Hauptpunct: danach hatte bisher noch Niemand gefragt; kaum hatte Elias Schlegel die Bemerkung niederzuſchreiben gewagt, daß das franzöſiſche und engliſche Theater gar wohl nebeneinander beſtehen könnten, weil ein jedes dem Nationalcharakter angemeſſen ſei; in Bezug auf die deutſche Litteratur war man noch nicht darüber hinausgekommen, irgend etwas ganz allgemein und an und für ſich Richtiges zu ſuchen, welches, von Ort und Zeit abgeſehen, vermöge des Weſens der Dichtkunſt und der Geſetze des menſchlichen Geiſtes ein für allemal beſtimmt ſein müſſe, und denn in der That von andern Nationen, deren Litteratur ſchon ſeit längerer Zeit einen Beſtand gewonnen hatte, ohne Zweifel bereits feſtgeſtellt ſei.

Bei dieſer Gelegenheit thut Leſſing zuerſt Shakeſpeare's Erwähnung: „Wenn man die Meiſterſtücke des Shakeſpeare, mit einigen beſcheidenen Veränderungen, unſern Deutſchen überſetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von beſſern Folgen geweſen ſein, als daß man ſie mit den Corneille und Racine ſo bekannt gemacht hat. Erſtlich würde das Volk an jenen weit mehr Geſchmack gefunden haben, als es an dieſen nicht finden kann, und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von dieſen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichteſten von ſo einem, das Alles blos der Natur zu danken zu haben ſcheint, und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchrecket. Auch nach den Muſtern der Alten die Sache zu entſcheiden, iſt Shakeſpeare ein weit größerer tragiſcher Dichter als Corneille, obgleich dieſer die Alten ſehr wohl und jener faſt gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechaniſchen Einrichtung und Shakeſpeare in dem Weſentlichen näher" u. ſ. w. (VI. 42). Auch dieſe Stelle gehört zu den bekannteſten aus Leſſing's Werken, ſie iſt eins der Ur- und Grundworte der modernen deutſchen Litteratur, denn es kann gar kein Zweifel ſein, daß durch ſie, namentlich als Herder in ſeinen Fragmenten die Hauptſtellen in den Litteraturbriefen geſammelt und mit dem erforderlichen Enthuſiasmus überzoſſen hatte, die Begeiſterung für Shakeſpeare, und der Wetteifer, ihm nachzufolgen, vornehmlich in's Leben gerufen worden ſind. Es iſt hiervon die natürliche Folge, daß man ihre litterarhiſtoriſche Bedeutung überſchätzt und ihre nächſte Beziehung verkannt hat, ganz ebenſo wie die Worte der Bibel von den gläubigen Chriſten keineswegs immer am unbefangenſten ausgelegt und in dem richtigen Zuſammenhange aufgefaßt, und die Werke der antiken Kunſt von denen, welche ſie unbedingt verehren, oft lediglich nach ihren eigenen Bedürfniſſen ausgedeutet worden ſind. Man verräth Unwiſſenheit, wenn man niederſchreibt, daß in dieſer Stelle zuerſt in Deutſchland auf Shakeſpeare aufmerkſam gemacht worden ſei; daß Leſſing ſelbſt ihn ſchon frühe gekannt und nachgeahmt, habe ich oben bewieſen, außerdem ſagt Nicolai im elften der Briefe über den gegenwärtigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften, nachdem er bemerkt, es komme im Luſtſpiel auf die Charaktere an: „Shakeſpeare, ein Mann ohne Kenntniß der Regeln, ohne Geſchmack, ohne Ordnung, hat der Mannichfaltigkeit und der Stärke ſeiner Charaktere den größten Theil des Ruhms zu verdanken, den ihm ſeine und alle andern Nationen noch bis dieſe Stunde geben;" und im

39. Stück der Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens 1756 findet sich: „Versuch einer Uebersetzung einiger Stellen aus Shakespeare's Richard III. mit folgender Einleitung: „Der Name des Shakespeare kann unsern Lesern nicht unbekannt sein. Die kurze Nachricht, die sich von dem Leben dieses großen Dichters in dem ersten Bande dieser Monatsschrift befindet" — 1753, der Aufsatz ist eine Zusammenstellung des damals bekannten und geht die einzelnen Stücke mit nicht mißliebigem Urtheil durch; ein vollständiges Verzeichniß derselben nach Pope's Ausgabe 1728 wird englisch und deutsch angehängt — „wird ihnen vielleicht nicht mißfällig gewesen sein. Die Uebersetzung einiger Stellen aus einem seiner vornehmsten Stücke, die ihnen hier vorgelegt wird, würde ohnfehlbar ihnen eben so wenig mißfallen, wenn es möglich wäre, daß der Uebersetzer mit eben demselben Geiste hätte übersetzen können, mit dem Shakespeare selbst gedichtet hat. Allein wer kann auf dergleichen Genie einigen Anspruch machen? Eine Uebersetzung von einem ganzen Stücke des Shakespeare würde vielleicht sehr wenig Beifall von dem deutschen Geschmack erhalten. Warum? Weil wir lieber das elendeste Stück, darinnen alle Regeln der drei Einheiten mit allen Unvollkommenheiten der tragischen Schaubühne genau verbunden werden, zu lesen gewohnt sind, als daß wir die Kühnheit eines erhabenen Genies, das keinen als seinen eigenen Vorschriften folgt, in allen seinen schönen Unvollkommenheiten bewundern sollten. Shakespeare war zu groß, sich unter die Sclaverei der Regeln zu demüthigen. Er brachte dasjenige, was Andere der Kunst und der Nachahmung zu danken haben, aus dem Ueberflusse seines eigenen Geistes hervor. Man muß ihn unter die Anzahl derjenigen von den Dichtern rechnen, welche man Erfinder nennt, und deren es vielleicht in allen Weltaltern und aus allen Völkern zusammengenommen nicht viel über ein halbes Dutzend wird gegeben haben. Diejenigen also, welche nicht Gelegenheit haben sich mit den Schönheiten des Originals bekannt zu machen, werden sich von der erhabenen Art, mit der Shakespeare seine Helden aufzuführen gewohnt ist, aus folgenden Stellen einen geringen Begriff machen können." Es wird dann Akt I. Sc. 2, Akt IV. Sc. 4 u. 5, Akt V. Sc. 4 in Prosa übersetzt *). Und ebensowenig, wie eine erste Hervorhebung Shakespeares, liegt in der angeführten Stelle aus dem siebzehnten Litteraturbriefe eine Anpreisung desselben in dem Sinne, wie dieselbe später in der Sturm- und Drangperiode und unter den Romantikern gäng und gebe geworden ist. Lessing hätte nicht Lessing sein müssen, wenn es damit auf eins hinauslaufen könnte. Auf nichts thut sich die deutsche Litteratur so viel zu Gute, als auf ihr Präconisiren Shakespeare's, und doch hat sie sich vielleicht in keinem Dinge so schwach gezeigt, wie gerade in diesem. Wir hatten nun endlich einmal Sinn gefaßt für das Vortreffliche — das war gut, aber das kann Einer gethan haben und ist doch noch ein unnützer Knecht — und was haben wir weiter gethan? Wir

*) Ein gewisser J. F. C. übersetzt bald darauf in der Zeitschrift Thomson's Coriolan in Prosa. Vielleicht rührt von ihm jener Aufsatz her. Wer könnte er sein? Diese Zeitschrift enthält noch mehre Uebersetzungen von englischen Trauerspielen, den Tamerlan von Rowe, Don Carlos von Otway. — Uebrigens dürfte durch die dort übersetzten Stellen aus dem Richard das gleichnamige Stück Weiße's angeregt sein, bei welchem er das Shakespeare'sche nicht gekannt haben wollte — ein Vorgeben, das, wenn er nicht so eine Hinterthür hat, ganz und gar erlogen sein muß.

ſind in Staunen verſunken und haben uns dabei gefreut wie der Phariſäer im Evangelio, daß wir nun nicht mehr ſeien wie andere Leute. Ich nehme das Werk von Gervinus aus, welches allerdings eine gründliche Einſicht zu geben verſpricht, und Ulrici's Buch in ſo fern, als dieſer wenigſtens ein Bedürfniß hat Shakeſpeare hiſtoriſch aufzufaſſen, obgleich dann freilich das Hiſtoriſche, welches er anführt, und ſeine eigene philoſophiſch-pietiſtiſche Auffaſſung ganz unvermittelt nebeneinander ſtehen — aber die rechten Shakeſpearophilen von Lenz bis auf Tieck und Franz Horn hin? — Das Große nimmt uns freilich die Freiheit und ſo thut auch die Liebe, aber nur um ſie uns in höherem Sinne wiederzugeben, denn es wird nicht als das Große begriffen, wenn es uns nicht ſelbſt groß macht, und nicht geliebt, wenn wir es nicht beherrſchen, und wo das nicht eintritt, iſt nicht das Große in uns lebendig, ſondern unſere eigene Kleinheit, die ſich an ihrer innern Erſtorbenheit abwürgt. Ich biete jedem Trotz, mir zu beweiſen, daß das das Bild unſerer obligaten Shakeſpearelitteratur nicht ſei. Wo findet man wieder ein ſolches Erſtaunen, das ſich ſo ausdrücklich zur Philoſophie nicht ſteigern, ſondern wo möglich in eine reine Faſcination hinabſinken wollte, eine ſolche Bewunderung ohne Einſicht, die ihren Gegenſtand auf das ſeltſamſte von allen Bedingungen, die zu ſeiner Auffaſſung nöthig waren, iſolirte, und indem ſie mit rechtem Behagen vom Weinrauſch der Genieperiode zum Opiumrauſch der Romantik überging, ſich zugleich gefliſſentlich immer tiefer in alle Unfreiheit und Grillenhaftigkeit hineinbohrte, ſo daß Shakeſpeare, welchen man einem blühenden Anger geiſtiger Geſundheit vergleichen mag, zum grauſigen Peſthof der Anſteckung wurde, und gleichſam zum Magnetberg, der aus den vorübergehenden Schiffen das Eiſen zieht, denn wenn bei Einem eine Schraube los war, der drängte ſich an Shakeſpeare; man nenne mir eine äſthetiſche Schule, die nicht an Shakeſpeare ihre Luſt zu büßen geſucht; da war kein Hegelianer ſo borſtig, er mußte ſich das Maul an ihm wiſchen — und das Alles mit der größtmöglichen Prätenſion! „Das Alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende," ſagt Goethe, und das zeigte ſich denn auch an der Nachahmung Shakeſpeare's, die, indem ſie die Art und Kunſt des Dichters mit Stumpf und Stiel zu verpflanzen ſuchte, wenn wir vom Götz von Berlichingen abſehen, es im Grunde weder in der früheren noch in der ſpäteren Periode der Shakeſpearomanie zu irgend etwas Erheblichem gebracht hat. Dagegen iſt nun zuvörderſt von einer Nachahmung Shakeſpeare's bei Leſſing nicht die Rede, und ſchon darin zeigt ſich's, daß er mit Beſonnenheit und Beherrſchung des Gegenſtandes gelobt hat; fänden wir nicht in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften die Aeußerung, man müſſe freilich dem Voltaire in dem Tadel der komiſchen Scenen im Hamlet beiſtimmen, aber nicht weil wir es für unleidlich halten, daß man in der Tragödie ſcherzt, ſondern weil die Perſonen, die Shakeſpeare ſcherzen läßt, allzu klein ſind, allzu ſehr mit den Helden contraſtiren, als daß dieſes der tragiſchen Wirkung nicht Abbruch thun ſollte; „warum aber ſollen ein Paar Krieger wie Philotas und ein Parmenio in einer Situation, die für ſie keine traurige Ausſichten hatte, nicht einen kleinen anſtändigen Scherz vorbringen, beſonders wenn er von ſo wahrhaftig heroiſchen Geſinnungen begleitet wird" *), ſo würde uns ſein Philotas, der doch gerade um

*) Gleim nahm auch an dem kleinen anſtändigen Scherz Anſtoß und machte den Parmenio ganz ernſt — ſ. oben.

die Zeit entstand, als Lessing sich solche Einsichten erarbeitete, gewiß nicht an den Shakespeare erinnern. Alsdann hatte Lessing bei seiner Hinweisung auf Shakespeare ganz scharfsbegrenzte Gesichtspunkte vor Augen; wenn er sagt, Shakespeare komme den Alten im Wesentlichen der Tragödie näher als Corneille, so werden wir dabei geradezu an die Handlung zu denken haben, und ich werde noch darauf zurückkommen, in welcher Beziehung diese bei den Franzosen allerdings zurücktrat und Lessingen bei dem neuen Litteraturprincip, welches er aufstellte, die Hauptsache sein mußte. Besonders aber liegt der Grund, überhaupt auf Shakespeare hinzuweisen, für Lessing nicht, wie bei den späteren, blos in einer unklaren schlechthinnigen Vortrefflichkeit, die er ihm zuschreiben zu dürfen glaubte, sondern in einer bestimmten Beziehung zu der deutschen Litteratur, in welcher er ihn erblickte. Er fährt nämlich nach jenem Tadel, den er über Gottsched ausgesprochen, daß er uns ein französirendes Drama habe aufdringen wollen, folgendermaßen fort: „Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen *), daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüdet als die zu große Verwickelung u. s. w. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführt haben. Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht, wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonschen Cato für das beste Trauerspiel hält, zeigt deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespeare, keinen Jonson, keinen Beaumont und Fletcher u. s. w. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen" — worauf denn die oben angeführte Stelle über Shakespeare folgt. Also gar nicht allein und mit exclusiver Bewunderung führt Lessing den Shakespeare an, sondern nur als den besten unter seinen Zeitgenossen, und auf diese überhaupt will er darum zurückgegangen wissen, weil er in ihnen eine Entwickelung erblickt, welche die unterbrochene der deutschen Nationalbühne gewissermaßen fortsetze, und an welche daher bei der Wiederaufnahme des Fadens zunächst hätte angeknüpft werden sollen; eine Ansicht, mit welcher er den Standpunkt, auf welchem er selbst gestanden hatte, als er in der Miß Sara Sampson eine ganz andre Anlehnung an die englische Litteratur versuchte, offenbar zunächst für irrthümlich erklärt, denn hier hatte er ohne Rücksicht auf die Vergangenheit der deutschen Litteratur und eine innere Verwandtschaft der Englischen mit derselben, an gewisse englische Litteraturprodukte der Gegenwart und jüngster Vergangenheit lediglich aus dem subjectiven Grunde angeknüpft, weil sie ihm gefielen, weil sie ihm auch den Andern gefallen zu können schienen, und weil sie eben den allgemeinen litterarischen Principien, die er für die richtigen hielt, am besten entsprachen.

*) Lessing besaß nach Nicolais Reise Bd. IV. S. 566 eine ganze Sammlung von Haupt- und Staatsactionen, deren Verlust man um so mehr bedauern muß, je weniger von diesen Werken auf uns gekommen ist und je verschiedenartiger noch die Ansichten über ihre Natur sind. S. Prutz Geschichte des deutschen Theaters S. 176 ff. und die Anmerkungen.

Es ist im Allgemeinen meine Aufgabe nicht, was Lessing aufgestellt oder hervorgebracht, einer Kritik zu unterwerfen; worauf sollte sich diese basiren und wie sollte damit nicht einem unendlichen Hin- und Herreden Thür und Thor geöffnet sein? — allein an gegenwärtiger Stelle ist es für die Auffassung der geschichtlichen Verhältnisse selbst von großer Wichtigkeit, daß man sich über die Gültigkeit der Ansicht, die wir ihn so eben haben aussprechen sehen, einigermaßen orientire. Sie ist ganz irrthümlich, diese Ansicht, deren Aeußerung doch für die deutsche Litteratur so wichtige und zum Theil segensreiche Folgen gehabt hat. Lessing hat Recht darin, daß die ältere dramatische Poesie in Deutschland — sowie überhaupt in ganz Europa — der englischen verwandt ist, er hat Recht darin, daß die französirende ein fremdartiges Reis ist, das ihr mit Gewalt aufgepropft worden, er hat endlich auch Recht darin, daß er nunmehr auf das englische Drama zurückzugehen anräth — aber wie überhaupt derjenige immer Unrecht behalten wird, der von irgend etwas, was sich nun einmal als bedeutendes Glied der Entwickelung geltend gemacht hat, behaupten will, es hätte gar nicht sein sollen, so hat er auch keineswegs Recht, wenn er hier einen englischen Einfluß an der Stelle des französischen zu erblicken, und den letztern in der Geschichte der deutschen dramatischen Litteratur gar nicht eingetreten zu sein wünscht. Das deutsche Drama hätte durch bloße Einwirkung des englischen und ohne die Intercession des französischen Drama's zu einer ersprießlichen Entwickelung gar nicht kommen können — Beweis: es hat eine solche Einwirkung im Anfange des 17. Jahrhunderts stattgefunden, es findet sich unter den „englischen Schauspielen" sogar ein Stück des Shakspeare, der Titus Andronikus — und das deutsche Theater ist dadurch zu einer kunstgemäßen Ausbildung nicht gelangt. Dies ist den allgemeinen geistigen Entwickelungsgesetzen auch ganz gemäß — wenn einmal das deutsche Drama und die deutsche Litteratur überhaupt nicht aus und durch sich selbst zu einer höheren Ausbildung hatten gelangen können, so konnten sie es auch durch die Einwirkung der englischen gerade darum nicht, weil diese eine homogene war, denn wie im Moralischen dem welcher nicht gut thun will, nicht die mütterliche Pflege des Glückes noth thut, sondern die harte Schule der Widerwärtigkeit, so muß sich auch im Geistigen, was in sich selber nicht zu einer bedeutenden Erscheinung erstarken konnte, wenn doch noch etwas aus ihm werden soll, zunächst an einer schroffen Heterogeneität hinaufranken; erst wenn es hier ernst und streng zu sein gelernt hat, wird ihm auch wieder das Verwandte entgegengetragen werden können, weil sich nun von ihm wird erwarten lassen, daß es dasselbe nicht im Sinne eines schlaffen Gehenlassens, sondern mit kräftiger Application auf das Wesentliche in ihm ergreifen wird. Es ist für die Erkenntniß von Lessing's litterarhistorischem Standpunkt sehr wichtig, daß man darüber im Klaren sei, daß er dieses Element, welches in der Entwickelung des deutschen Dramas die französirende Richtung vertritt, in seiner Nothwendigkeit nicht begriffen und in seiner Wirklichkeit in der Geschichte der deutschen Litteratur nicht erkannt hat; denn dies erklärt namentlich sein Auftreten gegen Gottsched, welcher, wie ich anderswo bewiesen habe, gerade dieses Element repräsentirt und den er überall und so auch hier schlechthin verächtlich behandelt; es ging ihm hier eben einmal, wie es uns Allen geht: je bedeutender an sich ein Princip ist, das der nächsten Vergangenheit angehört, und je wirkungsreicher es sich geltend gemacht hat, um so mehr werden wir geneigt

ſein, ſeine Reſultate als etwas zu betrachten, was ſich ganz von ſelbſt verſtehe, was ohne alles Verdienſt ſei, und was eigentlich nur dazu da ſei, um den Vorwurf zu hören, daß es nichts weiter ſei — und es iſt gut, daß es ſo iſt, denn wehe zwar dem Menſchen durch den das Uebel kommt, aber das Uebel muß ſein; könnten wir die Leiſtungen unſerer Vorgänger mit vollkommener hiſtoriſcher Gerechtigkeit, wie ſie die Folgezeit ausübt, anerkennen, ſo kämen wir vor lauter Gerechtigkeit und Anerkennung nicht vom Flecke, und das fiat justitia pereat mundus träfe im eigentlichen Sinne des Wortes ein.

Bei der Erwähnung Shakeſpeares und der Ausführung, weßhalb man zum Behufe der Erneuerung des deutſchen Dramas auf ihn zurückgehen ſollte, ſpinnt Leſſing zugleich noch einen andern Faden an, der ſich ſpäter zu einem reichen Gewebe ausgebreitet hat. Er fährt fort: „Daß aber unſere alten Stücke wirklich ſehr viel Engliſches gehabt haben, könnte ich Ihnen ſchon mit geringer Mühe weitläufig beweiſen. Nur das bekannteſte derſelben zu nennen: Doctor Fauſt hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakeſpear'ſches Genie zu denken vermögend geweſen. Und wie verliebt war Deutſchland, und iſt es zum Theil noch, in ſeinen Doctor Fauſt. Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieſes Trauerſpiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu leſen? Hier iſt er.“ — worauf denn Leſſing eine Scene aus einer eigenen Bearbeitung dieſes Stoffes einrückt.

Wie Goethe, ſo hat auch Leſſing beinahe vom Anfange bis zum Ende ſeiner litterariſchen Laufbahn die Geſchichte des Fauſt im Auge behalten und an einem oder mehreren Fauſten gearbeitet. Es läßt ſich ein Tag angeben, an welchem ihm dieſer Gegenſtand vielleicht zuerſt bekannt geworden iſt; „am 14. Juni 1753 ward auf der Schuchiſchen Schaubühne in Berlin Fauſt vom Teufel geholet“ heißt es in einer Nachricht von der Schuchiſchen Schauſpielergeſellſchaft in den „Erweiterungen“ *), und daß Leſſing dieſe Bühne

*) In den Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens finden ſich mehrere Berichte über die Vorſtellungen der Schuchiſchen Geſellſchaft in Berlin und in Breslau. In den erſteren heißt es, in den Trauerſpielen ſei die Schuchſche Geſellſchaft gar nicht geſchickt. Dann Auszüge aus einer Pantomime die Geburt des Harlequin — die Hanswurſtiaden ſind unter den angeführten Stücken bei Weitem vorwiegend zum Aerger des Gottſched'ſchen Berichterſtatters, der ſich J. F. He***rt unterſchreibt. Der Breslauiſche Bericht giebt eine deutliche Anſchauung davon, wie Leſſing gerade hier mit dem Volksſchauſpiele bekannt werden konnte, und nennt ihn ſelbſt ſchon als Autorität in dieſen Dingen; er bezieht ſich auf den Berlin'ſchen. Dieſer hatte mit einer „Erörterung über Schauſpielkunſt überhaupt“ angefangen. Der Breslauer ſagt, das werde er nicht thun. „Es haben die geſchickten Herren Verfaſſer der Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters uns hierüber ſchon ſehr glückliche Proben geliefert, und es iſt nicht zu zweifeln, daß der jetzige Fortſetzer dieſer angenehmen und nutzbaren Schrift in ſeiner theatraliſchen Bibliothek nicht noch das Rückſtändige auf eben ſo anmuthige Weiſe ergänzen werde. Die deutſchen Patrioten ſind dieſem ſchönen Geiſte für ein ſo lobenswerthes Unternehmen gewiß beſondern Dank ſchuldig; denn zu der Verbeſſerung und größern Vollkommenheit des deutſchen Theaters wird er ungemein Vieles beitragen. Ich überlaſſe daher der vorzüglichen Freiheit (?) des Herrn Leſſing dergleichen Abhandlungen“ u. ſ. w. doch wird auch hier getadelt, daß zu oft unregelmäßige Stücke auf die Bühne gebracht würden „wie vielen Vorzug hat auch hierin die Koch'ſche und Schönemann'ſche Geſellſchaft!“ Dann heißt es, nachdem die Schauſpieler einzeln beſprochen worden, „das Beſte kommt zuletzt: Herr Schuch als Hanswurſt und Director der Geſellſchaft. Er iſt von gutem Anſehen, kann aber keine andern Rollen, als die erwähnten, gut ſpielen. Bei

damals fleißig besuchte, und wohl auch mit der Gesellschaft in Verbindung gestanden habe, erhellt daraus, daß er einen von der Mad. Schuch 1754 gesprochenen Epilog geschrieben (I. 209). Wirklich hat Lessing jetzt alsbald einen Faust zu schreiben angefangen, „Wo sind Sie, liebster Lessing", schreibt ihm Mendelssohn d. 19. März 1755, „mit Ihrem bürgerlichen Trauerspiele? Ich möchte es nicht gern bei dem Namen nennen, denn ich zweifle, ob Sie ihm den Namen Faust lassen werden. Eine einzige Exclamation — o Faustus! Faustus! könnte das ganze Parterre lachen machen." Dann findet sich erst wieder im Jahr 1758 eine weitere Notiz: Lessing schreibt am 8. Juli aus Berlin an Gleim: „Ich schreibe Tag und Nacht und mein kleinster Vorsatz ist jetzt, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen als Lope de Vega. Ehestens werde ich meinen Doctor Faust hier spielen lassen" und aus dem Stücke, wie es jetzt doch wenigstens im Entwurf vollständig vorhanden gewesen sein muß, wird denn auch die im folgenden Jahre in den Litteraturbriefen veröffentliche Scene entnommen sein. Allein wenn jetzt auch das Stück vollständig ausgearbeitet worden sein sollte, so ist wenigstens bald wieder eine Umschmelzung mit demselben vorgenommen worden, denn in dem Briefe des Rector Klose, der die Hauptquelle für Lessing's Breslauer Aufenthalt bildet, wird gesagt, er habe auch bisweilen an seinen Doctor Faust gedacht, und einige Scenen aus „Noels Satan" benutzen wollen*) — wobei wir an des schlesischen Jesuiten Franz Noel Tragödie „Lucifer" werden denken müssen, die sich in desselben opera poetica Frankfurt 1717 findet; in Breslau wollte auch einer seiner Freunde, wie er Karl Lessingen versicherte, (K. Lessing in der Vorrede zum zweiten Theil des Theatralischen Nachlasses S. XXXIX.) zwölf Bo-

---

der Würde dieses Charakters will ich mich nicht aufhalten und nur von den lustigen Gedanken des Hanswursts meine Meinung sagen. Man kann nicht läugnen, daß er zuweilen gute und lächerliche Einfälle hat, welche er mit eben so belacheuswerthen Gebärden begleitet. Doch wird man sie sehr bald gewohnt, und einen außerordentlichen Reichthum besitzet er daran nicht. Wie leicht wird aber nicht die Wiederholung in solchen Fällen verdrießlich. Er könnte dieses einigermaßen verhüten, wenn er nicht alle Tage im lustigen Nachspiel glänzen wollte, und mit sinnreichen und artigen Nachspielen abwechselte. Deren haben wir aber erst seit zween Monaten ungefähr vier gesehen: Herzog Michel, die sehenden Blinden, die Matrone von Ephesus und ein Schäferstück. Die übrigen Tage hat stäts Hanswurst „vor heute eine angenehme und wohlschlafende Nachtruhe gewünschet." Noch einen Fehler merke ich an, den er, wie mich dünket, bis zum Ekel treibet: Er hat die Gewohnheit, einige seiner Acteurs mit ihren etwa tadelnswürdigen Neigungen öffentlich aufzuziehen, und diese müssen ihm den meisten Stoff zu seinen gelegentlichen Einfällen geben. Ich will jetzt nicht untersuchen, ob sich das überhaupt schicket; so viel ist aber gewiß, daß er diesen Spaß so oft wiederholet, daß er endlich wirklich abgeschmackt und absurd genannt werden kann. Doch übrig genug vom Hanswurst!" Nicolai ist denn wieder mit diesen Aufsätzen nicht zufrieden. Er sagt — Briefe S. 127 — „So sehr ein deutscher Patriot wünschen muß, daß man die Geschicklichkeit und die Fehler der Schauspieler einer mehreren Aufmerksamkeit würdigte, so sehr wird man Ursache haben, die Nachrichten von verschiedenen deutschen Schaubühnen, die die Herren Verfasser der Erweiterungen des Erkenntnisses und des Vergnügens versprochen haben, zu verbitten. Zwei Beurtheilungen der Schuchischen Schaubühne, die sie in ihre Monatsschrift eingerücket haben, erwecken kein Verlangen nach mehrerern" Dürfen wir uns nun Nicolai's Urtheil auch hier, wie nach den früheren Erörterungen in den meisten Puncten, mittelbar oder unmittelbar von Lessing bestimmt denken, so wäre dieser schon damals der lebhafteste Vertheidiger der Volksbühne gewesen.

*) Leben von K. Lessing I. S. 243.

gen dieſes Trauerſpiels im Manuſcript durchgeleſen haben. Weiter erſucht Leſſing ſelbſt am 21. Sept. 1767 von Hamburg aus ſeinen Bruder Karl, ihm die Clavicula Salomonis zu ſchicken, denn er brauche ſie zu ſeinem Fauſt, an dem er aus allen Kräften arbeite, und den er noch dieſen Winter wolle ſpielen laſſen, und damals muß er auch ſeinen Hamburger Freunden von dem Stück erzählt haben; Ebert erinnert ihn mehreremale daran, daſſelbe doch endlich zu vollenden (XIII. 151. 165.); bei ſeiner erſten Anweſenheit in Braunſchweig 1770 hat Leſſing jedenfalls ausführliche Mittheilungen über das Stück gemacht (XIII. 207—209). Wenn nun das Alles nur ganz äußerliche Notizen ſind, ſo haben wir erſt aus der Zeit der italieniſchen Reiſe ein paar Ueberlieferungen, wie das Ding eigentlich ausgeſehen haben möge; der Brief von Engel und der Bericht von Blankenburg, die Lachmann beide aufgenommen hat, ſind auf dieſe Zeit zurückzuführen, da Engel erſt 1765 nach Leipzig, 1776 nach Berlin, Blankenburg 1777 nach Leipzig gekommen iſt. Sie ſtimmen mit einander im Weſentlichen überein, ſowie auch mit dem Anfange eines Entwurfes von Leſſing ſelbſt, der aus dieſem Grunde in dieſelbe Zeit geſetzt werden zu müſſen ſcheint, und laſſen den äußern Gang des Stückes allenfalls erkennen, wobei beſonders ein Vorſpiel in die Augen fällt, in welchem die Teufel den Anſchlag auf Fauſt faſſen, von welchem es heißt, daß ihm ſo leicht nichts anzuhaben ſein werde, aber über das, worauf man am Begierigſten ſein muß, das geiſtige Intereſſe, von welchem aus Leſſing dieſen Stoff behandelt, den Gedanken, welchen er demſelben untergelegt habe, läßt ſich aus ihnen nichts Genügendes erſchließen. Das Unterſcheidende dieſer Bearbeitung der Fauſtſage iſt, daß die Teufel es nur mit einem Phantom zu thun haben, gar nicht mit dem wahren Fauſt, welcher von vorn herein ihren Anfechtungen entzogen iſt, aber hier iſts ſogleich nicht klar, wie dies aufgefaßt und durchgeführt worden ſei. Was Engel erzählt: „Alles was mit dieſem Phantome vorgeht, iſt Traumgeſicht für den ſchlafenden wirklichen Fauſt, dieſer erwacht, da ſchon die Teufel ſich ſchamvoll und wüthend entfernt haben" — weil nämlich das Phantom gerade in dem Augenblick verſchwunden iſt, da ſie ſich ſeiner bemächtigen wollen — „und dankt der Vorſehung für die Warnung; er iſt jetzt feſter in Wahrheit und Tugend als jemals" — iſt eine ſo entſchiedene Plattheit, daß man ſie Leſſingen unmöglich zutrauen kann. Etwas anders ſtellt nun freilich Blankenburg die Sache dar. Die hölliſchen Heerſchaaren glauben ihre Arbeit vollbracht zu haben, ſie ſtimmen im fünften Acte Triumphlieder an, bis eine Erſcheinung aus der Oberwelt ſie unterbricht: „Triumphirt nicht, ruft ihnen der Engel zu, ihr habt nicht über Menſchheit und Wiſſenſchaft geſiegt, die Gottheit hat dem Menſchen nicht den edelſten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr ſahet und jetzt zu beſitzen glaubt, war nichts als ein Phantom." Darin ſcheint denn doch ſo etwas zu liegen, wie das Goethe'ſche

Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen;

wenn es nur irgend begreiflich wäre, wie Fauſt ſolcher Erlöſung nun fähig ſein ſollte, wenn er gar nicht dabei geweſen iſt, wenn die Teufel nur mit einem Phantom zu thun gehabt haben, wie ferner überhaupt mit einem ſolchen Phantom etwas vorgehen könne was ein ſittliches Intereſſe hätte, und was

endlich, falls etwas Derartiges mit ihm vorgeht, in ihm also wirklich eine menschliche Persönlichkeit dem Bösen in die Hände fällt, nun damit gewonnen sein solle, daß das Faust nicht selbst sei, denn Faust selbst interessirt uns doch hier nur als eine sittliche Persönlichkeit überhaupt. Ich habe vergebens gehofft, daß die Vergleichung von Lessing's Plan mit der Tragödie des Noel einen Aufschluß gewähren würde; dieses Stück ist eine Dramatisirung des Falls der Engel, wo Lucifer sich besonders wegen der bevorstehenden Menschwerdung Gottes empört und demzufolge seine Forderung auf unionem hypostaticam mit demselben stellt; und hier kommen denn namentlich unter den bösen Engeln allerlei Auftritte vor, die in einem Faust wohl eine Stelle haben finden können, aber eine nähere Beziehung habe ich nicht aufzufinden vermocht. Indessen vielleicht würde sich der Fund der Mühe nicht einmal verlohnen, wenn wir auch den Grundgedanken von Lessing's Faust ausfindig machten; wir haben uns in Folge der endlosen Erörterungen über Goethe's Faust wohl zu sehr daran gewöhnt, vorauszusetzen, daß ein jeder Dichter in einem Werke dieses Inhaltes immer gerade das Allertiefste, was es zu geben haben mochte, niedergelegt habe; wenigstens was Lessing selbst in dem auf uns gekommenen Entwurfe den Teufel, welcher Faust's Verführung übernommen hat, sagen läßt: „Zu viel Wißbegierde ist ein Fehler; und aus einem Fehler können alle Laster entspringen, wenn man ihm zu sehr nachhängt," klingt gar nicht danach, als wenn hier nur irgend eine bedeutende Anschauung über Welt und Menschenschicksal niedergelegt sein könnte. Neu dürfte es übrigens sein, daß Lessing zwei Fauste zu schreiben angefangen hat, was wenigstens daraus, daß K. Lessing von zwei Entwürfen spricht, noch nicht geschlossen werden konnte, und vielleicht auch damit gar nicht gesagt sein soll. In einem Briefe von Gebler in Wien an Nicolai vom 9. Dec. 1775 finden sich die Worte: „Ich wünsche, daß Ew. Hochedelgeboren Hoffnung wegen der Erscheinung des Lessing'schen Dr. Faust's zutreffen möge. Mir hat unser großer aber zu wenig gegen das Publicum freigebiger Freund auf mein Befragen mündlich anvertraut, daß er das Sujet zweimal bearbeitet habe, einmal nach der gemeinen Fabel, dann wiederum ohne alle Teufelei, wo ein Erzbösewicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers vertritt. Beide Ausarbeitungen erwarten nur die letzte Hand." Durch diese Notiz wird es erklärt, wenn Lessing in den Collectaneen (XI. S. 275), nachdem er von dem Cyniker Menedemus angeführt, er sei in seiner Schwärmerei so weit gegangen, daß er sich als eine Furie gekleidet habe und so herumgezogen sei, mit dem Vorgeben, er komme aus der Hölle, um auf die Sünder Acht zu haben und den Geistern daselbst Nachricht zu bringen, hinzusetzt: „dies kann vielleicht dienen, den Charakter des Verführers in meinem zweiten Faust wahrscheinlich zu machen," und aus dieser Erwähnung folgt denn wieder, zu welcher Zeit er sich mit diesem zweiten Faust beschäftigt habe, denn die Collectaneen sind vom Ende des Aufenthaltes in Breslau bis zu Anfang der Wolfenbüttler Zeit geschrieben worden; man müßte ohnehin vermuthen, daß dieser zweite Faust durch Brawe's Freigeist veranlaßt sein möge, den Lessing in den Werken desselben in dieser Periode auf's Neue in Druck geben wollte. Daher ist auch vielleicht die Annahme nicht zu gewagt, daß es dieser Faust gewesen, von welchem Ebert Kunde gehabt hat; denn in dem oben angeführten Briefe, in welchem hauptsächlich von dem Stücke die Rede ist, wählt Ebert, wo er Lessing, wie öfter, mit seiner angeblichen Spielsucht aufzieht, die Wendung: „Sie müßten

es denn auch durch Zauberei dahin bringen, daß ich mich den Teufel reiten ließe und einmal spielte. Doch mich dünkt, das traurige Exempel meines Verführers ist allein schon hinreichend, mir eine ewige Warnung zu sein." Mag nun aber dieser und der erste Faust bereits vollständig ausgearbeitet gewesen sein oder nicht — wenn sie überhaupt, wenigstens so lange Lessing lebte, schwerlich an's Licht getreten sein würden, denn er wollte, wie Blankenburg sagt, mit der Herausgabe bis zum Erscheinen der übrigen Fauste warten, die zu dieser Zeit aus allen Ecken Deutschlands angekündigt waren, und von dem Goethe'schen wenigstens hat er nichts mehr gesehen: so ist wenigstens für uns das Manuscript im Jahr 1775, als Lessing die Reise angetreten hatte, die ihn später nach Italien führte, mit einer Kiste, welche der Buchhändler Gebler von Leipzig nach Braunschweig besorgen sollte, gänzlich verloren gegangen (II. 459).

Wenn Lessing's spätere Beschäftigung mit einer erneuerten poetischen Bearbeitung der Faustsage auf diese Weise zu den Erscheinungen einer Periode in Beziehung tritt, für welche alle seine Bemühungen im Fache der deutschen Litteratur überhaupt beinahe nur als eine Vorbereitung erscheinen, so hat zugleich jene erste und einzige öffentliche Erwähnung dieses Projectes, die von ihm selbst ausgegangen, diejenige Richtung, welche er durch die an dasselbe geknüpften Betrachtungen ein für allemal beseitigen wollte, und in dem Auge der Geschichte wirklich beseitigt hat, noch zu einer letzten Kraftanstrengung veranlaßt, die in mehr als Einer Beziehung merkwürdig ist. Es ließ sich voraussehen, daß Gottsched, so gern er auch sonst seine Gegner durch Ignoriren unschädlich zu machen suchte, einem Angriff gegenüber, der ihm alles und jedes Verdienst um das deutsche Theater absprach, sich doch nicht werde haben ruhig halten können. Er veröffentlicht im zweiten Theil des nöthigen Vorraths (1765) das Schauspiel von der Päpstin Johanna von Scherenberg (Schernberk), nicht ohne sich deshalb unter verschiedenen Gesichtspuncten ziemlich ängstlich zu entschuldigen, bei welcher Gelegenheit er denn sagt, er wisse gar wohl, daß die theatralischen Regeln von unserem guten Scherenberg nicht beobachtet würden, die er nicht einmal gewußt haben werde. „Allein," setzt er recht giftig hinzu, „habe ich nicht berühmte heutige Schriftsteller und eingebildete große Kunstrichter vor mir, die den brittischen Abgott Shakespeare und andere dramatische Helden dieses Volkes aus viel neuern Zeiten verehren und anbeten, ob sie gleich eben so wenig Regel und Ordnung auf ihrer Schaubühne beobachtet haben? eben so viel Gespenster, Teufel, Tod, Himmel und Hölle auf's Theater bringen? Wer weiß, wo noch ein heutiger brittenzender Shakespeare darüber kommt, der nächst der versprochenen Komödie von Dr. Faust auch das Trauerspiel unsers Scherenberg vom Papst Jutten erneuert und umschmelzet, um ein recht erstaunlich rührendes Stück trotz dem Kaufmann zu London oder Miß Sara Sampson draus zu machen?" Das wäre denn nun freilich ein bloßer Ausbruch ohnmächtigen Zornes, aber Gottsched weist hier zugleich auf eine in Frankfurt und Leipzig 1760 in 8. erschienene kleine Schrift hin, „Briefe über die Einführung des engländischen Geschmacks in Schauspielen betreffend, wo zugleich auf den XVII. der Briefe, die neueste Litteratur betreffend, geantwortet wird," die schon im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1759 (S. 916) angepriesen wird *),

*) Es wird hier von Gottsched seine alte Taktik wieder in Anwendung gebracht, er sei's ja gar nicht gewesen, der zuerst auf das französische Theater verwiesen habe, wir

und dieſes Büchlein verdient der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Daſſelbe macht ſich, indem es die Identität des Verfaſſers der Sara und des 17. Litteraturbriefes vorausſetzt und von der Bekämpfung des Letztern ausgeht — gleich den Anfang bildet ein Schreiben an „Niemand" — beſonders mit dem Fauſt zu thun, welcher in ächt Gottſched'ſcher Weiſe damit parodirt werden ſoll, daß ein Stück aus Milton's verlornem Paradieſe in ähnlicher Weiſe behandelt wird. Dann heißt es: „Ihr Freund theilt uns einen Auftritt aus dem Fauſt mit, um unſere engländiſche Denkungsart ganz außer Streit zu ſetzen. Es kommt mir beinahe ebenſo vor, als wenn man ehedem die Sibyllen von Sachen, die vor einigen Jahrhunderten geſchehen, prophezeihen ließ. Ohnfehlbar begeht Herr Niemand hier auch einen heiligen Betrug. Doch wenn ich mich irren ſollte, ſo iſt es ewig Schade, daß man den guten Doctor Fauſt auch nicht ſchon vor 20 Jahren aus dieſer herrlichen Ausgabe gehabt..... Ich habe den Doctor Fauſt wohl auch ſpielen ſehen, doch da war freilich Alles weit anders: Fauſt predigte weder, noch ſpottete er, und kein Teufel drohte. Ueberhaupt ging alles ſehr kurz zu, wie bei Staatsviſiten gewöhnlich. Fauſt machte ſeine Verſchwörungen und forderte einen Geiſt zu ſeiner Bedienung. Es erſchien einer; Fauſt fragte, wie ſchnell er wäre. Wie der Wind, antwortete ihm der. Er citirte einen andern und wiederholte ſeine Frage: Wie ſchnell biſt du? Wie der Blitz. Auch der iſt ihm nicht ſchnell genug und muß abtreten wie der erſte. Ein dritter erſchien. Wie ſchnell biſt du? hieß es wieder. „Wie der Menſchen Gedanken." Und das ſchien meinem Doctor Fauſt ſchnell genug. Der neue Fauſt läßt ſieben Teufel auf einmal kommen, um die Aſſemblée anſehnlicher und weil es Teufel ſind, tragiſcher zu machen; zugleich aber das witzige Nein! und das Bin ich, und Ein Wunder daß unter ſieben Teufeln nur ſechs Lügner ſind, anbringen zu können..... Dort gehen die Teufel wieder, wenn ſie nichts mehr auf der Bühne zu thun hatten. Hier müſſen ſie warten, damit ſie der witzige Fauſt kann Schnecken des Orkus nennen. Jener weniger ſubtile Fauſt hält den Teufel für den ſchnellſten oder wenigſtens für den brauchbarſten für ihn, der ſo ſchnell iſt wie ſeine Gedanken, der Alles in's Werk ſetzen kann, ſobald er es wünſcht. Dieſer aber macht ſich darüber einen Scrupel, daß die Gedanken der Menſchen nicht immer ſchnell ſind. Mit was für Rechte, ſehe ich nicht ein." Und am Schluß: „Was ſagen Sie zu dieſer Scene?" Antwort in einer Anmerkung: „daß Fauſt und die Teufel einander zum Trutz witzig ſind, und unter dieſem ewigen Witz das wahrhafte Große erſticken; daß ſolche ganz epigrammatiſch und ganz unnatürlich iſt; und daß, wenn dieſes Engliſch iſt, man nicht Unrecht thäte wenn man mit in die Litanei ſetzte: Vor dem Engliſchen Geſchmack. Daß ich aber auch weiß, daß die Engländer lange nicht ſo Engländiſch denken, als der Verfaſſer dieſer Scene mitten in Deutſchland." Wenn wir von dieſer letzten Bemerkung abſehen — denn wirklich dürfte das witzelnde des Dialogs hier zum Theil auf Nachahmung älterer engliſcher Muſter zurückzuführen ſein, wenigſtens aus den Schnecken des Orkus blickt der klare Euphuis-

---

hätten eine lange Reihe von Ueberſetzungen ſeit 1650; es hätte alſo Herr Niemand erſt dieſe alten Liebhaber und Fortpflanzer des franzöſiſchen Geſchmackes, worunter er gewiß auch einige Durchl. Herzöge von Braunſchweig, Herrn Anton Ulrichen und Ludwig Rudolphen angetroffen haben würde, ſeine kritiſche Zuchtruthe fühlen laſſen müſſen, ehe die Reihe an Herrn Profeſſor Gottſchedeu gekommen wäre u. ſ. w.

mus heraus — was kann treffender sein, als dieser Tadel gegen Lessing im Munde eines verachteten Gottschedianers; auch Simrock tadelt in seiner Ausgabe des Puppenspiels den Zusatz Lessing's, so wie denn auch in dem Stücke, wie es Sommer noch 1844 in Berlin aufführen sehen, Mephistopheles, der so schnell ist, wie die Gedanken der Menschen, als der schnellste unter den Teufeln erscheint. Allein noch merkwürdiger, als durch den Inhalt, dürfte die Schrift durch die Verfasserin sein, denn ich glaube nicht zu kühn zu sein, wenn ich annehme, daß die Frau Gottsched selbst hier am Ende ihrer Laufbahn für ihren jetzt bereits überall aus den Schranken verjagten Gemahl noch einmal eine Lanze bricht. Von ihm kann die Schrift nicht herrühren, dazu ist sie zu geistreich und zu lebendig geschrieben; auf der andern Seite kommen Specialitäten in ihr vor, die außer ihm und seiner Frau nicht wohl Jemand wissen konnte *), die ganze Manier und namentlich die Art des Witzes erinnert durchaus an die „Horazische Predigt" und ähnliche parodistische Versuche der Frau Gottsched, und wer außer ihr, die eine so reiche Belesenheit in altdeutschen Schriften aller Art besaß, hätte Lessingen mit der Andeutung: das sei der wahre altdeutsche Geist gar nicht, eine Widerlegung angedeihen lassen können, wie sie ihm sonst bei seinen Lebzeiten so leicht nicht dürfte widerfahren sein.

Es ist gewiß merkwürdig genug, daß Lessingen so etwas hat begegnen können; und der Umstand wäre im Stande, allerlei wunderliche Gedanken rege zu machen, welche auch wohl seine größten und am allgemeinsten anerkannten Verdienste nicht unangetastet ließen. Wie, könnte man sagen, Lessing geht im Dringen auf Eigenthümlichkeit und Nationalität auf die älteren deutschen Dichtungen zurück, diesen, sagt er, hätte man sich anschließen, was sie gegeben, hätte man weiter ausbilden, was ihnen Analoges anderwärts zu finden war, hätte man zur Kräftigung der eigenen Entwicklung auf deutschen Boden verpflanzen sollen — und nun findet es sich, daß er den Geist jener älteren deutschen Dichtung nicht rein und richtig auffaßte — wird nun nicht all sein Streben nach einer nationalen deutschen Litteratur eitel gewesen sein und ohne Frucht?

Wir wissen Alle, wie es sich damit verhält, aber um den Aporemen vorzubeugen, die aus einer solchen Schlußfolgerung hervorgehen könnten, werden

---

*) Eine Anmerkung, welche Lessing's Bemerkung über Gottsched's unvollständige Kenntniß des Französischen (VI. 41) widerlegen will, lautet wie folgt: „Er verstand ein wenig Französisch. Wer muß das Ihrem Freunde gesagt haben? Wer Hrn. Prof. Gottscheden kennt und selbst ein wenig mehr als ein wenig versteht, wird ihm das Recht widerfahren lassen, daß er es ohne diese verkleinernde Einschränkung versteht. Auch damals, als er an die Verbesserung der Schaubühne dachte, verstand er wohl so viel davon, als ein Deutscher in Leipzig, weswegen ihn auch der Hr Hofrath Menke bei der neuen Ausgabe seiner Charlataneriae eruditorum, der er die Anmerkungen des französischen Uebersetzers beifügen wollte, die Uebersetzung dieser in's Lateinische auftrug. Und hatte ihm denn nicht seine Verdeutschung der Fontenelleschen Abhandlung von mehr als einer Welt, der Gespräche der Todten und von den Orakeln schon gleichfalls dieses Zeugniß gegeben? Hrn. Fontenelle, dem er diese Schriften mit einem französischen Briefe überschickte, gab ihm das Zeugniß, daß er auch gut französisch schreibe." — Siehe Gottsched und seine Zeit S. 87. 88, wo der Brief von Fontenelle abgedruckt ist. — Uebrigens ist die Schrift der Frau Gottsched in den Litteraturbriefen selbst von Nicolai im 74. Briefe, wo er die Angriffe, die er und seine Mitarbeiter erfahren, zurückweist, oberflächlich besprochen worden.

wir uns über den wahren Sinn des Oberſatzes verſtändigen müſſen — die Natur von Leſſing's Hervorhebung der Aelteren wird eine andere ſein, als wir ſo ohne weiteres vorauszuſetzen geneigt ſind: es wird hier, ſo wie oben bei Shakeſpeare, darauf ankommen, daß wir uns bei der Auffaſſung ſeines Verfahrens von der Einmengung moderner Geſichtspunkte frei zu erhalten wiſſen.

Leſſing's Zurückgehen auf die Vergangenheit der deutſchen dramatiſchen Litteratur iſt ganz harmloſer Natur. In ſpäteren Jahrzehenden haben ſich auf dem Gebiete der Litteratur, wie auf andern Gebieten, Theorien geltend gemacht — ich brauche ſie nicht mit Namen zu nennen, wir haben noch heute genug mit ihren Folgen zu kämpfen — welche entweder mit ſeltſamer Verwechslung des zeitlichen prius mit dem begrifflichen prius der Weſenheit, in der Nachahmung beſtimmter Erſcheinungsformen einer gewiſſen Zeit den Anforderungen der Gegenwart, welche eine wahrhaft nationale Entwickiung verlangt, entſprechen zu können glaubten, oder in einer künſtlich bewerkſtelligten allmähligen Weiterentwickiung deſſen, was ſich von ſelbſt nun doch einmal nicht entwickelt hatte, das alleinige Heil erblickten. Regte ſich ſo etwas ſchon bei Leſſing, er würde mit der Form des ältern deutſchen Dramas geliebelt und kokettirt haben, wie etwa Tiek mit der alten engliſchen Bühneneinrichtung oder Fr. Schlegel und Andere mit dem ſpaniſchen Theater, aber wenn jene Zeit für ſolche Conditoreiwaarenfabrication überhaupt noch einen viel zu geſunden Magen und hausbacknen Geſchmack hatte — wer würde raſcher bei der Hand geweſen ſein, als eben Leſſing, ſolche romantiſche Geiſtesdämmerung dergeſtalt zu durchleuchten, daß ſie ſich zuletzt ſelbſt nicht mehr zu finden gewußt hätte? Leſſing wünſcht, daß das deutſche Drama ſich geradlinig fortentwickelt haben möchte, wie es etwa das engliſche gethan, und allenfalls mit Hülfe dieſes letzteren, und wer ſollte nicht mit ihm wünſchen, daß es ſo gekommen wäre? Da es nun aber nicht ſo gekommen iſt, verlangt er nicht, daß man das, was an der Stelle deſſen, was man gewünſcht hatte, eingetreten iſt, als ungeſchehen betrachte, wie die ſogenannte „hiſtoriſche" Theorie ſehr unhiſtoriſcher Weiſe häufig gethan hat, ſondern indem ſich die Gegenwart nun helfen mag, wie ſie kann, und mit Benutzung aller derjenigen Elemente, welche ihr die von Außen hereingebrachte Entwickelung zugeführt hat, ſoll nur darauf hingewieſen werden, daß aus der älteren Zeit auch noch gewiſſe einheimiſche Elemente vorhanden ſeien, die man doch nicht ganz ungenützt laſſen möge. Und ſo hat denn Leſſing, nachdem er ſelbſt von einem franzöſirenden Drama ausgegangen war, weiterhin eine Form erſchaffen, die von dem älteren deutſchen Drama eben ſo wenig und eben ſo viel hat, wie von den pſeudoantiken Gebilden der letzten Jahrhunderte, und hat er damit, wie wir Alle zugeben müſſen, ſeine Aufgabe gelöſt, ſo iſt es dabei vollkommen gleichgültig, wenn er vielleicht das ältere deutſche Drama von vorn ein Wenig durch eine moderne Brille angeſehen haben ſollte.

Ueberhaupt kann man ſich den ganzen Proceß der modernen deutſchen Litteratur, die wir eine wahrhaft nationale zu nennen ſo wohl berechtigt ſind, wie er jetzt in Leſſing's Geiſte vor ſich ging, nicht unbefangen, nicht verſchwiegen, ich möchte ſagen, nicht keuſch genug vorſtellen. Schon das Wort national kann hier eine falſche Vorſtellung erwecken, indem es nämlich den Schein einer Abſicht in den Vorgang hineinträgt. Die Erfahrung lehrt, daß auch im Gebiete des Geiſtigen ein jedes Gewächs die Natur des Bodens, aus dem es ent-

ſproſſen iſt, an ſich trägt, und dies muß von der Poeſie und der im engern Sinne ſogenannten Litteratur, der ſchönen Litteratur und den ihr verwandten Erſcheinungen in erhöhtem Grade gelten, weil dieſe die Darſtellung entweder des Menſchenlebens ſelbſt oder äußerer Gegenſtände in der Färbung einer menſchlichen Stimmung zum Gegenſtande haben, und alſo zuletzt nichts ſind, als Abſpiegelungen von einem Stück Leben; das Leben aber wird nach ſeinen allgemeinen Charakterzügen beſtimmt durch die Eigenthümlichkeit der engern oder weitern Gemeinſchaft von Menſchen, deren Leben es iſt, und hier wird zuletzt Alles von der Natur jener auf gemeinſamer Abſtammung, Sprache u. ſ. w. beruhenden Gemeinſchaft zurückzuführen ſein, welche wir ein Volk nennen. Aus dieſer Wahrnehmung, die doch übrigens immer in einem gewiſſen liberalen Sinne aufzufaſſen iſt, weil nämlich theils der Begriff einer Nationalität ein elaſtiſcher iſt, theils manche Charakterzüge, namentlich im modernen Europa, auch mehreren Nationen gemeinſam ſind, haben nun neuere Litteraturrichtungen eine Theorie gemacht; die einzelnen Litteraturerſcheinungen *ſollen* einen nationalen Charakter tragen, die Production *ſoll* ſich gefliſſentlich auf die Grundzüge der Nationalität verlegen und dieſe in möglichſt erſchöpfender Darſtellung herausbilden — es ſoll eine *ſpecifiſch* nationale Litteratur geſchaffen werden — wie man dies in den Werken der deutſchthümelnden Periode am entſchiedenſten durchzuführen verſucht hat. Es iſt nicht ſchwer zu zeigen, daß es kein unfehlbareres Mittel giebt, das Entſtehen einer wahrhaft nationalen Litteratur zu hintertreiben, als ein ſolches Verfahren. Es wird hier nämlich der Nationalität, welche den Charakter der Litteratur beſtimmen ſoll, etwas ganz anderes untergeſchoben: der Begriff, welchen ſich die Nation, oder vielleicht gar nur ein Theil derſelben, von ihrer Nationalität macht — und dieſer kann niemals vollkommen erſchöpfend ſein, weil er eben nur eine einzelne Ausgeburt der Nationalität iſt; ſo wie es ein Charakterzug einer Nation iſt, welche Vorſtellungsart von dieſen oder jenen einzelnen Gegenſtänden, z. B. den Lebensverhältniſſen der Liebe und Ehe ſich bei ihr findet, ſo iſt auch der Begriff, den ſie ſich von ſich ſelbſt zu machen beliebt, indem ſich z. B. die Franzoſen für eine äußerſt gebildete, die Deutſchen für eine äußerſt biedere Nation erklären, worüber die Außen ſtehenden dann bisweilen ganz anders denken, nur ein ſolcher einzelner Charakterzug und nichts weiter; die Nation ſieht, wie Alles andere, ſo auch ſich ſelbſt nur durch die gefärbte Brille ihrer Eigenthümlichkeit, und folglich wird eine Darſtellung ihres Lebens, die hierdurch beſtimmt wird, nicht ſie ſelbſt abſpiegeln, wie ſie in ihrer Totalität iſt, ſondern eine Darſtellung davon geben, wie ſie — vielleicht vermöge einer ganz abſonderlichen und obendrein in Kurzem vorübergehenden Grille — gern ſein *möchte* oder wofür ſie gern gelten *wollte*. Ich kann hier wiederum kein ſchlagenderes Beiſpiel nennen als die deutſchthümelnde Litteratur, die von *Klopſtock* an die Deutſchen als eichenabknickende Omophagen darzuſtellen ſuchte, während aus dem Schooße der deutſchen Nation zugleich *Wieland's* Erzählungen und *Kotzebue's* Dramen hervorgingen; ſonſt könnte man auch an die bekannten Verſe des Virgil denken, wo als der Beruf der Römer das regere imperio populos dargeſtellt, und ihnen das Kunſtleben abgeſprochen wird, wo zwar der Dichter mit dem erſteren ganz Recht hat, aber doch nicht ohne daß ſeinem Volke gleich durch das Vorhandenſein des Gedichtes ſelbſt, in welchem dieſe Aeußerung ſich findet, der Anſpruch auf den Beſitz einer recht ſehr anerkennenswerthen Kunſtbildung gewahrt wird. Aus

welchem allen denn für die Bedingungen einer wahrhaft nationalen Litteratur die Folge zu ziehen ist, daß es der Nation genau so geht, wie dem Individuum, welches, wie Jedermann weiß, der nur einigermaßen Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, nur dann ganz es selbst sein wird, wenn es gar nichts, weder es selbst, noch sonst etwas zu sein prätendirt. Und dieser und kein anderer ist gerade der Sinn, in welchem Lessing eine wahrhaft nationale Litteratur hervorgerufen hat; er fordert nur ganz im Allgemeinen auf, der nationalen Eigenthümlichkeit Rechnung zu tragen, übrigens reflectirt er auch nicht im Entferntesten darauf, worin dieselbe denn nun bestehe und was sie etwa ihrem Wesen nach Alles von uns fordere — er weiß sie eben nur schlechthin zu veranlassen, daß sie sich äußere, er setzt sie in Gang — wie wir denn selbst hinterher in Bezug auf seine Litteraturbriefe zwar Alle darin einig sind, daß sie ein so reiner und kerniger Ausdruck unseres nationalen Bewußtseins seien, wie er nur irgend vorhanden sei, worin aber dies liege, im Einzelnen nachzuweisen keineswegs im Stande sind.

Ein Beweis dafür, daß eine Litteraturrichtung die Bedingungen einer wahrhaft nationalen erfülle, oder daß sie wirklich nichts sei als eine reine Abspiegelung des frischen Lebens ohne alle Prätension und Reflexion, wird darin liegen, wenn sie zunächst gar nichts anders auszusprechen scheint, als den Geist der jüngsten Gegenwart und eines gewissen engern Lebenskreises, denen es dann die Nation vielleicht eben erst durch den Ausdruck, den sie hier gefunden haben, abmerkt, daß sie unter den Phasen ihrer Entwickelung die Stelle eines Urphänomens einnehmen. Wenn jemals irgend etwas diese Probe bestanden hat, so ist es das, was jetzt von Lessing ausging. Man entsinnt sich der Aeußerung, welche Goethe in seinem Leben über Minna von Barnhelm thut; es ist nichts dazu noch davon zu thun. Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt, sagt er, sei durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie gekommen; die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupteten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen seien, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden lasse. Die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges aber sei Minna von Barnhelm, die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung gethan habe. Nun denke man sich aber, daß man zu jener Zeit schon gefragt hätte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und daß es also wie heutigen Tages das ganze Deutschland hätte sein sollen — und es wäre aus der ganzen nationalen Anregung ungefähr eben so viel geworden, wie etwa aus der Heirath von ein Paar jungen Leutchen werden würde, die statt einander eben schlechthin zu lieben, weil sie nicht anders können, und das innerlich zu durchleben und die Verhältnisse sich entwickeln zu lassen, mit der Reflexion auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Begründung eines standesmäßigen Hausstandes den Anfang machen wollten.

Ich habe hiermit das Werk genannt, welches den Gipfel von dem Allen bildet, was in diesem Buche bisher besprochen worden ist, und den Standpunct, den Lessing jetzt errungen hatte, vollständig ausspricht; es wird nun die nächste Aufgabe sein, darzustellen, in welcher Weise und vermöge welcher Vermittlungen

daſſelbe in der deutſchen Litteratur eine ſolche Stelle habe einnehmen können, und welches letztlich der Charakter der Umwandlung geweſen ſei, den dieſe letztere in dieſer Periode erfahren hat. Daher hier nur noch die Eine das Bisherige unter Einen Geſichtspunct zuſammenfaſſende Reflexion. Wenn es, wie ich früher erörtert habe, die ihn auszeichnende Grundtendenz ſeines Geiſtes war, der geiſtigen Thätigkeit als ſolcher, als geiſtigen Lebens inne zu werden — wie er denn gerade in den hier beſprochenen Abhandlungen über die Fabel es an gewiſſen Kritikern tadelt, daß es ihnen nie habe beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenſchaften, jede Folge von verſchiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebe, eine Handlung ſei, vielleicht weil ſie viel zu mechaniſch dächten und fühlten, als daß ſie ſich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären — wie ſollte er nicht, ſobald er einmal nicht mehr „als Schäfer an der Pleiße," wie Goethe von ſich ſelbſt gerade im Gegenſatz zu der Richtung ſagt, aus welcher die Minna von Barnhelm hervorging, den kleinen Intereſſen jugendlicher Herzen nachging, ſondern ſein Ich wenigſtens zu einem guten Stück Menſchheit erweitert hatte, gerade am deutlichſten unter allen ſeinen Zeitgenoſſen den Herzſchlag der Zeit verſpürt haben, der es ja am Ende allein iſt, was uns Allen unſere Lebensſäfte zuführt? Und eben ſo: wenn man Leſſingen den überlegenſten Verſtand zuſchreibt, den wir ihn denn namentlich hier in den Litteraturbriefen auf die ſiegreichſte Weiſe haben ausüben ſehen, und wenn dieſer Verſtand dazu ein poſitiver iſt, der die Dinge dadurch ſimplifiirt, daß er ihr Weſen herausſtellt — wird nicht von dieſem um ſo mehr gelten, was Hegel von dem bloßen geſunden Menſchenverſtande ſagt, er ſei eben nichts als ein beſonderer Verſtand, der Ausdruck der geiſtigen Geſundheit einer beſtimmten geiſtigen Gemeinſchaft, ſo daß auch hier wieder das Nationale herauskommt? Nur daß, inſofern hier bei Leſſing das letztere Element gerade das vorherrſchende geweſen war, damit die Minna von Barnhelm entſtehen konnte, noch eine gewiſſe Ergänzuug erforderlich war. Wenn die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ſchon vom Philotas geſagt hatte, er habe das beſte Verhältniß zur Denkungsart der Nation, ſo wird ihr das ſchwerlich Jemand glauben: hier iſt aber nur erſt das Weſentliche und Weſentlichſte aufgeſtellt: das Gerippe einer nicht mehr in ausländiſchem Sinne aufgefaßten dramatiſchen Handlung — es iſt gewiſſermaßen nur erſt das Princip ausgeſprochen, daß die Poeſie und das Drama insbeſondere zur Denkungsart der Nation ein Verhältniß haben ſolle — die Verwirklichung fehlt noch. Dieſe Verwirklichung konnte Leſſing nur dadurch finden, daß er ſich ſelbſt in die Mitte des friſcheſten Lebens der Gegenwart ſtürzte, wo ihm zu Theil werden konnte was dem analog wäre, was Gleim in einem Briefe an Kleiſt ſagt: es komme in allen ſeinen Kriegsliedern kein Umſtand vor, den er nicht aus Briefen oder aus Erzählungen vom Heere ſelbſt genommen habe: das Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach ſei in der That nichts anderes, als der Brief eines Grenadiers in Verſe gebracht. Und dies ward Leſſingen zu Theil durch eine abermalige Veränderung ſeines Aufenthalts, zu der ihn zwar ganz andere Beweggründe veranlaßt haben mögen, in welcher wir aber doch die Leitung ſeines Genius und der Mächte, welche über das Schickſal der deutſchen Litteratur walteten, erblicken müſſen.

Drittes Kapitel.

Die in Berlin verlebten Jahre, in denen bei Leſſing die in den letzten beiden Kapiteln beſprochenen Werke entſtanden waren, können wohl als die goldene Zeit in ſeinem Leben betrachtet werden, ſo wie überhaupt, wie auch die äußeren Lebensverhältniſſe beſchaffen ſein mögen, die ſchönſte Zeit in dem Leben eines jeden zu einem höheren Daſein erwachten Menſchen immer die geweſen ſein wird, wo dem friſchen Jugendmuthe ein Bewußtſein erlangter Reife zur Seite trat. Wenigſtens die geiſtige Anregung und Mittheilung, welche doch der beſte Theil vom Leben iſt, dürfte er zu keiner andern Zeit in ſo reichem Maaße erfahren und ausgeübt haben. Der tägliche vertraute Umgang mit Mendelsſohn und Nicolai, deſſen dieſe ſich zu erinnern nicht ſatt werden können, fällt der Hauptſache nach in dieſe Zeit, und es ſind hier, von allem dem Guten abgeſehen, wovon ſchon die Rede geweſen iſt, noch gar manche Keime gelegt worden, die erſt in ſpäterer Zeit aufgegangen ſind. Auch Leſſing's Verhältniß zu Ramler müſſen wir uns als ganz cordial vorſtellen; wenn mit dieſem außer grammatiſchen und metriſchen Fragen nicht viel zu verhandeln ſein mochte, ſo war er doch ein allzeit bereiter Cumpan — „Ich kann mich hier mit Hrn. Leſſing abrufen oder wenigſtens abſehen," ſchreibt er den 11. April 1759 an Gleim, „wenn ich mit ihm Ihre Geſundheit bei Willens trinken will. Wir hängen alsdann einen rothen Band aus, das iſt das Signal zur Ausflucht in die Baumannshöhle, denn Sie müſſen wiſſen, der Kieper heißt Baumann." — und was ſonſt in Berlin, von der franzöſiſchen Hofumgebung abgeſehen, mit welcher Leſſing auch jetzt nichts zu thun gehabt hat, an bedeutenden Männern verſammelt war, fand ſich in dem bekannten Montagsclubb zuſammen, deſſen Mitglied Leſſing, nach dem Taſchenbuche deſſelben, welches 1789 als Manuſcript gedruckt worden, von 1752—1761 geweſen iſt. Und bei dem Allen muß man in Anſchlag bringen, daß die glücklichen Erfolge im Anfange des ſiebenjährigen Krieges in Berlin allen geiſtigen Intereſſen einen belebenden Aufſchwung mittheilten.

Nichts deſtoweniger fehlt es an Gründen nicht, welche Leſſingen das Leben in Berlin auf die Länge verleiden mußten, und dieſe Gründe entwickelten ſich zum Theil gerade aus jenen perſönlichen Verhältniſſen, die an und für ſich ſo zufriedenſtellender Art zu ſein ſchienen.

Zuerſt mochte er ſich die allgemein geiſtigen Anregungen, welche aus dem erhöhten Nationalgefühle der Preußen hervorgingen, wohl gefallen laſſen, aber ſich ſelbſt in den preußiſchen Patriotismus kopfüber hineinzuſtürzen, war ſeine Sache nicht, und manche Aeußerungen deſſelben mißfielen ihm ſelbſt bei ſeinen Freunden ganz entſchieden. Ich habe oben die Geſchichte mit dem Philotas erzählt, die Leſſing's Entfremdung von Gleim veranlaßt haben mag; ihr ging ein anderes Abenteuer voran, welches, obgleich es zu beiderſeitiger Zufriedenheit ablief, das Verhältniß im Grunde wohl bereits zu lockern begonnen hatte. Nachdem Leſſing bereits die Sammlung der Kriegslieder herausgegeben hatte, war ihm von Gleim noch das in dem Versmaße des Ciſſides und Paches geſchriebene Gedicht auf die Kriegsmuſe zugeſchickt worden, um es, ſo

wie es früher mit den Kriegsliedern geſchehen war, einzeln drucken zu laſſen. Hier fanden ſich einige ſehr heftige Stellen gegen die ruſſiſche Kaiſerin, welche Leſſing nicht glaubte drucken laſſen zu dürfen, und um deren willen er, zumal da dem Gedichte die Druckerlaubniß verweigert wurde, daſſelbe nur mit Auslaſſung des Anſtößigen in den funfzehnten Litteraturbrief aufnahm. Er ſchreibt darüber an Gleim (den 16. Dec. 1758), er möchte dieſe Stellen nicht noch einmal leſen, und wenn er noch ſo viel damit gewinnen könnte. „Ja, geſetzt es wird über kurz oder lang Friede, geſetzt, die itzt ſo feindſelig gegeneinander geſinnten Mächte ſöhnen ſich aus, ein Fall, der ganz gewiß erfolgen muß — was meinen Sie, daß alsdann die kälteren Leſer, und vielleicht der Grenadier ſelbſt, zu ſo mancher Uebertreibung ſagen werden, die ſie jetzt in der Hitze des Affectes für ungezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überſchreiet den Dichter zu ſehr, und noch dazu ein ſo ſoldatiſcher Patriot, der ſich auf Beſchuldigungen ſtützt, die nichts weniger als erwieſen ſind!" Das Lob aber eines eifrigen Patrioten, nämlich eines ſolchen, welcher vergeſſen ſollte, daß er Weltbürger wäre, ſei gerade das allerletzte wonach er geizen würde. Gleim war über dieſe Bemerkungen nicht wenig empfindlich und ſchrieb eine weitläuftige Verantwortung — ſie findet ſich noch in ſeinem handſchriftlichen Briefwechſel mit Ramler — doch beſinnt er ſich und ändert die angefochtenen Stellen, worauf denn Leſſing ſeine früheren Aeußerungen dahin erläutert (XII. 127): „Was ich von dem übertriebenen Patriotismus einfließen laſſen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht ſowohl der Grenadier, als tauſend ausſchweifende Reden, die ich hier alle Tage hören muß, bei mir rege gemacht haben." Bei dieſer Gelegenheit thut Leſſing die Aeußerung, welche man ihm in neuerer Zeit gar ſehr verdacht hat: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande geſtehen muß) keinen Begriff, und ſie ſcheint mir auf's Höchſte eine heroiſche Schwachheit, die ich recht gern entbehre" — eine Aeußerung, zu deren Entſchuldigung und ſogar Rechtfertigung es nichts weiter bedarf, als einer Hindeutung auf dieſen Zuſammenhang und einer Hindeutung auf das rein dynaſtiſche Intereſſe des ſiebenjährigen Krieges und die Natur des „vaterländiſchen" Heeres, das zum Theil nicht nur aus umgekleideten Sachſen, ſondern auch aus öſterreichiſchen Gefangenen, überhaupt aber aus lauter geworbenen Leuten beſtand. Aber mit ſolchen Anſichten fand Leſſing bei ſeinen Freunden in Berlin keinen Anklang. Es mochte ihm zur Behauptung eines ſolchen unbefangenem Standpunctes immerhin behülflich geweſen ſein, daß er von Geburt nicht Preuße war, allein ſeine Freunde meinten, das ſei Alles, und mutzten ihm dieſen Umſtand auf. „Der Abſchied, den Ihr guter Freund, der brave Grenadier, von ſeiner Muſe nimmt," ſchreibt Ramler an Gleim den 9. Dec. 1758, „hat mir Patrioten nothwendig außerordentlich gefallen, und ich muß unſerm ſächſiſchen Freunde die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er die vielen großen und pathetiſchen Züge ebenfalls bewundert, es aber doch lieber ſehen würde, wenn die Flüche auf die Türken und Perſianer gingen, als auf ſeinen Prinzen und ſeines Prinzen alliirte Kaiſerin. Ich weiß nicht, ob er Ihnen ſchon hierauf geantwortet hat; Sie müſſen dergleichen antiſächſiſche Stücke künftig lieber an mich adreſſiren, ich werde gewiß geneigter ſein, ſie publici juris zu machen, als er nach der Natur der Sachen vielleicht ſein kann. Der Zug, daß der König die große Thräne in Cüſtrin geweint habe, iſt für mich ein ſehr merkwürdiger Umſtand, unſer Freund

meint aber, er werde bei Hofe nicht wohl aufgenommen werden. Ich bitte Sie indeſſen auf ſeine eigene Erklärung zu warten, und es ihm nicht zu verrathen, daß ich Ihnen etwas ausgeplaudert habe." Zwar Gleim iſt verſtändig genug, ſich darauf nicht einzulaſſen; er antwortet Ramlern: er habe gänzlich vergeſſen, das beſchwöre er, daß Leſſing ein Sachſe ſei, er ſei ein Philoſoph und darum unparteiiſch; daß indeſſen auch früher ſchon ſolche Hindeutungen, und nicht blos im Scherz vorgekommen, geht aus Leſſing's Bemerkung gleich in dem erſten von den Briefen, die dieſe Angelegenheit betreffen, hervor: vielleicht ſei es freilich eine bloße Colliſion des Patriotismus, die ihn diesmal mit dem Grenadier weniger zufrieden mache, und dann bitte er um Entſchuldigung. Man muß ſelbſt erfahren haben, was es ſagen will, in einem Kreiſe, dem man übrigens ebenbürtig zu ſein glaubt und in welchem man gern volles Genüge finden und gewähren möchte, durch ſolche Hindeutungen auf verſchiedene Abſtammung, ſelbſt wenn ſie gar nicht böſe gemeint ſind, doch im Grunde immer für einen homo novus und Eindringling erklärt zu werden, um einzuſehen, daß dies einem Manne, der ſolche Anſprüche zu machen berechtigt war, wie Leſſing, zuletzt doch im Ernſte habe verdrießlich fallen müſſen.

Ein zweiter Grund der Entfremdung von den Berliner Verhältniſſen lag in dem Mittelpunct ſeiner litterariſchen Thätigkeit ſelbſt und der ſchon erörterten geiſtigen Stellung zu ſeinen nächſten Freunden. Wenn dasjenige, was Nicolai und Mendelsſohn äußerten und leiſteten, Leſſingen im Allgemeinen nur zur Baſis zu dienen geeignet war — wir haben oben geſehen, daß er ſelbſt mit dieſem Worte das Verhältniß der zum Theil gleichzeitig erſcheinenden Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zu den Litteraturbriefen bezeichnet hat — ſo lag freilich gerade darin, daß ihm ihr Umgang ein reicher Quell der mannichfaltigſten Anregung ſein mußte, nach und nach aber mußte ſich doch der höhere Standpunct auf eine ſolche Weiſe in ſich abrunden, daß was ihm entſtammte den Erzeugniſſen des niedrigeren incommenſurabel wurde, und alſo der geiſtige Verkehr auf Hinderniſſe ſtieß, das gemeinſame Wirken aber zur Unmöglichkeit wurde. Wir werden bei Leſſing's fernerer Thätigkeit, welche von jetzt an zu beſprechen ſein wird, noch mancherlei Anknüpfungen an das Wirken dieſer Freunde und vielfältige Verhandlungen mit denſelben antreffen, in den meiſten Fällen aber werden wir die Bemerkung machen müſſen, daß er von ihnen nicht mehr verſtanden wird.

Eine andere freundſchaftliche Verbindung, die dieſer Zeit angehört, lockerte ſich durch den Unverſtand, mit welchem eins der Hauptwerke aus dieſer Periode von der andern Seite aufgenommen wurde. „Schreiben Sie doch auch an Hrn. Leſſing," — leſen wir in einem Briefe Ramlers an Gleim vom 29. Dec. 1759, „ob er gleich der iſt, der alle Welt, und alſo auch mich angreift, ſo ſchreiben Sie ihm doch nur. Ja eben deswegen ſchreiben Sie ihm, weil er Alle angreift. Was ſagen Sie zu der Abhandlung von Fabeln, die er ſeinen Fabeln beigefügt hat? Hier ſagen einige meiner Freunde, daß er, da er doch nicht dazu gepeitſcht worden wäre, den Batteux herunter zu machen, aus Liebe zu ſeinem Ueberſetzer ihn wohl hätte verſchonen können; daß er recht giftig auf den Batteux zu ſein ſcheine, daß er — — doch was geht mich's an. Ich weiß, daß Hr. Leſſing ſeine Meinung ſagen und durch Unterdrückung ſich Luft ſchaffen und Platz machen will. Dieſe Natur iſt nicht auszutreiben. Er kann ohnmöglich in Schriften derjenige gelinde, nachgebende, luſtige Geſellſchafter

ſein, der er doch im Leben iſt. Es iſt freilich ſchlimm! Aber wir wollen uns ſeiner guten Seite bedienen, da er zu alt iſt, als daß wir ihn ſeine ſchlimme abgewöhnen könnten. Antworten Sie ihm alſo doch nur immer auf das Geſchenk von ſeinen Fabeln." Weil Ramler den Batteux überſetzt hatte, ſollte Leſſing dieſen nicht widerlegen! Freilich ganz nach der Melodie gepfiffen, die in dieſem Briefe auch anklingt, daß er, weil Gleim Fabeln gedichtet, die im Allgemeinen der Lafontaineſchen Manier huldigen, ſeine Abhandlungen über die Fabel nicht hätte ſchreiben ſollen. Wenn es auch ſonſt nichts geweſen wäre, allein die Zumuthung, einem ſolchen litterariſchen Cliquenweſen zu fröhnen, hätte Leſſing zum Dorfe hinaus und auf ſeinen einſamen Windmühlenberg treiben müſſen, um dort mit Niemandem als mit den 32 Winden Zwieſprache zu pflegen.

Das Verhältniß Leſſing's zu Ramler und Gleim mußte ſchon durch den Tod Kleiſt's eine Lockerung erfahren, denn wenn dieſer überhaupt ein gewiſſes ideales Band zwiſchen den Theilnehmern des ganzen Freundeskreiſes bildete, wie denn der Umſtand, daß bei dem verwundeten Officier, an den die Litteraturbriefe gerichtet ſein ſollten, an ihn zu denken war, klar genug vor Augen führt, wie man hier Alles gern auf ihn bezog, ſo ſind jene beiden, welche Kleiſt's älteſte Bekannte und Herzensfreunde waren, hauptſächlich durch ſeine Vermittelung mit Leſſing in nähere Verbindung getreten, und vor Kleiſt würden ſich ſolche Urtheile über den letztern, wie das ſo eben mitgetheilte, nicht haben hören laſſen dürfen; ſucht er doch in dem Streite über das Lied an die Kriegsmuſe ſogleich vermittelnd einzuſchreiten: „Wie können Sie auf den ehrlichen, braven Leſſing ſo böſe ſein," ſchreibt er den 21. Jan. 1759, „daß er die Wahrheit ſagt? Er iſt Ihr Freund, wie ein Menſch, ſoll er aber deswegen nicht ſchwarz ſchwarz und weiß weiß nennen?" (S. auch XIII. 103).

In dem zuletzt mitgetheilten Brieffragment von Ramler muß noch Etwas einen befremdenden Eindruck machen, nämlich ein wunderliches altkluges Kopfſchütteln über Leſſing's Auftreten und ein ſchlechtverhehlter Wunſch, ihn jetzt noch umerziehen zu können. Etwas Aehnliches trafen wir in einem andern Briefe von Ramler an, welcher ſich auf den Logau bezieht — und wie ein ſolches Benehmen in dem Kreiſe der Berliner Freunde allgemein eingeriſſen geweſen ſei und ſich nicht bloß, wie hier bei Ramler, auf ſeine litterariſche Thätigkeit bezogen habe, wird ein bald anzuführendes auffallendes Beiſpiel belegen; es ſcheint, als ſtammte ſchon aus dieſer Zeit Nicolai's und Mendelsſohn's Manier her, Leſſing auf eine gewiſſe Weiſe von oben herab zu betrachten und in dieſem Sinne denn auch über ihn zu berichten. Gewiß hat Leſſing im Vergleich zu dieſen höchſt ſedaten und durch allerlei Lebensverhältniſſe ringsum feſt eingeſponnenen Berliner Weißbierphiliſtern mancherlei Extravaganzen begangen, und ſich fein bürgerlich in allen Dingen einer muſterhaften Ordnung zu befleißigen, iſt wohl nie ſeine Sache geweſen, wie es ja z. B. Weiße in einem bereits angeführten Briefe rein lächerlich findet, daß er ihm vier Recenſionen in die Bibliothek verſprochen — aber ſelbſt wenn man das Poſitive bei dieſem ſcheinbaren Mangel, den innern Reichthum, welcher den einzelnen Plan nicht zur Vollendung gelangen zu laſſen, den Kleinlichkeiten des Lebens nicht die gehörige Beachtung zu ſchenken erlaubte, nicht zu ſchätzen wußte, ſo hätte man doch einſehen ſollen, daß hier der Ort geweſen wäre, was man denn einmal nur ſchlechthin für Schwäche hält, als ſolche wenigſtens zu überſehen.

Oder sollte man alle diese Umstände nicht für wichtig und eingreifend genug halten wollen, daß sie Lessing's Entfernung von Berlin hätten veranlassen können, so zeigen sie wenigstens, daß seine Verhältnisse zu seinen dortigen Freunden immerhin nicht eng und vertraut genug gewesen, um dieselbe unbedingt zu verhindern. Er suchte vielleicht nur eine sorgenfreie Lage, um sich ungehindert weiter und tiefer ausbilden zu können, so wie Diderot am Ende seiner Abhandlung über die dramatische Poesie, welche Lessing so eben übersetzt hatte, und deren Bedeutung für seine Entwickelungsgeschichte alsbald erhellen wird, von demjenigen, welcher sich zum tüchtigen Kritiker bilden wolle, verlangt, er möge sich vorerst einmal für ein Jahrzehend in das Studium der Philosophie versenken. Oder er suchte auch zunächst nur überhaupt eine sorgenfreiere Lage. Es müssen schon früher Gerüchte verbreitet gewesen sein, daß er eine Anstellung suche. „Von einer Regimentsquartiermeisterstelle," schreibt Ramler an Gleim den 19. Jun. 1759, „bei dem Hausenschen Regiment für unsern Lessing weiß ich noch kein Wort. Er würde eine solche Stelle auch nicht annehmen. Er will und muß ein Gelehrter bleiben. Einen Bibliothekarius könnte man wohl aus ihm machen, aber keinen Rechnungsführer. Bücher würde er noch wohl einbinden, aber keine Sättel und Ränzel machen lassen. Man hat ihn in Leipzig gar zu einem Lieutenant bei einem unserer Freibataillons gemacht." Am Ende des Jahres 1760 nahm er die Stelle eines Secretärs bei dem Gouverneur von Breslau, dem General Tauenzien, an, den er vielleicht früher in Leipzig bei Kleist kennen gelernt hatte, der denselben (3. Febr. 1758), welcher damals noch Oberst war, in einem Brief an Gleim erwähnt; wie gewöhnlich hatte Lessing seinen Freunden davon nichts gesagt, sondern war nur eben schlechthin aus Berlin verschwunden (XII. 142. 144). Da Tauenzien die Operationen im Münzwesen, zu denen Friedrich II. sich herablassen mußte, zu leiten hatte, gehörte es zu Lessing's Geschäften, die Contracte mit dem Münzunternehmer zu schließen (Nicolai in der D. A. B. CV. 2. p. 135)*); als der General im April 1762 die Blokade von Schweidnitz zu commandiren beauftragt wurde, mußte Lessing ihn begleiten**), so wie 1763 nach dem Frieden auf einer Reise nach Potsdam zum Könige, von wo aus er dann seine Berliner Freunde besuchte (XII. 157 ff.). Bei der Stellung, welche er nun in Breslau einnahm, hätte er sich gar wohl einen dauernden Wohlstand gründen können. Man soll ihm dies einmal im Vertrauen zu verstehen gegeben haben; er mußte von den neuen Münzverschlechterungen immer die erste Nachricht haben, und da liegt es auf der Hand, wie leicht er aus ihnen Vortheil hätte ziehen können: er soll geantwortet haben: er habe es anfangs nicht verstanden, und als er es verstanden, sei es zu spät gewesen; um so weniger dürfen wir daran zweifeln, daß er aus einer Sache, mit welcher Mendelssohn, als ihn die damaligen Münzunternehmer zu ihrem Disponenten machen wollten, durchaus nichts zu thun haben mochte, wenigstens für seine Person rein hervorgegangen sei***). „Den Tag vor seiner Abreise nach Breslau" — so schreibt Ramler an Gleim — „war ihm noch eine wunderliche Ehre zu Theil ge-

*) Ein Brief von Lessing in solchen Angelegenheiten steht XII. 167.
**) XII. 157 steht ein Brief aus dem Lager.
***) Mendelssohn warnte Lessing ausdrücklich und dieser dankt ihm dafür XII. 145; s. auch daselbst Nicolai's Anmerkung.

worden; er war zum auswärtigen Mitgliede der Akademie gemacht;" er erfuhr es erst aus der Berliner Zeitung vom 11. November 1760 (XII. 145); es lag ihm wenig daran, ja daß es in der Zeitung hieß: es sei „auf sein Ansuchen" geschehen*), verdroß ihn so sehr, daß er der Sache nicht einmal gegen seinen Vater erwähnte, dem sie doch gewiß Freude gemacht haben wird. K. Lessing weiß von dieser Ernennung eine Geschichte zu erzählen, wie sie auch sonst wohl vorkommt; der Probst Süßmilch hatte ihn vorgeschlagen; Sulzer hatte sich dagegengesetzt, weil man nicht wisse, unter welchem Titel man ihn aufnehmen solle — das heißt, wenn ich den Sprachgebrauch dieser Zeit richtig verstehe, weil er in zu viel verschiedenen Fächern und entweder in keinem mit hinreichender Meisterschaft, oder überhaupt in solchen, die hier nicht für voll anzusehen seien, thätig gewesen sei. Es ist oben schon darauf hingewiesen, daß Sulzer Lessing protegiren wollte, ihm aber seine Polemik gegen die Schweizer nicht verzeihen konnte; Lessing will sein Betragen bei dieser Gelegenheit nicht für falsch, sondern nur für inconsequent halten (XII. 145); auch ist's ihm zuzutrauen, daß, wie K. Lessing will, wenn Sulzer's Wörterbuch und seine abgeschmackte Bearbeitung von Shakespeare's Cymbeline, die Lessing's Kritik geradezu herausfordern mußten, von diesem auffallenderweise nirgends auch nur erwähnt worden sei, der Grund davon darin liegen möge, daß er auch den Schein habe vermeiden wollen, als beabsichtige er sich wegen dieser kleinlichen Angelegenheit an Sulzer zu rächen**).

Lessing's Entfernung von Berlin fällt zusammen mit seinem Rücktritt von der regelmäßigen Mitarbeit an den Litteraturbriefen; es mag hier als ein Beweis mehr für die Stelle, welche er bei diesem Unternehmen einnahm, nachgetragen werden, daß, nachdem seine längern Aufsätze für diese Zeitschrift am 20. Juni 1760 abgeschlossen worden, Nicolai den 12. Juli 1760 an Uz schreibt: „Ob die Briefe über die Litteratur noch lange werden fortgesetzt werden, weiß ich nicht; die Herren, so bisher daran gearbeitet, sind des Schreibens überdrüssig, und mir ist unmöglich, die Fortsetzung zu übernehmen, ob ich schon hin und wieder ein Stück machen müssen." Es fragt sich nun, in welchem Zusammenhange diese Umstände stehen: ob Lessing nur darum seine Thätigkeit nach dieser Seite hin eingestellt habe, weil er Berlin in Kurzem zu verlassen gedachte, oder ob er dazu anderweitige Gründe gehabt, die vielleicht gar zu dem letzteren Entschluß etwas beigetragen haben könnten. Das Letztere ist schon damals vermuthet worden; da Mendelssohn Hamannen, mit welchem er in

---

*) Siehe den Zeitungsartikel in Nicolai's Anmerkung zu XIII. 115

**) Ein alter Feind Lessing's, v. Schönaich, versäumte die Gelegenheit nicht, ihm eins zu versetzen; es scheint fast, als hätte er von den Sulzerschen Bedenklichkeiten etwas gehört. In den „Oden, Satyren, Briefen und Nachahmungen von C. O. F. v. Sch. o. O. 1761 findet sich folgendes Epigramm:

Auf einen neuen Akademisten.

Wenn ich Dich fragen darf, doch nicht Dich zu entrüsten!
Warum wird Guissel, Freund! wohl ein Akademist?
Beym Alten hieß ein Weiser ein Sophist.
Da die Akademie zertheilt in Klassen ist:
So fehlte noch vielleicht die eine von Sophisten:
Drum ward es der Sophist.

den Briefen eine Controverse geführt, auf die ich hier nicht eingehen kann, am 2. März 1762 die Mittheilung macht, daß der brave Fabullus schon längst Abschied genommen habe, „um seine glänzenden Waffen weit von uns im Staube bürgerlicher Arbeiten verrosten zu lassen," antwortet Hamann, er hätte das merken sollen, und setzt hinzu: „doch pflegt man Gelegenheit zu machen, wenn man nicht mehr buhlen will." Ganz ohne Grund ist diese Auffassung schwerlich; das eigenthümliche Verhältniß, in welchem Lessing zu Mendelssohn und Nicolai stand, mußte sich der Natur der Sache nach hier am ersten geltend machen. Das Benehmen, welches diese beiden gegen Lessing's Nachfolger in den Litteraturbriefen, Abbt *), beobachten (s. ihren Briefwechsel mit ihm), läßt darauf schließen, daß sie auch ihm gegenüber gelegentlich schon etwas Clique gemacht haben werden, und in Nicolai, dem die Verpflichtung, welche ihm als Verleger oblag, für das regelmäßige Erscheinen des Blattes zu sorgen, Lessingen gegenüber, dessen Sache die strenge Ordnung nicht war, manche Rechte in die Hände gespielt haben dürfte, mag sich der spätere Redacteur der Allgemeinen deutschen Bibliothek bereits geregt haben. Indessen, wie dem auch sein mag, jedenfalls hat Lessing den offenen Bruch vermieden und das Verhältniß nur mit leiser Hand gelöst, wie daraus hervorgeht, daß er nicht nur noch ferner einige Beiträge einsendet und andere verspricht, sondern auch offenbar auf ausdrückliche Veranlassung der nunmehrigen Redacteure, die ganze Zeitschrift, so wie er sie eingeleitet hatte, mit dem dreihundertundzweiunddreißigsten Briefe abschließt; es ist eben eins ins andere zu rechnen; er arbeitet nicht mehr mit, weil er Berlin verläßt, und daß er das thut, dazu wirken Gründe mit, die ihm auch die fernere Mitarbeit an den Litteraturbriefen verleiden mochten **).

Aber wenn nun auch dieser Faden damit abgerissen war, und Lessing überhaupt während der Zeit seines Breslauer Aufenthaltes weiter nichts in Druck gegeben hat, so ist diese Periode deshalb doch um nichts weniger für ihn gerade die Zeit des vielseitigsten Ausgreifens nach allen Richtungen hin gewesen, wie sich dies bei einem Manne wie er, und in diesem Lebensalter, auch nicht wohl anders erwarten läßt. Lessing hat während dieses halben Jahrzehends in fast allen

*) Mit Ende des 7. Bandes hört Lessing's Thätigkeit im Ganzen auf, im 9. Bande tritt dann Abbt ein, der 8. zeigt deutliche Spuren, daß Nicolai und Mendelssohn allein der Aufgabe nicht gewachsen waren; wie sie auch in den Briefen an Lessing aus dieser Zeit selbst eingestehen.

**) K. Lessing giebt in dem Leben des Bruders (I. 207) einen unklaren Bericht über ein Verbot, welches die Litteraturbriefe betroffen; Nicolai hat ihn in der Neuen Berlinischen Monatsschrift 1807 December berichtigt. Das Verbot bezog sich nicht auf Lessing, sondern auf Mendelssohn. Ein gewisser v. Justi hatte 1759 einen politischen Roman, die Geschichte des Königs Psammetich, herausgegeben. Abbt hatte dieses Product Bd. 12 S. 155 nach Verdienst gewürdigt. Um sich zu rächen, gab der v. Justi beim Staatsrathe in Abwesenheit des Königs eine Denunciation ein: „Es erscheine in Berlin eine schändliche Schrift, betitelt Briefe die neue Litteratur betr., worin ein Jude in einem Aufsatze wider den Herrn Hofprediger Cramer zu Kopenhagen die Gottheit Christi bestritten" — s. Lessing's Aufsatz Bd. 3. 48, wo aber gerade im Gegentheil Cramer's Vorstellung als Socinianisch getadelt wird — „auch die Ehrfurcht gegen des Königs allerhöchste Person durch ein freches Urtheil über die poésies diverses aus den Augen gesetzt habe." Letzteres bezog sich auf eine Recension der poésies diverses von Mendelssohn im 6. Bde. 257, die auf edle Weise freimüthig, aber durchaus anständig ist. Nachdem die Briefe, was damals meistens unterlassen wurde, sich das imprimatur verschafft hatten, ward das Verbot nach einigen Erörterungen zurückgenommen.

Zweigen seiner Thätigkeit die tiefsten Gesichtspuncte gefaßt, wie sie selbst ihm nur in Folge buntverschlungener Studien und Gedankenwege aufgehen konnten, und sie nach mehr als einer Seite hin in ihren verschiedenen Gebieten zur vollständigen Durchführung gebracht. Hier in Breslau ist's, wo er durch näheres Eingehen auf Spinoza die Grundlage für den philosophischen Standpunct gewann, der ihn später über alle seine Zeitgenossen mit Ausnahme Kant's erhob; hier beginnen auch bereits die patristischen Studien, die sich im letzten Abschnitte seines Lebens mit den philosophischen auf eine so eigenthümliche Weise verbinden sollten: in Breslau ist der erste Band des Laokoon entworfen und ausgearbeitet, worüber ich, wie über seine weiteren gelehrten Arbeiten und die persönlichen Bekanntschaften, zu welchen diese Interessen bei Lessing Veranlassung gaben, im folgenden Buche Bericht erstatten werde — er sei hier vor der Krankheit, die ihn im Sommer 1764 befiel, in einem Train zu arbeiten gewesen, schreibt er (XII. 166), in dem er selten gewesen sei, auch hat er hier eine bedeutende Bibliothek gesammelt; in Breslau endlich entstand der Hauptsache nach — nur die letzte Hand sei noch anzulegen, sagt er in demselben Briefe — die Minna von Barnhelm, die für die Geschichte der deutschen Poesie um nichts weniger wichtig ist, als der Laokoon und die Erziehung des Menschengeschlechts für die Geschichte der Kritik und Aesthetik und die Entwickelung der speculativen Philosophie und einer freien und besonnenen Denkungsart in religiösen Dingen gewesen sind.

Dies ist nicht immer so aufgefaßt worden, und namentlich scheinen die Berliner Freunde die ganze Zeit nicht aus ihrem altklugen Kopfschütteln herausgekommen zu sein. Lessing kam hier, als Begleiter des General Tauenzien, mit welchem er auf sehr gutem Fuße gestanden zu haben scheint — wäre der König so unglücklich geworden, soll er gesagt haben, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General Tauenzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden — natürlicherweise in ganz militärische Kreise; und lernte nach und nach fast alle höhern Officiere der preussischen Armee kennen. Schon in Leipzig hatte er gelernt mit Officieren umzugehen und ihren Umgang mit Vorliebe aufzusuchen; hier, wo seine günstigere äußere Lage ihm mitzumachen gestattete, mag er manchem rauschenden Gelage beigewohnt haben, ja zu Zeiten in eine ziemlich lockere Lebensart hineingerathen sei, wie denn der Schulmann Klose über ihn berichtet: „Fast täglich ging er nach sechs gegen sieben Uhr in's Theater, und von da mehrentheils, ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgesellschaft, von wo er spät nach Hause zurückkehrte und den andern Tag nicht vor acht oder neun Uhr aufstand. Ich habe ihn sogar noch gegen zehn Uhr im Bette gefunden" *). Besonders dem Spiel ergab er sich mit Lei-

*) „In Breslau haben sich Traditionen von Lessing's Aufenthalte in einigen Stücken bis heute erhalten. Man zeigt z. B. das Haus, wo er die Abende in froher Gesellschaft und beim Spiele zubrachte (Schuhbrücke, im Posthorn); das Haus, wo er lange gewohnt (Schweidnitzer Straße) bei einem Pfefferküchler. Dieser sein Wirth, unmuthig über Lessing's häufiges nächtliches Nachhausekommen, rächte sich durch eine Pfefferkuchenform mit einer Mißgestalt und der Unterschrift Gotthold Ephraim Lessing. Es leben hier Personen, welche Pfefferkuchen aus dieser Form gesehen und gegessen haben. Namentlich erzählt man, daß gewisse witzige Aeußerungen, welche dem General Tauenzien als Commandanten von Breslau in den Mund gelegt werden, von Lessing ihren Ursprung nahmen; das Einzelne hierüber, obschon es sogar auf Lessing's Bruder zurück-

denſchaft, ſo daß ihm ſogar, wie er ſelbſt erzählt haben ſoll, ſein General ſein hohes Spielen vorgehalten hat. Moſes Mendelsſohn gab es ihm ſehr deutlich zu verſtehen, daß er ihm darüber wichtigere Dinge zu verſäumen ſcheine; er ließ, als er ſeine philoſophiſchen Schriften herausgab, mit Anſpielung auf eine Lichtwer'ſche Fabel, wie Nicolai zu XIII. 455 nachträgt, dem für Leſſing beſtimmten Exemplar und einigen andern für Freunde beſtimmten eine eigene Dedication an „einen ſeltſamen Menſchen" vordrucken*). Leſſing erwidert Mendelsſohn am 17. April 1763, wenn er einmal Zeit bekomme, ihm ſeine Anmerkungen über die philoſophiſchen Schriften mitzutheilen, ſo werde er ſich auch des ſeltſamen Menſchen darin annehmen; er habe eine Menge Sophiſtereien über das Spiel auszukramen. Zum Theil mag K. Leſſing uns dieſe überliefert haben. Einer von Leſſing's Freunden, erzählt er, ſah einmal, wie ihm die Schweißtropfen vom Geſicht herunterliefen. Er ſah auch, daß er nicht im Unglück war, ſondern vielmehr dieſen Abend ſehr glücklich ſpielte. Als ſie miteinander nach Hauſe gingen, tadelte er ihn, daß er ſo nicht blos ſeine Börſe, ſondern noch etwas Wichtigeres, ſeine Geſundheit ruiniren würde. Gerade das Gegentheil, antwortete Leſſing. Wenn ich kaltblütig ſpielte, würde ich gar nicht ſpielen; ich ſpiele aber aus Grunde ſo leidenſchaftlich. Die heftige Bewegung ſetzt meine ſtockende Maſchine in Thätigkeit und bringt die Säfte in Umlauf; ſie befreit mich von einer körperlichen Angſt, die ich zuweilen leide. Mendelsſohn erwidert auf Leſſing's briefliche Aeußerung (XIII. 126) etwas ammenhaft: „Sie wollen ſich des ſeltſamen Menſchen annehmen? Mein Freund! ich verſpreche Ihrer Vertheidigung wenig Glück. Er kann unmöglich über das Spiel nachgedacht haben, ſonſt wäre ihm gewiß die wichtigſte Betrachtung nicht entgangen, die man über das Spiel zu machen hat: dieſe, daß man gar nicht ſpielen müſſe." Wenn Leſſing es nun nicht unterließ! Er hat es aber wirklich nicht unterlaſſen; das Spiel iſt von dieſer Zeit an immer ſeine Hauptleidenſchaft geblieben und, ſo viel man weiß, der einzige Punct in

---

geführt wird, bietet jedoch chronologiſche Schwierigkeiten dar, daher ich es beſſer übergehe." Guhrauer in den Blättern für litt. Unterhaltung 1843 S. 978. Nach einer andern mir mitgetheilten Notiz hätte Leſſing in dem Hauſe Junkernſtraße Nro. 2 gewohnt, worin ſeit 25 Jahren die Periniſche Conditorei iſt. Dieſes Haus war bis zum Tode des Gouverneurs Tauenzien (1791) das Gouvernementsgebäude.

*) Sie lautete: „Zueignungsſchrift an einen ſeltſamen Menſchen."

„Die Schriftſteller, die das Publicum anbeten, beklagen ſich, es ſei eine taube Gottheit; es laſſe ſich verehren und anflehen; man rufe vom Morgen bis an den Mittag, und da wäre keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen, der den Eigenſinn hat, ebenſo harthörig zu ſein. Ich habe gerufen und er antwortet nicht. Jetzo verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publico, das ſehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören."

„Die Spötter ſagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu ſchaffen, iſt über Feld oder ſchläft vielleicht, daß er erwache! — O nein! Dichten kann er, aber, leider! will ja nicht; Reiſen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen iſt ſein Geiſt zu munter, und zu Geſchäften zu faul. Sonſt war ſein Ernſt das Orakel der Weiſen, und ſein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber itzt iſt das Orakel verſtummt, und die Narren trotzen ungezüchtiget. Er hat ſeine Geißel andern übergeben, aber ſie ſtreichen zu ſanft, denn ſie fürchten Blut zu ſehen. — Und er,

Wenn er nicht hört, noch ſpricht, nicht fühlt
Noch ſieht; was thut er denn? — Er ſpielt."

welchem er zu Ausschweifungen geneigt war, obgleich er auch über ihn, wie wir später noch sehen werden, mindestens einer Falstaffischen Selbstironie fähig blieb. Daß übrigens jenes Gefühl von körperlicher Beängstigung keine Täuschung war, aber freilich auch, daß das von ihm angewandte Mittel die Sache eher verschlimmert haben dürfte, erhellt aus dem Umstande, daß er um diese Zeit in ein hitziges Fieber verfiel, von dem er denn selbst hinterher (XII. 164) an Ramler schreibt: „Ich beginne ein Mann zu werden und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünschet mich gesund; aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern, die gesunden Theophile (Döbbelin) und Lessinge werden Spieler und Säufer" *)."

Uebrigens hat Lessing selbst gelegentlich seine Lebensart in Breslau bitter verwünscht. „Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt!" — schreibt er an Mendelssohn (XII. 146), „aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studiren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß — ach bester Freund, Ihr Lessing ist verloren. In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles was ich habe — sie so, ich weiß nicht, was für Absichten aufzuopfern!" u. s. w. Nichts destoweniger hat gerade dieser Zweig seines Daseins hier die reifste Frucht getragen; es ist das Vorrecht großer Männer, daß bei ihnen, wie im Haushalte der Schöpfung, nichts verloren geht, sondern auch alle Abfälle noch eine angemessene Verwendung finden. Es giebt eine gar charakteristische Geschichte aus Lessing's Krankheit. Als sie auf's Höchste gestiegen war, lag er ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene da. Diese fiel einem seiner Freunde so auf, daß er vertraulich fragte, was er denn jetzt dächte? Eben bin ich begierig zu erfahren, was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird. Da ihm nun gezeigt wurde, daß das unmöglich sei, so versetzte er ganz abgebrochen: Sie intriguiren mich. Wie er hier im Tode nicht aufhörte, dem Grundprincip seiner geistigen Organisation zufolge die geistige Thatsache zu belauschen, so hat er auch das rauschendste Leben nicht nur schlechthin gelebt, sondern es zugleich in einen goldnen Spiegel dichterischer Reflexion einzufangen gewußt; es ist zu zweifeln, sagt der Biograph von der Sekretärstelle in Breslau, ob wir eine Minna von Barnhelm von ihm hätten, wenn er nicht diesen Posten angenommen hätte.

Nicht als ob er eben das Einzelne in diesem Stücke alles aus dem Leben entnommen hätte, obgleich sich allerdings das Entstehen seines Werkes auch in dieser Beziehung näher verfolgen läßt, als in andern Fällen. Zwar der Spieler Riccaut wäre, nach dem Taschenbuch für das Theater 1775 S. 70, die Copie eines betrüglichen Spielers in Pyrmont, wohin Lessing erst nachdem er Breslau verlassen, eine Reise machte; dagegen gab es im siebenjährigen Kriege

*) In der Krankheit quälten Lessing, wie Klose in seinem Brief an K. Lessing erzählt, besonders die Unterhaltungen seines Arztes, eines alten Dr. Morgenbesser, weil ihr Hauptthema Gottsched war.

einen Oberstlieutenant und nachherigen Generallieutenant Paul Werner*), ja nach einer Erzählung von Garves Mutter in Dittmar's Erinnerungen aus meinem Umgange mit Garve 1801, hatte diese aus Lessing's eigenem Munde gehört, daß sich die Geschichte in Breslau in der goldenen Gans in der Junkergasse, noch heute einem der ersten Gasthäuser Breslaus, wirklich zugetragen habe**). Dazu war kurz nach dem Frieden das Schicksal der preussischen Freibataillone ein Gegenstand des allgemeinen Interesses. Wenn diese Truppe im Allgemeinen aus dem Abschaum der europäischen Menschheit bestand, so hatte sich doch eine Menge edler Menschen, die an der Seite der würdigsten preussischen Krieger zu stehen verdienten, aus Ehrgeiz, Lerubegierde oder schuldlosem Leichtsinn unter sie begeben. Diese Alle mochten nun sehen, was aus ihnen würde; es waren wunderliche Geschichten über ihre Schicksale im Umlauf; ein Mühlknappe, der sich zum Major emporgeschwungen, sollte nach seiner Verabschiedung dem Könige den Orden für das Verdienst zurückgeschickt haben, damit dieses schöne Ehrenzeichen nicht staubig würde, weil er wieder in der Mühle sein Brod suchen müsse; ein andermal hatte ein alter General im Spazierreiten bei einer Schmiede einen verabschiedeten wackern Rittmeister, dessen er sich mit großer Achtung erinnerte, Pferde beschlagen sehen, der nun wieder zum Schmiedehandwerk Zurückgekehrte aber sich weder des Generals, noch des thatenreichen Krieges, noch seiner Würde erinnern wollen. Die Hauptsache ist, daß Lessing hier den Geist des Lebens fassen gelernt hat. Nämlich nicht blos des besondern Lebens um ihn, gerade dieser militärischen Umgebung — in Bezug worauf K. Lessing übrigens treffend darauf hinweist, daß man bis dahin die Soldaten kaum anders auf die Bühne gebracht, als in Nachahmungen des Pyrgopolyniees oder des Thraso, und, kann man hinzusetzen, als liederliches Volk, wie in dem namensverwandten Stück von Wycherley, the soldiers fortune, das Lessing in Leipzig exercirt hatte — sondern hier, wo er sich in's volle Leben selbst gestürzt hatte, ist ihm auch wirklich das volle Aperçu des Lebens überhaupt aufgegangen: weshalb es denn auch wirklich deutsche Männer, deutsche Frauen und deutsche Verhältnisse sind, die er hier zur Darstellung bringt.

Nicht wenig behülflich mag ihm dabei der Geist der Schauspielergesellschaft gewesen sein, deren Vorstellungen er in Breslau beizuwohnen Gelegenheit hatte. Es war diejenige des bekannten Franz Schuch, welche sich dadurch auszeichnete,

---

*) Es heißt von ihm in einer Geschichte des königl. preussischen vierten Husarenregiments in Hoffmann's Monatsschrift von und für Schlesien 1829 Bd. I. S. 268: „Bekanntlich war Werner einer von den preussischen Reiterbefehlshabern dessen Name neben denen von Seidlitz und Zieten mit Ehre genannt wurde. Wer hat nicht schon zahlreiche Anekdoten, den alten Paul Werner betreffend, gelesen? Nach einer sehr verbreiteten Sage verdankte er der Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741) die ausgezeichnete Wendung seines Schicksals. Dort nämlich war Friedrich der Große bereits in der Gewalt eines ungarischen Husaren, der auf den Zuruf: „Ich bin der König, komm mit mir!" dem großen Gefangenen folgte, der ungarische Husar war Werner."

**) Man findet diese Notiz auch in einem Aufsatze der Schlesischen Provinzialblätter 1823 Bd. II. S. 528. Hier wird auch die Benennung des Gartens auf dem Bürgerwerder berichtigt, in welchem Lessing in heitern Frühlingsmorgenstunden den Plan der Minna geschrieben; nicht ein vormals Meldner'scher, sondern ein Göllner'scher Garten wäre es gewesen, bekannt unter dem Namen: der gelehrte Garten. Der Besitzer Göllner, seinem Gewerbe nach ein Ziergärtner, verkaufte ihn an die Kaufmannschaft und diese wandelte ihn in die Zuckerraffinerie um.

daß ſie die ganze Gottſched'ſche Periode hindurch die alten volksthümlichen Stücke mit dem Harlekin beibehielt, wie denn Leſſing durch ſie auch früher den Fauſt kennen gelernt hatte. Es iſt eine der bekannteſten Notizen aus Leſſing's Leben, daß er dieſe Koſt keineswegs verſchmähte. Brandes, welcher damals bei Schuch ſtand, ſagt in ſeiner Selbſtbiographie (II. S. 51): „Leſſing äußerte mehr als einmal, er ſähe lieber eine geſunde raſche Poſſe, als ein lahmes oder krankes Luſt- oder Trauerſpiel. Dies bewies er auch in der That, denn nur ſelten wurden die Vorſtellungen guter Burlesken, beſonders zu des verſtorbenen älteren Schuch's Zeiten von ihm verabſäumt." In wie nahe Verhältniſſe er auch hier zu den Schauſpielern trat, geht aus einer andern Angabe des Brandes hervor: „Er gab ſich viele Mühe, mich durch ſeinen Unterricht zu einem beifallswürdigen Schauſpieler zu bilden; weil er aber zu dieſem Fache mehr guten Willen als wahres Talent bei mir bemerkte, ſo lenkte er mich zugleich auf die meinen Fähigkeiten mehr angemeſſene Laufbahn eines dramatiſchen Dichters, und gab mir dazu die erſten richtigen Fingerzeige (Selbſtbiographie I. S. 288) *).

Allein die bedeutendſte Anregung zur Erſchaffung einer neuen Kunſtgeſtaltung erfuhr doch auch hier Leſſing auf litterariſchem Wege; er verdankte ſie einem Manne, von deſſen Bedeutung für ſeine Geiſtesgeſchichte ſchon dies einen Begriff geben kann, daß Leſſing in der Vorrede zu einer Ueberſetzung der dramatiſchen und dramaturgiſchen Werke deſſelben geradezu ſagt, ihn muß man hören, „wenn auch wir einſt zu den geſitteten Völkern gehören ſollen, deren jedes ſeine Bühne hatte," und zwanzig Jahre ſpäter in einer zweiten Auflage: „die franzöſiſchen Stücke, welche auf unſerem Theater geſpielt wurden, ſtellten doch nur lauter fremde Sitten vor, und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menſchliche Natur, noch die beſondere Volksnatur erkennen, ſind bald verdrängt — — wir ſehnten uns aber längſt nach etwas Beſſerem, ohne zu wiſſen, wo dieſes Beſſere herkommen ſollte: als der Hausvater erſchien." Man ſieht, ich rede von Diderot.

Vielleicht werden ſich meine Leſer wundern, daß von dieſem nicht ſchon vorlängſt die Rede geweſen iſt. Leſſing ſagt nämlich in der genannten ſpätern Vorrede von ihm ferner, er habe großen Antheil an der Bildung ſeines Geſchmackes, ja er ſetzt hinzu, er ſei ſich wohl bewußt, daß dieſer, ohne Diderot's Muſter und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben — und dies hat man in gewiſſen bekannten Büchern, denen es übrigens an Vorzügen nicht fehlt, auf Leſſing's Vorliebe für das bürgerliche Trauerſpiel bezogen,

*) Weiterhin finden ſich mehrfältige Beweiſe eines nahen Verhältniſſes mit ihm; Leſſing geleitet ihn und ſeine Frau zum Altare, vermittelt eheliche Zwiſtigkeiten die durch die Eiferſucht von Brandes Frau entſtanden, und iſt ſpäter in Berlin, wo ſie wieder zuſammentreffen, der Pathe von Brandes Tochter, Minna, die ſpäterhin als Schauſpielerin eine ſo bedeutende Stelle eingenommen hat. Uebrigens hielt Leſſing auch von Brandes als Schauſpieldichter nicht gar viel. Brandes ſelbſt erzählt II. S. 53, daß ihm ſein Urtheil über ſein Luſtſpiel Miß Fanny, das auf der Bühne großen Beifall gefunden, das Wohlbehagen an dieſem ſehr verkümmert habe. „Der Buchhändler Voß," ſetzt er hinzu, „ein Mann von Geſchmack, deſſen Urtheil ich ebenfalls einziehen wollte, machte mir, anſtatt deſſelben, ein Geſchenk mit Leſſing's theatraliſcher Bibliothek und deſſen Ueberſetzung von Diderot's Theater, mit den wenigen Worten: „Leſen Sie darin mit Bedacht, Freund, und Sie werden Zurechtweiſung finden."

und namentlich die Miß Sara Sampſon ausdrücklich zum Theil auf Anregung Diderot's entſtehen laſſen.

Das wäre denn nun freilich ein großer litterarhiſtoriſcher Irrthum, den ich bei Gelegenheit des zuletztgenannten Stückes auch nicht einmal habe widerlegen mögen, um daſſelbe und Diderot's Namen durchaus auf gar keine Weiſe mit einander in Berührung kommen zu laſſen. Die Sara iſt, wie oben gezeigt worden, 1754 geſchrieben und 1755 gedruckt, der fils naturel des Diderot mit den entretiens 1757 erſchienen, der Père de famille mit der an Grimm gerichteten Schrift über die dramatiſche Poeſie im Jahr darauf. Und wenn nun Leſſing's Ueberſetzung dieſer Stücke und ihrer Beilagen im Jahr 1760 erſchienen iſt, ſo hat auf der andern Seite Diderot faſt gleichzeitig von der Miß Sara Notiz genommen. Im Decemberhefte des Journal étranger 1761 findet ſich eine Kritik des Stückes, von der Leſſing, der ſich doch gründlich darüber unterrichtet haben wird, im vierten Stücke der Dramaturgie (VII. 62) verſichert, ſie rühre von Diderot her; ich theile ſie bei der großen Seltenheit dieſer Zeitſchrift in Deutſchland, von der ich erſt nach langem Suchen in Gotha dieſen Jahrgang aufgefunden habe, in ihren Hauptzügen hier mit:

Miss Sara Sampson, *tragédie bourgeoise de M. Lessing.*

Ce titre n'annonce rien d'héroïque, et en effet le sujet de cette pièce n'est pas un de ces évènemens qui fixent les yeux de la terre et qui ne nous touchent que de loin. Les noms des Rois et des Héros sont imposans sur le théâtre; mais tout ce qui impose n'intéresse pas. En fait de revers, il est vrai, l'élévation des personnages contribue au pathétique. Belizaire mendiant excitera la pitié bien plus qu'un homme de la lie du peuple; mais en général, plus les personnages sont près de nous, plus leur situation nous intéresse.

Il est dans l'homme de ne s'affecter que de ce qui arrive à ses semblables: or les rois ne sont nos semblables que par les sentimens de la nature et par ce mélange de biens et de maux qui confondent toutes les conditions en une seule, qui est celle de l'homme. Que ceux qui méprisent la tragédie bourgeoise pensent donc que dans les sujets les plus héroïques il n'y a que les affections communes qui nous émeuvent fortement. Ce n'est point parcequ'Iphigénie est fille d'Agamemnon et Clitemnestre fille de Tindare que leur situation nous attendrit; c'est parceque l'une est la fille et l'autre la mère. Il en est ainsi de tout ce que le théâtre héroïque a de terrible et de touchant.

La tragédie bourgeoise est donc le vrai spectacle pathétique: ce qui l'élève au-dessus de nous l'en éloigne et par conséquent l'affoiblit.

Les Grecs, qui n'avoient considéré la tragédie que comme un spectacle politique, n'y ont admis que des personnages illustres et des évènemens publics. Les Modernes en ont fait un spectable moral, et rien ne convient mieux à la fin qu'ils se proposent que des caractères familiers et des évènemens domestiques.

On nous opposera des autorités, mais 1° il en est peu qui balancent celle du grand Corneille. La tragédie doit exciter, dit-il, de la pitié et de la crainte.... Or, s'il est vrai que ce dernier sentiment ne s'excite en nous que quand nous voyons souffrir nos semblables, et que leurs infortunes nous en font appréhendir de pareilles; n'est-il pas vrai aussi qu'il y pourroit être excité plus fortement par la vue des malheurs arrivés aux personnes de notre condition, à qui nous ressemblons tout à fait etc. 2° Lorsqu' Aristote examine lui-même les qua-

lités nécessaires au héros de la tragédie, observe le même poète, il ne touche point du tout à la naissance et ne s'attache qu'aux incidens de sa vie et à ses moeurs; il demande un homme qui ne soit ni tout méchant ni tout bon; il le demande persécuté par quelqu'un de ses proches; il demande qu'il tombe en danger de mourir par une main obligée à le conserver: et je ne vois point, dit Corneille, que cela ne puisse arriver qu'à un prince. Voilà précisément l'apologie de la pièce dont nous allons donner un extrait. Dieſer wird nun gegeben, unterbrochen von Ueberſetzung einiger Stellen und eingeſtreuten Urtheilen, z. B. nach der erſten Scene: rien de plus vrai de plus naturel que ces moeurs; c'est l'ame d'un père toute nue. Zu dem Medeenſpiel, das er übrigens für Ernſt zu nehmen ſcheint, bemerkt er: Ce morceau plein de rage nous paroît porter atteinte à la vraisemblance de tout le reste de la pièce — es ſei unbegreiflich, wie Mellefont der Marwood nun noch habe trauen und ſie gar der Sara vorſtellen können. Der Dichter hätte bei dem Motiv des Anfangs der Scene ſtehen bleiben ſollen: la rage de Marwood ne devoit s'exhaler qu'après que son amant est sorti et avec sa confidente. Von den Schwierigkeiten, welche Sara macht, den Brief des Vaters zu leſen (Akt III.) heißt es: Ce sentiment est rempli de délicatesse et de vérité, mais le poète l'a affoibli en l'exagérant. Le refus que fait Sara de lire la lettre de son père, engage Waitwell à user d'un détour qui prolonge encore la scène et qui la refroidit. Les premiers mouvemens de son ame doivent être la confusion, la crainte, le reproche d'ingratitude et le plus vif attendrissement; mais ces mouvemens doivent être rapides, et l'impatience de lire sa grâce, écrite de la main de son père, de baiser, d'arroser de ses larmes les caractères de cette main chérie, doit l'emporter l'instant après. Cette scène a tout ce qu'il faut pour être excellente; il n'y a que l'excès à retrancher. Ferner urtheilt Diderot, in der Aeußerung Mellefonts (Act IV.), derzufolge es ihm ein ſchrecklicher Gedanke iſt, daß Sara ſeine Gattin werden ſolle, liege doch que Mellefont est encore un libertin — et cette idée affoiblit beaucoup l'interêt de la pièce. On ne sait pourquoi le poète lui a laissé cette tache; il n'en avoit pas besoin; pour être aussi coupable que la moralité l'exige, le crime de l'enlèvement suffisoit: et c'est une adresse qu'avoient les poètes Grecs, d'attribuer à des causes étrangères ou de placer dans l'éloignement le crime qui justifioit le malheur de leurs héros. Par-là ils concilioient la morale avec le pathétique, et le coupable étoit intéressant. Die Unbedachtſamkeit Mellefont's, die Marwood nun gar mit der Sara allein zu laſſen, wird ſcharf getadelt: indeſſen il faut avouer que ce moyen, tout défectueux qu'il est, amène des scènes très-pathétiques. Den Schluß überſetzt Diderot großentheils — er findet darin zwar auch einige Längen, und dann ſei die Situation am Ende aus Ines de Caſtro entlehnt, et quoiqu'elle ait dans l'allemand des beautés do détail qui lui sont propres, elle ne laisse pas d'être inférieur à l'original, en ce qu'elle n'offre point, comme le tableau du poète français, les enfans aux genoux de leur mère expirante: situation sublime en fait de pathetique, ſchließt dann aber wie folgt: Du reste on ne peut disputer à M. Lessing le vrai génie de la poésie dramatique, c'est à dire, le don de se pénétrer des sentimens les plus intimes de la nature, et de les exprimer avec beaucoup de chaleur, d'énergie et de vérité. Nous ne désirons dans sa pièce que plus de précision et de rapidité daus le dialogue, des scènes moins alongées et par conséquent plus vives, eu un mot, un tissu plus serré

dans l'intrigue et dans l'action, mais surtout moins de négligence dans la manière de préparer et d'amener les évènemens. Par exemple, nous ne saurions pardonner à un homme de génie d'avoir donné à Marwood, pour raison de vouloir être présentée à Sara, la curiosité de savoir si elle est digne de fixer Mellefont. Il est hors de toute vraisemblance qu'il prenne ce prétexte pour le véritable motif d'une femme qu'il doit si bien connaître, et il est évident que dans la situation où elle est, une vaine curiosité n'est pas ce qui l'occupe: au lieu que le poète avoit un motif très-naturel, très-sérieux, très-imposant à lui donner pour demander à voir sa rivale. Marwood a une fille de Mellefont, celui-ci veut la lui ôter et l'élever auprès de lui: que Marwood eût feint d'y consentir, mais de vouloir recommander sa fille à sa rivale, sans toutefois s'en faire connaître, et comme par un mouvement d'humanité pour cette enfant, dont elle auroit pris soin jusqu'alors. Il étoit vraisemblable que Mellefont se prêtât à la foiblesse d'une mère, et que trompé par cet artifice, il consentît à cette entrevue, en supposant toutefois que Marwood eût dissimulé sa rage aux yeux de Mellefont, comme dans la première scène; car dès qu'elle l'a menacé de se venger sur sa propre fille, et qu'elle a levé le poignard sur lui, il ne doit plus que la détester et la craindre; et il n'y a plus aucune raison qui l'autorise à la laisser tête-à-tête avec Sara.

Il se peut que l'art ait encore des progrès à faire chez les Allemands, mais le génie y a pris la grande route de la nature, et l'on ne sauroit trop les exhorter à la suivre. La vérité même négligée intéressera toujours beaucoup plus que l'artifice le plus étudié*).

Diese Kritik verschaffte Lessingen in Frankreich eine gewisse Berühmtheit; Grimm spricht in seiner Correspondenz unterm 15. December davon; nachdem er von Lessing's Fabelbuche geredet, das jetzt in's Französische übersetzt worden war — Mr. Lessing a beaucoup d'esprit, de génie et d'invention; les dissertations dont ses fables sont suivies prouvent encore qu'il est excellent critique — fährt er fort: Ce poète a de la réputation en France depuis plusieurs années; l'idée qu'on a donnée dans le Journal étranger de sa tragédie de *Miss Sara Sampson*, l'a fait regarder comme un homme de génie. Mr. Trudaine de Montigny, intendant des finances, a traduit cette pièce, qui a eu un grand succès à Paris, quoique le traducteur ne l'ait communiquée qu'en manuscrit et n'ait pas voulu qu'elle fût imprimée. Elle vient d'être jouée à St. Germain-en-Laye sur le théâtre particulier de Mr. le duc d'Ayen, par une troupe choisie. On dit que Madame la comtesse de Tessé, fille de Mr. le duc d'Ayen, a joué le rôle de Miss Sara d'une manière ravissante, et c'est bien aisé à croire. Son frère, Mr. le comte d'Ayen, joint à des qualités plus

*) Lessing mußte den Lesern des Journal étranger im frischen Andenken stehen, denn in einem Essai sur la poésie allemande im September desselben Jahrganges wird er enthusiastisch gelobt: Lessing, génie original dont nos derniers neveux seront encore fiers u. s. w. Derselbe Artikel hält den Franzosen eine gewaltige Strafrede wegen ihrer Tragödie, wie sie nur ein Freund Diderot's konnte veröffentlichen wollen. Uebrigens wird das Journal étranger in seinem auf deutsche Litteratur bezüglichen Theile zu dieser Zeit überhaupt von einem entschiedenen Anhänger, man möchte fast vermuthen einem Mitgliede des Berliner Kreises, beherrscht: unter den wenigen auf deutsche Litteratur bezüglichen Aufsätzen finden sich Uebersetzungen von Kleist's Cissides und Paches, und einem Theil von Moses Abhandlung über das Schöne und seinen Briefen über die Empfindungen.

essentielles et plus distinguées celle d'un excellent comédien; il a joué le rôle de l'amant de Sara. Cette pièce, représenté devant la plus grande compagnie de France, a reçu de grands applaudissemens, et produit les plus fortes impressions. Elle a déjà été jouée trois fois. Ja Nicolai will im 256. Litteraturbriefe, wo er über jenes Heft des Journal étranger berichtet, ſogar aus guter Hand wiſſen, die Sara werde noch denſelben Winter auf dem théâtre français aufgeführt werden, eine Ehre, ſetzt er hinzu, die vielleicht noch keinem Stücke, das nicht urſprünglich franzöſiſch ſei, widerfahren ſein möge — woraus aber auch meines Wiſſens nichts geworden iſt. Vorzüglich intereſſant aber iſt eine weitere Notiz, die wir hier, ſo wie in der Allgemeinen deutſchen Bibliothek I. St. 2. S. 308 (1765) finden. Nachdem hier bemerkt worden, das Stück ſei Ende 1764 zu St. Germain bei dem Herzoge von Noailles von dem Herzoge von Choiſeul und den vornehmſten Herren und Damen vom Hofe mit dem größten Beifall aufgeführt, wird hinzugeſetzt, Herr Trudaine de Montigny habe darin zwar einige kleine Veränderungen gemacht, allein Diderot werde das Stück ganz herausgeben und zwar mit dem engländiſchen Spieler und dem Kaufmann von London, auch werde er Anmerkungen über die Natur dieſer drei Stücke hinzuthun — welches zugleich eine Belehrung über die Beſtimmung der Ueberſetzung des Spielers, die ſich in ſeinen Werken findet (éd. de 1818. Suppl. p. 88), enthält, welche die franzöſiſchen Herausgeber nicht zu geben wußten.

Wenn nun alſo hier, in Bezug auf das bürgerliche Drama und die Miß Sara Sampſon, Leſſing und Diderot vollkommen unabhängig von einander auf ähnliche Ergebniſſe gekommen ſind, und ſpäter in der gegenſeitigen Anerkennung Leſſing ſogar das Prävenire geſpielt hat, ſo hat dagegen allerdings der Letztere ſowohl lange vorher, ehe dem Diderot ſein Name nur bekannt ſein konnte, eine der bedeutendſten Anregungen von dieſem erfahren, als auch in der Periode, mit welcher wir hier zu thun haben, aus den auf das Theater bezüglichen Bemühungen deſſelben, inſofern ſie von ſeinen eigenen bisherigen abwichen, einen Gewinn gezogen, den er dem Franzoſen, welcher ihn von jetzt an wieder aus den Augen verloren zu haben ſcheint, nicht zurückgezahlt hat.

Was nun zuerſt jene frühe und bedeutende Anregung anbetrifft, ſo denke ich bei dieſer nicht etwa an die Bijoux indiscrets, inſofern hier im 38. Cap. (p. 118 der éd. de 1818) das alte franzöſiſche tragiſche Syſtem angegriffen wird, denn wenn auch Leſſing dieſen ſcheußlichen Roman in der Dramaturgie wegen dieſer Stelle anführt, ſo iſt doch keine Spur vorhanden, daß derſelbe, welcher anonym an's Licht trat, ihm ſchon bei ſeinem Erſcheinen bekannt geworden wäre. Vielmehr möchte ich hier auf den Brief über die Taubſtummen hingedeutet haben, den er 1751 im Neueſten aus dem Reiche des Witzes mit dem größten Intereſſe beſpricht, und auf welchen wir weiterhin in mehreren Puncten die Grundzüge ſeiner allgemeinen äſthetiſchen, ja ſeiner metaphyſiſchen Anſichten werden zurückführen müſſen.

Bleibt alſo dieſer Geſichtspunct ſpäteren Erörterungen überlaſſen, ſo wird, um Diderot's Einfluß auf Leſſings dramatiſche Ausübung ſo wie Theorie, und insbeſondere auf die Minna v. Barnhelm in's Licht ſtellen zu können, eine Verſtändigung über den Standpunct, welchen der Franzoſe in dramatiſchen Dingen einnimmt, vorangehen müſſen.

Ich muß auf die Gefahr hin, daß man es für anmaßend erklären wird, auf solche Weise über eine fremde Litteratur abzusprechen, die Behauptung aufstellen, daß Diderot in dieser Beziehung noch niemals vollkommen richtig gewürdigt worden ist. Man hält sein rührendes Drama gemeiniglich für eine bloße Fortsetzung der comédie larmoyante, selbst Villemain nimmt hier in seinem Tableau du dix-huitième siècle, das doch an fruchtbaren Gesichtspuncten gerade in Bezug auf Diderot so reich ist, die gehörige Sonderung nicht vor. Es versteht sich von selbst, daß Diderot's Werke ebensowohl, wie die der weinerlichen Komödie, der alten französischen Tragödie auf eine gewisse Weise entgegentreten, und überhaupt wie diese, zu der Gattung gehören, — sie sei so alt, wie die Welt, sagt Villemain — in welcher ohne die künstliche Zersetzung in Ernst und Scherz das ganze Leben dargestellt sein soll; aber daß sich hier noch gar manche Arten und Entwickelungsstufen unterscheiden lassen, werden schon die obigen Erörterungen bei Gelegenheit der Sara gezeigt haben; schon in der ersten Hindeutung auf die Nothwendigkeit einer Umgestaltung der dramatischen Poesie Bijoux indiscrets cap. 38 (p. 118 der éd. de 1818) werden Gesichtspuncte geltend gemacht, bei denen die comédie larmoyante gänzlich bei Seite liegen bleibt; es wird gesagt, die modernen Tragödien kämen den antiken bei weitem nicht gleich, das rühre aber nicht daher, daß die Regeln in ihnen weniger gut beobachtet würden, sondern daß keine Natur in ihnen sei; das Drama müßte eine so natürliche Darstellung des Vorfalls sein, daß der Zuschauer diesem selbst beizuwohnen glauben müsse, es wird an den französischen Tragödien die complicirte Anlage, der unnatürliche Ton des Dialogs getadelt, weßhalb es z. B. heißt: Messieurs, au lieu de donner à tout propos de l'esprit à vos personnages, placez-les en des conjonctions qui leur en donnent; und in der Grimm'schen Correspondenz liest man schon 1753 bei Gelegenheit des Todes des Nivelle de la Chaussée: J'imagine un genre de comédie bien plus tragique, si l'on peut parler ainsi, que le larmoyant. Pourquoi empêcherois-je par exemple, mon Joueur et mon Dissipateur de se tuer à la fin de ma pièce dans les accès de désespoir qui sont ordinairement les suites de ces égaremens. Une telle comédie, bien conduite, seroit plus dans la nature que la plupart de nos tragédies, et j'ai dans la tête qu'elle produirait des effets étonnans.

Diderot ist mit seinem fils naturel und seinem père de famille gerade ebensowenig ein Fortsetzer der französischen comédie larmoyante, wie Lessing mit seiner Sara, denn um es nur kurz heraus zu sagen — die Grundlagen sind bei ihm genau dieselben, wie bei dem Deutschen. Nämlich er knüpft, wie schon die soeben angeführte Stelle beweist (s. auch éd. de 1818. T. VI. p. 383.), unmittelbar an die Engländer an, und zwar mit so gründlichem Verständniß, daß er später die Benennung „bürgerliche Tragödie" selbst nicht gelten lassen will; man liest, was von Diderot wo nicht geschrieben, so doch eingegeben ist, da Saurin einen Beverley geschrieben hatte, in der Grimm'schen Correspondenz den 15. Mai 1768 überaus treffend: Si Béverley est une tragédie, pourquoi est elle bourgeoise? S'agit-il ici des malheurs que ne peuvent arriver qu'à des bourgeois? ou bien ce qui est tragique pour des bourgeois, est il comique pour des princes? Il fallait dire tout simplement tragédie, et laisser la mauvaise epithète de bourgoise aux critiques bourgeois du coin qui ont aussi inventé le terme de comédie larmoyante, et qui

ont écrit sur l'une et sur l'autre de grandes pauvretés *). Und zwar knüpfte er an die Familienromane, an Richardson an. Es findet ſich unter ſeinen Schriften (Bd. I. S. 600) eine Lobrede auf dieſen, welcher eine unbedingte Verehrung athmet; was er hier von den Romanen deſſelben ſagt: Le monde où nous vivons est le lieu de la scène; le fond de son drame est vrai; ses personnages ont toute la réalité possible; ses caractères sont pris du milieu de la société; ses incidens sont dans le moeurs de toutes les nations policées; les passions qu'il peint sont telles que je les éprouve en moi; ce sont les mêmes objets qui les émeuvent, elles ont l'énergie que je leur connais; les traverses et les afflictions de ses personnages sont de la nature de celles qui me menaçent sans cesse u. ſ. w., klingt wie eine Beſchreibung ſeines eigenen Dramas; auch entlehnt er wirklich in der Abhandlung de la poésie dram. ſeine Beiſpiele für den dramatiſchen Dialog aus ihm (IV. 671), auch in Bezug auf die „pantomime", die bei Diderot ein ſo wichtiger Punct iſt, beruft er ſich auf ihn (a. a. O. S. 683: Lettre à Mme Riccoboni.) Und ſo iſt denn auch wirklich ſein Drama nach ſeiner eigenen Benennung ein Drame domestique, ebenſo wie ſich für Leſſing aus jenem Familienromane ein Familiendrama entwickelt hatte.

Allein auf dieſer Grundlage ſchlug er nun eine andre Richtung als Leſſing ein, und zwar vermöge einer Eigenſchaft, die dann auch wieder den Letzteren, jemehr ſie in ihm ſelbſt durch Diderots Beiſpiel erweckt wurde, um ſo entſchiedener von demſelben unabhängig machte — und dieß iſt der Punct, wo Leſſing wirklich eine unberechenbar folgenreiche Einwirkung von Diderot erfahren hat.

Leſſings Sara iſt ſo ſehr ein Kind der engliſchen Familienromane, daß ſie ein deutſches Familiendrama mit engliſchen Sitten iſt. Ich werde am Ende dieſes Kapitels zu erörtern Gelegenheit haben, welch eine welthiſtoriſche Unklarheit darin lag. Bei Diderot konnte davon nicht die Rede ſein. Was dieſen vor Allen charakteriſirt, iſt ein ganz ungemein reſoluter Naturalismus, über den ich noch bei einer andern Gelegenheit einiges werde ſagen müſſen **). Von dieſem mußte die nächſte Folge ſein, daß in ſeinen Dramen die Sitten und Charaktere, ohne daß er es ausdrücklich beabſichtigte, ächt national-franzöſiſch ausfielen, wie denn namentlich der père de famille eine ſo ächt franzöſiſche Individualität iſt, wie ſie nur gedacht werden kann, mögen auch die Franzoſen dieſen Zug in ſich ſelbſt gewiſſermaßen erſt durch Diderot entdeckt haben. Leſſing zeigt in ſeinen ſpäteren Werken nicht nur denſelben Natura-

*) So wird es auch Diderot ſein, der über einige Schönheiten des Lillo'ſchen Stückes bei Gelegenheit einer Art von Heroide von Dorat, eines Briefes von Barnwell aus dem Gefängniß an einen Freund enthuſiaſtiſche Betrachtungen anſtellt. Man muß ihn ſogleich an dem barocken Ausruf erkennen: Je conseille à celui que ces mots ne déchirent pas, d'aller se faire rejeter par dessus l'épaule de Deucalion ou de Pyrrha, car il est resté pierre!

**) Er äußert ſich bisweilen durch ſeltſam ſubjective Ausbrüche, z. B. wenn Diderot in der Encyclopädie, dem objectiv wiſſenſchaftlichen Werke, im Artikel Sokrates bei Erwähnung der Deutſchen im Andenken an ſeine eignen einſtigen Verhältniſſe ausruft: Ah, Socrate, je te ressemble peu, mais au moins tu me fait pleurer d'admiration et de joie.

lismus, er zeigt mehr, nämlich Natur; wenn Villemain ſagt — ich laſſe hier abſichtlich zwei Franzoſen ſprechen —: Diderot comme critique, a quelque chose de la liberté de l'école allemande, quelque chose aussi de ses affectations. Ce qu'il veut, ce qu'il admire, c'est le naturel, le spontané, le simple, un homme enfin et non pas un auteur. Ce qu'il est dans ses jugemens, c'est un homme passionné et original, qui ne juge ni par règles ni avec méthode, mais sous les impressions qu'il reçoit ou par des vues d'esprit qui lui sont propres. Mais ce qu'il est naturellement, il affecte encore plus de l'être: ſo meint die Frau von Staël: Lessing en général pensait comme Diderot sur l'art dramatique..... Mais Diderot, dans ses pièces, mettait l'affectation du naturel à la place de l'affectation de convention, tandis que le talent de Lessing est vraiment simple et sincère. Und ſo verſteht es ſich denn von ſelbſt, daß ſeine reiferen Werke ſelbſt national, alſo deutſch-national ſind, und eben deshalb im Einzelnen eine Nachahmung des Diderot nicht enthalten können, aber eben dazu, zu ſolcher unbefangenen Abſpiegelung des Lebens und ſeines eigenen Innern dürfte Leſſing gerade zum Theil durch Diderot's aufregenden Ungeſtüm aufgerüttelt ſein, und ſo möchte ich es verſtehen, wenn er ſagt, ohne dieſen hätte ſein Geſchmack vielleicht eine eigenthümlichere Richtung genommen, aber keine, mit der ſein Verſtand auf die Länge zufriedener geweſen wäre; er hätte vielleicht in der etwas wunderlichen und gemachten Manier des Philotas, „der Denkungsart ſeiner Nation gemäß," wie die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften meinte, fortzudichten verſucht, wie wir denn noch ſpäter ſehen werden, daß es ihm wirklich einmal begegnen konnte, ſich bei einer ſehr unpraktiſchen Abſonderlichkeit zu betheiligen, nun aber war ſein nächſtes Gedicht die Minna, welche ganz und gar aus dem vollen friſchen Leben gegriffen iſt.

Und wirklich läßt ſich bei dieſer auch im Einzelnen verfolgen, wie ſie ihrer Kunſtform nach aus der allertiefſten Erwägung der Diderot'ſchen Betrachtungen hervorgegangen iſt.

Es kann keinem Kenner der Litteratur verborgen geblieben ſein, daß die Minna, wenn es ſich davon handelt, ihren äſthetiſchen Ort, ihre Klaſſe zu bezeichnen, in keine von den bis dahin gebräuchlichen Gattungen von Luſtſpielen hineinpaſſen will. An das haut comique iſt bei ihr nicht zu denken, weinerliche Komödie iſt ſie nicht, eben ſo wenig hat Leſſing in ihr die wilde Komödie der Engländer auf den deutſchen Boden verpflanzt, ſeine eigene frühere Marivaux'ſche Bedientenkomödie gar nicht zu erwähnen, — was kann ihm denn alſo bei ihr vorgeſchwebt haben? Antwort: das Diderot'ſche comique sérieux. Man erinnert ſich, welche Bewandtniß es mit dieſem hat. Diderot ſtellt in ſeiner dritten Unterredung über den fils naturel folgende Stufenleiter der dramatiſchen Gattungen auf: le burlesque, le genre comique, le genre sérieux, le genre tragique, le merveilleux, und gebraucht als Beiſpiel des genre sérieux die Heeyra des Terenz, von welcher er ſagt: Je demande dans quel genre est cette pièce? Dans le genre comique? il n'y a pas le mot pour rire. Dans le genre tragique? La terreur, la commisération et les autres grandes passions n'y sont point excitées. Cependant il y a de l'intérêt; et il y en aura, sans ridicule qui fasse rire, sans danger qui fasse frémir, dans toute composition dramatique où le sujet sera important, où le poète prendra le ton que nous avons dans les affaires sérieuses, et où l'action s'avancera par la perplexité et par l'embarras. Dieſes genre sérieux könne nun wegen ſeiner Stellung

zwiſchen dem Komiſchen und Tragiſchen bald von dieſem bald von jenem eine ſtärkere Beimiſchung annehmen, und daher des comédies dans le genre sérieux, und des tragédies domestiques. Als Beiſpiel der letzteren Gattung hatte er ſelbſt Leſſing's Sara begrüßt; die Minna iſt eins von der erſteren. Es trifft auch genau bei ihr ein, was Diderot noch ſonſt von dem genre sérieux fordert. In der Abhandlung über die dramatiſche Poeſie bezeichnet er als den Gegenſtand des genre sérieux die Pflichten und Tugenden der Menſchen: les devoirs des hommes sont au fond aussi riches pour le poète dramatique que leurs ridicules et leurs vices — und weiterhin heißt es: Je le repète donc; l'honnête, l'honnête. Il nous touche d'une manière plus intime et plus douce que ce qui excite notre mépris et nos ris; poète, êtes-vous sensible et délicat? pincez cette corde, et vous l'entendrez résonner ou frémir dans toutes les âmes. „Man hätte es die Großmüthigen betiteln ſollen," ſagten die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen den 19. October 1767 von Leſſing's Stück, „denn ſelbſt der Reitknecht iſt ſo edel geſinnt, daß er ſich zum Schuldner ſeines Herrn macht, und die beiden Hauptperſonen beſtreiten ſich aus lauter feinen Empfindungen, da der abgedankte und mittelloſe Liebhaber ſeine reiche Braut nicht unglücklich machen will, dieſe aber ſich recht aufdringt und endlich ihren Zweck dadurch erhält, daß ſie ſich ſelbſt als verunglückt darſtellt *)." Man darf ſich hierbei wohl erinnern, daß Diderot eine Tragödie des Corneille, er meint, es ſei der Nicomedes, in welchem alle großmüthig ſeien, als Beleg anführt, daß es der Contraſte im Drama nicht bedürfe, überdies mag zwar Leſſing, nach einer Bemerkung von Tieck, beim Tellheim an den Manly im Plain-dealer gedacht haben, ſo wie ohnehin, wie ſchon angedeutet, an ſeinen Freund Kleiſt

*) In's Franzöſiſche wurde das Stück ſogar unter eben dieſem Titel übertragen. Siehe über dieſe Bearbeitung: Teutſches Muſeum 1780 Bd. II. S. 476. „In Paris fährt man fort des Rochon de Chabannes unter dem Titel les généreux amans nachgeahmte Minna von Barnhelm ſehr gern zu ſehen. Das Parterre ſagt, nachdem es geklatſcht hat, et cependant cela est imité de l'allemand. Der franzöſiſche Verfaſſer hat faſt nur weggelaſſen. Juſt und der Wirth haben nur ein Paar Worte zu ſagen, die Dame in Trauer erſcheint gar nicht, und die Rollen von Tellheim und Minna ſind bis auf die Hälfte verkürzt; auch iſt der ganze Handel mit dem Ringe weggeblieben. Die größte Veränderung iſt mit dem Grafen von Bruchſal vorgegangen, aus dem ein Edelmann, der beſtändig von ſeinen 16 Ahnen und den deutſchen Stiftern ſpricht und faſt die Hauptperſon geworden iſt. — — Weil viel in dem Stücke von dem Könige von Preußen geſchwatzt wird, ſo mußte der preuſſiſche Miniſter erſt um Erlaubniß gefragt werden, ehe man es aufführen durfte, er ertheilte ſie ohne Bedenken." — Eine franzöſiſche Ueberſetzung des Stückes hatte auch der Schauſpieler Großmann gemacht: Taſchenbuch für das Theater 1770 S. 70. Leſſing's Freund Weiße fand in der Minna des Edelmuths noch nicht genug. Er ſchreibt an Garve am 30. Dec. 1767: „Wir haben ſeit Kurzem die Minna von Leſſing auf unſerm Theater geſehen. Sie nimmt ſich vortrefflich aus. Aber ich habe dabei eine Anmerkung gemacht, wodurch Leſſing ſeine Minna und zugleich das ganze Stück hätte veredeln können. Warum läßt er ſie nicht ihren geliebten Officier aus dem edeln Bewegungsgrunde aufſuchen, weil ſie hört, daß er alle das Seinige verloren, abgedankt und in Ungnade gefallen ſei? Dieſe Nachricht würde ihr gleich die Urſache von ſeinem langen Stillſchweigen errathen laſſen. Jetzt aber, da ſie ihm nachläuft, blos weil ſie ihn liebt, da er ihr doch ſeit dem Frieden kein Wort von ſich gemeldet, und dies ſie auf die ſichere Vermuthung bringen konnte, daß er ſie vergeſſen und vielleicht ein Paar andere Weiber wieder geheirathet, jetzt ſieht ſie einem verbuhlten Mädchen ähnlich, das blos durch ſeinen Beſitz ihre ſinnliche Luſt (!!) zu befriedigen denket."

und an ſich ſelbſt, aber ein gewiſſes, wenn ich ſo ſagen darf, Profeſſionmachen aus dem Edelmuth und der Entſagung, das beſonders in der Scene mit der Wittwe Marloff auffällt, erinnert doch ſehr an Diderot's Dorval. Endlich iſt's auch ein eigenthümlicher Gedanke von Diderot, daß er dem Drama dadurch aufzuhelfen hofft, wenn er, da die Charaktere verbraucht ſeien, die conditions, unter denen er ſowohl die Stände in der bürgerlichen Geſellſchaft, z. B. den des Richters, als auch die Lebensverhältniſſe, wie das des Hausvaters, verſteht, auf's Theater zu bringen anräth, und eben dieſes thut Leſſing anerkanntermaßen mit dieſem „Soldatenglück" auf die glücklichſte Weiſe, was um ſo weniger auffallen kann, da er jedenfalls nahe daran geweſen iſt, ganz aus ſich ſelbſt auf dieſen Geſichtspunct zu verfallen, denn wenn er ſich früher gegen ſolche Stücke erklärt hatte, in denen ganze Stände verſpottet wurden, ſo iſt dagegen ein Luſtſpiel, in welchem „das Honnette" eines gewiſſen Standes, nämlich des geiſtlichen, dargeſtellt wird, ſchon der Freigeiſt.

Mendelsſohn bemerkt im dreihundert und zwölften Litteraturbriefe bei Gelegenheit der Stücke des E. Schlegel ſehr treffend, daß das ſogenannte hohe Komiſche dem deutſchen Charakter nicht angemeſſen ſei, und der ſeltene Eigenſinn der Dichter, ihm gleichwohl nachlaufen zu wollen, ein Hauptgrund ſei, weshalb man ſich faſt ausſchließlich auf die Nachahmung angewieſen geſehen habe, nur in der Poſſe verſtänden ſie allenfalls originell zu ſein. Mit der Minna von Barnhelm hat Leſſing, wenn er in ihr eine ernſte Komödie erſchuf, wie Diderot ſie wohl ausdenken aber nicht machen konnte, zugleich für das deutſche Luſtſpiel den rechten Ton getroffen. Mit dem ernſten Luſtſpiel konnte es nur in Deutſchland recht Ernſt werden, — der Père de famille des Diderot iſt immer noch mehr ein pathetiſches Luſtſpiel — und nur dieſes konnte den Deutſchen genügen, denn nur dieſes iſt eine freie Abſpiegelung des wirklichen Lebens. Und hierin gerade liegt die epochemachende Wichtigkeit der Minna von Barnhelm und der übrigen Schriften Leſſing's, welche mit ihr in dieſelbe Periode fallen.

Es iſt hier der Ort, endlich einmal darüber in's Reine zu kommen, welches denn die Eigenthümlichkeit ſo recht eigentlich ſei, zu welcher ſich hier die deutſche Poeſie erhoben habe — worin der volksthümliche Charakter, den ſie jetzt erreicht habe, beſtehe und ſich von dem volksthümlichen Charakter anderer Litteraturen unterſcheide, was wir doch vermöge der bloßen Anerkennung, daß ſolche Eigen- und Volksthümlichkeit erreicht ſei, eben ſo wenig ſchon wiſſen, wie wir überhaupt damit, daß wir uns bei uns ſelbſt zu Hauſe fühlen, das Weſen dieſer Heimath wiſſenſchaftlich begriffen haben.

Es wird den Leſern der Geſchichtſchreiber der deutſchen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, mich ſelbſt, wenn ich mich zu ihnen rechnen darf, nicht ausgenommen, ſchon längſt verdrießlich geworden zu ſein, immer von dem Zurückgehen auf die Natur und wieder von dem Zurückgehen auf die Natur reden zu hören, welches in dieſer Periode ſtattgefunden habe. Was iſt denn das am Ende, Natur? werden ſie fragen. Giebt es denn nicht ſo viele Naturen, wie es — eben Naturen giebt — wie es etwa Volksthümlichkeiten giebt? Iſt nicht auch das ein Zurückgehen auf die Natur geweſen, wenn ſich gerade dieſelbe Litteraturform, von welcher die Deutſchen ſich jetzt emancipirten, die antikiſirende und in's Beſondere die franzöſiſche, etwa in Frankreich, wo ſie doch die wahrhaft nationale Litteraturform geweſen iſt, conſolidirte? Will denn dies Zu-

rückgehen auf die Natur etwas anderes aussprechen, als überhaupt einen solchen Proceß nationaler Erstarkung, wie er dem Zustandekommen einer jeden Litteratur zu Grunde liegen muß? Und wenn dies der Fall ist, muß denn nicht ein solcher Proceß überall stattfinden, wo es nur überhaupt zu einer Litteratur gekommen ist, die ja gar nicht anders als auf nationaler Grundlage existiren kann, so daß ein gewisses Zurückgehen auf die Natur auch schon in der vorlessingischen, französirenden Periode vollbracht gewesen sein müßte, deren Beseitigung doch gerade durch jenen Ausdruck bezeichnet werden soll — wie denn ja in der That in jener Zeit nicht blos die Litteratur, sondern auch das Leben mit fremdländischen Elementen versetzt gewesen ist. Oder, wenn hier in diesem Ausdruck doch noch etwas Weiteres liegen sollte, wäre das nicht gerade das Allerbedenklichste? Schiene das nicht zu verrathen, daß er von einer ästhetischen Anschauungsweise eingegeben sei, die in unsern Tagen längst für abgethan gilt; von der Theorie der Naturnachahmung, welche eben so wenig die wahren Bedingungen einer Kunstübung, die diesen Namen verdient, zu begreifen weiß, wie bei einem Ausgehen von ihr eine solche jemals möglich sein wird?

Das läßt sich nun Alles wohl hören, und ist sogar in thesi vollkommen richtig, nichts desto weniger dürfte es schwer halten, einen angemesseneren Ausdruck als den allgemein gebräuchlichen für das hier obwaltende Verhältniß ausfindig zu machen, denn die Deutschen konnten freilich, wie alle Leute, nur auf ihre eigene Natur zurückgehen, aber es lag eben in der Natur der Deutschen, auf eine andere Weise auf die Natur zurückzugehen, als andere Leute.

Man begnügt sich für die Litteraturperiode, welche dem Auftreten Lessing's voranging, und im Gegensatz zu welcher dieser die neue Zeit begründete, gemeiniglich mit dem Gesichtspuncte, ihre Erzeugnisse seien eben schlecht, sie sei eine Zeit der Entkräftung und des Verfalls. Es wird freilich so leicht Niemand besondern Geschmack an diesen Opitz, Gryphius, Gottsched finden können, aber ein solches Urtheil ziemt sich doch höchstens für die gemeine Anschauungsweise, die in gesunder Unmittelbarkeit nur auf Genuß oder geistige Nahrung bedacht, sich in der heutigen Litteratur, die ja eben darum die heutige ist, befriedigt fühlt, und um das, was dieser als ein Andres entgegensteht, nun nicht weiter bekümmert und es als ein Fremdartiges von sich weist; der Litterarhistoriker dagegen sollte immer von dem Grundsatze des Spinoza ausgehen: actiones humanas neque ridere neque lugere neque detestari, sed intelligere. Zwar will sich nun jene Anschauungsweise in allerlei anzüglichem Spotte ergehen, der Litterarhistoriker sei gegen den Unterschied von gut und schlecht abgestumpft und es stehe ihm eigentlich Alles an Werthe gleich, ja die Blüthe und Frucht gelte ihm wohl gar weniger als das Holz des Stammes und das schmutze Faserwesen der Wurzel, denn jene kämen ja aus diesem und sie selbst seien in ihrer Prätenstion auf unser subjectives Wohlgefallen ganz unbequem, am theuersten aber sei ihm der Mist, denn der biete den reichsten Stoff zu genetischer Darstellung — aber sie reden was sie wollen, mögen sie doch reden, sagt der Goethische Wieland; man wird niemals aus den Augen setzen dürfen, daß die Früheren an das, was sie trieben und wollten, ebensowohl ihre ganze Seele gesetzt haben, wie wir nur immer bei unsern Bestrebungen thun mögen, und das hieße doch wenig Glauben an die Menschennatur haben, sich vorstellen zu können, wenn das ein Mensch thut, daß da so gar nichts Positives — ob zwar vielleicht mit vielem Mißverständniß und in falscher Anwendung — zu Grunde liegen sollte.

Im gegenwärtigen Falle aber wird es ganz besonders wichtig sein, das Positive, was sonach auch bei Lessing's Vorgängern vorhanden gewesen sein dürfte, zu ermitteln, denn ist das, was sie gegeben haben, blos schlecht, so wird, was er aufstellt, am Ende blos gut genannt werden können, und daran wird sich denn doch in diesem Falle auch nur jene oben genannte Anschauungsweise kaum genügen lassen.

Allerdings ist über die deutsche Litteratur des siebenzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch eine fernere allgemeine Bemerkung gemacht worden, die man ihrer Art wohl gelten lassen muß: nämlich, sie sei, im Gegensatz zu der volksthümlichen Litteratur des Mittelalters, nur die Litteratur der Bildung, der Gelehrsamkeit. Aber der Gesichtspunct, von welchem dabei ausgegangen wird, ist nicht geeignet uns die Aufschlüsse zu gewähren, deren wir hier bedürfen: er belehrt uns, wenn er nicht etwa gar auf ganz unwesentliche Umstände gerichtet ist, z. B. daß in den Werken jener Zeit viel gelehrte Kenntnisse angebracht werden, nur über den äußerlichen Ursprung jener Litteraturrichtung, nicht aber über ihr Wesen — die Frage ist also: was für eine Litteratur ist es denn am Ende, die durch gelehrte Einflüsse in Deutschland hervorgerufen wurde?

Man wird vielleicht eine Verlegenheit vorauszusehen glauben, wo denn nur das Wesen dieser Litteratur zu suchen sein solle, und demzufolge ein Herumtaumeln in den beliebten Erörterungen über Volkseigenthümlichkeit und Nationalcharakter, wo alles Charakterisiren gemeiniglich darauf hinausläuft, daß man das Weiße als das bezeichnet, was nicht schwarz sei, und das Schwarze was nicht weiß. Es ist nicht so schlimm, wenn man nur den richtigen Begriff von Litteratur überhaupt im Auge behält. Versteht man unter diesem nur die Litteratur im engern Sinne, die eigentlich nationale Litteratur, das heißt die Summe derjenigen Schriftwerke, in welchen nicht durch absolutes Vorherrschen des Inhaltes das eigenthümliche Gepräge ihres Ursprunges verwischt wird, so wird für den Kern derselben immer die Poesie gelten müssen, denn völlig rein und selbstständig wird sich dieses Gepräge nur in ihr abdrücken, während bei allen andern Litteraturproducten, wo ein Inhalt, der nicht ästhetische Darstellung, sondern sachliche Erörterung ist, z. B. bei historischen Werken, der nationale Charakter sich nur in der Weise der „anhängenden Schönheit" der Kantischen Kritik der Urtheilskraft gelten machen kann — und die Gegensätze im Reiche der Poesie, welches in einem bestimmten Kreise von Formen besteht, lassen sich ganz genau namhaft machen, ebenso wie manche Elementarstoffe in der Natur, die an und für sich einer begrifflichen Bestimmung nicht fähig sind, dadurch sogar mit mathematischer Bestimmtheit unterschieden werden könnten, daß sie auf verschiedene Weise zu Krystallen anschießen. Es wird also der reine Kunstcharakter der deutschen Litteratur vor und nach Lessing sein, den wir hier in seiner Gegensätzlichkeit nachzuweisen haben werden.

Daß ein solcher für die Litteratur der früheren Periode durch die Bezeichnung derselben als einer gelehrten nicht angegeben wird, versteht sich nun wohl von selbst, denn die Kunstgeschichte hat ihre eigenen Phasen und ihren eigenen Verlauf, die sich nicht durch Uebertragungen aus andern Gebieten bezeichnen lassen, dagegen ist aber hier das Verhältniß wirklich dieses, daß der deutschen Litteratur vermöge der gelehrten Tendenzen der Zeit ein Kunstcharakter aufgedrungen wird, der ihr ihrer Natur nach fremd ist, wo es denn zuletzt auch nicht ausbleiben kann, daß manche ihrer Producte geradezu schlecht ausfallen.

In Deutschland, wie in ganz Europa, erblickte man das einzige Heil für alle Kunst und Dichtung in der Nachahmung des Alterthums. Es ist bekannt, daß man weit davon entfernt geblieben ist, dasselbe wirklich nachzuahmen oder auch nur seinen Geist rein und unverfälscht aufzufassen: man brachte es in den übrigen europäischen Ländern nur zu der im Einzelnen zwar geistreichen, immer aber hybriden Gestaltung einer Renaissancelitteratur, wie man sie im Hinblick auf die vollkommen analogen Verhältnisse in der Baukunst sehr treffend bezeichnet hat, und in Deutschland begnügte man sich wohl gar damit, diese verfehlte Nachahmung wieder nachzuahmen. Allein nichts destoweniger hat alle Poesie, welche auf diesem Wege entstanden ist, mit der antiken einen bedeutenden, ja vielleicht den wichtigsten Grundzug gemein, sei es daß er wirklich nur durch Entlehnung auf sie übergegangen ist, sei es daß in der Heimath der Renaissancepoesie, bei den romanischen Völkern, die gleichen Bedingungen der Naturumgebung und einer durch sie bestimmten Anschauungsweise ein gleiches Ergebniß hervorgerufen haben, wie denn schon vor dem erneuerten Einwirken der antiken Poesie bei ihnen manches Analoge vorkommt, oder daß endlich, was am wahrscheinlichsten ist, die verwandte Anlage durch die Einwirkung von Außen zur Entwickelung gebracht worden ist.

Um genügend darlegen zu können, was ich hier meine, muß ich etwas weiter ausholen und auf einige allgemeinere Begriffe zurückgehen.

Alle Kunst beruht darauf, daß die sinnlichen Anschauungen als solche zugleich eine psychische Stimmung auszudrücken und mitzutheilen im Stande sind. Wie dieses möglich sei, und was für eine Verbindung es sei, die hier zwischen diesen an und für sich ganz heterogenen Elementen stattfinde, muß im Allgemeinen der Philosophie des Schönen zu ermitteln überlassen bleiben; die einzelnen in diesen Kreis fallenden Erscheinungen zu erklären, fehlt es unserer Wissenschaft noch an den ersten Haltpuncten. Wir haben es hier durchaus mit einem Vorgange zu thun, wie die des organischen Lebens sind, die wir wohl *hervorrufen* können, aber nicht *machen*, und deren Reiz und Würde für uns großentheils in dem Geheimniß selbst liegt, in welches ihr Wesen gehüllt ist. Doch steht so viel fest, daß diese Verbindung nicht eng genug gedacht werden kann, da selbst einfache Empfindungen, z. B. die Farben, mit bestimmten psychischen Eindrücken verknüpft sind, und eine geringe Veränderung in der Zeichnung bisweilen den Charakter einer ganzen Darstellung umwandeln kann. Der Künstler faßt die sinnliche Erscheinung von vorn herein nur in so fern auf, als sie das andere Element schon in sich schließt; er macht beständig Studien, das heißt, er betrachtet die Natur unter dem Gesichtspuncte, wie sie sich zu seinen Zwecken werde gebrauchen lassen, und auf der andern Seite steigen die menschlichen Empfindungen, in so fern sie zum Kunstgebrauche bestimmt sind, in ihm sogleich in fleischgewordener Gestalt auf, wogegen man sich nicht etwa auf eine Anmerkung beziehen darf, die *Schiller* über sich selbst gemacht hat, er gehe von einer gewissen lyrischen Stimmung aus, für welche er die Gestalten erst später finde, denn diese Stimmung des Dichters ist eben nicht eine gewöhnliche menschliche Empfindung, die einfach in sich selber verläuft, sondern geht von Haus aus mit der Gestaltung schwanger. Es entwickeln sich also im Aesthetischen die Anschauung und die Empfindung nicht etwa blos in parallelem Gange, sondern geradezu als Eins und dasselbe Dritte, so wie etwa in dem leiblichen Kinde die Aeltern zwar fortleben und auch ihren Gesichtszügen und ihrem Cha-

rakter nach beide gar wohl wiederzuerkennen sein mögen, was aber leibt und lebt und sich entwickelt, einzig und allein das Kind selbst ist.

Allein hier giebt sich nun ein wichtiger Unterschied kund. So wie in der Organisation des Kindes, ohne daß dasselbe darum weniger ein selbstständiges Wesen, oder beider Gatten Kind wäre, die Beschaffenheit des einen oder des andern von den letzteren vorwalten wird, so kann auch hier das Erzeugniß der beiden entgegengesetzten Potenzen mit dem Gepräge einer von ihnen ganz besonders bezeichnet sein, so daß hier, zwar nicht die entgegengesetzte für sich allein, denn dieses wäre ja ganz unmöglich, aber doch das aus beiden gebildete Ganze nach irgend einer Seite hin unter dem Gesetze jenes überwiegenden Bestandtheils steht. Welche Verschiedenheiten sich nun hieraus für den innern Charakter der einzelnen Kunstwerke ergeben, ist unter der Rubrik von Untersuchungen über das Naive und Sentimentalische, über das Antike und Romantische, vielfach erörtert worden; wenn sich aber hier Vieles eingemischt haben dürfte, was mehr die allgemeine Culturgeschichte oder die Philosophie der Geschichte angeht, als die Kunstlehre in's Besondere, so wird sich, bei strenger Festhaltung der Gesichtspunete dieser letzteren, auch wohl für das Verhältniß zwischen den einzelnen Werken und für das mehr oder weniger lockere Band, welches sie zusammenhält, auf derselben Grundlage ein neuer Gesichtspunct gewinnen lassen, welchem man dann, ist er nur einmal aufgestellt, seine Wichtigkeit für alle Kunstbetrachtung überhaupt hoffentlich nicht absprechen wird.

Die Anschauung, welche auf ästhetischem Gebiete, insofern sie sich hier keinesfalls blos empfangend verhalten kann, Einbildungskraft heißt, hat es doch auch hier durchaus mit Bekanntem zu thun, nur daß man freilich dieses Bekanntsein in einem liberalen Sinne verstehen muß. Es kann nicht davon die Rede sein, daß die Einbildungskraft blos zusammensetzend oder gar lediglich zusammenwürfelnd verführe; sie ist allerdings productiv, und zwar auch da, wo es nicht so scheint, aber immer nur auf der Grundlage des Gegebenen; es wird hier auch demjenigen, welches die größte relative Neuheit hat, die Erinnerung an etwas früher in diesen Kreis Eingetretenes immanent sein. Man entsinnt sich des Goethe'schen Begriffes der Metamorphose organischer Wesen, als einer Geschichte der Gestaltung derselben, wie sie nicht in erörternder Erzählung berichtet, sondern in sinniger Anschauung der Gegenstände selbst miterlebt wird; eine solche Metamorphose setzt die künstlerische Einbildungskraft über die Grenzen des Bestehenden hinaus fort, sei es in derselben Richtung, welche im Gebiete des letzteren eingeschlagen war, oder in irgend einer Abzweigung, wie wenn z. B. der Physiolog den Naturſinn bewundert, mit welchem der Verfertiger des bogenspannenden Amors sich die Flügel desselben vermöge der Anstrengung auseinander thun läßt, obgleich dergleichen Muskelverbindung in der Natur freilich nirgend vorhanden ist. Auf diese Weise schließt sich denn selbst das Entlegenste an, z. B. die Formen germanischer Architectur; man wird dieselben auf irgend eine Grundform der räumlichen Anschauung zurückverfolgen können. Es ist also als das Gesetz dieser ganzen Sphäre eine gewisse innere Continuität zu betrachten: ihre Erscheinungen bilden eine Reihe, in der nur scheinbar hier oder da ein Glied fehlen kann.

Mit dem andern Elemente des Kunstlebens, der psychischen Stimmung, verhält es sich gerade umgekehrt. Nicht als ob nicht an und für sich auch hier Alles im genauesten Zusammenhange stände und einen bestimmten Entwickelungs-

gang einhielte; für ein höheres Wesen würde das Schauspiel ganz dasselbe sein, wie in der Natur, ja auch für uns selbst ist es dies, insofern wir das menschliche Erleben als objective Daseinsform auffassen, z. B. im Drama; insoweit aber die Stimmung *unsere* Stimmung ist, die Stimmung, mit der wir selbst irgend etwas auffassen, können wir ein solches Bewußtsein über sie nicht haben, sondern sind in die Unmittelbarkeit des Erlebens versunken, und sind uns nichts Anderen bewußt, als einer Reihe von zusammenhangslosen Augenblicken, in deren jedem unser ganzes Sein concentrirt zu sein scheint.

Nun kommt allerdings nur durch den Zutritt des letzteren Elementes ein geschlossenes Kunstwerk zu Stande, denn dieses beruht auf einem eigenthümlichen Aperçu, oder, wie man es zum Schaden der Wissenschaft und zu Entstehung unendlicher Mißverständnisse genannt hat, einem Gedanken — d. h. auf einer so energischen Durchdringung einer gewissen Anschauung mit einer bestimmten Stimmung, die übrigens vielleicht nur durch die Anschauung selbst hervorgerufen worden, daß hierdurch von nah und fern die verwandten Anschauungen mit großer Gewalt herbeigezogen und der Proceß der freien Fortbildung der Anschauung in dem bestimmten Sinne, daß sie dieser Stimmung dienend sei, angefacht wird — durch welches Alles der continuirliche Zusammenhang der Anschauungen unterbrochen wird, und ein in sich abgeschlossenes, selbstständiges Kunstproduct entsteht. Gleichwohl irren wir Heutigen gar sehr, wenn wir anzunehmen geneigt sind, daß mit dieser allgemeinen Betrachtung Alles abgemacht sei; vielmehr ist der hier beschriebene Vorgang selbst noch zweier ganz verschieschiedenen Formen fähig.

Nämlich wenn Niemand das Gesagte so nehmen wird, als sollte behauptet werden, die psychische Stimmung thue der Anschauung Gewalt an und brauche sie zum Ausdruck von etwas das ihr materiell fremd wäre, was ja gar nicht einmal möglich sein würde, sondern Alles was entsteht dem Gesetz der Anschauung gemäß sein muß, so ist nun freilich zunächst wirklich ein Gebiet vorhanden, wo sich's hierauf beschränkt, und die Stimmung, in vollkommener Autonomie, die Elemente der Anschauung in jedem einzelnen Falle, zu welchem sie immer einen ganz neuen Anlauf nimmt, erst für den künstlerischen Gebrauch gewinnt, so wie etwa im Sittlichen ein kühner Geist mittels eines durchgreifenden Gedankens die Verhältnisse auf eine ganz neue Weise combinirt. Daneben giebt es nun aber noch ein anderes Kunstleben, bei welchem sich das psychische Element, ohne darum weniger jedes einzelne Werk auf ein Grundaperçu zu gründen und völlig in sich selbst abzuschließen, in seinem allgemeinen Gange dem Gesetze der Anschauung gefangen giebt, ganz in der Art, wie um auch hier auf etwas Sittliches zurückzugehen, einem wohlerzogenen Menschen zwar das Allerverkehrteste in die Gedanken kommen *könnte*, in der That aber, weil er sich eben ganz in die herrschende Sitte eingelebt hat, nur das Schickliche einfällt. So wie nämlich im Gebiete der reinen Einbildungskraft eine neue Anschauung immer die Erinnerung an eine frühere und bekannte in sich trägt, so bezieht sich hier ein jedes Kunstgebilde immer auf ein vorangängiges, an dessen Weiterführung, die übrigens oft einer neuen Schöpfung gleichkommt, es sich genügen läßt; das ganze Kunstleben stellt sich dem Betrachter, welcher hinterher an dasselbe hinantritt, wie eine Metamorphose dar, in der sich gewisse durchgeistigte sinnliche Formen in friedlicher Continuität zu immer neuen Gestaltungen entwickeln.

Man wird es vielleicht nicht unangemessen finden, wenn ich die zuletzt ge-

ſchilderte Kunſt die Kunſt des Styles nenne; die erſte mag allenfalls die freie Kunſt heißen. Es liegt ſchon in dem Geſagten, daß die erſtere ſich von der letzteren durch ein beſtimmtes Syſtem von Typen unterſcheidet, in denen ſie allein fortlebt, und auf welche ſie Alles bezieht, wie auf eine liebe Braut, die Einem von nun an ſtatt des ganzen Geſchlechtes iſt, während die freie Kunſt nach rechts und links hin freundliche Blicke wechſelt. Wenn das Typiſche in der Behandlungsweiſe liegt, erzeugt es die Style, äußert es ſich im Inhalt, die Ideale; die erſteren ſind am ſchärfſten in der Architektur ausgeprägt, die ohne ſie gar nicht exiſtiren kann, die Ideale gehören vornehmlich der Sculptur an, die Alles was in ihren Kreis fällt in ſolche umſetzt oder auf ſie bezieht, wie wenn ſie z. B. die Verrichtungen des gewöhnlichen Lebens Amoretten beilegt; die freie Kunſt macht ſich vielleicht am Entſchiedenſten in der Landſchafts- und Genremalerei geltend, ohne daß jedoch die Künſte als ſolche nach dieſem Princip erſchöpfend eingetheilt werden könnten.

Dieſer Gegenſatz hat nun, um wieder auf unſere eigentliche Aufgabe zu kommen, auf dem Gebiet der Poeſie — vielleicht auch anderer Künſte, was aber hier zu erörtern nicht der Ort wäre — eine hiſtoriſche Bedeutung erlangt.

Die ganze Poeſie des Alterthums wird von beſtimmten Formen beherrſcht, die in lebendiger Fortbildung den Kern der Dichtungen ſelbſt enthalten, ja in deren Entwickelungsgange die Geſchichte der Kunſt ſelbſt abläuft. Gleich die Homeriſchen Gedichte werden nur dadurch begreiflich — wie konnten die Verfaſſer der verſchiedenen Beſtandtheile, aus denen ſie zuſammengeſetzt ſind, alle zugleich auf ſo hoher Stufe ſtehen und einander dann doch ſo ähnlich geblieben ſein? Die Antwort iſt dieſelbe wie die auf die Frage nach der Vortrefflichkeit der Werke am Parthenon und zu Phigalia, die doch auch nicht von dem Einen Phidias herrühren: — es hatte ſich eben ein Styl gebildet, in welchem die Dichter fortdichteten, und der, wenn etwa ein geringerer unter ihnen war, nach dem Schillerſchen Wort allenfalls für ihn dichtete und dachte; vielleicht gelingt es der Wiſſenſchaft noch dereinſt, zwiſchen den einzelnen ächten Beſtandtheilen des Ilias und Odyſſee eine kunſthiſtoriſche Entwickelung nachzuweiſen. Im griechiſchen Drama liegt dieſe uns in reichſter Entfaltung vor Augen. Ich habe ſchon oben — im dritten Kapitel des zweiten Buches — auf den Grundcharakter deſſelben im Gegenſatz zur modernen Dichtung hingewieſen; das Drama iſt überall aus religiöſen Feſtfeiern erwachſen, aber bei den Modernen iſt dies nur die äußere Veranlaſſung geweſen: die Griechen allein haben die Elemente ſelbſt, welche hierin gegeben waren, zu einer eigentlichen Kunſtform verarbeitet. Es iſt bekannt, aber vielleicht noch nicht in ſeiner künſtleriſchen Bedeutung anerkannt, daß dieſe Form einen ſtreng geſchloſſenen Organismus bildete, in welchen es hinein zu dichten galt; inſofern nun dieſen Organismus die Dichter lebendig in ſich trugen, erfuhr er auch ſelbſt in ihnen eine Metamorphoſe, und wenn Sophokles aus der Tragödie, wie ſie ſich bei Aeſchylus vorfand, etwas ganz anderes machte, ſo beruht das auf eben ſolchem Aperçu, wie wenn Kleomenes ein Aphroditenideal ſchuf, welches ein Jeder ſogleich für das, was es war, erkennen mußte, das aber durchaus nicht mehr das des Praxiteles war. Aber auch noch in andrer Beziehung iſt in der antiken Poeſie Alles in einen beſtimmten Kreis von Formen hinein, oder wenn man will, aus demſelben herausgelebt worden. Die antike Poeſie iſt ganz und gar eine mythologiſche. Die griechiſchen Tragödien enthalten ſo tiefe Blicke in's Menſchenleben, wie nur

irgend ein neueres Werk, aber so wie die Privathäuser der Städte schlecht und vernachlässigt waren, und nur die Tempel der Götter und öffentlichen Gebäude glanzvoll, denn nur im Allgemeinen fühlte der Einzelne sich selber ganz, so verfielen die Dichter nicht darauf, die großen Züge, welche sie doch dem Privatleben abgelauscht haben mußten, in diesem darzustellen, und es ist eine der größten Abgeschmacktheiten, wenn man hat glauben können, Aristoteles deute irgendwo auf das bürgerliche Trauerspiel hin, sondern sie legten das Wesen der Menschen in eine große Vergangenheit, und übertrugen ihre sittlichen Aperçu's auf ein Geschlecht das nun einmal dazu da war, die Geschicke der Menschen in großen Zügen an sich darzustellen: wo denn also der Dichter darauf angewiesen war — die Elektra des Sophokles im Gegensatz zu den Choëphoren des Aeschylus giebt dafür ein Beispiel — einen allbekannten und vielleicht schon häufig von den Kunstgenossen bearbeiteten Mythus unter einem neuen Gesichtspunct umzudichten. Derselbe Grundzug geht durch das ganze Alterthum; wenn Ovid in den Metamorphosen auf den Liebes- und Ehebruchsgeschichten der Götter mit besonderer Ausführlichkeit verweilt, so ist's weil es dem Verfasser der ars amandi freilich Spaß machen mußte, sich in dergleichen Darstellungen zu ergehen, und in modernen Jahrhunderten wäre der Mann schlechthin ein Boccaccio geworden, aber hier ging das so noch nicht: es mußten eben Ehebrüche der Götter sein, ebenso wie man auch nicht auf einem Genrebild einen Schuster oder Tischler in seiner Werkstatt darstellen konnte, sondern schusternde und tischlernde Amoretten oder Genien malte. Und wie diese Auffassungsweise der Form nach selbst in das Lustspiel übergegangen ist, habe ich an der oben angeführten Stelle weiter ausgeführt.

Eben diese Eigenthümlichkeit, durchaus eine Kunst des Styles zu sein, ist nun der hauptsächliche Grundzug, welchen die Renaissancepoesie der antiken abgeborgt hat, wenn auch gerade daran bei Nachahmung der Alten, die meistens nur auf das Einzelne ging, oder von ganz engen Gesichtspuncten beherrscht wurde, am wenigsten gedacht worden sein mag.

Die Renaissancepoesie dürfte in der allgemeinen Schätzung, wenigstens in Deutschland, gerade das umgekehrte Schicksal haben, wie die antike. Die letztere hat einmal den Ruhm, wie Goethe sagt; es gilt für eine ausgemachte Sache, daß sie die größte Kunstvollendung habe, daß aber die Kunst, die sich hier in ihrer Vollendung zeige, in der Herrschaft eines Systemes von bestimmten Formen bestehe, wird nicht einem jeden klar sein, dagegen daß die Renaissancepoesie ganz und gar eine Poesie der Formen sei, giebt ein Jeder leicht zu, wenn er auch selbst noch nicht auf diesen Gesichtspunct verfallen wäre, oder die Sache bis dahin anders ausgedrückt hätte, aber sind diese Formen hier nun auch kunstgemäß, liegt ihrer Anwendung ein wahres frisches Kunstleben zu Grunde? Man fasse nur diejenige Dichtungsart in's Auge, bei welcher immer am ausdrücklichsten auf das Alterthum zurückverwiesen worden ist, und die also schon insofern für die Renaissancepoesie κατ' ἐξοχήν gelten könnte, das französische classische Drama, und besonders die hohe Tragödie: sie ist berüchtigt als eine bloße Conventionspoesie. Nun könnte man freilich als Conventionspoesie am Ende auch alle Poesie des Styles bezeichnen, denn sie beruht ja zuletzt auf einer stillschweigenden Uebereinkunft, die Dinge nur aus gewissen Gesichtspuncten und in Beziehung auf eine gewisse Grundlage aufzufassen, aber hier ist mit dem Ausdruck noch etwas Weiteres gemeint, nämlich daß jene Poesie eine bloße Sache der

äußerlichen Mode und ihre Formen das Ergebniß einer ganz prosaischen Willkür gewesen. Das ist nun nicht wahr — aus dem einfachen Grunde, weil's nicht möglich ist. Oder sollte es denn wirklich möglich sein, daß ein ganzes Volk anderthalb Jahrhunderte lang in etwas gelebt, an etwas geglaubt hätte, was gar kein Leben in sich hat, und woran man seinem Wesen nach nicht glauben kann? Schon ehe von Renaissancepoesie die Rede ist, oder insofern neben derselben eine ursprüngliche und volksthümliche Poesie fortbesteht, finden sich Züge, welche den Beweis liefern, daß bei den romanischen Nationen der Geist der Kunst des Styles aus dem Alterthum fortlebte. Die Masken der italienischen Volkskomödie sind Typen, von denen man sagen müßte, das Alterthum selbst habe sie nicht schärfer auszuprägen gewußt, wenn sie nur nicht zum Theil geradezu aus dem Alterthum stammten, und wie nahe sie dem Kerne der antiken Kunst verwandt sind, mag man daraus abnehmen, daß *Schiller* die typischen Gestalten der griechischen Tragödie selbst Masken nennt. Etwas eben so typen- und maskenhaftes hat das spanische Drama, wenn es hier auch nicht sowohl bestimmte Charaktere als bestimmte Lebensformen und Kunstobservanzen sind, die sich hier in mannichfaltigen Linien durcheinander bewegen, die man den Mäandern der maurischen Architektur vergleichen möchte, deren bunteste Verschlingungen sich doch immer auf einfache Schemata zurückführen lassen. Auch im Einzelnen und Kleinen wird die Poesie der romanischen Völker auf eine merkwürdige Weise von der Form beherrscht; ich will nur an eins erinnern, an die Sonettendichtung. Man dichtet nicht etwa ein Sonett, so wie man ein Lied dichtet, so daß man nämlich irgend einen Einfall hätte, der dann seine Form gleich mitbringt, denn das gehört zu ihm, insofern er eben ein *poetischer* Einfall ist, sondern man ist von einer gewissen Stimmung beherrscht, zu welcher sich der Vorstellungsinhalt auf die von *Schiller*, wie oben erwähnt, angedeutete Weise hinzufindet, und diese Stimmung ist keine andere, als die, welche in der Form des Sonettes selbst liegt; man will zuerst nur überhaupt ein Sonett dichten, dann findet sich erst, was für eins, und weil man nun in der Stimmung erst recht drin ist, wenn das Sonett fertig ist, so knüpft sich daran ein zweites und so fort, und es wird ein Sonettenkranz daraus, wie aus Einem Kuß ein Tausend: Sonettenwuth und Raserei der Liebe! Endlich hat auch die Poesie der romanischen Völker, wie es sonst nur im Alterthum vorkommt, sich zu dem Gesichtspuncte von reinen Kunstganzen, das heißt von Darstellungen, die ohne alle Rücksicht auf Natürlichkeit, sich in einer Sphäre bewegen, die nur in der Kunst eine Existenz hat, erhoben, und zwar nicht blos in der Oper, sondern auch im spanischen Drama mit seiner reichen rhythmischen Ausgestaltung. Hiermit wird es gerechtfertigt sein, wenn man die Erscheinungen der Renaissancepoesie, welche denjenigen der antiken verwandt sind, auch wirklich dem Wesen nach als gleichartig mit denselben betrachtet. In diesem Sinne möchte ich z. B. der ganzen Nachahmung der Alten selbst, auf welcher die Renaissancepoesie beruht, eine höhere Bedeutung beilegen. Wenn *Gervinus* in seinen Grundzügen der Historik bemerkt hat, für Italien wenigstens dürfe man nach dem Schluß des Alterthums eine jähe Kluft nicht annehmen, sondern das Alterthum und die Neuzeit sei in Eine italienische Geschichte zusammenzufassen: so hat dies wenigstens für die Kunstgeschichte viel für sich; die antiken Formen wurden, als man sie äußerlich wieder entdeckte, hier nicht um ihrer bloßen abstracten Vortrefflichkeit willen aufgenommen, sondern weil man sich ihnen verwandt fühlte, und folglich ist das

Hineindichten in ſie hier nicht als ein ganz äußerliches Thun, ſondern als eine Art von Fortdichten in ihnen zu betrachten; wenn Taſſo z. B. ſich gar ſehr an die Aeneide anlehnt, ſo dichtet er hier nur eine Aeneide im Sinne ſeiner Zeit, eine chriſtliche Aeneide, in welcher nicht Italien, ſondern das gelobte Land erkämpft wird, ganz in derſelben Weiſe, wie Kleomenes das Aphroditenideal nach der Auffaſſung ſeiner Zeit umgeſtaltet hatte. Das Alles findet nun im franzöſiſchen Drama in ausgebildetſter Weiſe ſtatt. Man ſtellt mit Unrecht bei Betrachtung der Obſervanzen deſſelben den Geſichtspunct in den Vordergrund, als beruhten dieſelben auf bloßen Mißverſtändniſſen des Ariſtoteles und ſonſtiger grundloſer Albernheit. Dieſe Obſervanzen bildeten die nationale Form des Drama, die hier für dieſe Zeit allein lebensfähig war, das iſt die Hauptſache, und das Ganze bekommt nur dadurch etwas Schiefes, daß man ſich die Ausübung, zu welcher man ſich in jedem Falle hingedrängt gefühlt haben würde, nicht richtig auszulegen, und namentlich bei dieſem Geſchäfte über die vom Scholaſticismus herübergekommene Autorität des Ariſtoteles nicht hinauszukommen wußte. Es lag ihnen gewiſſermaßen im Sinne, daß die Poeſie in der Erhebung des Lebensinhaltes über die Sphäre des täglichen Daſeins, in der Verlegung deſſelben in eine gewiſſe Ferne beſtehen müſſe, welche nur die großen Umriſſe darzuſtellen erlaubte, wie dazu im Alterthum die Mythologie Gelegenheit bot; und das wurde nun ſo gefaßt, daß der Gehalt in eine zeitliche oder räumliche Ferne gerückt ſein müſſe, weshalb denn die Stoffe alle entweder dem Alterthum oder der türkiſchen Geſchichte oder höchſtens einer entlegenen Partie des nichtfranzöſiſchen Mittelalters entlehnt ſind. Ferner war im Alterthum die Tragödie auf die Heroen angewieſen, als Geſtalten, die dazu da ſeien, daß ihnen, wie Schiller ſagt, Großes begegne und Großes durch ſie geſchehe — und die franzöſiſchen Theoretiker verfielen hier auf eine politiſche Sonderung und ſtellten feſt, die Tragödie ſtelle den Fürſtenſtand dar. Ebenſo ſind die drei Einheiten zwar als ſolche genommen eine Thorheit, aber ſie ſind nichts deſtoweniger der Ausfluß eines auf Einheit und ſtrenge Geſchloſſenheit der Form gerichteten Sinnes, und ſo iſt denn auch die ganze Kunſtgattung als eine Repräſentantin eines ſolchen Sinnes von W. v. Humboldt in den Propyläen, wie von Goethe und Schiller durch die Ueberſetzung und Aufführung des Mahomet und Tancred und von Quatremère de Quincy in ſeinem Buche über die Naturnachahmung in der Kunſt betrachtet worden. Das Gleiche gilt auch von der hohen Komödie. Die Uebertragung der einzelnen Züge, welche allerdings dem Leben abgelauſcht ſein mochten, auf Gattungscharaktere, wie der Geizige, der Menſchenfeind, und die Allgemeinheit der Satire, in Betreff deren es ſogar in der correspondance de Grimm, Avril 1771, von Molière heißt: il y a jusque dans ses allusions satiriques un vague qui sait moins désigner que faire deviner, iſt jedenfalls eine Beſonderheit, die von einem Standpunete aus, der ſich von ihr losgemacht hat, begriffen ſein will, wenn ſie erträglich ſein ſoll; ihre Erklärung liegt ebenfalls in dem Vorherrſchen einer Anſchauungsweiſe, die ſich mit den allgemeinen Typen der Erſcheinungen zu begnügen im Stande iſt. Endlich läßt in beiden Gebieten auch die Vorliebe für bereits behandelte Stoffe und das Beſtreben, die eigenen Werke aus den bereits vorliegenden Bearbeitungen herauszuconſtruiren, aus welchem zum Theil die Vorreden der Tragiker entſtanden ſind, in welchen ſie irrig genug ihre Werke über die gleichnamigen antiken ſtellen, die Ausläufer der Kunſt des Styles erkennen.

Alles dies ist nun der deutschen Auffassung gerade entgegengesetzt, worin es denn zum Theil, und nicht so schlechthin in seiner eigenen absoluten Verwerflichkeit, begründet ist, daß wir auf Vieles davon gemeiniglich so gar böse sind. Der Deutsche kann nichts weniger als mitmachen; er muß seiner Natur zufolge überall den Anspruch aufstellen, den Mittelpunct seines Thuns und Wirkens ganz und ungetheilt in sich selbst zu tragen, und sein eigenes Inneres in beliebigen Formen darzulegen, die dasselbe nicht nur ganz frei zu wählen habe, sondern die auch wo möglich demselben ausschließlich angehören müssen. Daher die Vereinzelung, besonders im Politischen, die von jeher alles Unheil über Deutschland gebracht hat, daher die Kirchenreformation, die ganz und gar in einer Auflehnung gegen die formelle Cultushandlung und äußerliche Glaubensnorm bestand, und der Innerlichkeit des Gemüths, der Freiheit der Subjectivität zu ihrem Rechte verhelfen wollte; und auf dem Felde der Poesie stand in Deutschland zu der Zeit, als im übrigen Europa die Renaissancepoesie Geltung gewann, fast nur noch das Lied in Blüthe, das heißt, diejenige Art von Gedichten, die nur deßhalb nicht ganz und gar eine individuelle Stimme des Herzens, ein vom vollen Schmerze abgepreßter Seufzer der Brust ist, weil der natürliche Mensch in seiner Qual verstummt, und nur den Dichter gegeben ist, zu sagen was er leidet.

Nichtsdestoweniger ist in der Zeit der Erschlaffung des nationalen Geistes während des dreißigjährigen Krieges und nach demselben auch in Deutschland die Gründung einer Renaissancelitteratur versucht worden. Denn dieses und nichts anderes ist der eigentliche Sinn der fremdländischen Invasion auf den Boden der deutschen Dichtung, welche über ein Jahrhundert gedauert hat. Welchen Sinn sollte sie auch sonst haben? Man ärgert sich über die einzelnen fremdländischen Formen, welche die schlesischen Dichter und was zu ihnen gehört, in die deutsche Litteratur verpflanzt haben, über den Alexandriner, die Mythologie, den Marinismus u. s. w., aber wie waren sie denn dazu gekommen? Sollte das Alles eitel Nachäffung aus äußeren Gründen gewesen sein — und wenn es das gewesen wäre, worauf konnte sich's gründen, daß bei irgend Jemanden die Annahme jener Formen zur Empfehlung gereichen mochte? Die allgemeine geistige Thatsache, die hier zu Grunde lag, war diese: man hatte sich — und dies denn allerdings zunächst vermöge einer gelehrten Anregung und weil man fühlte, daß die einheimische Poesie abgeblüht hatte — gänzlich in die fremdländische Litteratur, das heißt in die der romanischen Völker und der antiken, insoweit sie damals begriffen wurde, eingelebt, und lebte nun eben auch in derselben fort, und dichtete in ihrem Geiste und ihren Formen, war also, insofern man nicht eine der letzteren einzeln adoptirte, sondern an ihrer Erinnerung und ihrer Geschichte Theil nahm, in ein wirklich stylmäßiges Kunstleben eingetreten, wobei es als ganz zufällig erschien, daß man nun gerade in deutscher Sprache schrieb, wie denn ja auch in jener Zeit nicht nur viel lateinisch gedichtet worden ist, sondern auch in den modernen Sprachen von namhaften deutschen Dichtern, z. B. Brockes, Versuche gemacht worden sind. Und dabei waren denn die Leute nun in ihrem Gotte vergnügt, und meinten, sie hättens getroffen und es fehlte ihnen nichts. Es hätte ihnen auch nichts gefehlt, wenn die Sprache so ein blos äußerliches Mittel wäre, das gar keine Rückwirkung auf den Inhalt äußerte, wenn man nicht, sobald man in der Sprache eines Volkes arbeitet, gleichsam in dem Material seines Geistes arbeitete, das seine eigenen Gesetze mit gebieterischer Zähig-

keit geltend macht, nun aber sahen sie sich in denselben Widerspruch verwickelt, in welchem jene Maler befangen gewesen sind, die in der Schule der Sculptur erzogen und mit ihrem Geiste genährt, auch in der Malerei das Höchste geleistet zu haben glaubten, wenn sie sich überall sculpturartiger Gestalten bedienten. Die Maler haben auf diese Weise keine Kunstwerke der Sculptur zu Stande gebracht, sondern nur Dinge, welche Gemälde *nicht* waren, und so haben die deutschen Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts nichts als eine Mißgeburt zu Stande gebracht, die das, was sie hätte werden sollen, zu werden nicht vermocht hatte, und als das was sie war, keine Lebensfähigkeit besaß. Die Formen der Renaissancepoesie ließen sich in diesem Material gar nicht ausdrücken, und wäre es auch möglich gewesen, sie wären doch sogleich etwas ganz anderes gewesen als in ihrer Heimath, denn hier waren sie ja nicht dies oder das schlechthin, sondern eben dies oder das, *an welches man glaubte*, und hier glaubte man an sie nicht. Daher ist auch gar nicht in Abrede zu stellen, daß weiterhin diese Formen auf ganz mechanische Weise und gelegentlich auch von dem Standpunkte eines blos gelehrten Interesses aus zur Anwendung gebracht worden sind, nur daß dies das Ursprüngliche nicht ist, und daß namentlich *Gottsched* dieselben ohne allen Kunstsinn aus einem rein prosaischen Gesichtspunkte empfahl, ist im Obigen mehrfältig angedeutet worden; wogegen die Abhandlung über die Nachahmung von seinem Schüler *Elias Schlegel*, von der ich an einem andern Orte geredet habe, ein Bewußtsein über die Gesetze der Renaissancepoesie ausspricht, wie es sonst in jener Zeit nirgend vorkommt.

Unter diesen Verhältnissen mußte, sobald nur einigermaßen eine nationale Ermannung eintrat, eine ausdrückliche Emancipation von der Renaissancepoesie erfolgen, und diese vollführt, und nicht nur die deutsche Dichtung auf ihre eigenen Füße gestellt, sondern auch in der *freien* Poesie, als welche diese letztere auftreten mußte, der Renaissancepoesie gegenüber für ganz Europa ein neues historisches Princip geltend gemacht zu haben, ist die Geistesthat der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts — und diese hat erst bei *Lessing* einen ganz reinen und adäquaten Ausdruck gefunden.

Ich halte dafür, daß eine Geschichte der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts nur dann den Namen eines wahrhaft wissenschaftlichen Ganzen verdienen wird, wenn sie die Verfolgung dieses Gesichtspuncts und die Durchführung desselben im Einzelnen zu ihrer Hauptaufgabe macht, denn es wird doch wohl zu dem Begriffe einer Geschichte gehören, daß sie die Geschichte von *etwas* sei, das heißt, daß sie nicht blos eine Menge von Notizen unter verschiedenen Rubriken vorerzähle, sondern ein bestimmtes Subject, eine in sich einige Substanz in ihrer innern Entwickelung vor Augen stelle. Es wäre mir erwünscht, wenn man diesem Buche das Zeugniß gäbe, daß es demjenigen, welchem dereinst zu einem solchen Unternehmen genügende Kraft und Kenntniß zu Gebote stehen werden, einige Materialien zurecht gelegt habe.

Schon in *Gottsched* beginnt in diesem Sinne das achtzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der Befreiung des Geistes, aufzudämmern, und so sehr er immer als ein Sündenbock der alten Zeit behandelt worden ist — er muß in der That als ein Vorläufer der neuen betrachtet werden. Zwar über die einzelnen Formen der Renaissancepoesie konnte er nicht hinaus, ja diese kryställisiren sich in seinem Geiste erst recht zu einem festgeschlossenen System, aber es ist schon angedeutet worden, daß er dieselben nicht mehr in ihrem eigenen Sinne aufge-

faßt, daß er nicht mehr an sie *geglaubt* habe; der Sinn aber, in welchem er sie auffaßte — er ist ebenfalls schon mehrmals namhaft gemacht — der Sinn der formellen Verständigkeit — nicht weil die Alten oder die Franzosen es so gemacht haben, sagt er, sollen wir es so machen, sondern weil es so vernünftig ist — gehört der Neuzeit an — denn er geht aus dem Princip der freien Subjectivität hervor — *ich* finde das so verständig, ich Einzelner, der nur seinem eigenen Denken folgt — wie nahe lag es dabei, daß nun auch einmal etwas Anderes verständig gefunden und damit jenes Regelgebäude selbst, welches hier schon ohne diese Stütze nicht mehr hätte stehen können, gerade mit ihrer Hülfe eingerannt wurde?

Es kann nicht wohl anders sein, als daß bei einem solchen Uebergange vom Alten zum Neuen, wo das letztere erst erfunden werden soll und daher nicht in scharf umgrenzten Begriffen an die Spitze gestellt werden kann, die wunderlichsten Mischlingsgestalten zum Vorschein kommen. Ein solches litterarisches Schnabelthier ist in dieser Periode *Klopstock*. Niemand ist so entschieden mit dem Anspruch aufgetreten, dafür zu gelten, daß er das Neue brächte, wie er und Niemand hatte so viel Beruf dazu, denn wer kann ihm abstreiten, daß wirklich eine grandiose Innerlichkeit und Innigkeit in ihm liege? Er war, wie ich schon einmal gesagt habe, der schmerzlich erwartete und mit Entzücken begrüßte poetische Heiland der Schweizer, welche solches in der Theorie vom Dichter gefordert hatten. Aber dieser Heiland brachte nicht die Poesie der Freiheit, wie der, welchen er besang, die Religion der Freiheit gebracht hat; das alte Gesetz zwar brach er, aber dem Geiste nach stand er selbst unter der Gesetzesknechtschaft. *Klopstock* hat seine bedeutende geistige Kraft zu nichts besserem anzuwenden gewußt, als neue Fesseln nach alter Manier zu schmieden. Man erinnert sich einer Stelle bei ihm — sie ist eine der bekanntesten — in welcher er die Nachahmungstheorie in der Poesie damit bekämpft, daß man doch, was man schildere, *selbst erleben* müsse. Es zeigt sich darin, daß ihm gerade dies eine solche Evidenz zu haben schien, um einen Beweis darauf gründen zu können, daß das Princip der freien Kunst in der Poesie in ihm mächtig nach seiner Verwirklichung rang, denn diese beruht ganz und gar darauf, daß die Seele in ihrer natürlichen Aeußerung unmittelbar so wie sie ist, belauscht und gleichsam ertappt werde. Dem entspricht es nun auch, daß den Inhalt von *Klopstocks* Gedichten die wahren Gefühle der Menschenbrust bilden, Religion, Vaterlandsliebe, Freundschaft und eine ernste Geschlechtsliebe, wie sie dem deutschen Sinne gemäß ist. Allein bei der Wahl der Formen, in denen Klopstock diesen Inhalt ausprägt, vergißt er dieses Princip gänzlich. Es läßt sich mit zwei Worten ausdrücken, wie diese Formen nach dem letzteren hätten beschaffen sein müssen: „Ich singe, wie der Vogel singt, der auf den Zweigen wohnet," sagt *Goethe*, und so hat *Goethe*, so haben die Späteren auch wirklich gesungen. Bei *Klopstock* findet gerade das Gegentheil statt; er verwirft zwar die einzelnen Formen der Renaissancepoesie, als den Alexandriner, die französische Tragödienobservanz u. s. w., aber er sieht die Poesie ganz in der Weise der Kunst des Styles in der Uebertragung des Empfundenen und Erlebten in eine eigene in sich abgeschlossene Sphäre, deren besondere Formen er denn auf die wunderlichste Weise aus heiler Haut erfindet. Ich kann das hier nur an *Klopstocks* Lyrik durchführen, die aber überhaupt für den Mittelpunkt seiner Poesie gelten kann, wie denn ja auch der Messias im Grunde nur aus einer Reihe

von poetiſchen Monologen und Lobgeſängen beſteht. Hier kommt nun vor allen Dingen das rhythmiſche Element in Betracht. Nicht als ob ihm ein Vorwurf daraus gemacht werden ſollte, daß er hier Formen anwende, die den antiken nachgeahmt ſind, denn manche von dieſen, namentlich der Hexameter, ſind ja vermöge des grundverſchiedenen Princips, auf welches ſie bei uns baſirt worden ſind, in Deutſchland vollkommen nationaliſirt worden, ſondern das iſt der Fehlgriff, daß er dieſem Element eine ſolche Wichtigkeit beilegt, daß es als eins der weſentlichſten Beſtandtheile ſeiner Poeſie erſcheinen muß. Denn mag es möglich ſein, in der deutſchen Sprache ſolche Klangskünſte zu entfalten — eigen wenigſtens iſt es ihr nicht; beruhen doch die rhythmiſchen Formen der antiken Lyrik ſelbſt in ihrer Heimath auf der Verknüpfung der Dichtkunſt mit Orcheſtik und Muſik, ohne welche z. B. die Metren des Pindar auch den Griechen nicht faßlich geweſen wären. Aehnlich verhält es ſich mit der Sprache. Klopſtock hat eine eigene Abhandlung geſchrieben, um zu beweiſen, daß, wo irgend bei einem Volke die Poeſie zu einer hohen Ausbildung gelangt ſei, eine von der Sprache der Proſa unterſchiedene poetiſche Sprache vorhanden geweſen wäre. Das iſt eine Aufſtellung, welche in Sachen der deutſchen Poeſie ganz und gar vom Uebel iſt. Es kann nicht fehlen, wo einmal eine Poeſie vorhanden iſt, wird ſie ſich auch über die Proſa erheben, denn wenn dieſe einfacher natürlicher Ausdruck iſt, ſo wird die Poeſie erhöhter Ausdruck der Natur ſein, und inſofern ſpricht auch Goethe's Iphigenia wirklich ganz anders als Friedrich Nicolai in der Reiſe durch Deutſchland, aber jene Sonderung als eine allgemeine Forderung ausſprechen, heißt die Poeſie in eine beſtimmte Sphäre eingrenzen, welche, da hier das Zurückgehen auf den friſchen Quell der Natürlichkeit zum mindeſten erſchwert wird, zuletzt eine rein conventionelle ſein wird. So iſt's auch wirklich bei Klopſtock ausgefallen; die Dichterſprache in ſeinen Oden iſt in ſolchem Grade eine latiniſirende, daß der ganze Apparat der alten Rhetorik in ihr verwendet iſt, und manche Umſchreibungen z. B. die bekannte, „des frommen Mönchs Erfindung ſchallt," oder „Krieger, die im Gefilde der Schlacht mit dem Donner in dem Arm ſtehn" — geradezu — ein ſchlimmer lapsus für den hochfahrenden Erneuerer der deutſchen Dichtkunſt — an neulateiniſche Gelegenheitsoden erinnern. Und endlich die ganze Gattung der Ode ſelbſt! Wenn man die Poeſie des Styles und die freie Poeſie einander in dem charakteriſtiſchſten Gegenſatz gegenüber ſtellen wollte, ſo müßte man die Ode und das Lied mit einander vergleichen, und wie das letztere dem deutſchen Weſen einzig angemeſſen ſei, habe ich oben ſchon an mehreren Stellen angedeutet. In die craſſeſten Widerſprüche aber verwickelt ſich Klopſtock, wenn er durch die Einführung der ſkandinaviſchen Mythologie ſo recht eigentlich grund- und urdeutſch zu ſein glaubt. Als ob mit dem Verlaſſen der griechiſch-römiſchen Mythologie irgend etwas gewonnen geweſen wäre und hätte gewonnen ſein können. Eine jede Mythologie, ſtamme ſie woher ſie wolle und mögen ihre Götternamen auch noch ſo ſehr zu bloßen Phraſen herabgeſunken ſein, giebt der Dichtkunſt, welche ſie gebraucht, einen Anſtrich von der Kunſt des Styles, denn auch die bloße Phraſe hat immer noch etwas Typiſches, wie denn auch Goethe, wenn auch zunächſt auf eine beſtimmte Veranlaſſung, das Alles gänzlich beſeitigt hat; und Klopſtock gebraucht überdies die nordiſche Mythologie in ſolchem Grade ganz auf dieſelbe Weiſe, wie die antike, daß er in der Ode Wingolf an die Stelle der römiſchen Namen ſpäter ohne Weiteres die nordiſchen ſetzt — zugleich ein Beweis von der

überaus kindiſchen Unbekümmertheit, mit welcher man dieſe Dinge damals anſah, als ob nämlich die antiken und nordiſchen Göttergeſtalten einander ſo ohne Weiteres decken könnten, das heißt an und für ſich nichts anderes wären, als die Perſonificationen der Liebe, des Krieges u. ſ. w. Ueberhaupt iſt es vielleicht niemals einem Schriftſteller mit einem Lieblingsgedanken ſo unglücklich gegangen, wie Klopſtocken mit ſeiner Urdeutſchheit. Wäre die Grundlage, auf welche er hier zurückging, auch wirklich eine deutſche geweſen, ſo hätte ſie ſich doch noch nicht dazu geeignet eine nationale Dichtung auf ſie zu gründen, denn ſie hatte kein Leben im Volke mehr, ja ſie war gänzlich aus der Erinnerung verſchwunden und weit mehr Gegenſtand eines blos gelehrten Wiſſens, als die griechiſch-römiſche Mythologie ſelbſt — nun war ſie aber auch gar nicht einmal deutſch, denn es iſt bloße ſkandinaviſche Mythologie, die uns Klopſtock für deutſche verkaufen will: folglich iſt der ganze nationale Charakter ſeiner Poeſie ein gemachter und erdichteter, ſie ſoll nur national ſein — alſo in dieſem Hauptpunkte ſelbſt, ſtatt der ſich herausdrängenden Natur und Unmittelbarkeit ein ganz und gar gemachtes Weſen!

Auch Leſſings Jugendwerke haben der Renaiſſancepoeſie noch angehört. Dies iſt das Wort, welches ich oben (im dritten Kapitel des zweiten Buchs) noch verſchweigen mußte, von welchem aber, was dort über den allgemeinen litterarhiſtoriſchen Ort dieſer Werke geſagt worden, die Ausführung iſt, welche ich daher hier nicht wiederholen will: ich erinnere nur noch für die Luſtſpiele an die franzöſiſchen Muſter, an die antiken Perſonennamen, an die Maske der Liſette; in Bezug auf die Trauerſpiele an die Alexandriner und die drei Einheiten, und für die kleinen Gedichte daran, daß Leſſing den rechten Uebergang aus der epigrammatiſchen chanson zum deutſchen Liede nicht zu finden weiß. Und damit wird es auf der andern Seite auch klar ſein, wohin das eigenthümliche Verdienſt, welches dieſe Werke in ihrer Sphäre haben, zu beſtimmen iſt: ſie rütteln an den Pfeilern der Renaiſſancepoeſie, und die Poeſie der freien Kunſt will ſich in ihnen Bahn brechen; die Werke der ausländiſchen Litteratur, an welchen ſie in dieſer Beziehung eine Stütze finden, wie die des de la Motte, greifen ſelbſt in dieſen Entwickelungsgang ein. Aber auch wo Leſſing ſich ſchon von den beſtimmten Formen der Renaiſſancepoeſie an einem Hauptpunete losſagt, und ein Werk hinſtellt, mit welchem eine ganz neue Gattung erfunden war, iſt er in einer Unklarheit und Halbheit befangen, welche wirklich beinahe jener Klopſtockſchen in Betreff der deutſchen Mythologie an die Seite geſtellt werden kann. Daß das Weſen der bürgerlichen Tragödie recht eigentlich darin liegt, daß ſie die Renaiſſancetragödie ſtürzt, und daß eben dies vom Familiendrama in noch höherem Grade gilt, braucht nach den obigen ausführlichen Erörterungen über ſie wohl nur ausgeſprochen zu werden, um ſogleich auf allgemeine Beiſtimmung rechnen zu können, aber ſeltſam! als ob Leſſing noch nicht den Muth hätte, das neue Princip in ſeiner ganzen Reinheit auszudenken, giebt er uns in der Sara ein Werk, welches, während ſeine Intention darin liegt, unſer Eigenes und Eigenſtes zur Darſtellung zu bringen, wenigſtens inſofern noch dem Princip der Renaiſſancepoeſie huldigen zu wollen ſcheint, daß es uns doch nur fremdes Eigene vorführt: ein deutſches Familiendrama mit engliſchen Namen, engliſchen Sitten und in einer Sprache, die eine engliſche Färbung trägt.

Dieſem Allen machte nun Leſſing durch die Litteraturbriefe und die

Minna von Barnhelm ein Ende. Freilich nicht theoretiſch, ſo daß er die Renaiſſancepoeſie in ihrer allgemeinen Weſenheit erkannt, und die Nothwendigkeit ihrer Beſeitigung eingeſehen hätte; im Gegentheil hat er ſelbſt gewiſſe merkwürdige Aeußerungen eines andern Schriftſtellers, die ihn auf jene Erkenntniß hätten bringen können, unbeachtet gelaſſen. Im ſiebenzehnten Litteraturbriefe thut er die bekannte Aeußerung über die Vertreibung des Harlekins vom deutſchen Theater von Seiten Gottſcheds*), ſie ſei ſelbſt die größte Harlekinade

*) Man wußte bis jetzt noch immer nicht recht, was es mit dieſer Vertreibung für eine Bewandtniß habe, und Blümner legt (Theatergeſchichte von Leipzig S. 66) das Ganze in eine ſehr ſpäte Zeit (1737), auch Devrient iſt über die Sache im Unklaren (Geſch. d. deutſchen Schauſpielkunſt II. S. 35). Eine Stelle in den obenangeführten „Briefen die Einführung des engliſchen Geſchmacks betreffend" giebt hierüber den gründlichſten Aufſchluß. Es heißt hier S. 59 zu Leſſing's Worten im ſiebenzehnten Litteraturbriefe: Als die Neuberin blühte. „Wie nimmts der Herr? Als ſie noch jung war? als ſie als Actriee auf dem Theater blühte? O! hier verräth der Herr Niemand ſeinen Mangel an Kenntniß vergangener Zeiten. Damals ſtund ſie unter dem Directer Hofmann und hatte nichts zu befehlen. Man konnte ſich alſo auch nicht um ſie, durch die Verbeſſerung der Bühne verdient machen. Es wird daher heißen ſollen: Als die Neuberin endlich über ihren Mann den Meiſter ſpielte, und die Bühne unter ihrer Herrſchaft blühte? Allein, das kann es wieder nicht heißen, denn damals war die Verbeſſerung, wovon die Rede iſt, längſt unternommen und ausgeführt worden: ſie hingegen hub eifrig an, durch allerlei wildes Zeug, durch Singen und Tanzen das Gute zu verderben. Es iſt alſo nichts geſagt: es müßte denn ein unglücklicher Witz dahinter ſtecken ſollen. Hofmann, wie gedacht, war Directer der hieſigen Bande, und es war um die Jahre 1725, 26 und 27, als ihm ſchon verſchiedene Leipziger Gelehrte, worunter auch Herr Prof. Gottſched war, riethen, etwas zur Verbeſſerung ſeiner Bühne zu unternehmen. Man fragte ihn, warum er denn nicht die Stücke des Gryphs, Lohenſteins und Hallmanns ſpielte? Allein er behauptete, es wäre unmöglich, weil ſie in Verſen wären. Verſe, ſprach er, laſſen ſich heut zu Tage nicht mehr aufs Theater bringen; und überhaupt ſind dieſe Stücke zu ernſthaft und ohne luſtige Perſon: der Chöre, die ſie haben, nicht zu gedenken Man mochte ihm nun ſagen was man wollte, ſo blieb er dabei, es laſſe ſich nicht thun."

„Anno 1728 zerſchlug ſich dieſe Geſellſchaft in Hamburg, wo ſie damals war, und der größte Theil der Komödianten blieb beim damaligen Harlekin Müller, der ſich zum Haupte aufwarf. Neuber aber kam mit 4 Perſonen nach Leipzig, in Abſicht ſich hier feſtzuſetzen. Das Schlimmſte war, er hatte keinen Harlekin. Man fragte ihn daher nach den damaligen Begriffen, voller Verwunderung, was er doch immer ohne Harlekin machen oder wo er einen herbekommen wollte? Ich werde einen haben, war ſeine Antwort, Sie werden ihn ſehen, ich werde gewiß einen haben! Unterdeſſen hatte er auch einige Perſonen von Weißenfels aufgetrieben. Er eröffnete ſein Theater und ſiehe da! er ſelbſt, das leibhafte Gegenſpiel vom kleinen gewandten Harlekin erſchien in der luſtigmachenden Jacke: worinnen er noch um die Hälfte hölzerner und ſchwerfälliger ausſah, als er ſchon wirklich war. Man kann ſich leicht einbilden, wenn man anders Neubern gekannt hat, daß er dieſer luſtigen Perſon wenig Ehre wird gemacht haben. Inzwiſchen ſo ſchlecht ihm auch ſein Unternehmen gelang, ſo wollte er ſich doch nicht entſchließen, dieſen wichtigen Poſten mit einem würdigern Subjecte zu beſetzen. Warum das? weil er an Hofmanns Exempel gelernt hatte, daß der Harlekin allezeit Herr von der Bande und ihrem Haupte ſei, und ihm trotzen könnte, wann er wollte. Ohnfehlbar erinnern Sie ſich ſelbſt noch, mein Herr, wie der Harlekin Müller wirklich einmal mitten im Stücke ganz aufgebracht auf das Theater kam, und ausſchrie: Ich gehe fort, meine Herren, man inſultirt mich hier! Und das war genug, alles vom Prineipal erhalten zu können, was er nur wünſchte."

„Aus Furcht alſo, über ſeine eigene neue Bande bei irgend einer künftigen Zwiſtigkeit nicht Herr zu ſein, wagte es Neuber, den Harlekin ganz abzuſchaffen, und man ſieht hieraus, daß Neubers eigener Nutzen alles das gethan, was Ihr Freund Hr. G—den zuſchreibt. Er und andere Freunde des guten Geſchmacks wünſchten dieſen kühnen Schritt mehr, als daß ſie ihn hofften. Ja mit aller angewandten Mühe, und mit allen ihren

gewesen. Insofern Lessing mit dieser Wendung dem Harlekin das Wort reden zu wollen scheint, vertheidigt er hier etwas, was er seinem allgemeinen Standpunct zufolge vielmehr hätte bekämpfen sollen. Man kennt Justus Mösers Schrift über den Harlekin, welche 1761 zuerst erschienen ist. Hier läßt Möser den Harlekin seine Sache mit Gründen vertheidigen, welche ganz und gar aus dem Wesen der Kunst des Styles geschöpft sind. Im Anfang gründet er sein Recht zu existiren darauf, daß man sich doch die Oper gefallen lasse, die doch ein reines Kunstwesen sei, „es kann der größte Lobspruch, den man einer Oper oder einem Heldengedicht, welches seine eigene Welt hat, geben kann, eben darin bestehen, daß beide in Vergleichung unsrer Welt völlig unnatürlich sind." Dann faßt er den Harlekin überhaupt als Maske. „In den alten Zeiten erschienen alle Schauspieler verlarvt auf der Bühne. Man vermied dadurch einen entbehrlichen Vertrauten, welchem die Prinzessin oft nur weiter nichts, als ihren Namen zu sagen hat, um sich den Zuschauern bekannt zu machen. Der Charakter eines jeden Schauspielers zeigte sich gleich in seiner Maske." Und in einer Anmerkung: „Eigentlich gewannen sie dadurch eben das, was man in der Fabel durch die Einführung eines Thieres von bestimmtem Charakter gewinnt. Sobald man den Fuchs oder den Hasen nennt, so bedarf es keiner weiteren Charakterisirung; und sobald man die alten Larven sahe, hatte man einen völligen intuitiven Begriff von der handelnden Person. Die Italiener und Franzosen agiren mehrentheils mit stehenden Figuren. Arist, Lisette, Isabella sind stehende Namen, wie Harlekin, Colombine, der Capitano und der Dottore; und sobald sie nur genannt oder gesehen werden, kennt man auch ihren Hauptcharakter. Wir Deutschen hingegen erfinden mehrentheils zu jeder Komödie neue Namen, und verlieren dadurch jenen in der That wichtigen Vortheil. Die Namen der ganzen heidnischen Mythologie geben intuitive Begriffe, und das ist die Ursache, daß wir sie allezeit behalten werden." Dies trifft die Sache genau, aber nur um so mehr hat Prutz Recht, wenn er in seiner Geschichte des deutschen Theaters S. 240 erklärt, die Verbannung des Harlekin sei kein Rückschritt, sondern ein nothwendiger geschichtlicher Fortschritt: „die Komödie," sagt er unter Anderem, „arbeitete hin auf eine einige, in sich geschlossene, künstlerische Handlung, auf erfüllte, wirkliche Charaktere. Was hätte nun da noch der Hanswurst gesollt, diese fertige, fixe Maske?" Lessing dagegen, welchen der Harlekin in Mösers Schrift (M. Schriften 1843. Bd. IX. S. 82.) aufgefordert hatte sein Lobredner zu werden, vielleicht gerade mit Rücksicht auf jene Stelle in den Litteraturbriefen, sagt in der Dramaturgie (VII. 81.) er sei das immer gewesen, bringt aber dann zur Vertheidigung des Harlekin und zur Abwehr gegen den Einwurf wider denselben, es sei widersinnig, das nämliche

Rathschlägen würden sie das nimmermehr ausgerichtet haben, was der Eigennutz hier so leicht bewerkstelligte. Die feierliche Abdankung dieser Hauptperson gehörte also einzig und allein dem Neuberischen Witze zu, ohne daß Hr. Prof. G—d einen andern Anspruch daran zu machen hat, als daß er solche längst gewünscht, dazu gerathen und die Vollziehung mit Vergnügen gesehen. Denn eben so unverhofft und schlau, als er in dieser ihm schlechterdings nicht angemessenen Maske das Theater betreten, nahm er auch wieder von demselben seinen Abschied, und um zu zeigen, daß diese Maske künftig niemals wieder darauf erscheinen sollte, ließ er sich von seinen eigenen Leuten recht heroisch daraus vertreiben."

Ich habe die ganze Stelle wörtlich angeführt, um die Freunde der Geschichte des deutschen Theaters noch einmal auf die Notizen aufmerksam zu machen, welche sie in diesem Buche finden.

Individuum alle Tage in einem andern Stücke erſcheinen zu ſehen, die Anſicht vor, man müſſe ihn als kein Individuum, ſondern als eine ganze Gattung betrachten, es ſei nicht Harlekin, der heute in dieſem, morgen in jenem Stücke auftrete, ſondern es ſeien Harlekine, der im Timon iſt nicht der im Falken, jener lebte in Griechenland, dieſer in Frankreich, nur weil ihr Charakter einerlei Hauptzüge habe, ſei ihnen einerlei Name gelaſſen, womit die wahre Natur der Sache gänzlich verkannt, und die ganz und gar der Renaiſſancepoeſie angehörige Geſtalt im Sinne der Poeſie der freien Kunſt, der freilich eben dies eigenthümlich iſt, daß ſie nur wahre Individuen und ſonſt nichts gelten laſſen will, umgedeutet wird. Allein hieraus geht nur um ſo mehr hervor, wie ganz er in der Poeſie der freien Kunſt gelebt hat. In der Minna iſt von Renaiſſanceformen nicht mehr die Rede: Juſt iſt nicht mehr der typiſche Bediente der alten Komödie, Franziska nicht mehr die Maske der Liſette in Leſſings eignen Jugenddramen, ſie ſind wirklich als ſelbſtſtändige Individuen conçipirt; die Soldaten ſind hier nicht mehr bloße Variationen des Thraſo oder Pyrgopolynices, wie K. Leſſing richtig bemerkt, ſondern lebensvolle Geſtalten mit beſtimmtem Charakter, der ſich aus individuellen menſchlichen Schickſalen herausgelebt hat, und das Ganze ſtellt ſich nicht als die Erfüllung einer vorher ſchon fertigen Form, ſondern als freie Darſtellung eines zufälligen Ereigniſſes dar. Ein ſolches Werk mußte, wenn es einmal da war, eine Wirkung haben, wie das göttliche Schöpfungswort, nachdem es nun wirklich geſprochen worden; die Litteraturbriefe gaben die Friſche der Auffaſſung und den kecken Muth dazu, und ſo entſtanden denn bald darauf im Anſchluß an die letzteren Herders Fragmente über die deutſche Litteratur und es folgte die Sturm- und Drangperiode, bis zuletzt Goethe auftrat, der ganz und gar der Poet der freien individuellen Aeußerung iſt, und endlich auch die Nationen, welche ganz auf die Renaiſſancepoeſie angewieſen zu ſein ſchienen, die Ahnung der Möglichkeit einer andern Kunſtweiſe überkam, wie denn ſchon die Frau v. Staël geſagt hat, das Beſte was die Franzoſen bei der Revolution gewonnen, ſei eine Portion Deutſchheit.

Anhang.

Nachträge zur Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken.

Nach den Bänden derselben geordnet.

Zu Band I.

Zu S. 34.

Hier ruht er, wenn der Wind nicht weht.

Leſſing ging einſt mit einigen Bekannten ſpazieren. Ihr Weg führte ſie vor einem Galgen vorbei, an welchem ein Delinquent hing. Machen Sie doch geſchwind eine Grabſchrift auf den Gehenkten, ſagte einer von den Spaziergängern zu Leſſing. Nichts iſt leichter als das, ſagte Leſſing, und machte die obige.

(Jördens Denkwürdigkeiten, Charakterzüge ꝛc. Thl. 2. S. 41. Mohnike, Leſſingiana S. 134.)

Ebendaſelbſt.

Lessing's epigrammatiſche Anmerkungen zu dem Gedicht eines Andern.

(Im letzten Stück des Naturforſchers. Mohnike, Leſſingiana S. 43.)

Er (der Humaniſt) rede vom Thalet, vom Plato und Homer,
Vom Pindar und Euklid und noch von Andern mehr.

Lessing. Was? Pindar und Euklid? Ein allerliebſtes Paar!
Das auch vom Faßmann nie, ſo fein gewählet war.

H. Er zähle Stunden lang die denkenden Lateiner,
Er ſchätze ihre Kunſt, und es entfall ihm keiner,
Ein Numa, Cicero, Virgil, Horaz, Catull,
Ein Plautus, Livius, Ovid, Terenz, Tibull.

Lessing. Nun? die Verfaſſer, Freund, die die zwölf Tafeln ſchrieben,
Die haben auch gedacht, wo ſind denn die geblieben?

H. Genug, die Wiſſenſchaft ſtell' ich mir in Gedanken
In dieſem Bilde vor. Gott gab dem erſten Mann
Ein großes Stücke Erzt, der ſah es gierig an,
Und fand viel artiges; er gab es ſeinem Erben,
Und der entdeckt ſchon mehr.

Lessing. Ein großes Stücke Erzt ſoll unſer Wiſſen ſeyn?
Ein reiches Gleichniß! Ei! So eines nimmt mich ein!
Kann ein Gelehrter nun noch über Armuth klagen?
Er darf ſein Stücke Erzt nur in die Münze tragen.

H. Wir Neuern haben denn Kraft, gleich der Alten Kräften,
Und im Gehirne noch Saft, gleich der Alten Säften;

Lessing. Was, im Gehirne Saft? Dafür bedank' ich mich.
Die Weisheit, die er zeugt, ist allzu jämmerlich.
H. Ein Zufall lehrete die Alten das Erfinden:
Allein beweisen sie das allemal mit Gründen?
Lessing. Allein, wir Neuern, wir erfinden nur durch schließen,
Das wird Dein Landsmann wohl, der Dresdner Tycho, wissen.
H. Und da sich jene Welt hiermit (mit Märchen) betrügen ließ,
War sie so klug wie wir, die Welt, die gülden hieß?
Lessing. Die alte hieß nur das, was unsre neu're ist,
Wo man Verdienst und Kunst aus reichen Kleidern schließt.
H. Und wer, wie Du selbst sprichst, kennt wohl nicht Maupertuis
Und Neuton, und zugleich der beiden Ruhm und Müh?
Lessing. Dank sei dem lieben Reim, daß der beim Neuton stehet,
Und in den letzten Fuß nicht unser Euler gehet!
Doch Neuton hat den Ruhm und Maupertuis die Müh.
Freund, Du hast doch wohl recht, in so weit passen sie.
H. Wo zeigt uns jene Welt dergleichen Werkzeug an,
Als uns Tschirnhausens Fleiß zum Wunder zeigen kann?
Lessing. Du kennst der Alten Werth und schätzest ihren Ruhm,
Und kennst den Archimed nicht aus dem Alterthum?
H. — — — — Die Dichtkunst kränkest Du;
Gestehst der alten Welt vor uns den Vorzug zu;
Allein, geliebter Freund, ist Glover kein Poete?
Reizt Dich nicht Hagedorn, klingt Dir nicht Hallers Flöte?
Lessing. Wem danken diese denn ihr göttlich Lied? den Alten;
Drum, ihnen gleich zu sein, muß man's mit jenen halten.
H. Was war's, das des Homers und Maros Lied erhob?
Was schuf Anacreons, Ovids und Flaccus Lob?
Ein abergläubisch Lied vermischt mit tollen Lügen,
Die Nachwelt durch den Held geschicklich zu betrügen.
Ein Lied voll Schmeichelei, ein Lied voll geiler Brunst,
Ein Lied voll Thorheit und von sehr gemeiner Kunst.
Lessing. O unsre Dichter sind wohl alle keusche Seelen,
Die nur das hohe Lied zu ihrem Muster wählen.
H. So schrieb das meiste Volk der Dichter jener Zeiten,
Freund, ihre Lieder sind gelehrte Kleinigkeiten.
Lessing. Doch unsre Lieder sind voll Wissenschaft und Stärke,
Durch uns zeugt sich ein Gott der Weisheit Wunderwerke!
H. Mein Freund, laß unsrer Zeit auch ihr Recht wiederfahren,
Denn die Erkenntniß wächst, wie Magdchen mit den Jahren.
Allein wird man am Erzt nichts mehr Verstecktes sehn,
Und hört das Finden auf, was wird alsdann geschehn?
Lessing. Dann wird, vermuthe ich, der jüngste Tag wohl kommen,
Dafür behüte Gott in Gnaden alle Frommen!

G. E. Lessing.

Das Letzte ist der Schluß des Gedichts, des Kommentars und der ganzen Wochenschrift.

Zu S. 88.

Die lehrende Astronomie.

(Naturforscher Nro. 74. Mohnike S. 35.)

Dank sei dem Schöpfer, der mein Haupt
Auf hohe feste Schultern baute,
Und mir die Pracht zu sehn erlaubt,
Die nie ein hängend Thierang' schaute!
Hier lern' ich mich und ihn erkennen,
Und hier mich Nichts, ihn Alles nennen.

Was bin ich? Ich bin groß genung,
Bin ich ein Punct der Welt zu nennen.
Mein Wissen ist Verwunderung;
Mein Leben leichter Blitze Brennen.
Und so ein Nichts, verblendte Thoren,
Soll seyn zum Herrn der Welt gebohren?

Der Stolz, der Thorheit Eigenthum,
Verkennt, zu eignem Trost, sich gerne;
Die Demuth ist des Weisen Ruhm,
Und die lernt er bei euch, ihr Sterne!
Und wird nur groß, weil er euch kennet,
Und euern Gott auch seinen nennet.

Auch wenn sein Unglück ihn den Weg,
Den harten Weg der Prüfung führet,
Und wenn, auf dem einsamen Steg,
Sich Lieb und Freund von ihm verlieret,
Lernt er bei euch, durch süße Grillen,
Oft allzuwahre Schmerzen stillen.

O Tugend! Reizend Hirngedicht,
Erdachte Zierde unsrer Seelen!
Die Welt, o Tugend! hat dich nicht:
Doch wirst du auch den Sternen fehlen?
Nein, starbst du gleich bei uns im Abel,
Du bist selbst viel zu schön zur Fabel.

Dort seh ich, mit erstauntem Blick,
Ein glänzend Heer von neuen Welten;
Getrost, vielleicht wird dort das Glück
So viel nicht, als die Tugend, gelten.
Vielleicht dort in Orions Grenzen
Wird, frey vom Wahn, die Wahrheit glänzen!

„Das Uebel," schreyt der Aberwitz,
„Hat unter uns sein Reich gewonnen."
Wohl gut, doch ist des Guten Sitz
In ungezählten größern Sonnen.

Der Dinge Reihen zu erfüllen,
Schuf jenes Gott mit Widerwillen.

So wie den Kenner der Natur
Auch Quarz und Eisenstein vergnügen,
Nicht Gold- und Silberstuffen nur
In Fächern, voller Lücken, liegen:
So hat das Uebel Gott erlesen
Der Welt zur Füllung, nicht zum Wesen.

O nahe dich, erwünschte Zeit,
Wo ich, frey von der Last der Erde,
In wachsender Glückseligkeit,
Einst beßre Welten sehen werde!
O Zeit, wo mich entbund'ne Schwingen
Von einem Stern zum andern bringen!

Gedanken, fliehet nur voran!
Verirrt euch in den weiten Sphären,
Bis ich euch selber folgen kann.
Wie lang, Geschick, wird es noch währen?
O Lust, hier seh ich schon die Kreise,
Die Wege meiner ew'gen Reise!

Drum kränkt der blinde Dämon sich
Nur in der Nacht um sein Gesichte.
Geruhig, Tag, vermißt er dich,
Und deine Eitelkeit im Lichte;
Und wünscht sich, von der Weltlust ferne,
Ein fühlend Aug' nur für die Sterne.

O sel'ge Zeit der stillen Nacht,
Wo Neid und Bosheit schlafend liegen,
Und nur ein frommes Auge wacht,
Und sucht am Himmel sein Vergnügen!
Gott sieht die Welt in diesen Stunden,
Und spricht, ich hab' sie gut gefunden.

Berlin. L.

Zu S. 208.

Der Schäferstab.

Schön war der Schäferstab des jungen Daphnis; von Cypressen war der schlanke Stab; der krönende Knopf, Oleaster.

Und o was für Wunder hatte der aetolische Künstler um den Knopf geschnitzt; Daphnis gab ihm dafür drey Lämmer mit ihren säugenden Müttern, aber es war eine Herde mehr als eine ganze Heerde werth.

So werth hielt ihn auch Daphnis; werther, wie seine zwey Augen; werther, als Polyphem sein einziges Auge.

Lange Zeit ſchien ihm keine Hirtin ſo ſchön, als ſein Stab. Aber Amor erzürnte über den eiteln Jüngling — und Daphnis ſahe die lächelnde Coryſia.

Nun ſchien ihm eine Hirtin ſchöner als ſein Stab! Er ſtaunte, wünſchte, geſtand, flehte, weinte — blieb unerhört.

Unerhört bis an den dritten Abend. Da trieb Coryſia ſpät bei ihm vorbey; die Dämmerung machte den Hirten kühner; er verdankte der Dämmerung zwey Küſſe, halb geraubte, halb gegebene Küſſe! O der Entzückung, o der tobenbenden Freude des Hirten.

O honigſüße Lippen meiner Coriſia! o unvergeßliche Küſſe! So rief Daphnis und wollte ihre Zahl mit zwei tiefen Kerben in die junge Linde ſchneiden, die er vor allen am heiligen (?) Quell liebte.

Aber, fragte ſich der Hirt, warum in die Linde? Kann ich immer unter der Linde liegen und die Kerben im Auge haben? Da ſteht ſie feſt und eingewurzelt, beſtimmt nur einen kleinen Umfang zu beſchatten. — Sie kann nicht mit mir gehen (?)

Aber mein Stab kann mit mir gehen — Mein ſchöner Stab, ſo ſchöner Zeichen nicht unwürdig! —

Und er ſchnitt zwei tiefe Kerben in den Stab — grauſamer Hirt — in der Form von Lippen, nahe unter dem Knopfe, wo die Hand gewöhnlich lag, und küßte und drückte den Ort, als ob es die weiche Hand der Coryſia wäre, und faßte von nun an den Stab nirgends als über die Kerben.

Nicht wenig günſtig war dem Daphnis der folgende Tag, und der Stab bekam drey Lippen mehr, und den Morgen darauf ſieben.

Wie freue ich mich, ſprach er, dich bald vollendet zu ſehen voller kleiner Lippen, Coriſia habe ich mit Untergang der Sonne in den Hain beſtellt, die Nachtigall mit ihr zu hören.

Das haſt du gethan, Coriſia? Zu gefällige Coriſia! o brich dein Wort, wenn dir dein Schäfer lieb iſt —

Umſonſt, ſie fanden ſich im Haine! Und o der unzehlichen Zahl von Küſſen. Jeden Ton der Nachtigall begleitete ein Kuß. Mich jammert der Stab.

Geſättigt trennt ſich mein Paar. — Morgen ſind wir doch wieder hier? ſagte das Mädchen. Der Hirte ging und warf ſich auf ſein Lager von Fellen. — Er ſchläft, er erwacht. — Und was wird das Erſte ſein, als ſeinen Stab zu kerben? Doch er ſahe die Unmöglichkeit ſie alle zu..... (?) — und dieſe Unmöglichkeit, alle Küſſe zu behalten, ereilte (?) ſie — Daphnis, ſprach Coriſia, Schade, daß ich Dir den ſchönen Stab ſo verdorben — ich will ihn nicht weiter verderben.

Zu S. 387.

Der Freigeiſt.

Unter den Breslauer Papieren findet ſich ein früherer Entwurf des Stückes. Dem Perſonenverzeichniß ſind die Charaktere der Perſonen beigegeben.

Adraſt ohne Religion, aber voller tugendhafter Geſinnungen.

Theophan ſo tugendhaft und edel als fromm.

Liſidor ein alter reicher Kaufmann, ungewiß und ſchwankend in ſeinen Grundſätzen, zugleich auf des Adraſt's, zugleich auf des Theophan's Seite; beydes ohne zu wiſſen warum.

Juliane } Töchter des Liſidor's; von entgegengeſetzten Charakteren. Ju-
Henriette } liane, ſtill, zärtlich und fromm; Henriette, frey und oft wild, doch ſonſt liebenswerth.

Fr. Philome des Liſidor's Mutter; eine alte gute chriſtliche Frau, die alles in einer gewiſſen Beziehung auf ihren nahen Tod betrachtet.

Jean de la Fleche, ſonſt **Hans Pfeil**, Bedienter des Adraſt's und Affe ſeines Herrn.

Martin, Bedienter des Theophan's — dumm.

Lisette, Kammermädchen.

Der Abweichungen ſind übrigens wenige. I. 3. macht Adraſt ein übel Bild vom Theophan — Liſidor giebt ihm Recht. Zu tt. 3. (Liſette, Theophan) ſagt der Entwurf:

„Liſette macht ihm ein Compliment, daß er ſich rühmen könne, beide Schweſtern in ſich verliebt gemacht zu haben, die Eine liebe ſeinen Körper, die Andere ſeinen Geiſt" u. ſ. w. Sie verräth ihren Haß gegen den Adraſt; ſie nennt ihn einen Stolzen, welcher auf das weibliche Geſchlecht mit Verachtung herabblicke, einen Mann ohne Religion und Zärtlichkeit, welcher das Frauenzimmer nur zu ſeinem Vergnügen erſchaffen zu ſein glaube. Theophan bedankt ſich für ihre gute Geſinnung, entſchuldigt den Adraſt ſo weit als möglich, und ſagt, daß er ſeinem Vetter nochmals entgegengehen wolle.

Bei II. 5. heißt es:

„Siehe die ſchon ausgearbeitete Scene."

Im dritten Act fehlt die vierte Scene (Adraſt, Johann), und Johann iſt nicht bei der folgenden zugegen, wodurch dieſe mit der ſechſten zuſammengezogen wird, ſo daß der Act nur ſechs Scenen hat. Im vierten Act wird der vierte Auftritt nicht als eine beſondere Scene gerechnet, und 3. 4. 5. des Druckes bilden alſo nur eine Scene, und an der Stelle des achten Auftrittes (Henriette, Liſette, Theophan) war ein Monolog des Theophan projectirt:

„Theophan macht einige Anmerkungen über das Betragen des Adraſt's, welche durch die Ankunft des Wechslers unterbrochen werden;"

Nach dem Komma iſt übergeſchrieben:

„und verräth ſeine Liebe gegen Henrietten."

Beim letzten Aufzuge des fünften Actes ſollte auch der Vetter zugegen ſein.

Zu Band II.

S. 420.

Theatraliſcher Nachlaß.

Karl Leſſing erklärt im „theatraliſchen Nachlaß" Bd. I. p. xi. ausdrücklich, er wolle nur eine Probe von den nachgelaſſenen theatraliſchen Arbeiten ſeines Bruders geben. Nachdem er nun bei Beſprechung derjenigen, welche er abdrucken läßt, die Nachahmung des Plautiniſchen Pſeudolus genannt, die er Juſtin tauft — Lachmann hat dieſelbe weggelaſſen — fährt er fort: „Dergleichen Plane von Luſtſpielen, wie dieſer, hat mein

Bruder mehrere hinterlaſſen. Einige davon ſind aber nicht ganz vollendet, oder beziehen ſich auf Stücke, von denen ich nicht errathen kann, was für welche es ſind. Hier ſind die Namen davon: die Witzlinge; die Großmüthigen; die aufgebrachte Tugend; der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck; der gute Mann; Werther der beſſere; und noch einige andere, die gar keinen Titel haben und ſehr unleſerlich geſchrieben ſind. Auf einen halben Bogen hat er ſich auch drei Namen von Luſtſpielen aufgezeichnet, nehmlich: die Gebrüder Denner; der Galeerenſclave und Mylord Roß: ich finde aber davon nicht eine Zeile mehr, ob ich mich gleich wohl erinnere, daß er mir ſelbſt den Plan vom Galeerenſclaven erzählt; denn er war mit dem franzöſiſchen Stücke davon nicht zufrieden, ſo viel auch deſſen deutſche Vorſtellung damals Beifall erhielt." Dann nennt K. Leſſing noch die beiderſeitige Ueberredung, und im zweiten Bande nennt er, nachdem er zwei Acte von einem Brutus abdrucken laſſen, worüber ich oben im Texte geſprochen, noch ein Paar Entwürfe zu bürgerlichen Trauerſpielen, Tonſine und Fenix; zu Tragödien: Philoktet, der Tod des Nero, Seneca, Ernſt von Staupitz und Arabella. Von dieſen Sachen hat Lachmann aus den Breslauer Papieren, außer einigen Zuſätzen zu dem von K. Leſſing Veröffentlichten, den Werther und die beiderſeitige Ueberredung hinzugeſetzt, ſo wie die Virginia, von welcher K. Leſſing nichts ſagt; hier folgt Alles was ſich hier noch ferner findet, Erwähntes und Nichterwähntes, Benanntes und Unbenanntes, wie denn ſolche Vollſtändigkeit ſchon durch den Zweck dieſes Buches geboten war; das Meiſte gehört einer frühen Zeit an, und es ſchien daher auf die Anordnung nicht viel anzukommen, da doch nur der Text über die Zeitfolge Rechenſchaft geben konnte; was in ſpätere Zeit fällt, iſt für ſich geſtellt; von einigen Ueberſetzungen die ſich, wie auch Lachmann an den geeigneten Orten bemerkt, hier ebenfalls erhalten haben, iſt im Texte, wo von ihrer Entſtehung die Rede iſt, Notiz ertheilt worden.

Zu S. 465.

Alcibiades.

S. 465 nach Z 17 „Nachahmerin der Aſpaſia ſein wolle" iſt hinzuzuſetzen:

(Alc.) Hier in dieſer ruhigen Einöde will ich als ich ſelbſt und mir ſelbſt leben. Habe ich mich ſonſt leicht in alle Geſtalten umgeſchaffen, war es mir ſonſt einerlei ob ich den arbeitſamen, ſtrengen und mäßigen Spartaner, oder den wollüſtigen faulen Jonier, oder den ſchwärmenden bakchiſchen Thracier ſpielen ſollte, ſo will ich von nun an der wahre Alcibiades leben. —

Zu S. 526.

Der Schlaftrunk.

Ein Luſtſpiel in drei Aufzügen. (Früherer Entwurf).

Perſonen: **Berthold.** **Celiante**, deſſen Tochter. **Lisidor.** **Dorant**, deſſen Sohn. **Finette**, der Celiante Mädchen.

Act I. Sc. 1. **Finette, Dorant.** Früh. 3ter Termin. Geſtern dran gedacht und alle Leute gebeten, ihn zu erinnern. Sc. 2. **Finette, Dorant, Celiante.** Sc. 3. **Finette, Celiante** (Dorant iſt verſteckt). Sc. 4. **Berthold, Finette, Celiante.** Sc. 5. **Finete, Dorant.** Sc. 6. **Finette, Berthold.** Sc. 7. **Berthold.** Sc. 8. **Berthold, Celiante.** Sc. 9. **Berthold, Celiante, Finette.**

Act II. Von hier an mit Bleifeder, auch iſt ein Stück abgeriſſen, ebenſo und aus denſelben Gründen unleſerlich iſt eine Ausführung von Act II. Sc. 1 u. 2 der gedruckten Bearbeitung, und ein Entwurf von Act I. u. II. der zwiſchen dieſer und der erſten in der Mitte zu ſtehen ſcheint.

PALAION.

Comédie en un Acte.

à Berlin 1750.*)

Laudator temporis acti.
HORACE.

Acteurs: *Palaion. Lucile,* fille de Palaion. *Codex,* avocat. *Cliton,* amant de Lucile. *Toinon.*

Scène première. *Palaion* (en robe de chambre). Oh que tout honnête homme aujourd'hui est à plaindre! Le bon vieux tems est passé; et le siècle où nous sommes n'est que trop fait pour dégoûter entièrement du monde toute âme vertueuse. Ce n'est pas le chagrin qui me fait dire cela, quoique j'en ai beaucoup, car un procès éternel de vingt ans et une fille nubile suffisent, je crois, à mettre au désespoir un mortel qui est assez malheureux pour les avoir sur ses bras. Ah — — un procès — — une fille nubile — nubile — ah — j'enrage! Mais que me feroit tout cela, si la vertu n'étoit pas plus inconnue aux filles d'aujourd'hui que la justice ne l'est à nos juges. Oh le heureux tems que celui de ma jeunesse! Jadis tous les juges étoient de Rhadamanthes et toutes les filles de Pénélopes. Oui! jadis on n'étoit pas obligé de confier sa cause à des avocats ou ignorants ou intéressés. Oui! jadis on la plaidoit soi-même, et on étoit sûr que le bon droit l'emporteroit. Oui! il étoit plus incompréhensible à nos pères, qu'on puisse acheter la justice, qu'il ne l'est aux *Hugenots* qu'on puisse acheter le ciel. Tout est changé! O tems! o moeurs! — Enfin c'est aujourdhui que le président m'a promis de me défaire de la moitié de mes maux infernals, et de mettre fin à l'éternité de mon procès. — Nous verrons — — pour moi je n'en crois rien. Car je le vois bien qu'il y va de l'intérêt du diable que la chicane ne me laisse jamais en repos. Uniquement occupé de mon procès pourrais-je jamais revenir à moi-même pour donner le vil reste de mes jours à mon âme, à mon Dieu! Non. Il faut absolument qu'à force de plaider je me donne en proie à l'enfer. — — Mais voilà ma fille qui vient.

Scène II. *Palaion, Lucile. Palaion.* Approchez-vous, Lucile! Mes pensées viennent de rouler —

Lucile. N'est-ce-pas? sur la corruption du tems? Voilà le triste objet de vos idées. En vérité, mon très-cher père, je suis fort fachée que vous n'êtez pas fait pour ce monde là — Il est, je pense, passablement bon pour quiconque s'y veut plaire.

Palaion. O jeunesse! O ma fille que je souhaitrois de vous voir penser plus sainement. Est-ce ainsi que vous voulez démentir le sang de votre père? Oh que j'ai pitié de vous! Venez, je vous communiquerai mes réflexions avec toute la sincérité d'un père. Elles sont fondues sur l'expérience qui ne nous vient qu'avec les années. Elles serviront à votre jeune beauté de la force de l'âme, qui n'est que le partage de l'âge avancé. Un peu de mes lumières vous donnera dix ans de plus.

---

*) Ich habe mir in diesem Fragment, nach Lachmann's Beispiele, einige offenbare Schreibfehler zu verbessern erlaubt; es bleibt immer noch genug übrig, um dasselbe zu einem Beweise mehr zu machen, daß man zu der Zeit, als in Deutschland das Französische die Grundlage aller Bildung war, darum nicht eben mehr Französisch wußte. —

Lucile. Comment, mon père? dix ans de plus? Vous n'y pensez pas? dix ans de plus? Ah le joli présent pour une jeune fille!

Palaion. Vous ne m'entendez guère.

Lucile. Oh que oui! Dix ans de plus? Donnez-moi plutôt, si vous pouvez, dix ans de moins. Oh que me font peur ces dix ans de plus.

Palaion. Ces dix ans, ma fille, ne seront préjudicables ni à votre beauté ni à votre jeunesse. Vous n'en aurez que l'utilité sans en avoir le fardeau.

Lucile. N'importe. Ne précipitons point mes années. Pourquoi prévenir la nature? Si l'austère sagesse ne vient qu'avec l'âge, elle ne viendra jamais trop tard.

Palaion. Ne craignez rien, ma fille. Avec de telles dispositions elle ne vous importunera jamais.

Lucile. Tant mieux.

Palaion. Ce tant mieux me perce le coeur. O que je crains que vous ne parlez sérieusement! Jadis, Lucile, jadis les filles de votre âge étoient plus dociles, plus modestes. Jadis, vous dis-je, elles passoient avec plaisir des heures délicieuses dans la conversation d'un père sensé et tendre. Jadis elles ne couroient pas au bal, elles n'étoient pas folles de la comédie. Jadis elles ne tuoient pas des jours entiers en lisant des romans qui ne charment l'esprit que pour gâter le coeur. Jadis — —

Lucile. Je le vois bien. Jadis, mon père, toutes les filles étoient des matrones vénérables. N'est-ce-pas?

Palaion. Oui, justement.

Lucile. Oh mon père, ne me faites pas rire.

Palaion. Rire? Et je voudrois bien vous faire pleurer de vos sottises.

Lucile. Les sottises que je fais, sont les sottises du tems et non pas les miennes. Et je crois que s'accommoder au tems est le devoir du sage. Mais rompons la-dessus. Monsieur Cliton a été hier chez vous, que vouloit-il?

Palaion. O rompons la-dessus, et continuons notre premier discours. Le sage, dites vous, devroit-il s'accommoder au tems? O quel dangereux principe! Non, ma fille, il ne faut jamais se laisser entraîner par le torrent. Prenez l'exemple sur la foule, et voilà votre vertu sur le précipice. Allons le chemin de la vertu, et qu'importe si nous y sommes les seuls?

Lucile. Nous n'y serons pas les seuls, si vous permettez que Cliton nous accompagne. Il est digne de se former sur votre modèle. Il vous aime, il estime la justesse de votre esprit, il m'adore.

Palaion. Il vous adore?

Lucile. De tout son coeur.

Palaion. De tout son coeur?

Lucile. Oui.

Palaion. Il vous adore de tout son coeur? Cela me charme.

Lucile. Ne contrariez donc plus longtems notre amour si pur, si tendre, si fait pour vous charmer vous-même — — si — —

Palaion. Oh, n'épuisez vous pas en épithètes inutiles. Il vous adore, et cela suffit pour me le faire connaître au fond.

Lucile. O que je suis heureuse, que vous lui rendez justice. Oui, c'est le plus poli, le plus complaisant, le plus aimable de tous les hommes.

Palaion. Et pour comprendre tout en un mot, le fou le plus accompli.

Lucile. Que dites-vous?

Palaion. Je dis, que vous poussez l'effrontcrie trop loin. Une fille bien née ne devroit-elle pas plutôt mourir de honte que de parler à son père de scs amants? Jadis les filles aimoient aussi, mais elles aimoient avec bienséance, elles aimoient tout bas. Si j'étois fille, moi, je confesserois plutôt un meurtre que mon amour. Savez-vous bien ce que c'est qu'aimer?

Lucile. Si je le sais?

Palaion. Vous le savez? Tant pis! Maricz vous donc au plutôt. Je ne suis pas si fou que de vouloir étouffer la curiosité d'une fille qui sait ce que c'est qu'aimer. Je nc me mêle pas de l'impossible. Non, morbleu, non. Allez, mariez vous, mais choisissez un objet plus digne d'être mon gendre que ce Cliton. Est-ce à un homme qui adore les femmes que je me dois allier? Adorer une femme, ne vous en déplaise, est adorer la folie même. Jadis on n'avoit pour les créatures de votre espèce que de petits égards; on étoit bien loin de les aimer; et pour les adorer, c'étoit une phrénésie qui n'étoit reservée qu'à nos tems destinés expressément à faire la guerre au sens commun. Et, ma foi, si je m'y connois, votre Cliton s'est fort distingué dans cette guerre. Babillard, impertinent, amateur zèlé de toutes nouveautés, coureur du monde, voilà les aimables qualités que jc lui ai trouvées bier en m'honorant de sa visite ennuyeuse. Au reste il ne faut pas être trop clairvoyant pour voir qu'il a bien éclairci ses biens par ses voyages inutiles. Ne seroit-ce pas la véritable cause pourquoi il vous adore?

Lucile. Du moins, mon père, ne soupçonnez pas sa droiture. Je le connois. Son amour est désintéressé. Peut-être il n'est pas trop à son aise: mais qu'importe? Il a des talens qui ne manquent pas à faire sa fortune. Il a aussi un oncle puissamment riche — —

Palaion. Des talens — uu oncle — Vous vous moquez, ma fille. Dans ce siècle barbare, où le plus opulent est le plus habile, où l'argent nous peut faire savoir tout sans en avoir ricn appris, quels avantages croyez-vons que puisse avoir un homme de talent sur un butor? — Et quant à l'oncle, ne croyez-vous pas que les oncles sont des hommes à vouloir survivre leurs neveux?

Lucile. Je convicns que scs espérances ne sont pas trop bien fondues. Mais vous conviendrez aussi, mon père, que ce ne sont pas les richesses qui font le bonheur des mariages.

Palaion. Ni l'amour non plus. Ce sont les moeurs qui le font, et Cliton n'en a point. Si mon gendre est un homme de probité connue, d'un coeur non-infecté du poison de nos tems, d'une simplicité digne de nos pères, je lui ferai grâce de ses biens et dc sa naissance.

Lucile. Ah! ah! j'entrcvois votre dessein!

Palaion. Et quel dessein m'imputez-vous?

Lucile. Oh de grâce! Il est tout-à-fait digne de mon père? Parceque l'homme qui lui faut sera un peu difficile à trouver, il fera revenir de l'autre monde un bon garçon pour être mon époux.

Palaion. Oui, c'est cc que je ferois ccrtainement.

Lucile. Quel horreur! la crainte m'étouffe — je —

Palaion. — s'il étoit possible.

Lucile. Oh grâce à l'impossibilité! je reviens.

Palaion. Mais non — Vous connaissez le jeune Martin Colibri? Voilà encore un garçon qui fait honneur à sa famille! C'est le seul — —

Lucile. Et que voulez-vous faire de ce Marmouset?

Palaion. J'en voudrois bien faire votre époux.

Lucile. De lui? qui est à peine sorti du collège? C'est un livre et non pas un homme.

Palaion. Oui, oui, c'est un garçon savant, très-savant. Il a lu beaucoup de livres anciens, et les livres anciens, ma fille — — ah —

Lucile. Ne sont plus muets que lui. Il ne dit mot, si sa bouche ne s'ouvre par hasard pour dire de sottises.

Palaison. C'est justement par-là que j'augure bien de sa raison profonde. Car jadis les jeunes gens ne parloient plus que ce mon butor. C'étoit aux vieillards de parler peu, mais de choses instructives et pleines de sens, et aux femmes de parler beaucoup, mais sans rime et raison; le jeune homme ne faisoit que taire et qu'écouter.

Lucile. Et à sa façon de s'habiller ne le prendroit on pas pour un de ses ancêtres du siècle quatorzième?

Palaion. Jugez donc de son goût solide; il s'habille tout comme nos pères! ah l'aimable garçon!

Lucile. Ah l'aimable garçon! ah qu'il est ténébreux, ah qu'il est stupide.

Palaion. Tout comme nos pères! Il s'habille tout comme nos pères.

Lucile. Ah l'aimable garçon! ah qu'il est grossier, ah qu'il est lourd!

Palaion. Tout comme nos pères! il s'habille tout comme nos pères! O que ce seul point le rend estimable à mes yeux! l'habit a été toujours le miroir du coeur — et la mode — qui est-ce qui nous vient interrompre? —

Lucile. Comment, votre avocat? vous voilà sur votre matière favorie et l'impertinent —

Scène III. *Palaion*, *Lucile*, *Codex* (avec des actes sous chacun des bras).

Palaion. Ah, ah! Monsieur Codex! bon jour! bon jour! Monsieur Codex, bon jour!

Codex. O que le diable vous emporte avec tous vos bons jours. Pas encore habillé? Diantre! Avez-vous donc oublié que Monsieur le président nous attend à l'heure qu'il est? — (Das Uebrige II. 459.)

(Nach dem Pseudolus des Plautus.)

Personen.

Herr Ballof. In Trauer um seine jüngst verstorbene Frau, welche eine Französin gewesen, bei der man die Jungfer Charlotte in die Kost gethan hatte. Sie hatte die Mamsell dü Babil geheißen, ehe sie den Herrn Ballof geheirathet, einen Geizhals und Betrüger, der siebenzig Professionen schon versucht, Sprachmeister, Coffetier, Fechtmeister, Komödiant, und wer weiß was gewesen war.

Jungfer Charlotte. Die als ein Kind von 4 Jahren bei der Mamsell dü Babil in die Kost gethan worden. Niemand hatte seit dieser Zeit das Kostgeld für sie bezahlt. Sie hatte allerhand künstliche Frauenzimmer Arbeit gelernt, und Herr Ballof hatte endlich eine vornehme Dame gefunden, die das Kostgeld für sie bezahlen, und sie als Kammermädchen zu sich nehmen will. Er hatte auch wirklich bereits mehr als die Hälfte davon bekommen, und das übrige

ſollte er bekommen, wenn die Dame Charlotten würde abholen laſſen. Dieſes ſoll heute geſchehen.

Callidor. Ein junger Menſch, der ſich in Charlotten verliebt und von ihr auch wieder geliebt wird.

Simon. Des Callidors Vormund. Und wie man am Ende erfährt, der Charlotte Vater, von der auch dieſes zu merken, daß ſie nicht lange mit dem Ballof an den Ort gekommen, wo die Komödie vorgeht.

Martin Knecht. Der Kutſcher der vornehmen Dame, welcher Charlotten abholen will.

Juſtin. Bedienter des Callidor, welcher dem Martin die Briefe abnimmt, indem er ſich für einen Bedienten des Ballof ausgibt.

Wolfgang. Ein andrer Bedienter, der die Rolle des untergeſchobenen Martin Knechts ſpielt.

Plautina longa fabula in scenam venit!

Entwurf.

Actus primus. Sc. I. v. eandem Scenam apud Pl. **Callidor und Juſtin.** Sc. II. **Ballof, Callidor, Juſtin.** Vide Sc. III. Act. I. Ballof ſagt, er gehe eben um ſich einen Domeſtiquen zu ſuchen, weil er, wenn Charlotte wegkomme, einen Domeſtiquen haben müſſe, der ihm den Tiſch beſorgen könne. Sc. III. **Callidor, Juſtin.** Juſtin verſpricht dem Callidor, ſein möglichſtes anzuwenden, dem Ballof das Mädchen aus den Zähnen zu rücken. Unterdeſſen ſolle er ſehen, wo er Geld auftreiben könne, wodurch man es zwingen müßte, wenn Liſt nicht anſchlagen wollte. Sc. IV. **Juſtin.** v. Sc. IV. Act. I. Sc. V. **Simon, Juſtin.** v. zum Theil Sc. V. Act. I. Simon muß ſich als ein guter ehrlicher Mann beklagen, daß Callidor auf ſolche Ausſchweifungen falle; er habe gehört, daß er ſich in ein fremdes Frauenzimmer in der Nachbarſchaft verliebt habe. Er iſt beſorgt, daß er etwas unrechts thun möge. Es geht ihm nahe, daß er wenigſtens an ſeinem Mündel ſeine Freude nicht erleben ſolle, da er ſie an ſeiner Tochter nicht erleben können; die er als ein Kind von vier Jahren, als er eines Unglücks wegen das Land verlaſſen müſſen, in die Koſt gegeben, ohne ſeitdem von der, der er ſie anvertrauet, das geringſte erfahren zu haben. Er befiehlt dem Juſtin zu Hauſe zu bleiben, weil er einen nöthigen Gang unterdeſſen verrichten wolle.

Actus secundus. Sc. I. **Juſtin.** v. Sc. I. Act. secundi. Sc. II. **Juſtin, Martin Knecht.** v. scenam eandem apud Plautum. Sc. III. **Juſtin.** v. eandem apud Plautum. Sc. IV. **Callidor, Juſtin.** Callidor hat etwas weniges Geld bekommen, welches aber ungefähr ſo viel iſt, als Martin Knecht dem Ballof von der Dame auszahlen ſollen. Siehe zum Theil eben dieſelbe Scene bei dem Plautus. Sie gehen ab, einen falſchen Martin Knecht zu ſuchen.

Actus tertius. Sc. I. **Ballof** und ein neuer Domeſtique. v. Sc. II. Act. III. Sc. II. **Simon** zu den vorigen. **Ballof** ſchiebt den Bedienten voran in das Haus. Simon redet den Ballof unbekannter Weiſe an und warnet ihn wegen ſeines Mündels. Sc. III. **Simon.** Sc. IV. **Simon, Callidor.** Simon redet ſeinem Mündel vernünftig zu; und tadelt ihn, daß er ſich in eine Unbekannte verlieben können. Nun, ſagt Callidor, wenn Simon weg iſt, wird es drauf ankommen, ob ich glücklich ſein ſoll. Es iſt alles beſtellt, und ich will mich

nur in dieſer Gegend aufhalten, um von weitem zu ſehen, wie die Sache ablaufen wird.

Actus quartus. Sc. I. **Juſtin, Wolfgang.** v. Sc. eandem apud Plautum. Sc. II. **Ballof** und die Vorigen. v. eandem apud Plautum. Sc. III. **Juſtin.** v. eandem. Sc. IV. **Juſtin** und **Wolfgang,** welcher Charlotten geführt bringt. Ballof ruft dem verſtellten Martin Knecht noch nach, ſie richtig zu überbringen. Charlotte ſagt wenig Worte, mit welchen ſie ſich ohngefähr beklagen kann, daß ſie Ballof gleichſam in eine Dienſtbarkeit verkaufe, indem ihr Wolfgang immer heimlich in das Ohr flüſtert, ſich nicht ſo zu ſperren, ſie werde es beſſer finden, als ſie es glaube; und wird oben an der Scene ſogleich von Callidor in Empfang genommen. Sie führen ſie fort.

Actus quintus. Sc. I. **Ballof.** v. Scenam V. Act. IV. Sc. II. **Ballof** und **Simon.** v. Sc. VI. Act. IV. Sc. III. **Martin Knecht.** v. Sc. VII. Act. IV. Martin Knecht geht voller Bosheit fort, um ſich bei einem Richter zu beſchweren. Sc. IV. **Ballof** und **Simon.** Hier geht die Entdeckung vor ſich, daß Simon der Charlotte Vater ſei. Sc. V. **Charlotte, Martin Knecht** und **Juſtin** zu den vorigen. Martin Knecht hatte den Juſtin ertappt und erkannt, eben als er ſich mit Charlotten in einen Wagen werfen und ſie davon führen wollen. Er bringt ihn alſo mit Gewalt nebſt dem Frauenzimmer zurück. Die Erkennung geht vor ſich. Sc. VI. Zu dieſen **Callidor.** Er kömmt verzweifelnd zurück, weil er vergebens vor dem Thore auf Beide gewartet, und erfahren, was mit ſeiner Dirne vorgegangen. Der vergnügte Schluß und das Ende des Stücks; nachdem Simon dem Martin Knecht verſprochen, an die Dame einen Brief mitzugeben, und ſie in allen Stücken zu befriedigen.

Der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck.

In fünf Aufzügen.

1.

Der Baron **von Modiſch,** ein Stutzer aus der alten Zeit. Zärtlich, affectirt, von ſeiner Perſon und ſeinem Geſchlechte eingenommen. So alt er iſt, ſo viel Sorgfalt wendet er noch auf ſeine Schönheit. Er würde um wie viel kein Glas Champagner über ſein Geſetztes trinken, aus Furcht, daß ihm ein Blätterchen in ſeinem Geſichte auffahren möchte. Jede Mine iſt bei ihm nach der Tabulatur, und er nimmt ſich wohl in Acht, ſein Geſicht durch das Lachen nicht zu verzerren. Er lacht nie, als über ſeine eignen Einfälle oder über die Einfälle eines Frauenzimmers. (Siehe den Charakter des Lord **Freth** in Double-Dealer und beſonders die vierte und fünfte Scene des erſten Actes.)

Der junge Baron **von Modiſch.** Ein junger Wildfang nach der neuſten Mode; frech, flatterhaft, zu allen Ausſchweifungen geneigt, und dabei voll von einer närriſchen Meinung von ſich ſelbſt, von ſeiner Schönheit, ſeinem Witze, ſeiner Lebensart ꝛc.

2.

Baron **von Modiſch.** Ein Stutzer aus der alten Zeit, zärtlich, affectirt ꝛc.

Der junge Baron **von Modiſch.** Deſſen Sohn, ein Stutzer nach der neuſten Mode; flatterhaft, frech ꝛc.

Herr **von Gutherz.** Ein alter Freund des Barons, welchem er ſchon ſeit langer Zeit verſprochen hatte, ihre Kinder, mit einander zu verbinden.

Fräulein **Meliſſa**, deſſen Tochter.
Dorant. Liebhaber der Meliſſa; ein rechtſchaffener Mann ꝛc.
Heinrich, Henri. Bedienter des jungen Barons.
Liſette, Mädchen der Meliſſa.

Actus primus. Sc. I. **Dorant** und **Liſette.** Ganz früh. Der junge Baron iſt des Abends vorher angekommen. Dorant will verzweifeln, und ſchämt ſich ſelbſt, von der Liebe ſo weit gebracht zu ſeyn. Er zeigt ihr den Brief der Meliſſa, den ſie ihm des Tages vorher geſchrieben, und worin ſie über ſeine ernſthafte Gemüthsart geſpottet. Liſette entſchuldigt Meliſſa. Sie müſſe ihrem Vater gehorchen, obgleich dieſer der gutherzigſte Mann von der Welt ſey. Sie hätte ſich nicht weigern können, den jungen Baron wenigſtens erſt zu ſehen, eh ſie ihn ausſchlüge. Sie erzählt ihm die lächerliche Ankunft des jungen Barons und ſeine erſten Complimente. Der Charakter des Vaters wird eingeſchoben. Noch könne ſie nicht ſagen, ob Meliſſa mit dem Sohne zufrieden ſei. Wenigſtens ſey ſie ſehr früh und verdrießlich aufgeſtanden. Sie kleide ſich bereits an. Sie höre ſie kommen. Dorant begiebt ſich weg. Sc. II. **Meliſſa, Liſette.** Liſette wundert ſich, daß Meliſſa mit ihrem Anputze bereits fertig ſey. Sie habe eben kommen und ſie ankleiden wollen. Sie ſind zu ſimpel gekleidet für heute, gnädiges Fräulein. Haben Sie es vergeſſen, was Sie für eine Eroberung an dieſem Tage zu machen haben. Oder glauben Sie ſie ſchon geſtern Abend gemacht zu haben? — Meliſſa will in den Garten gehen, den ſchönen Morgen zu genießen und ihren Gedanken nachzuhängen? — Was für Gedanken? — Wenn ein Frauenzimmer keine vor ihrer Vermählung haben will, ſo weiß ich nicht, wann ſie welche haben ſoll. Liſette will ſie wegen des Barons ausforſchen, aber Meliſſa bleibt unergründlich. Sc. III. **Der junge Baron, Meliſſa, Liſette.** Der Baron kömmt auf Meliſſa zugeſprungen: ſo früh ſchönſtes Fräulein. Sobald er ihr aber in das Geſicht ſehen kann und ihre ernſthafte Miene gewahr wird, ſpringt er zurück. Er meint, ſie nehme es übel, daß er ſie zu einer Zeit überraſche, da ſie an ihre Schönheit vor dem Nachttiſche noch nicht die letzte Hand geleget. Er bittet tauſendmal um Vergebung, und verſichert ſie, deßwegen keinen nachtheiligen Eindruck zu befürchten. Sie geht verdrießlich ab. Sc. IV. **Der junge Baron, Liſette.** Er will auf einen ziemlich freien Fuß mit ihr converſiren. Das deutſche Frauenzimmer von Stande ſei noch viel zu gezwungen, und ein Galanthomme könne kaum bei einem Kammermädchen à son aise ſein.

Die aufgebrachte Tugend.

Perſonen. **Der Graf. Die Gräfin. Der Baron. Die Baroneſſe.** Fräulein **Amalia. Lionel.**

I. Aufzug. 1. Auftritt. **Die Gräfin und Amalia.** Siehe die erſte Scene p. 1. 2. Auftritt. **Amalia.** Sie iſt um ihren Lionel beſorgt, daß er der gedoppelten Verſuchung unterliegen möge; und über ſeine Untreue unwillig. 3. Auftritt. **Amalia, Lionel.** Sie giebt ihm mit wenig Worten ihren Unwillen zu erkennen. Er macht, als ſie ihn allein läßt, die Betrachtung, daß dieſe verſtellte Liebe leicht ſeiner wahren Leidenſchaft Eintracht thun könne. 4. Auftritt. **Lionel. Der Graf.** Siehe p. 5. Der Graf verſpricht ihm, wenn er ſeine Verſtellung einige Tage glücklich unterhalten kann, ſein Glück zu machen, ſowohl in An-

sehung seiner Versorgung, als mit Amalia. 5. Auftritt. Der Graf allein. Er macht einige gute Betrachtungen über seine Untreue, welchen er aber mit Fleiß nicht nachhängen will, um von seinem entworfenen Glücke mit der Baronesse nicht abzukommen.

II. Aufzug. 1. Auftritt. **Der Graf** und die **Baronesse.** Siehe p. 11. 2. Auftritt. **Der Graf,** die **Baronesse** und der **Baron.** Siehe p. 13. 3. Auftritt. Der Graf allein. Der Graf ärgert sich über die Unempfindlichkeit des Barons, und das halbe Vergnügen scheint ihm wegzufallen, weil dieser nicht eyfersüchtig ist. 4. Auftritt. **Die Gräfin. Der Graf.** Sie macht ihm hundert unschuldige Schmeicheleien, aber wie überläßtig muß einem eine Gemahlin sein, wenn man eine Geliebte im Kopfe hat. Lionel kömmt dazu. — Komm Lionel, sagt der Graf, meine Frau ist heute gesellschaftlicher als jemals, vertritt meine Stelle, ich habe Geschäfte. 5. Auftritt. Siehe die erste Scene des zweiten Acts p. 15.

III. Aufzug. 1. Auftritt. **Die Gräfin** und die **Baronesse.** S. p. 16. 2. Auftritt. **Die Gräfin,** die **Baronesse** und **Lionel.** Siehe p. 17. Die Gräfin begiebt sich weg, aber in dem Vorsatze, sie zu behorchen. 3. Auftritt. **Die Baronesse** und **Lionel.** Siehe p. 26. Und indem er vor ihr niederfällt, kömmt der Graf hinzu. 4. Auftritt. **Die Baronesse, Lionel,** der **Graf.** S. p. 26. 5. Auftritt. **Lionel** und der **Graf.** S. p. 27. Bey welcher Scene es die Gräfin in dem Cabinete erfährt, daß der Graf selbst den Lionel aufmuntert, seine Frau zu lieben. 6. Auftritt. Die Gräfin allein. In vollem Zorne. S. p. 28.

IV. Aufzug. 1. Auftritt. **Die Gräfin** und **Amalia.** Die Gräfin ist fest entschlossen der Liebe des Lionel Gehör zu geben. Sie hat deswegen schon einen Brief an ihn geschrieben, den sie ihm nur noch auf eine gute Art in die Hände zu spielen sucht. Amalia verstellt sich und will die Besorgung über sich nehmen. Die Gräfin geht ab. 2. Auftritt. **Amalia.** Sie sieht, daß sie die Tugend so vieler Personen gleichsam in ihren Händen hat, und ist fest entschlossen, sie alle zu ihrem Besten zu hintergehen. Sie würde stolz darauf sein, wenn sie nicht ihre Liebe am meisten dazu antriebe. 3. Auftritt. **Amalia, Lionel.** Sie spielt die eyfersüchtige mit ihm; indem er eben von der Baronesse einen Brief bekömmt. Sie reißt ihn dem Bedienten aus der Hand; sie will ihn lesen, weil sie vorgiebt, sie wisse gewiß, er sey von einer Nebenbuhlerin. Er will es nicht zugeben und sie giebt ihm endlich den Brief der Gräfin anstatt jenes, und geht mit verstellter Verbitterung ab, damit er seine Bestellungen allein überlegen könne. 4. Auftritt. **Lionel** liest den Brief p. 30 und macht seine Anmerkungen darüber. Er sieht, daß er sich zu weit mit der Gräfin eingelassen, um das Rendesvous nicht anzunehmen; es wäre ihm aber lieber gewesen, wenn die Baronesse ihm eins gegeben hätte.

Die Großmüthigen.

Der Graf von Carlstadt. Andreas Dürr. Cöleſtine. Ein Colonna.

I. Aufzug. Sc. I. Cöleſtine am Rahmen und wechselt ihre Arbeit mit Lesen ab. Sie hört eine Carosse kommen und tritt ans Fenster. Was? vor unserm Hause tritt der vornehme Herr aus? Was für ein ehrwürdiger Mann! Husch mit den Büchern weg. Die Mannsleute lachen uns doch nur aus, wenn wir armen Mädchens ihnen zu gefallen gern ein wenig klüger sein möchten.

Sc. II. Ein Bedienter meldet den Grafen an, welcher ihm sogleich nachfolgt. Er wolle den Herrn Andreas Dürr sprechen. Sie will, wie sie sagt, ihren Vater sogleich suchen. Sie läßt ihn allein. Sc. III. Der Graf allein. Er bewundert Cölestinens ungekünstelte Artigkeit. Was für ein sanft reizendes Auge! Welche holdselige Bescheidenheit. Ach, wenn sie es selbst wäre, die ich suchte! Doch sie nannte ihn ja Vater. Meine Tochter soll nicht bei Herrn Dürr sein; er soll mir nur Nachricht von ihr zu geben wissen. Wer weiß wo sie ist? Wer weiß, zu welchem Pöbel sie ihr Unglück verschlagen hat. Ich suchte sie mit dem väterlichsten Verlangen und zittre, sie anzutreffen. Wie leicht, wie leicht kann sie mir unwürdig geworden sein! daß ich sie für meine Tochter nicht erkennen kann, und daß ich ihr nichts als ihre Niedrigkeit durch kleine Wohlthaten erträglich machen kann. (Er sieht den Rahmen und bewundert ihre Arbeit. Er findet das Buch und legt Geld hinein. Sc. IV. Andreas Dürr und der Graf. Dieser sagt jenem, er habe gehört, daß er ihm von einem jungen Frauenzimmer Nachricht geben könne, welches in — — in Pension gewesen, wo er ehemals selbst gewohnt habe. Der Alte sagt ihm, daß er dieses kenne. Er fragt aber vorher, warum er sich danach erkundige? Der Graf thut verschiedene verfängliche Fragen, und verlangt endlich, da er hört, daß es Cölestine gewesen, daß er sie ihm solle abfolgen lassen. Dürr wird darüber verdrießlich, und glaubt, daß sie der Graf zu einer Maitresse ausgesehen habe, und verläßt ihn. Der Graf muß sich also auch wieder wegbegeben.

Zweiter Aufzug. Sc. I. **Dürr, Colonna, Cölestine.** Dürr giebt Beiden von dem Anliegen des fremden Herrn Nachricht. Sc. II. **Colonna, Cölestine.** Anfangs ein verliebtes Gespräch. Wie Colonna aber das Geld in dem Buche findet, wird er eyfersüchtig und rasend. Sc. III. Der Graf kömmt dazu. Cölestine fährt auf ihn los, schilt auf seine Geschenke und Colonna legt sich auf eine sehr heftige Art darein. Er entdeckt dadurch, daß seine Tochter einen Liebsten hat und geht voller Betrübniß und Verdruß.

Die Witzlinge.

Herr Blunt. Madame Blunt. Miranda, Charlotte, Zwillinge und Töchter des Blunt. **Herr Morey, Herr Fuhl,** Anbeter der Miranda und lächerliche Witzlinge. **Philint,** Liebhaber der Charlotte. **Graf von Cheville. Lisette.**

Act. I. Sc. I. **Madame Blunt, Miranda.** Zwei affectirte, witzig sein wollende Närrinnen. Miranda ist das Schooßkind ihrer Mutter, weil sie vortrefflich in ihre Weise einschlägt. Philint ist den Abend vorher angekommen. Sie weiß, daß es ein Freier ist, und hofft, daß er sich an Miranda wenden werde. Die Mutter will durchaus, daß Miranda eher heirathen solle, und der Vater, daß Charlotte; keine will der andern den Vorzug lassen. Die Mutter aber schmeichelt sich, ihrem Manne diesmal den Rang abzulaufen, und tröstet ihre Tochter deßwegen. Sc. II. Die Vorigen und **Charlotte.** Sie kömmt der Mutter einen guten Morgen zu bieten, und sich zu erkundigen, ob sie in Ansehung der angekommenen Gäste etwas zu befehlen habe. Charlotte besorgt das Hauswesen und Miranda spielt die gelehrte Dame. Charlotte geht ab. Sc. III. **Madame Blunt, Miranda.** Sc. IV. **Herr Fuhl** und die Vorigen. Fuhl ist der ernsthafte Afterwitzling. Dorinde und Eugadius (?). Siehe die Rolle des Trim (?) p. 4.

Sc. V. **Liſette** und die Vorigen. Sie meldet, daß Philint einen Grafen mitgebracht habe. Siehe p. 18 die Scene mit der Abſchrift Verſe. Sc. VI. Herr Fuhl, Madame Blunt und Miranda ſind abgegangen, ſich zu . . . . . des franzöſiſchen Gaſtes wegen zu putzen. Fuhl macht ſeine Anmerkungen über die Verrückung der Miranda, daß ſie wie verliebt in den Grafen zu ſeyn ſcheine, ohne ihn geſehen zu haben.

Act. II. Sc. I. **Philint** und der Graf. Man erfährt die Intrigue. Der Graf iſt ein Perrüquenmacher und ſoll in die Miranda verliebt thun, damit die Mutter deſto eher zur Verheirathung der Charlotte ihre Einwilligung gebe. Sc. II. **Herr Blunt** und die Vorigen. Er bewillkommt ſie nunmehr förmlich. Er iſt einer von den alten Witzlingen — ſiehe den Charakter des Oldwit. Er verſpricht dem Philint die Tochter, wenn er ſeiner Frau Einwilligung erhalten könne. Sc. III. **Madame Blunt, Miranda, Charlotte,** die Vorigen. Der Vater ſtellt ſeine Frau und Töchter ihnen vor. Der Graf ſtellt ſich ſogleich, als ob er die Miranda bewundre. Er führt ſie weg, ehe (?) von dieſer Toilette an dem Haarputze etwas zu ändern, und die Mutter folgt ihnen. Sc. IV. **Herr Blunt, Philint** und **Charlotte.**

Der Dorfjunker.

Herr **Wahn,** der Dorfjunker; arm und ſtolz.

Fräulein **Angelia.** Seine älteſte Tochter, die er aus der Penſion zurückgerufen, um ſie mit einem andern groben Bauernedelmann, der ſein Nachbar iſt, zu vermählen. Dieſer heißt:

Herr **von Garloh.**

Der gute Mann.

In fünf Aufzügen.

Herr **Triffel,** der gute Mann. Frau **Triffel,** deſſen zweite Frau. **Flora,** deſſen Tochter von der erſten Ehe. **Valer,** Liebhaber der Flora. **Thimant,** ein zweiter Liebhaber, ein ungeſtümer Charakter und ehemaliger Liebhaber der **Cynthia,** welche als eine verkleidete Mannsperſon unter dem Namen Phylanders vorkommt. **Liſette,** Mädchen der Frau Triffel.

Actus primus. Sc. pr. **Liſette, Thimant.** Thimant iſt unwillig; er bereut es, dem Rathe der Liſette gefolgt zu ſein, welcher darin beſtand, daß er ſich erſt bei der Frau Triffel beliebt machen ſolle, ehe er um die Tochter anhalte, weil ſie alles bei ihrem Manne vermöge. Er ſagt, er habe dieſe Coquette dadurch verführt, zu glauben, daß er mehr in ſie, als in ihre Stieftochter verliebt ſei. Liſette verſichert unterdeſſen, daß ſie ihrer Frau ſeine eigentlichen Abſichten deutlich genug entdeckt habe, obgleich mit einer Wendung, die ihr freylich ihre falſche Meinung nicht ganz werde benommen haben. Sc. II. **Liſette, Thimant,** Frau **Triffel.** Sie kömmt dazu, und Liſette erinnert ſie an den gethanen Vorſchlag, den Herrn Thimant die Flora heyrathen zu laſſen, damit er deſto öfter und ungezwungener um ſie, die Frau Triffel ſeyn könnte. Sie antwortet darauf als eine Coquette, die ihre Liebhaber gern mit Niemanden theilen möchte, und geht mit einem zweydeutigen Beſcheide ab. Sc. III. **Liſette, Thimant.** Thimant will über die wenige Hoffnung verzweifeln, um ſo

mehr, da er erfahren, daß Valer vielleicht noch heute das Jawort erhalten werde. Er bedauert es endlich sich überhaupt eingelassen und seine erste Geliebte, die Cynthia, aufgegeben zu haben. Er habe sich als ein Narr zwischen zwei Stühle gesetzt, und werde nun für seine Narrheit büßen. Lisette verspricht ihm, ihr möglichstes zu thun, und wenigstens seinen Nebenbuhler bei dem Herrn Triffel verhaßt zu machen, indem sie diesen bereden wolle, daß Valer in seine Frau verliebt sei. Sie schickt den Thimant fort. Sc. IV. **Lisette, Flora.** Flora macht der Lisette Vorwürfe, daß sie nur immer dem Herrn Thimant bei ihr das Wort zu reden suche, und versichert sie, daß (sie) durchaus von ihm als einem Liebhaber nichts wissen wolle, und zwar aus Ursachen, die sie wohl wüßte, die sie aber jetzt nicht sagen wollte. Lisette sagt, sie wolle sich gar nicht mehr in ihre Heirath mengen, und geht ab den Herrn Triffel aufzusuchen. Sc. V. **Flora, Valer.** Versicherungen der Treue von beiden Seiten. Gute Hoffnung von Seiten des Vaters, und Furcht von Seiten der Stiefmutter. Valer entdeckt ihr seinen Einfall, diese auf eine Art zu beschäftigen, daß sie nur an ihre eigenen Sachen denken könne. Der verstellte Phylander nämlich solle die Rolle mit ihr fortspielen, die er auf dem letzten Balle angefangen habe. Sc. VI. **Phylander, Flora, Valer.** Man erfährt, wer dieser Phylander ist. Sie verspricht beiden, Alles über sich zu nehmen, und hofft die Frau Triffel dadurch vollkommen nach ihren Willen leiten zu können. Sie gehen ab, und Phylander oder Cynthia verspricht die Frau Triffel recht ernstlich anzugreifen.

Actus secundus. Sc. pr. **Triffel** und die Frau **Triffel.** Siehe die vierte Scene des zweiten Aufzugs im Double-dealer. Sc. II. Die Vorigen. **Flora** und **Valer.** Ebendaselbst p. 33. Herr Triffel nimmt die Flora mit weg. Sc. III. **Valer** und Frau **Triffel.** Siehe die fünfte Scene des zweiten Acts. Sc. IV. **Phylander,** Frau **Triffel, Valer.** Phylander, welcher dazu kömmt, hilft der Frau Triffel die Liebe des Valers zu ihr ausreden, und versichert, daß wenn sie lieben ein Verbrechen sey, so habe sich ein ganz andrer, als Valer, dieses Verbrechens schuldig gemacht. Er selbst nämlich, wobei er seine Liebeserklärung anbringt. Er sagt sachte zu dem Valer, er solle sie beyde nur allein lassen, so wolle (er) die Sache schon wieder aufs reine bringen. Sc. V. **Phylander,** die Frau **Triffel.** Eine verliebte Scene, in welcher sich die Frau Triffel sehr bloß giebt, und in der dasjenige vorkömmt, was in der fünften Scene des dritten Acts erzählt wird p. 47. Sc. VI. **Herr Triffel, Phylander,** die Frau **Triffel.** Herr Triffel beklagt sich, daß seine Tochter nicht von dem Valer ablassen wollte, und nur immer ihren Eid (?) vorschütze. Die Frau Triffel giebt ihr Recht, und redet ihm die Liebe des Valers aus. Siehe die dritte Scene des vierten Acts p. 61. Sie und Phil. gehen ab. Sc. VII. **Herr Triffel und Lisette.** Lisette schraubt ihn, daß er sich den Argwohn so leicht ausreden lassen. Sie geht mit dem Vorsatz ab, es dem Thimant zu hinterbringen, daß auch diese List nicht glücklich ausgeschlagen sey.

Actus tertius. Sc. pr. **Phylander.** Sie entdeckt ihre Liebe gegen den Thimant, so ungetreu dieser auch ist. Sie zweifelt an einem glücklichen Ausgang ihrer Rolle und ist ungewiß, ob Thimant auch sie noch lieben werde, wenn er schon von der Flora abgewiesen würde. Sc. II. **Phyllander, Herr Triffel,** Frau **Triffel.** Siehe die sechste Scene des dritten Acts p. 48. Sc. III. Die Vorigen und ein Bedienter mit einem Briefe. Siehe die siebente Scene des dritten Acts p. 50. Sc. IV. **Phylander, Herr Triffel,** Frau **Triffel.** Siehe

die achte Scene des dritten Acts p. 50. Sc. V. Herr **Triffel**, **Thimant**. Thimant ist hitzig, weil er von Lisetten erfahren, daß nichts anschlagen wolle. Er wirft dem Triffel das niederträchtige kriechende Bezeigen gegen seine Frau auf das Bitterste vor, und sagt es gerade heraus, daß er das ganze Haus beschimpfen wolle, wenn er seine Absicht nicht erreiche. Sc. VI. **Flora** zu den Vorigen. Auch gegen das Frauenzimmer bezeigt er sich noch sehr aufgebracht. Flora aber giebt ihm verschiedene anzügliche Reden wegen seiner verlassenen Liebsten, die ihn vollends erbittern. Er gesteht es, daß ihn ein Korb von der Flora bei weiten nicht so ärgern würde, wenn er nicht dadurch bei seiner ersten Geliebten zu Schanden würde. Flora geht ab. Sc. VII. **Triffel** und **Thimant**. Nach einigen Bitterkeiten gehen sie gleichfalls auseinander.

Actus quartus. Sc. pr. **Phylander** und Frau **Triffel**. Siehe die zweite Scene des vierten Acts p. 59. Sc. II. **Phylander**, Frau **Triffel**, Herr **Triffel**. Herr Triffel kömmt, sich bei seiner Frau über das grobe Bezeigen des Thimant zu beschweren. Siehe die dritte Scene des vierten Acts p. 61. Sc. III. Zu ihnen **Thimant**. Weil Thimant kömmt, geht Herr Triffel ab, um nicht neue Grobheiten von ihm zu hören und nimmt den Phylander mit. Thimant bleibt mit der Frau Triffel allein, der er ihre Wahrheit recht derb sagt worauf er fort geht. Sc. IV. Frau **Triffel**. Sie ist erzürnt gegen den Thimant, und will zur Stärkung den Brief des Phylander noch einmal lesen und merkt, daß sie ihn ihrem Manne gegeben hat. Sc. V. **Phylander**, Frau **Triffel**. Sie entdeckt Phylandern diesen Irrthum, und weil sie den Herrn Triffel mit dem Briefe in der Hand kommen sehen, so gehen sie plötzlich ab. Siehe die achte Scene des vierten Acts p. 68. Sc. VI. Herr **Triffel**, der den Brief liest. Siehe die neunte Scene des vierten Acts p. 68. Sc. VII. Zu ihm Frau Triffel. Siehe die zehnte Scene ebendaselbst p. 69. Sc. VIII. **Phylander**, Herr **Triffel**. Siehe die elfte Scene daselbst p. 70. Der Mann geht ab, die Frau zu versöhnen. Phylander einige Augenblicke danach gleichfalls.

Actus quintus. Sc. pr. Herr **Triffel** und Frau **Triffel**. Er stellt sie wieder zufrieden und entschuldigt sich, so üble Gedanken von ihr gehabt zu haben. Er bittet sie zugleich zum Beweise, daß sie ihm vergebe, um die Einwilligung zu der Verbindung seiner Tochter mit dem Valer. Sie ertheilt sie, und er geht ab, wegen der Ehestiftung bei seinem Advocaten alles in Ordnung zu bringen. Sc. II. Frau **Triffel** und **Phylander**. Sie lachen über die Einfalt des Mannes und vertiefen sich soweit, daß sie Phylander umarmt, indem Herr Triffel unversehends wieder zurück kömmt. Sc. III. Herr **Triffel**, Frau **Triffel**. **Phyllander**. Siehe die siebente (?) Scene im vierten Act p. 67. Sc. IV. Zu ihnen Valer und Flora. Ihre Verbindung wird bestätiget, und der Vater hat mit seiner Tochter die Scene, die Sir Paul in der dritten Scene des vierten Acts mit der Cynthia hat. Sc. V. Zu ihnen Thimant und Lisette. Lisette will ihn nicht herein lassen. Er wirft ihr vor, um wie viel Geschenke sie ihn durch eine eitle Hoffnung gebracht, und indem er dem ganzen Hause sehr bittre Wahrheiten sagt, und sich glücklich schätzt, mit einer Familie nicht verwandt zu sein, wo der Vater ein Narr, die Frau eine Buhlschwester, und die Tochter ohne Zweifel nichts besseres sei, bezeigt er seine Reue Cynthia verlassen zu haben. Phylander giebt sich zu erkennen, und das Stück schließt.

Digitized by Google

Der Leichtgläubige.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen. **Woldemar**, der Leichtgläubige. Siehe den Charakter des Sparkiſch in the Country Wife p. 5, p. 11—15, p. 23—25. 25—28, p. 31, p. 33—36, p. 46, p. 53. **Courtal**, ſein ergebener Freund; der Charakter des Harcourt in der engliſchen Komödie. Eine junge Wittwe, die Verſprochene des Leichtgläubigen. Charakter der Alithea. **Liſette**. **Johann**, Bedienter des Woldemar. Die Scene auf dem Landgute der Wittwe nicht weit von der Stadt.

Act. I. Sc. I. Die junge Wittwe, **Liſette**. Sie erwartet den Woldemar. Heute ſoll ihre Verbindung mit ihm zu Stande kommen. Sie bekennt, daß ſie eben nicht die größte Liebe gegen ihn hege. Sie würde lieber den Bewerbungen des Courtals Gehör gegeben haben, wenn ſie anders eine gewiſſe Erbſchaft, ohne die Verbindung mit ihm einzugehen, antreten könnte. Sie macht ſeinen Charakter, in welchem ſie an der Seite des Herzens viel Gutes entdeckt. Sc. II. **Johann** und die Vorigen. Johann kömmt voran und meldet ſeinen Herrn, welcher zugleich einen guten Freund mitbringe, den er die Ehre haben wolle, ihr vorzuſtellen. Die junge Wittwe geht ab, ſie zu empfangen. Sc. III. **Liſette**, **Johann**. Nunmehr ſagt Johann, daß dieſer gute Freund Courtall ſei, der in wenig Tagen das ganze Herz ſeines Herrn zu gewinnen gewußt habe. Er macht von dieſer geſchwinden Freundſchaft eine lächerliche Beſchreibung und fährt fort: „Das war bei alledem kein Wunder; denn mein Herr iſt ein guter leichtgläubiger Narr. Aber nunmehr, Liſette, kömmt das rechte Wunder! Courtal hat auch mich zu gewinnen gewußt.

Liſette. Das heißt, er hat Dich beſtochen.

Johann. Pfui! Bin ich ein Menſch, den man beſtechen kann? Beſtechen! Nicht durch Gold, ſondern durch wichtige Gründe der Vernunft, durch giltige Ueberführungen ſeiner mehr als güldenen Beredſamkeit, hat er ſich meines Herzens verſichert. Indem er mir nämlich zu überlegen gab, daß der Dienſt bei einem Leichtgläubigen weit gefährlicher ſei, als er dann und wann vortheilhaft ſein könne. Denn für einmal, daß er ſich nicht betrogen zu ſeyn glauben würde, wenn er es wirklich wäre, würde er es zehnmal zu ſein glauben, wenn er es nicht wäre.“ Kurz, er giebt der Liſette zu verſtehen, daß er nur ſo lange in Woldemars Dienſten ſein werde, als er dem Courtal nützlich ſein könne, und ladet ſie auf eine feine Weiſe ein, ihre Bemühungen mit den ſeinigen zu verbinden, daß die Wittwe dem Letztern zu Theil werde. Sie iſt es zufrieden, worauf ſie ſich wegbegeben, weil ſie die Herrſchaft kommen ſehen. Sc. IV. **Woldemar**, **Courtal**, die junge Wittwe. Siehe zum Theil die Scene p. 12, welche aber dahin geändert werden muß, daß Courtal durchaus nicht zugeſtehen will, daß ihn die junge Wittwe bereits kenne. Er will ihr von dem Woldemar als eine durchaus unbekannte Perſon vorgeſtellt ſeyn, und ſie mag ſagen, was ſie will, er glaubt es doch nicht, daß ſie ihn bereits geſehen. Er läßt ſie endlich unter einem ſchicklichen Vorwande allein, damit ſie, wie er glaubt, näher bekannt werden ſollen. Sc. V. **Courtal** und die junge Wittwe. Nunmehr geſteht er ihr ſeine Liſt (zum Theil die Scene p. 13). Er erklärt ſeine Liebe, und ſie ertheilt ihm abſchlägliche Antwort. Sc. VI. Woldemar kömmt wieder. Siehe die Scene p. 14. Welche aber ſo ſchließen muß, daß die Wittwe voller Verdruß über die Leichtgläubigkeit des Woldemar und die Zudringlichkeit des

Courtal fortgeht. Sie wollen ihr Beide nachgehen; indem aber kömmt Liſette, welche den Woldemar zurückwinkt. Sc. VII. **Liſette, Woldemar.** So falſch ſie bereits gegen ihn geſinnt iſt, ſo ſehr redet ſie ihm doch noch nach dem Munde. Sie erzehlt ihm, mit welchem inbrünſtigen Verlangen ihre Gebieterin ſeiner Ankunft entgegengeſehen; wie viel Gutes ſie von ihm geſprochen, was für Lobſprüche ſie ſelbſt ihm bei Gelegenheit ertheilt. Und Woldemar iſt ein ſo guter Narr, daß er ihr bei jedem kleinen Umſtande, der ihm ſchmeichelt, ein neues Geſchenk macht; bis er ihr endlich nichts mehr zu ſchenken hat, worauf ſie kurz abbricht und ſich ihm empfiehlt. Woldemar geht dem Courtal nach.

Act. II. Sc. I. **Courtal, Woldemar.** Courtal ſtellt ſich untröſtlich über den Zorn der Wittwe, und verlangt inſtändig, daß er ihn wieder mit ihr ausſöhnen ſolle. S. p. 25. Sc. II. Die Wittwe, **Courtal, Woldemar.** Siehe die Scene p. 25, welche ſich aber damit ſchließen muß, daß die Wittwe verlangt, Courtal ſolle ſich ſogleich wieder nach der Stadt begeben. Sie verſichert, daß er ihr ein jedes andre Mal kein unangenehmer Gaſt ſein werde; beſonders wenn ihre Verbindung mit dem Woldemar vorbey ſey, und er alle Hoffnung auf ihre Liebe verloren habe. Hiermit geht ſie wieder ab; nachdem Courtal ihr zu gehorchen verſprochen. Sc. III. **Woldemar, Courtal.** Courtal iſt zwar entſchloſſen fortzugehen, hat aber den feſten Vorſatz, bei der erſten Gelegenheit wieder zu kommen. Er nimmt alſo von dem Woldemar Abſchied und wünſcht ihm alles Glück. Woldemar iſt ganz gerührt, und beklagt den ehrlichen Courtal. Ehe er ihn verläßt, bittet er ihn, ihm einen Advocaten aus der Stadt herauszuſchicken, welcher die Eheſtiftung machen ſolle. Und dieſes bringt den Courtal auf einen Einfall. Er ſchlägt ſeinen Bruder dazu vor, erinnert aber gleich voraus, daß ſich Woldemar an ſeiner großen Aehnlichkeit mit ihm nicht ſtoßen ſolle. Woldemar iſt es zufrieden und geht ab. Sc. IV. **Courtal, Johann.**

Zum Leichtgläubigen.

Charakter des Sparkiſch p. 5, 6. Sein Betragen gegen ſeine Liebſte und deſſen lächerliches Vertrauen in ſeinen Freund Haricourt p. 12. Daß er ſie mit ihm allein läßt, damit ſie ſehen ſoll, daß ſie Witz habe p. 13. Er muß zugleich ein witziger Kopf ſeyn wollen. Sein Betragen in der Komödie p. 23. Wenn man ihn bereden laſſen, daß etwa eine neue Actrice oder das oder jenes Stück geſpielt werde, ſo kann es einen geſchickten Abgang abgeben und er kann betrogen wieder kommen. Wie bereit er iſt, ſeinen Nebenbuhler mit ſeiner Liebſten auszuſöhnen p. 25. Daß er ausdrücklich haben will, ſeine Liebſte ſolle ſeinen Nebenbuhler zum Zeichen der Verſöhnung, küſſen p. 28.

Ein Blatt aus ſpäter Zeit.

I. Im Wirthshauſe.

1. Georg Cooper und ſeine Tochter. 2. Dieſelbe und der Capitän. Alles fertig, Bezahlung der Arbeiter, welche le Fevre verrichten ſoll, weil der Capt. Geſchäfte hat. 3. Georg Cooper und ſeine Tochter, welche den Vater bittet, dieſem etwas mehr als ſeinen verdienten Lohn zu geben. 4. G. Cooper, ſeine Tochter und le Fevre. Aeußerung ſeines Charakters. Cooper giebt ihm die ganze ungezählte Börſe, die Arbeiter zu bezahlen, womit le Fevre abgeht. 5. Betrachtung über den le Fevre und ab. Cooper will nach dem Hafen gehen.

II. Am Hafen.

1. Le Fevre kommt und hat bezahlt und ihm entgegen Cooper. Cooper läßt ihm, was noch in dem Beutel ist, für seinen Lohn. Le Fevres Dank und Antrag es auf dem Wege nach Paris an einen gewissen Mann abzugeben. Verlaß Dich darauf. Zähle, wie viel Du hast? 36 Livres (Louisdor?) Die will ich ihm geben. Cooper schickt ihn weg. 2. Cooper erst allein, nachher der alte le Fevre, der bei ihm Erkundigung einzuziehen (?) sucht. Cooper ab. 3. Der Alte mit verschiedenen Galeerensklaven, die er fragt. 4. Der Alte voller Betrübniß. Le Fevre dazu. Sie erkennen sich. Der Sohn beschwört ihn sich nicht zu entdecken. Der Alte wird schwach, der Sohn führt ihn in ein kleines Wirthshaus, und verspricht ihn zu besuchen.

III. Der Vater ist wieder zu sich selbst gekommen und will seinen Sohn aufsuchen.

Auf der Rückseite des Blattes:

Es folgt nicht, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Crösus gewesen.

Dorade.

Ein Trauerspiel von einem Aufzuge.*)

Personen: **Dorade Nadibe**, ihre Vertraute. **Mantrobat. Pharnes. Antenor.**

1. Auftritt. **Dor.** Warum hast du meine Schritte hieher geleitet? Weißt du nicht, daß das der gewöhnliche Aufenthalt der Prinzen ist?

Nad. Ihr habt euch selbst hieher verirrt; ich bin euch nur gefolgt.

Dor. Aber sie sind nicht hier, die Unglücklichen! wo mögen sie seyn? Ach, vielleicht sind sie nicht mehr! vielleicht ist Pharnes nicht mehr! vielleicht hat schon ihr geheimer Tod die Grausamkeit des Tyrannen befriedigt! Vielleicht wird er bald seine Hand noch vom Blute der Brüder rauchend mir auf ewig geben wollen! und ich muß sie annehmen! Warum, warum, o Götter! darf so viel Bosheit mit so vieler Macht verbunden sein? Der Himmel scheint mit meinem traurigen Herzen zu trauren. Sieh, wie die Sonne**) ihre Strahlen unter den Wolken verbirgt. Sie will das Land nicht sehen, wo ein Bruder der Mörder seiner Brüder wird. Der Barbar.

Nad. Laßt nicht traurige Muthmaßungen euer trauriges Herz ängstigen. Mantrobat wird sie nicht am Leben strafen. Wäre sein Haß so erbittert, er würde das Urtheil über sie nicht so lange aufgeschoben haben. An die Grenzen seines Reiches wird er sie verbannen. Euch nicht mehr zu sehen, dies wird seine ganze Rache seyn. Und könnt ihr das einem eifersüchtigen Liebhaber verdencken?

Dor. Vergebens schmeichelst du meinem Kummer. Wenn war er nicht so grausam als er seyn konnte? Der Fürst, dem das Blut unschuldiger Unterthanen nicht zu theuer ist, kann auch das Blut seiner Brüder vergießen.

Nad. Und wenn er es thäte? solltet ihr ihn deswegen anklagen? Würde er es thun, wenn er euch nicht liebte? Warum verschließt ihr eure Augen den Neigungen des Thrones***)? Ist euch das gleichgültig, bald von dem ganzen Volcke als seine Gebieterin angebethet zu werden?

---

*) Alles mit gesperrter Schrift Gedruckte von Lessing's Hand.

**) Die Figuren von der Sonne sind schon sehr gebraucht. (Am Rande.)

***) In der Abschrift stand Spornes.

Zor. Was ist der Thron auf dem man neben einem Tyrannen sitzt? Was ist der Zuruf eines ganzen Volckes einem blutenden Herzen?

Nad. Dies ist es nicht alles. Ihr verbergt ein Geheimniß, das besser eure Traurigkeit erklärt. Ihr liebt. Gesteht es Eurer Nadibe. Einer von den Prinzen seufzt nicht vergebens. Laßt mich euer Geheimniß wissen, die Entdeckung selbst wird euren Kummer lindern.

Zor. Hat die Unschuld kein Recht auf unser Mitleid, ohne die Liebe? Sind sie nicht schon durch die Bande des Bluts mit mir vereiniget? Unsere Väter waren Brüder und liebten einander wie Brüder. Ihre Kinder würden auch wie Geschwister sich lieben, wäre kein Mantrobat unter ihnen. Aber laß es sein, daß mein Herz ein Geheimniß habe, ewiges Stillschweigen soll dieses Geheimniß in meinem Herzen verschließen. Noch hat die Eifersucht ihre edlen Herzen nicht zu tödtlicher Feindschaft vergiftet, ob sie schon wissen daß sie Nebenbuhler sind, weil beide gleich hoffnungslos lieben. Aber laß den einen erfahren, daß des andern Wünschen mein Herz geneigter sei, und bald wird die Furie sich seiner bemächtigen. Und würde nicht der geringste Argwohn Mantrobat's Rache mit verdoppelter Wuth auf den fallen lassen, welchen ich hoffen ließe?

Nad. Ich höre jemand kommen; es ist Mantrobat.

Zor. Laß mich fliehen, ich kann ihn nicht sehen.

2. Auftritt. **Mantrobat. Osmin. Man.** Wo müssen Pharnes und Antenor seyn? Sie sind ja sonst insgemein hier.

Osm. Antenorn habe ich diesen Morgen nicht gesehn. Aber den Pharnes habe ich eben da ich zu euch kam, Herr, im Garten schlafend angetroffen.

Man. Schlafend? Pharnes kann schlafen, an dem Tage, da sein Urtheil gesprochen werden soll? O Pharnes, Pharnes, welche Martern muß man ersinnen, die du nicht verachtest! Mantrobaten, dem kein Urtheil droht, flieht die Ruhe und du schläfst! Diese ganze schlaflose Nacht hindurch hat mich der Gedanke gequält, ob du auch meine Rache ganz fühlen würdest. Du schläfst. Ein tödtlicher Schlaf soll es seyn. Ewig sollst du nicht wieder erwachen. Eile, Osmin, eile, und laß ihn den Augenblick tödten, wenn er noch schläft. — Nein, bleib hier. So plötzlich, so sanft soll keiner von meinen Feinden sterben. O wie foderst du meinen Zorn auf. Muß das meinen Stolz nicht kränken, daß ein Unterthan ist, der meine Macht nicht fürchtet? Er verachtet den Tod. Er glaubt die Träume der Priester. Gegen alle Martern macht ihn die lächerliche Hoffnung, daß er über das Grab hinaus leben werde, unempfindlich. Aber du bist nicht ganz Körper. Deine Seele will ich martern, wenn der Körper fühllos ist.

Osm. Mit Recht, Herr, entbrennet euer Zorn gegen eure Brüder! Konnten sie, die Sklaven, so verwegen seyn, und ihrem Könige ein Kleinod rauben wollen, dessen Besitz sein Glück seyn soll, die lieben, welcher ihr eure Wünsche weyhet? Allein warum, Herr, verzeyht mir diese Frage, warum hat ihnen euer Zorn so viele Freiheit zugestanden, bis heute ihr Urtheil zu sprechen verweilet. Kein schreckliches Gefängniß hat sie den Tod als eine Wohlthat ansehen lehren. Im ganzen Palaste erlaubt ihr ihnen frey herumzugehen. Und was noch mehr ist, den Gegenstand ihrer Liebe, Zoraden, dürfen sie sehen und sprechen. Warum, Herr, laßt ihr die Unwürdigen euren Zorn nur durch so viel Gnade gemildert fühlen?

Man. Keine Gnade! kein gemilderter Zorn, Osmin, das sind nur die Wirkungen einer feineren Rache. Gleich einem verborgenen Feuer bricht sie

dann plötzlich in deſto helleren Flammen aus, und erregt deſto mehr Schrecken. Die Strafe ſoll ſie nicht ohne ihre Vorbothen, die Furcht und quälende Zweifel, oft grauſamer als die Strafe ſelbſt, treffen. Deswegen habe ich ihr Urtheil bis heute ausgeſetzt. Und um zu entdecken, ob vielleicht einer von ihnen Zoraden nicht vergebens anbethe, habe ich ihnen erlaubt, ſie täglich zu ſehen. Schreckliche und noch nie gehörte Strafen ſollten mich dann an dem Glücklichen, durch ihn an Zoraden rächen. Ja, Osmin, oft wünſche ich, daß Zorade weniger meine ganze Seele beherrſche, daß ich ohne ſie leben könnte. Wenn ich dieß könnte, wollte ich vor ihren Augen ſie tödten laſſen, und ſo am empfindlichſten ſie ſtrafen. Aber, Osmin, ich habe dies deiner Aufmerkſamkeit anbefohlen, haſt du nichts an Zoraden bemerkt, ob einer von ihnen ihr weniger gleichgültig ſey? Iſt nie ein unbewachter Blick, ein überfallener Seufzer der Verräther ihres Herzens geworden?

Osm. Nie, Herr, ob ich gleich oft ihnen unbewußt ein Zeuge ihrer vertrauten Unterredungen geweſen bin. Beider verwundetes Herz hat ſie durch ein zärtliches Mitleid zu heilen geſucht, und wenn beide mehr als Mitleid, wenn ſie Liebe foderten, hab ich ſie oft beiden antworten hören: Ich bin den Söhnen meines Onkels, meines zweiten Vaters, Mitleid ſchuldig, dringt nicht weiter in mich, ſonſt muß ich fliehen*).

Man. Wenn hörte ich von ihren Lippen ein ſo zärtliches Wort? Und bin ich nicht auch der Sohn ihres Onkels, ihres zweiten Vaters? Stets will ihre ungerechte Ehrfurcht**) nur den König in mir ſehen. Aber gut, ſo gebe ſie ihre Hand dem Könige, wenn ſie ihr Herz dem Sohne des Onkels verſagt. Noch ein Mittel laß mich anwenden, dies Herz zu erforſchen. Wache, man rufe Zoraden. Die Schwachheit ihres Geſchlechts wird mir ſie vielleicht überwinden helfen. Iſt dieſe Verſuchung vergebens, ſo hat ſie entweder wirklich kein Geheimniß, oder ihre Liebe iſt unerforſchlich. Aber wann war das die Liebe! Wäre ſie die einzige Sterbliche, die ohne die Schwachheit der Liebe lieben könnte!

3. Auftritt. Die Vorigen und **Zorade.** **Man.** Welche Traurigkeit, Zorade, ſchwächet den Glanz eurer Augen! Stets nähert ihr euch mir, wie nur meine Unterthanen ſich mir nähern ſollen, zitternd und voll Furcht. So ſoll ſich Zorade, ſo ſoll ſich die Gebietherin meines Herzens nicht nähern. Bin ich grauſam gegen euch?

Zor. Nein, Herr! aber wer wird dem ſich nicht zitternd und voll Furcht nähern, wider deſſen Zorn ſelbſt nicht die Bande, die mächtigen Bande des Bluts ſchützen, vor deſſen Zorn ſelbſt Brüder zittern müſſen?

Man. Wenn ſie nicht mehr Brüder ſind, wenn ſie mörderiſch mein Herz durchboren wollen.

Zor. Götter, wenn wollten das Eure Brüder? Waren nicht eure Feinde ſtets ihre Feinde*)? Hat nicht Pharnes vor Kurzem euer Leben mit Gefahr des ſeinigen errettet? und wem als Antenorn verdankt ihr den Gehorſam eurer aufrühreriſchen Unterthanen?

Man. Lieben ſie euch nicht?

---

*) euch verlaſſen.
**) Eiferſucht.
***) ihre — eure.

Zor. Dies ist also ihr Verbrechen. Wenn diese Liebe ein Verbrechen ist, so ist sie Verbrechen und Strafe zugleich. Bestraft sich hoffnungslose Liebe nicht selbst? Warum wollt ihr sie also bestrafen?

Man. Sehet, einmal soll die Liebe die Gerechtigkeit wenigstens halb besiegen. Sie haben nach dem kostbarsten Gute ihres Fürsten gestrebt, das ist Hochverrath. Beider Blut fodert die Gerechtigkeit. Aber nur ein Opfer will ich der beleidigten Gerechtigkeit bringen. Das andere fodert die Liebe. Und euch soll der Begnadigte seine Gnade verdanken. Nennt ihn.

Zor. O warum soll, Herr, Eure edle Empfindung ihren Werth verlieren, indem nur einer die wohlthätigen Würkungen derselben empfinden soll. Das vergossene Blut des Getödteten wird den Dank des Begnadigten ersticken. Ihr wißt, wie zärtlich sie einander lieben. Wird dem das Leben eine Gnade seyn, dem es nur gelassen wird, den Tod des Bruders zu beweinen? ohne den traurigen Trost zu beweinen, daß er das unvermeidliche Gesetz der Natur war? Laßt, Herr, gleich der Sonne (der Fürst ist die Sonne des Landes) eure Wohlthat allgemein seyn. Wenn es an dem ist, daß ihr Zoraden einige Gewalt über euch zugesteht, so laßt sie es diesmal, Herr, zu euren Füßen bitte ich darum, laßt sie es diesmal erfahren. Ihre jetzt vielleicht erkaltete Liebe, durch eure Gnade wiederum belebt, wird in dem Bruder zugleich einen Vater, dem sie das Leben schuldig sind, verehren. Nicht nur ihre wiederbelebte Liebe, die Liebe, das Vertrauen eures ganzen Volkes, mächtigere Bewegungsgründe zum Gehorsam als gefürchtete Strenge, werden euch belohnen. Laßt meine Thränen für sie reden, wenn meine Worte es nicht können. Ihr hört mich nicht?

Man. Habt ihr einen genannt? Stehet auf.

Zor. Ach!

Man. Welchen soll ich begnadigen? Den Pharnes? Antenorn?

Zor. Beyde, beyde, Herr.

Man. Ihr wollt keinen nennen? Grausame, wollt Ihr keinem Sohne eures Onkels das Leben retten? — Ihr antwortet nichts? Ihr wollt mich nicht gnädig seyn lassen? — Man rufe den Pharnes und Antenorn (für sich, nachdem er sich einige Schritte von ihr entfernt hat): Wie unwiderstehlich bat sie. Fast besiegte sie mich! Aber fliehe Mitleid aus meinem Herzen; Mitleid ist Schwachheit — Und nun bin ich wieder Mantrobat. (Zu Zorade): Noch ist es Zeit, Zorade, redet, ehe ich das unwiederrufliche Urtheil über sie ausspreche, allen Bitten, allen Thränen unwiederruflich, wenn es einmal ausgesprochen ist. Nennet mich dann nicht grausam.

4. Auftritt. Die Vorigen. **Pharnes** und **Antenor.** **Man.** Endlich erscheint der Tag, auf welchen meine Gnade, langsam zu strafen, euer Urtheil, den Lohn eurer Verwegenheit, ausgesetzt hatte. Liebt ihr Zoraden noch, Antenor?

Ant. Du wirst es vielleicht erfahren, Tyrann, daß ich sie liebe.

Man. Und Ihr liebt sie auch noch, Pharnes?

Phar. Spottet unglücklicher nicht, Mantrobat. Laßt uns tödten, wenn wir sterben müssen. Macht Euch das glücklicher, wenn wir mit erbittertem Herzen gegen unsern Bruder sterben?

Man. Sie lieben euch beyde noch, Zorade. Wie undankbar seid ihr. Ihr wolltet keinem das Leben retten. (Zu den Prinzen): Ich will, vielleicht hoffet ihr dies nicht, gütiger gegen euch sein, als sie. Sie will beyde sterben lassen. Aber nur einer soll sterben. Es sey genug, daß der Andere, an die

äußerſten Grenzen meines Reiches verbannt, da ſeine Liebe beweine oder vergeſſe. Euch ſelbſt ſey die Wahl gelaſſen, welcher ſterben ſolle. Oder, wenn Ihr beyde gleich eifrig den Tod fürchtet oder wünſcht, ſo beſtimme es das Schwert oder das Loos. Ich laſſe eurem Beſchluſſe eine Stunde Zeit — dann werde das Urtheil vollzogen. Für Zoraden, dies ſei eurer Liebe zum Troſte geſagt, für Zoraden fürchtet nichts; ſie iſt morgen meine Gemalin.

Ant. (für ſich) Wenn Antenor es zugiebt.

5. Auftritt. **Pharnes** und **Antenor**. **Zorade** (ſcheint ſich wegzubegeben, bleibt aber im Hinterth. der Bühne). **Phar.** Eine Stunde läßt er unſerm Entſchluſſe, Antenor.

Ant. Er ſoll den meinigen vielleicht eher erfahren.

Phar. Und welche Antwort wollt ihr ihm geben?

Ant. Wie ſie eines Tyrannen würdig iſt — der Barbar Brüder, Brüder, die einander lieben, ſollen um's Leben loſen. Oder einer des andern Mörder mit des andrem Tode ihr Leben erkaufen. Glaubt der Tyrann, das Leben oft für einen unwürdigen Bruder gewagt, ſei uns ſo theuer? Doch was als Grauſamkeit könnten wir von ihm erwarten? Aber ſollte es an dem ſein, daß Zorade uns wider dieſes Urtheil hätte ſchützen können und uns nicht hätte ſchützen wollen? Seht, ſeht Pharnes, dies iſt ihr unkräftiges Mitleid. Ihr befriedigter Stolz, vom Glanze des auf ſie wartenden Thrones verblendet, vergißt nun unſerer, um bald Mantrobat's würdige Gemahlin zu ſein. Welche Belohnung ſo vieler Liebe! Dies, Pharnes, martert meine Sele.

Phar. Befördert nicht ſelbſt Mantrobat's Abſichten, Antenor. Vergiftet ſeine Pfeile nicht durch tödtenden Argwohn noch mehr. Unſtreitig hat er das nur geſagt, um eure Seele zu martern, euer Verdacht beleidige die unſchuldige Zorade nicht. Aber laßt uns itzt an das Wichtigſte denken. Ich weiß, Antenor, ihr fürchtet den Tod nicht. Gern würde Euer zärtliches Herz für euern Bruder bluten *). Gern würde es, wenn er ohne euch nicht leben wollte, mit ihm auch im Tode vereiniget, brüderlich mit ihm dem Leben entſagen. Aber hier opfere ſich einmal eure parteiiſche Liebe für mich der Liebe für's Vaterland auf. Warum wollen wir beide ſterben, nur für uns ſterben, wenn einer noch einſt rühmlicher für's Vaterland ſterben kann. Mantrobat wird noch, wenn der Ueberlebende ihn nicht durch neue Beleidigungen erbittert, und das werdet ihr nicht thun, Antenor, Mantrobat wird noch die Ungerechtigkeit ſeines Urtheils erkennen, durch Liebe gegen den Lebenden den Tod des Unſchuldigen verſöhnen. Nie läßt ſich die geſchwächte Stimme der Natur ganz unterdrücken. Oder wenigſtens wird Mantrebat den Verbannten zurückrufen, wenn ein gefürchteter Feind ihn an die vorige Tapferkeit ſeiner Brüder erinnern wird. Willig werdet ihr dann, ich kenne euer edelmüthiges Herz, Antenor, willig werdet ihr alles Unrecht vergeſſen, einem Bruder zu Hülfe eilen, das Vaterland von der Sclaverei befreien, und nur ſo ihn daran erinnern, daß er zween ſolche Vertheidiger haben könnte. Laßt uns alſo nicht beyde einen vergeblichen Tod ſuchen. Einer lebe. Und nun, mein Antenor, ſeyd ihr der Ueberlebende. Verſagt dieſe letzte Wohlthat Eurem Bruder nicht. Mein Herz, ſtets zur bangen Schwermuth geneigt, würde der Gram tödten, wenn mich das Loos leben ließ.

---

*) Was vorher daſtand, iſt nicht mehr zu erkennen.

Ihr werdet, von der Lebhaftigkeit des Temperaments unterſtützt, eher das Leben ertragen können. Laßt mich ſterben, Antenor, laßt mich „ „ „ „

Zor. So ſehr, ſo ſehr, Pharnes, iſt Euch das Leben eine Bürde, daß ihr dem Tode, der euch vielleicht flieht, entgegeneilt? Iſt nichts auf der Welt, deswegen ihr zu leben wünſchtet? Rühren Euch die Thränen der Unglücklichen nicht, die euer Tod troſtlos machen wird?

Phar. Antenor wird meiner Aſche eine brüderliche Thräne weihen. Aber die Größe ſeines Schmerzes wird ihn dem Schmerze nicht unterliegen laſſen. Und wen könnte ſonſt mein Tod troſtlos machen?

Zor. Mich — Urtheilet nun, ob ich euch wider den Tod habe ſchützen können und nicht ſchützen wollen.

Ant. Endlich verräth ſie das lange verborgene Geheimniß. Glücklicher Pharnes, ſie liebt Dich. Aber was verweile ich noch, die Stunde der Rache iſt da.

6. Auftritt. **Zorade. Pharnes. Zor.** Was habe ich geſagt. Hat ſich die traurige Schwachheit meines Herzens in Antenors Gegenwart verrathen müſſen? Warum eilte er ſo plötzlich von uns? Ach, vielleicht voll Zorn und Rache! Ach, er wird das überfallene Geheimniß dem Tyrannen verrathen, durch das verrathene Geheimniß zugleich ſein Leben erkaufen und ſich rächen! Mit verdoppelter Wuth wird die Rache des Tyrannen auf euch fallen. Und wer läßt ſie auf euch fallen, wer, als ich, für die ihr leben ſolltet? Ich Unglückliche! Haſſet mich, Pharnes, oder lieber tödtet mich, haſſet mich nicht.

Phar. Laſſet nicht vergebliche Furcht Euer Herz beunruhigen. Antenor kann kein Verräther ſein. Wenn er glaubt, daß ihr itzt ſeiner hoffnungsloſen Liebe das Urtheil geſprochen habt, ſo hat er vielleicht vom Schmerz überwältiget euch nicht zur Zeugin ſeiner Schwachheit haben wollen, aber Antenor kann kein Verräther ſein. Sein gutes Herz verabſcheut dies ſchwarze Verbrechen. Allein, Zorade, hintergeh ich mich nicht ſelbſt? Hat meine Liebe eurem Herzen gleiche Zärtlichkeit eingeflößt? Habe ich nicht vergebens geliebt?

Zor. Was ſoll ich euch ſagen. Würde ſonſt der Gedanke eures Todes mir ſo unerträglich ſein? Ich liebte euch deswegen nicht weniger, weil ich mir ſelbſt ein ſtrenges Geſetz, nun wider meinen Willen übertreten, auferlegt hatte, ewig dieſe Liebe in mein Herz zu verſchließen. Was hätte euch mein Geſtändniß geholfen, als vielleicht mein Herz mit dem ewigen Vorwurfe, zärtliche Brüder durch Eiferſucht entzweit zu haben, zu quälen. Ich muß doch Mantrobal's Gemalin werden. Nur die traurige Hoffnung, vielleicht durch dies Geſtändniß euer Verlangen nach dem Tode zu entkräften, hat mir es entreißen können.

Phar. O Zorade, warum verbargt ihr mir dies Geheimniß, daß es meine traurigen Tage durch eine gefühlte Freude hätte erheitern können. Oder wenn ihr dies ſtrenge Geſetz euch ſelbſt auferlegt hattet, warum übertratet ihr es nur, einen unvermeidlichen Tod durch eure Waffen wider mich noch ſchrecklicher zu machen?

Zor. Einen unvermeidlichen Tod? Noch wollt ihr ſterben? Belohnt ihr meine Liebe ſo?

Phar. Ihr werdet auch meine Feindin? Ich bin undankbar? O Zorade, ich muß, ich muß ſterben!

Zor. Ihr müßt nicht ſterben, ihr ſollt nicht ſterben. Was zwingt Euch zu einem freiwilligen Tode? Laßt das Loos entſcheiden. Es wird gerechter als ihr gegen euch ſein.

Phar. Wie, Zorade, tödtet nicht das Loos, das mein Leben freiſpricht, meinen Bruder? Kann ich meinen Antenor tödten — verlaßt mich, Zorade, laßt mir einige Augenblicke, mich zu dem Schritte, den ich zu thun habe, vorzubereiten; ein wichtiger Schritt, Zorade! Dieſe einzige Bitte nehmet noch von eurem ſterbenden Pharnes an. Seyd, wenn Mantrobat Euch neben ſich auf den Thron ſetzt, ſein und ſeines Volckes Schutzgott. Erbittert ihn nicht durch Vorwürfe vergangener Ungerechtigkeiten. Eure zärtliche Gefälligkeit allein wird die Neigung zur Grauſamkeit aus ſeinem Herzen verbannen, es der Menſchenliebe öffnen und ſeine Regierung der Regierung ſeines Vaters ähnlich machen. O wie wird dann das frohe Volck ſeinen Mantrobat und ſeine Zorade ſegnen! Laßt die Bewilligung dieſer Bitte das theuerſte Andenken meines Namens bei euch ſein — Und nun verlaßt mich, Zorade! Was koſtet es mein Herz euch darum zu bitten, aber wir müſſen einander verlaſſen. (Zorade verläßt ihn eilig.)

7. Auftritt. **Pharnes** allein. Nicht vergebens will ich dies tödtliche Gewehr bei mir verborgen haben (er zieht einen Dolch hervor). Es war dein Geſchenk, Fontano, vielleicht nicht zu dieſem Gebrauche beſtimmt! Aber zu welchem edleren Gebrauche kann es angewandt werden? O mein Fontano, redlicher Chriſt, den nicht wie die Uebrigen deines Volkes Begierde nach Gold oder die noch unmenſchlichere Abſicht, uns unſere Freiheit zu rauben, den der wohlthätige Vorſatz, uns weiſer und glücklicher zu machen, dieſe entfernte Gegend aufſuchen hieß: o wärſt du noch bei mir! o hätte nicht dein Tod mein gelehriges Herz zu früh deines unvollendeten Unterrichts beraubt! Itzt ſollte die rathende Stimme des Freundes mich leiten! Allein welchen Rath brauchſt du noch, Pharnes? Iſt hier Ungewißheit? Kannſt du deinen Bruder tödten? — Fontano verbot mir, ſelbſt die Urſache meines Todes zu werden; aber er befahl mir ja auch, willig für's Vaterland mein Leben zu laſſen, warum nicht auch für den Bruder? Und wie entzückt pries er, wenn er von einem mir noch nicht faßlichen Geheimniß redte, einen, von welchem er ſagte, er ſei auch für mich geſtorben? Dein Tod iſt alſo Pflicht, keine ſchwere Pflicht! Was als ſchwache Tage, Tage der Schwermuth und des Grams, trauriger als der Tod, hätteſt du zu hoffen. Und nun vergiß die Welt, vergiß Alles — auch Zoraden — o Zorade wird weinen. O Pharnes, verfolgt dich deine Schwachheit auch bis zum Tode? Noch herrſcht ihr Bild in deiner Seele? — Sie wird weinen — und ihre Thränen ſollten mächtiger ſein, als Pflicht und Gewiſſen? — Keine Berathſchlagungen mehr, wo Thaten erfordert werden.

8. Auftritt. **Pharnes. Zorade**, welche erſcheint indem Pharnes eben im Begriffe iſt ſich zu tödten. **Zor.** Haltet ein, haltet ein!

Phar. (der den Dolch mit Verdruß wegwirft). Ich bat euch ja, mich allein zu laſſen.

Zor. Ohne euren Bruder zu tödten, ſollt ihr leben. Ihr ſollt nicht ſterben und Antenor auch nicht. O Pharnes, die Götter haben die Unſchuld beſchützt! Mantrobat iſt nicht mehr.

Phar. Mantrobat iſt nicht mehr?

Zor. Ich wollte, da ihr mich euch verlaſſen hießt, zu Antenorn eilen, ihm euren grauſamen Vorſatz entdecken, ſeine Großmuth auffodern, euch nicht ſterben zu laſſen. Himmel! welcher Anblick zeigte ſich meinen zweifelnden Augen, Mantrobat lag vor ſeinem Zimmer ermordet. Kein Sclave, keiner von der Wache war zu ſehen. Allenthalben herrſchte eine fürchterliche Stille! O was

litte mein Herz von der Furcht vielleicht zu spät euch diese Nachricht zu bringen. Und bald, Grausamer, hättet ihr diese Furcht in tödtliche Gewißheit verwandelt.

Phar. Himmel, welche Nachricht! Mantrobat ermordet; um ihn her eine fürchterliche Stille! Und wo muß Antenor sein, laßt mich ihm zu Hülfe eilen. Ein auswärtiger Feind scheint uns überfallen zu haben, Verrätherey hat ihm vielleicht den Palast geöffnet. Und nun wird Antenor allein noch für die verrathene Freiheit streiten.

Zor. Und ihr wollt neuen Gefahren — — —

9. Auftritt. Die Vorigen. **Antenor.** **Phar.** Was geht vor, Antenor? Mantrobat ist ermordet.

Ant. Ich komme, euch Alles zu entdecken. Durch mich hat der Tyrann seinen Lohn erhalten. Nicht ich selbst habe mit seinem schwarzen Blute meine Hände befleckt. Dies ist das Werk zween elender Sclaven, oft das Spiel seiner Grausamkeit, gewesen. Schon lange besorgt, daß diesen Tag seine Grausamkeit würde merkwürdig machen wollen, habe ich insgeheim mich vorbereitet, ihn durch seinen Tod merkwürdig zu machen. Leicht fand ich jedermann zur Zusammenverschwörung bereit. Die beständige Furcht vor seinen Grausamkeiten, machte aus seinen Lieblingen nur seine gefährlicheren Feinde. Alle sind eines Tyrannen Feinde; nur so lange ihnen ein beherzterer Anführer fehlt, verbergen sie, daß sie es sind. Euch wollte ich nichts entdecken; ich kenne eure Bedenklichkeiten. Sobald Mantrobat ermordet war, eilte ich mit meinen Freunden seinen Tod dem Volcke kund zu thun und euch zum Könige auszurufen. Das Volk segnet die Mörder des Tyrannen, und jedermann ruft: Pharnes sei unser König; er wird wie sein Vater herrschen. Eilt nun und zeigt euch dem wartenden Volcke. Und ihr, Zorade, begleitet ihr ihn — das Volk liebt euch. Pharnes wird ihm noch werther sein, wenn es Zoraden neben ihm sieht.

Phar. O Antenor, ihr habt euren Bruder tödten lassen.

Ant. Einen Tyrannen, keinen Bruder. Und nun ist es geschehen, nun sind Betrachtungen zu spät. Es ist mein Werk gewesen, thut ihr jetzt das eurige. Zeigt euch dem Volcke. Ermuntert ihn durch euer Beispiel, Zorade.

Zor. Was soll ich euch sagen, welchen Dank, Prinz — —

Ant. Itzt keinen Dank, ich bin belohnt genug. Eilt, eilt!

10. Auftritt. **Antenor** (der ihnen nachsieht). Glücklicher Pharnes! Zorade ist nun dein — Ist das Neid, ist es Eifersucht? O Antenor, bewahre dein Herz, daß du nicht mit Schamröthe in dasselbe blicken mußt, wenn das ganze Land deine rühmlichen Thaten preißt! Was ist des ganzen Landes Beyfall gegen deinen eigenen. Wenn du nicht in Zoradens Besitze glücklich sein kannst, so sey in der Ueberzeugung glücklich, daß Zorade und Pharnes durch dich glücklich sind. Ja ich will mein Vorhaben ganz ausführen. Das letztemal*) hast Du mich gesehn, Zorade. Auf ewig flieh ich diesen Palast. Nur durch die Flucht sicher verbanne ich mich freiwillig aus demselben, um fern von Dir mein Leben zu endigen.

Eben der kleine Stolz, der dem Autor, wenn er weise wäre, rathen sollte, sich allein zu lesen, verführt ihn oft genug, mit

*) Erstemal.

seinem eigenen wichtigen Beifalle nicht zufrieden zu sein und sich auch andre lesen zu lassen. Vielleicht machen Sie itzt eben diese kleine Anmerkung über mich. Aber um Vergebung, schreiben Sie das nicht auf die Rechnung meines Stolzes, was ich aus Ehrfurcht gegen Ihre Befehle gethan habe. Sobald Sie, und meine Freunde, mir Ihre Kritiken werden mitgetheilt haben, und das verspreche ich mir von Ihrer Gütigkeit, daß Sie es thun; so sollen Sie eine zweyte verbesserte Auflage erhalten.

L.

Ich kann dieses Stück nur als ein Problem hinstellen, dessen Lösung vielleicht einem Kenntnißreicheren gelingt, als ich bin. Daß keiner von denen, welche nach einander die Breslauer Papiere in Händen gehabt, Karl Lessing, Lachmann, Guhrauer, hier auch nur so viel wie ein Problem gesehen haben, denn sie alle ignoriren diesen Bestandtheil derselben gänzlich, scheint darauf hinzuweisen, daß hier an eine Autorschaft Lessing's nicht zu denken wäre. Möglich daß ich in diesem Falle etwas nicht weiß, was aller Welt bekannt ist — aber ich weiß wirklich nicht, wem das Trauerspiel denn sonst angehören sollte, wenn es nicht Lessing's ist. Eine Uebersetzung aus dem Englischen ist es nicht, denn der Companion to the Playhouse kennt zwar eine Zoraida von einem W. Hodson, sie ist aber erst 1780 aufgeführt, und behandelt die Eroberung von Kairo durch Selim I, eben so wenig scheint von einem französischen Original die Rede sein zu können; bei einer Tragödie Zoraide — sie erhielt bei spätern Aufführungen den Titel Baron — von einem Vicomte du Grave aus dem Jahr 1751, bemerkt das dictionnaire des théâtres 1756 — und später hätte Lessing wohl kaum dergleichen übersetzt — nicht, daß sie nur einaetig sei, was in diesem Buche sonst sorgfältig einregistrirt wird. Ein Freund theilt mir mit, auch Lefrane Champignon habe eine Zoraide, tragédie africaine geschrieben, die Voltaire, ich weiß nicht wo, arg verspotte; da sie sich aber in seinen Werken nicht findet und vielleicht nie gedruckt ist, so wird hier auch an sie nicht zu denken sein. Und welcher deutsche Schriftsteller hier verborgen sein sollte, möchte nun vollends am allerschwersten zu sagen sein. Dagegen ist das Stück in vielen Zügen, z. B in der entfernten Hindeutung auf Christus in Pharnes Monolog, in dem raschen Entschlusse des Antenor, da er selbst alle Hoffnung einbüßt, um so entschiedener für die andern zu handeln, Lessing's nicht unwürdig, zumal wenn man bedenkt, daß in Betracht der französirenden Vertrautenseenen, welche die Exposition bilden, jedenfalls nur an eine frühere Periode seiner Thätigkeit gedacht werden könnte, manche Wendungen tragen Lessing's Gepräge, namentlich findet sich hier seine Eigenthümlichkeit, um größeren Nachdrucks willen die Pronomina zu vermeiden und das Nomen zu wiederholen, fast bis zur Uebertreibung, endlich ist das Nachwort an einen vornehmen Mann, welcher entweder die Entstehung des Stücks veranlaßt hatte, oder, was wahrscheinlicher ist, daß es aus alten Papieren hervorgesucht und für ihn copirt wurde, in seiner Wendung lessingischer als lessingisch zu nennen. Ich bemerke noch, daß von der Handschrift dieser Anmerkung und der sonstigen Zusätze zum mindesten, daß sie nicht die lessingische sei, nicht behauptet werden kann, denn Lessing's Handschrift hat sich im Laufe der Zeit ungemein verändert, und hier hat der Schreibende, wer er denn auch wäre, offenbar ein wenig gezirkelt; den unterschriebenen Buchstaben wollte Jemand nicht als L, sondern als C lesen; doch hab' ich mich davon nicht überzeugen können, eben weil hier eine Art Frakturschrift beabsichtigt zu sein scheint. Dies die Gründe für und wider Lessing's Urheberschaft — si quid novisti rectius istis — immerhin! — nur konnte nicht auch ich, der ich es auf Vollständigkeit angelegt habe, dieses Ueberbleibsel mit Stillschweigen übergehen. —

Zu Band III.

S. 1.

Aus dem Naturforscher St. 10. Mohnike S. 22.

Mein Herr,

Die Griechen und die Römer ziehen wider sie zu Felde, wofern sie noch mehr anakreontische Freunde zu Mitarbeitern machen. Der Beyfall unserer witzigen Jünglinge wird sie nicht vor dem Zorne schützen, den sie bei den Vertheidigern der Alten erregen. Die ersten fangen zwar an, ihre Blätter, wie die Ebräer, von hinten zu lesen: damit ihnen die artigen Briefe ihrer Correspondenten zuerst in die Augen fallen: allein die griechischen Gelehrten unserer Zeiten verschwören es, eine Zeile von ihnen anzusehen, wofern sie nicht dem Anakreon eine Ehrenerklärung thun lassen. Ist denn nun aber die Beleidigung so groß, die am Ende ihres achten Stückes diesem Dichter widerfahren ist? Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, wenn sie nur die Worte selbst, mit ihren Folgen, in Erwägung ziehen. Anakreon, der grundgelehrte Anakreon, den Fontenelle den größten Philosophen mit Recht an die Seite stellet, soll ein bloßer Witzling, und kein Naturforscher, gewesen seyn? Um der Musen willen! das ist zu viel. Das ist eine Lästerung wider das ganze Alterthum, die nicht ungeahndet seyn kann. Denn nur eins zu gedenken: wer hat wohl jemals unter allen Menschen die Natur des Weines und die geheimsten Wirkungen der Zärtlichkeit so genau erforscht, als dieser alte Jüngling? Und wer hätte wohl über die Eigenschaften der Rosen, des Balsams, der Lotusblätter artiger und scharfsinniger philosophiren können, als er, der an Feinheit des Geschmacks und an langer Erfahrung die stärksten Weltweisen übertraf? Soll ich noch mehr Gründe anführen, Anakreons tiefe Einsicht in die Naturlehre zu beweisen? so erinnern sie sich nur seiner neunzehnten Ode. Darinne liegt ein ganzes Königreich von Wahrheiten verborgen. Einer von meinen Freunden verfertigte ein philologisch-critisch-historisch-philosophisches Dissertatiönchen von dreißig neuen physikalischen Entdeckungen, die er in den Schriften dieses philosophischen Dichters gemacht hat. Von ihm, als von einem jungen Gelehrten, haben sie eben nicht viel zu besorgen, ob er gleich in seinen Meinungen hitzig ist. Aber wenn ich ihnen aufrichtig rathen soll, so verderben sie es ja nicht mit den Graubärten. Diese sind unversöhnlich; und wer den griechischen Verfassern nur eine scheele Miene macht, der verdient wenigstens den Namen eines Ketzers. Wenn sie noch gnädig mit ihm verfahren: so verdammen sie ihn gewiß zum Feuer; und daraus ist freilich keine Erlösung zu hoffen. Lassen sie sich also bei Zeiten warnen.

Ich bin ꝛc. C.

Mein Herr,

Sie haben Recht. Ich bin ꝛc. (XIII. 648). L.

Vorrede zu den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters.

Wir wollen uns nicht lange entschuldigen, daß wir der Welt eine neue periodische Schrift vorlegen, wir wollen vielmehr dem Leser alsobald unsere Ab-

ſicht etwas umſtändlicher entdecken, und verſichert ſeyn, daß wenn ihm dieſe gefällt, ihm auch unſere Arbeit nicht unangenehm ſeyn werde. Entweder man hat etwas nützliches unter Händen, oder nicht. Im erſten Falle ſind die Entſchuldigungen überflüſſig, im andern vergebens.

Deutſchland kann ſich nunmehro bald rühmen, daß es in den Werken des Witzes Stücke aufzuweiſen habe, welche die ſchärfſte Kritik und die unbilligſten Ausländer nicht ſcheuen dürfen. Wir trauen unſern Leſern mehr Geſchmack zu, als daß wir nöthig zu haben glauben, ſie ihnen zu nennen. Es ſind nicht nur Kleinigkeiten. Das Heldengedicht und die Fabel, das Schauſpiel und das Trinklied, eines ſowohl wie das andre, haben ihre Geiſter gefunden. Nur in der Menge dieſer Geiſter muß unſer Vaterland andern Ländern weichen. Allein man erwarte nur die Jahre, man bemühe ſich nur, den guten Geſchmack allgemein zu machen, ſo wird auch dieſer Vorwurf wegfallen. Dieſes letztere iſt eine Zeit lang die Abſicht unterſchiedener Monatsſchriften geweſen. Weil eben nicht lauter Meiſterſtücke dazu nöthig ſind, ſo hat jede ihren Nutzen gehabt. Wir wollen damit nicht die Rangordnung unter ihnen aufheben, noch Sachwalter aller unglücklichen und verwegenen Schriftſteller dieſer Art werden; wir ſagen nur, daß ſie zu jetzigen Zeiten alle auf gewiſſe Weiſe und nach gewiſſen Stufen was Gutes geſtiftet haben. Dieſe Zeiten ſind größtentheils Zeiten der Kindheit unſers guten Geſchmacks geweſen. Kindern gehöret Milch, und nicht ſtarke Speiſe. Von Weiſen auf Hallern*) wäre ein allzugroßer Sprung geweſen, und dieſe ſchnelle Veränderung hätte vielleicht dem guten Geſchmacke eben ſo gefährlich ſeyn können, als es einem Kinde ſeyn würde, welches man nach der Milch gleich zu ſtarken Weinen gewöhnen wollte. Waren nicht alſo auch diejenigen nöthig, die eben ſo weit unter den einen, als über den andern waren? Wenigſtens für die Menge, die ſich nur ſtufenweiſe zu beſſern fähig iſt. Auf dieſe Art haben ſie die Liebhaber vermehrt, und manchen Kopf ermuntert, der vielleicht durch lauter Meiſterſtücke wäre abgeſchreckt worden**). Eines iſt nur zu bedauern, nämlich daß meiſtentheils die Einrichtung dieſer Monatsſchriften nicht vergönnt hat, ſich in alle Theile, beſonders der Poeſie, gleich weit einzulaſſen. Wir wollen nur den dramatiſchen Theil anführen. Hat dieſer nicht allezeit den kleinſten Theil darinnen eingenommen? In vielen hat man gar nicht an ihn gedacht. Gleichwohl hätte man ihn am wenigſten vergeſſen ſollen, da er die meiſten Liebhaber nöthig hat. Wir verlangen eben nicht, daß man uns allezeit Originalſtücke hätte vorlegen ſollen. Hierzu gehöret allzuviel Zeit und Arbeit. Allein warum hat man uns nicht die Werke der Alten, und der Ausländer darinnen näher bekannt gemacht? Wie viele kennen die griechiſchen und römiſchen dramatiſchen Dichter? Wie viele kennen die Schaubühne der Italiäner, Engländer, Spanier, Holländer? Die einzigen Franzoſen hat man durch häufige Ueberſetzungen ſich eigen zu machen geſucht. Dadurch hat man aber unſer Theater zu einer Einförmigkeit gebracht, die man auf alle mögliche Art zu vermeiden ſich hätte beſtreben ſollen. Wenn man auch nur in

*) So hätte Mylius nicht geſteigert, der ein entſchiedener Feind Hallers war.

**) Derſelbe Gedanke in der Vorrede zu dem 3. und 4. Bande der Schriften IV. 4 „Sollte wohl die Menge von Meiſterſtücken die man" — im dramatiſchen Fache — „auf einmal beſonders den Franzoſen abborgte, unſre urſprünglichen Dichter niedergeſchlagen haben?"

das Theoretiſche der Schaubühne ſich etwas eingelaſſen hätte, entweder durch eigne oder fremde Abhandlungen das Leere in den meiſten Lehrbüchern der Dichtkunſt zu erfüllen: wir glauben gewiß, es würde um das Theater noch beſſer ſtehen, es würde vielleicht mehr Arbeiter und weniger Stümper gefunden haben, es würde vielleicht von mehr Gönnern ſeyn unterſtützt worden. Denn wie wir ſchon geſagt, dazu ſind die Monatsſchriften, ſie breiten den guten Geſchmack und die Liebe zu den Werken des Witzes aus und ermuntern zur Nacheifrung.

Dieſe Betrachtung hat uns auf einen Einfall gebracht, den wir jetzt auszuführen anfangen. Wir wollen einholen, was man verſäumet hat. Wir wollen uns bemühen, ſo viel in unſern Kräften ſteht, zur Aufnahme des Theaters beyzutragen. Der Plan, den wir uns zur Erhaltung dieſer Abſicht gemacht haben, beſteht in Folgenden. Wir wollen theils auf die ſehen, die zu ihrer Arbeit, oder zur Verbeſſerung ihres Geſchmacks, noch Vorſchriften nöthig haben; theils auf die, die nur durch Muſter aufgemuntert zu werden brauchen. Der Erſtern wegen wollen wir alles aufſuchen, was ſowohl alte als neue, ſowohl einheimiſche als ausländiſche Kunſtrichter von der Einrichtung der Schauſpiele geſchrieben haben. Doch wollen wir gleich im voraus melden, daß wir die erſten Anfangsgründe dieſer Kunſt übergehen werden, ſie müßten denn ſo genau mit wichtigern Betrachtungen verknüpft ſeyn, daß ſie nicht zu trennen wären. Die drey Einheiten ſind auch Schülern bekannt. Allein Abhandlungen über die Wahrſcheinlichkeit, über das Komiſche, über das Erhabene, über die Charaktere, über die Sittenſprüche, und über andre beträchtliche Theile ſowohl der Tragödie als Komödie werden vielen, wo nicht was ganz Neues, doch was Angenehmes ſein. Wo wir von dieſem oder jenem keine Abhandlung, in was für einer Sprache es ſey, finden, wollen wir unſre eignen Gedanken mittheilen. Wir wollen uns beſtreben, daß ſie allezeit von der Vernunft und von den Beyſpielen alter und neuer Meiſter unterſtützt ſeyn mögen. Was wir alsdann von den Regeln ſammeln, wollen wir in der Beurtheilung der neuſten theatraliſchen Stücke anzuwenden ſuchen. Dieſe Beurtheilung ſoll allezeit ohne Bitterkeit, ohne Vorurtheile angeſtellt werden. Wir wollen, wider die Gewohnheit der Kunſtrichter, mehr das Schöne als das Schlechte aufſuchen. Wir wollen mehr loben, als tadeln. Wir glauben alſo, daß niemand unſre Kritik ſcheuen werde. Doch ſo ſehr wir uns ein Gewiſſen machen werden, jemanden abzuſchrecken, ſo ſehr wollen wir uns auch hüten, die theatraliſche Arbeit als eine Kleinigkeit, als eine Arbeit, der jeder gewachſen ſey, vorzuſtellen. Hierzu werden genaue Charaktere, die wir in ihrem Umfange von dem komiſchen und dem tragiſchen Dichter machen wollen, dienlich ſeyn. Wir wollen unterſuchen, wie weit ſich beider Witz und beider Gelehrſamkeit erſtrecken müſſe und Vorſchläge thun, wie jeder ſeine Kräfte prüfen könne.

Was die Muſter, die wir vorlegen wollen, anbelangt, ſo glauben wir uns in den Stand geſetzt zu haben, daß wir aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen, aus dem Franzöſiſchen, Italiäniſchen, Engliſchen, Spaniſchen und Holländiſchen unſern Leſern von uns überſetzte Stücke werden liefern können. Auf die erſtern zwey wollen wir unſern Fleiß beſonders wenden. Wir wollen zuweilen aus dem Sophokles, Euripides und Aeſchylus ein Stück überſetzen; wozu wir allezeit ein ſolches wählen wollen, das von neuern Poeten iſt nachgeahmt worden, oder von deſſen Inhalte wenigſtens ein ähnliches neueres Stück zu finden iſt. Dieſes wollen wir auch mit dem Ariſtophanes, Plautus, Terenz und dem tragiſchen

Seneca thun. Wir wollen sie dabei selbst untereinander vergleichen, und zu bestimmen suchen, was Sophokles vor dem Euripides, dieser vor jenem, beyde vor dem Aeschylus, und dieser vor beyden eignes habe. Auf gleiche Art wollen wir mit dem Terenz und Plautus verfahren. Es soll uns nicht genug seyn, ein Stück von ihnen zu übersetzen, wir wollen auch zeigen, worin und wie Terenz den Plautus, und Plautus den Aristophanes nachahme. Wir wollen dabey mit allem Fleiße diejenigen Stücke und Stellen aufsuchen, welche die neuern Dichter von diesen geborgt haben. Wir werden daraus nothwendig einsehen lernen, welches die wahre und falsche Art, nachzuahmen sey, und den Vorzug der Alten vor den Neuern, oder, in gewissen Stücken, dieser vor jenen, daraus feste setzen können. Hierzu sollen besondere Abhandlungen gewidmet werden. Von den Stücken der neuen Ausländer aber, werden wir nur solche übersetzen, die in Deutschland bisher am wenigsten sind bekannt gewesen, und die man als Muster in ihrer Art ansehen muß. Wir werden besonders unser Augenmerk auf das englische und spanische Theater richten, Shakespear, Dryden, Wicherley, Vanbrugh, Cibber, Congreve sind Dichter, die man fast bei uns nur dem Namen nach kennet, und gleichwohl verdienen sie unsere Hochachtung sowohl als die gepriesenen französischen Dichter. Eben so ist es mit dem Lopez de Vega, Augustin Moreto, Antonio de Mendosa, Franeisco de Rojas, Fernando de Zarate, Juan Perez de Montalvan, Antonio de Azevedo, Franeisco Gonsalez de Bustos und andern. Diese sind alle Männer, die zwar eben so große Fehler als Schönheiten haben, von denen aber ein vernünftiger Nachahmer sich sehr vieles zu Nutze machen kann. Doch wollen wir auch die Franzosen, Italiäner und Holländer nicht vergessen. Von den erstern haben die Deutschen schon sehr vieles genommen; wir werden uns also hüten, alte Stücke von ihnen aufzuwärmen, und deswegen größtentheils nur auf die jetzt lebenden Verfasser sehen, deren Arbeit in Ansehung der ältern Stücke viel besonders hat, und von denen jeder meistentheils einen eignen Weg zu gehen sucht. Von den Italiänern und Holländern aber werden wir nur das, was sie regelmäßiges und eigenthümliches haben, aufsuchen. Sollte es hernach nicht möglich sein, dasjenige festzusetzen, was jede Nation vor der andern vorzügliches und eigenthümliches hat? Wir glauben, ja, und sind sogar überzeugt, daß aus keiner andern Sache, das Naturell eines Volks besser zu bestimmen sei, als ihrer dramatischen Poesie. Wir wollen dieses an seinem Orte weitläuftiger ausführen. Nur ist gewiß, daß es eine kleine Ausnahme in Ansehung der deutschen Schaubühne leiden werde. Wir haben zu wenig eigene Stücke; und den meisten dieser Stücke merkt man das Ausländische allzusehr an*). Der sicherste Charakter also, den man daraus von dem Deutschen wird bestimmen können, ist, daß er überall das Gute, wo er es findet, billige und es sich zu Nutze mache. Das ist gewiß, wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eigenen Naturelle folgen, so würde unsere Schaubühne mehr der englischen als französischen gleichen**).

Dieses ist es, was wir zur Aufnahme des Theaters unter uns beyzutragen hoffen. Wir hätten gerne noch dieses hinzugefügt, daß wir auch dann und wann

---

*) „Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unsrigen macht?" Vorrede zu Band 3 und 4 (IV. 4).

**) Siehe die bekannte Stelle in den Litteraturbriefen VI. 42.

einige von unsern eignen Stücken mittheilen wollten. Allein der Leser hat noch allzuwenig Grund, sich etwas Gutes davon zu versprechen, daß wir es also auf sein eigen Urtheil wollen ankommen lassen, ob wir auch hierinnen unsere Absicht erreichen werden. Wir geben ihm zugleich das Recht, unsre Arbeit ebenso scharf zu beurtheilen, als wir es mit andrer Arbeit machen werden. Uebrigens wollen wir ihm nicht vorschreiben, ob er es auf eine bescheidne oder unbescheidene Art thun wolle. Das gilt uns gleich viel. Wir werden aus dem einen sowohl als aus dem andern uns zu bessern suchen.

Eines hätten wir bald bei diesem Plane vergessen. Wer weiß nicht, daß die dramatische Poesie nur durch die Vorstellung in dasjenige Licht gesetzt werde, worin ihre wahre Schönheit am deutlichsten in die Augen fällt? Sie reizet, wenn man sie liesel, allein sie reizet ungleich mehr, wenn man sie hört und sieht. Derjenige der durch die bloße Lesung, zum Exempel eines Trauerspiels, bis zu süßen Thränen gebracht wird, muß schon selbst ein Mensch von Empfindungen seyn. Er muß schon mehr zu denken, und mehr als der gemeine Haufe zu fühlen gewohnt seyn. Und solche Leute sind selten. Mit dem größten Theile muß man zufrieden seyn, wenn durch die Gewalt der Sinne ihr schweres und kaltes Herz in diejenige Bewegung gesetzt wird, die der Dichter zur Absicht hatte. Wer sieht also nicht, daß die Vorstellung ein nothwendiges Theil der dramatischen Poesie sey? Die Kunst dieser Vorstellung verdienet derohalben unsrer Aufmerksamkeit eben sowohl als die Kunst der Verfassung. Sie muß ihre Regeln haben, und diese wollen wir aufsuchen. Es sind uns einige neue Schriftsteller hierinnen schon vorgegangen, und wir werden uns ihrer Arbeit auf eine erlaubte Art zu bedienen wissen. Diese Regeln erstrecken sich nicht allein auf die Schauspieler, sie können allen nutzen, welche die Beredsamkeit des Körpers brauchen. Es ist ohnedem zu bedauern, daß wir die Kunst zu deklamiren, die bei den Alten so hoch geachtet war, theils verloren haben, theils geringe schätzen. Ihre größten Redner übten sich darinne, und Cicero selbst hat sich nicht geschämt, sich in einen Wettstreit mit dem Roscius einzulassen. Wenn man jetziger Zeit etwas mehr Fleiß darauf wendete, so würde man gewiß mehr Redner als Stöcke auf unsern Kanzeln finden, und diejenigen, die oft einem Rasenden daselbst ähnlicher als einem Apostel sehen, würden mit mehrerer Mäßigung und Annehmlichkeit zu reden wissen. Denn wir wollen doch nimmermehr hoffen, daß diese äußerliche Anständigkeit auch unter die Eitelkeit der Welt mit gehört. Zu der Vorstellung der dramatischen Poesie, gehöret aber noch mehr als die Beredsamkeit des Körpers; die Auszierung des Schauplatzes; die gehörige und wahrscheinliche Verkleidung der Personen ist nichts weniger nöthig. Wir wollen also auch darüber dann und wann unsere Gedanken eröffnen, und die unzähligen Ungereimtheiten, die, in diesen Stücken, noch auf dem und jenem Theater sind, zu vermindern suchen.

Dieser Entwurf wäre weitläuftig genug, und wir würden an Materie sobald keinen Mangel haben: gleichwohl haben wir für dienlich gefunden, mit erwähnter Absicht noch eine andre zu verbinden, damit die Abwechselung in unsrer periodischen Schrift desto größer, und der Gebrauch desto allgemeiner sein könne. Es sind nun vier Jahr, daß uns bei dem Beschlusse der deutschen Schaubühne, der Herr Professor Gottsched Hoffnung zu einer Historie des Theaters machte. Es ist gewiß, wir sind nicht die einzigen, die der Erfüllung dieses Versprechens

mit Vergnügen und mit einem unruhigen Verlangen entgegen gesehen haben. Man muß gestehen, daß er sehr geschickt dazu seyn würde, und daß seine Verdienste, die er unwidersprechlich um das deutsche Theater hat, dadurch zu ihrer vollkommenen Größe anwachsen würden. Es ist also um so vielmehr zu bedauern, daß ihn ohne Zweifel wichtigere Geschäfte von dieser Arbeit abhalten, die fast einen eignen Mann erfordern will. Noch mehr aber würde es zu bedauern seyn, wenn sie gar unterbleiben sollte. Wir glauben schwerlich, daß sich außer ihm derselben jemand unterziehen möchte, wenn er weiß was für eine weitläuftige Belesenheit, und was für Hilfsmittel dazu erfordert werden. Sollte es aber nicht möglich seyn, dieses schwere Werk zu erleichtern? Ein Gebäude ist leichter und geschwinder aufzuführen, wenn die Baumaterialien bey der Hand sind; und wenn man diese mit Muße herbeischaffen kann, so wird die Arbeit nicht halb so schwer. Es würde unendliche Mühe kosten, wenn der Maurer jeden Stein, den er gebrauchet, selbst herbeyschaffen sollte. Dessen Mühe aber wird nicht geringer sein, der zu Versertigung der Geschichte des Schauplatzes alle Kleinigkeiten selbst ausspähen muß. Wir hoffen also nichts Ueberflüssiges oder Unnützliches zu thun, wenn wir die vornehmsten Nachrichten, die dazu nöthig sind, sammeln. Diese werden theils den Ursprung, den Fortgang, den Verfall, und die Wiederherstellung der Schaubühne bei allen gesitteten Völkern; theils die Lebensbeschreibungen sowohl der dramatischen Poeten, als der Schauspieler; theils historische Auszüge aus den vornehmsten theatralischen Werken, betreffen. Wir wollen übrigens alles sammeln, was sowohl für als wider die Schauspiele ist geschrieben worden; und deswegen von den Kirchenvätern anfangen, und bis auf unsre heutigen Gottesgelehrten kommen. Hieraus wird deutlich erhellen, mit was für Grunde sich diese auf das Beispiel jener berufen; daß alle die Gründe, welche die erstern wider die Schauspiele vorgebracht haben, zu den itzigen Zeiten wegfallen; und daß die letztern sie aus Unwissenheit und Stolz verachten. Vielleicht gewinnen wir damit so viel, daß unbedachtsame Eifrer etwas gelinder urtheilen, und mit ihrer Verdammung etwas mehr an sich halten lernen. Darauf zwar wollen wir uns nicht allzugroße Rechnung machen. Denn manche Leute sind gewohnt, am meisten zu eifern, wenn sie am wenigsten zu antworten haben. Sie sind genugsam durch ihren Irrthum, und durch die Schande, mit den größten und gründlichsten Gottesgelehrten nicht übereinzustimmen, gestraft. So viel ist zwar leider! wahr, daß durch ihr Schmälen bei dem Pöbel das Vorurtheil wider das Theater, und wider die, die daran arbeiten, erhalten wird. Allein vielleicht kommen bald die Zeiten, da auch der Pöbel klüger, als sie, seyn wird, und da sie die einzigen seyn werden, denen man einen gesündern Verstand zu wünschen hat.

Bei diesen historischen Beyträgen wollen wir vornehmlich auf das deutsche Theater mit sehen. Wir wollen alle die verdienstvollen Männer hervorsuchen, die mit ihrem Witze oder mit ihrem Vermögen und Ansehen demselben nützlich gewesen sind, und ihnen zu demjenigen Ruhme zu verhelfen suchen, den nur die unpartheyische Nachwelt geben kann. Von unsern alten theatralischen Stücken haben viele einen allzu verächtlichen Begriff. Es ist wahr, sie sind wenig regelmäßig, sie haben wenig von den Schönheiten, die jetzt Mode sind; allein wer vielen von ihnen den Witz, das ursprünglich Deutsche, und das Bewegende abspricht, der muß sie entweder nicht gelesen, oder seinen Geschmack allzusehr vereckelt haben. Wir werden zu seiner Zeit von dergleichen Stücken unsern

Lesern einen Auszug machen, von welchen meistentheils nichts, als der Titel aus des Herrn Professor Gottscheds Verzeichnissen bekannt ist.

Nunmehr kömmt es auf den g neigten Leser an, zu urtheilen, ob das was wir hier versprochen haben, und welches wir uns auf alle mögliche Art zu halten bestreben werden, seine Aufmerksamkeit verdiene. Wir wollen das Beste hoffen, und in dieser Hoffnung alle Quartale mit dieser Arbeit fortzufahren versprechen. Jedes Stück soll ohngefähr 10 Bogen, und jeder Band 4 Stück, oder ein Jahr ausmachen. Diejenigen werden uns allezeit den angenehmsten Dienst erweisen, die uns darinne beystehen, oder, wo wir etwa irren sollten, uns zurechte führen werden.

Im October 1749.

Die Verfasser.

Zu S. 383.

Aus der Vossischen Zeitung Nr. 9. den 20. Januar 1753.

Berlin. Der Herr von Voltaire achtet sich verbunden, hierdurch anzuzeigen, daß er keinen Antheil an den Schriften habe, die seit kurzem sowohl in der gelehrten Streitigkeit von der kleinsten Wirkung (la moindre action), als über andre Dinge herausgekommen, und die man ihm in einigen Journalen und Zeitungen beimessen wollen. Es ist ihm sehr zuwider, daß man ihn zu deren Verfasser gemacht hat, und es würde ihm noch mehr seyn, von bloß philosophischen und gelehrten Sachen auf eine Art zu schreiben, welche im geringsten die Sitten oder die Ehre eines andern, wer es auch sey, beleidigen könnte. Er nimmt übrigens an diesen Streitigkeiten gar keinen Antheil, und beschäftigt sich mit einer Arbeit von ganz andrer Art, die alle seine Zeit erfordert; indem er an nichts weiter denkt, als die Geschichte seines Vaterlandes zu vollenden, welcher er einzig und allein die wenigen Gaben, so er noch besitzt, gewidmet hat.

Zu S. 390.

Aus d. Voss. Ztg. 10. März 1753.

Auf zwei Bogen in groß Octav hat Herr Johann Adolph Schlegel, Diaconus und außerordentlicher Collega bei der Landschule Pforte, dem Publiko eine Uebersetzung von des Anton Banniers Erläuterungen der Götterlehre und Fabeln aus der Geschichte angekündigt. Dieses Werk ist in Frankreich allzuwohl aufgenommen worden, als daß es sich nicht auch in Deutschland einen großen Beyfall sollte versprechen können; besonders da sich ein Mann damit abgiebt, dessen Geschmack und Verdienste um die schönen Wissenschaften nur allzuwohl bekannt sind. Obschon die Mythologie aufgehört hat, den christlichen Theologen nothwendig zu sein, so ist sie doch noch immer denen unentbehrlich, welche die alten Schriftsteller mit Nutzen lesen wollen; zu geschweigen, daß sie weder der Maler noch Bildhauer noch Geschichtschreiber wohl entrathen kann, welcher, wenn er ihre Fabeln von dem falschen Putze gehörig zu entkleiden weiß, selten etwas andres als wahre Begebenheiten darunter finden wird. Diesem letztern zum Dienste scheint der Abt Bannier besonders gearbeitet zu haben, ob seine Arbeit gleich auch den andern sehr große Dienste leisten kann. Da es aber nicht zu leugnen ist, daß er sich oft durch die Liebe zu seinem System allzuweit

hat treiben lassen (ein Schicksal, welches er mit sehr großen Gelehrten gemein hat), so wird der Herr Diaconus Schlegel durch beygesetzte kurze Anmerkungen den Leser wieder zu Rechte helfen. Er wird noch mehr thun; er wird sein Original von einem Mangel befreien, welcher allen französischen Schriftstellern, den einzigen Bayle ausgenommen, anklebt; von der Nachlässigkeit nämlich im citiren, welche bei ihnen nur allzuofte daraus entsteht, daß sie ihre Citationen aus andern Citationen nehmen, ohne sie selbst nachzusehen. Der Verleger läßt pränumeriren, den Vorschuß wird man bis Johannis d. J. in den vornehmsten Buchhandlungen Deutschlands und hier in der Vossischen annehmen.

Zu S. 391.

Aus d. Voss. Ztg. 3. April 1753.

Wittenberg. Von hier aus verdienen zwei Streitschriften bekannt gemacht zu werden, welche der Hr. Mag. Immanuel Friedrich Schwarz, in den beyden letzten Monaten zu Katheder gebracht hat. Er hat sie Exercitationes historico criticas in utrumque Samaritanorum Pentateuchum überschrieben, wovon die ersten zwey als eine Einleitung anzusehen sind und de Samaria et Samaritanis handeln. Er untersucht den Ursprung des Namens Samaria, und leitet ihn aus dem aethiopischen Stammworte Samora, er ist fruchtbar gewesen, her; er vergleicht diese Ableitung mit den Nachrichten, welche alte und neue Reisebeschreiber von der Fruchtbarkeit dieser Gegend geben u. s. w. u. s. w. Alles dieses ist, oft auf eine sehr neue Art, mit einer Belesenheit ausgearbeitet, welche von des Verfassers orientalischer Gelehrsamkeit genugsam zeiget, ohne daß man ihm vorwerffen kann, daß er sie mit Fleiß habe zeigen wollen. Auch die Schreibart ist schöner, als sie schon (sonst?) in dergleichen logischen Abhandlungen zu seyn pflegt.

Zu S. 395.

Aus d. Voss. Ztg. 28. Juni 1753.

Vie de Madame de Maintenon. Tome premier à Nancy chez H. Brinneau 1753 in 12. 10 Bogen. Eben der Verfasser, welcher uns vor einiger Zeit die Briefe der Frau von Maintenon geliefert hat, fängt mit diesem ersten Theil an, uns ihre Lebensbeschreibung zu liefern. Bisher ist seine Heldin nur unter den Zügen der Satyre erschienen, und man hat sie nach ihrem Tode ebenso sehr verleumdet, als sie bey Lebzeiten angebetet wurde. Durch eine vollkommene Unpartheylichkeit hoffet er sie in ihrer wahren Gestalt zu zeigen und der Welt den fast allgemeinen Irrthum wegen ihrer Aufführung zu benehmen. Die Franzosen haben schon längst angefangen, eben das mit dem Jahrhunderte ihres großen Ludewigs zu thun, was man sonst nur mit dem Alterthume zu thun pflegte; sie verschönern alle Personen desselben; auch das Böse, das sie von einigen sagen müssen, sagen sie auf eine Art, die sie dem ungeachtet zu außerordentlichen Geistern macht. Vielleicht, daß diese Anmerkung auch durch einige Stellen der gegenwärtigen Lebensbeschreibung bestätiget wird. Das Wunderbare des Romans scheint ein wenig zu sehr darinne zu herrschen, als daß das Wahre der Historie nicht hin und wieder sollte seyn verdränget worden. Doch der Herr de la Beaumell sucht Leser; und die anzulocken ist jenes besser als dieses. Er sitzt jetzo in der Bastille, dem gewöhnlichen Aufenthalte der

französischen witzigen Köpfe. Kostet in den Vossischen Buchladen 6 Gr. u. c. deutsche Uebersetzung dieses ersten Theils 4 Gr.

Zu Band V.

Zu S. 68.

Aus der Voss. Zeitung 7. Jan. 1758.*)

Berlin. Daß es unter den gemeinen Soldaten unsers unsterblichen Friedrichs, Helden die Menge giebt, ist längst bekannt. Nun aber hat sich unter ihnen auch ein Sänger gefunden, der in dem wahren Thone der alten Barden, die Begebenheiten und Siege besingt, deren thätiger Augenzeuge er gewesen. Er ist nur ein Grenadier, aber vollkommen würdig, als ein zweiter Tyrtäus, vor den neuern bessern Spartanern mit der kriegerischen Laute einherzuziehen. Kennern ist bereits sein Lied, welches er bei Eröffnung des Feldzugs vorigen Jahres, und ein anderes, das er nach dem Siege bei Prag gesungen, bekannt, und sie haben die erhabne Einfalt derselben nicht genug bewundern können. Diesen Charakter hat er auch in einem neueren und längeren Liede nicht verleugnet, welches er über den Roßbachschen Sieg angestimmet. Es ist hier in Berlin auf drei Bogen in Quart unter der Aufschrift gedruckt: Siegeslied der Preußen nach der Schlacht bei Roßbach. Wer gegen die Ehre seines Königs und seiner Nation nicht ganz gleichgültig ist, wird es gewiß mit Entzücken lesen. Nur muß er nicht zur Unzeit den Kunstrichter dabey spielen wollen, und sich bei anscheinenden Fehlern verweilen, die da, wo sie stehen, Schönheiten sind. — Wie erhaben ist die Stelle, wo unser Heldenbarde von der Nacht, die vor dem großen Tage vorhergegangen, sagt:

Vom Sternenvollen Himmel sahn
Schwerin und Winterfeld
Bewundernd den gemachten Plan
Gedankenvoll den Held.
Gott aber wog, bei Sternen-Klang
Der beiden Heere Krieg.
Er wog, und Preußens Schaale sank
Und Oestreichs Schaale stieg.

Wie launisch dagegen sind die Beschreibungen, die er von der Flucht der sogenannten Reichstruppen macht: z. E. von dem Schwaben:

Der Schwabe, der mit einem Sprung
Mit banganstehndem Haar
Von Roßbach bis nach Amelung,
In seiner Heimat, war.

*) Daß diese beiden Artikel von Lessing herrühren, hat den äußern Grund für sich, daß die beiden Zeitungsblätter sich in Lessings und Gleims handschriftlichem Briefwechsel finden; von innern Gründen dürfte außer der Anknüpfung an den Aufsatz in der Bibliothek der schönen Wissenschaften V. 77, mit welchem diese Ankündigungen im Tone ganz übereinstimmen, besonders die Erinnerung an die Barden und Skalden anzuführen sein, welche in der Vorrede zu den Kriegsliedern wiederholt ist.

Ferner von dem Paderborner:

Dem Paderborner, welcher Gott
Hochprieß, und ſeinen Sporn,
Und doch von kaltem Schrecken todt
Ankam zu Paderborn.

Genug zur Probe! — Das Publikum muß es übrigens dem Grenadier nicht übel deuten, daß es jetzt nicht lieber ein Lied auf den Sieg bei Liſſa zu leſen bekömmt. Er wird auch dieſen Sieg gewiß nicht verſchweigen. Aber weſſen Muſe iſt vermögend, mit dem Könige, der jeden Tag mit Liederwürdigen Thaten bezeichnet, Schritt zu halten? Koſtet in den Voſſiſchen Buchhandlungen hier und in Potsdam 3 Gr.

Aus der Voſſ. Ztg. 11. März 1758.

Siegeslied der Preußen nach der Schlacht bei Liſſa d. 5. Dec. 1757. Berlin 1758 in Quarto auf 3 Bogen. Hier iſt es, wo wir unſern neuen Barden, den liederreichen Grenadier, erwartet haben. Wir zweifelten in der That, ob es ihm möglich ſein würde, ſeine Laute in einem noch höheren Ton zu ſtimmen, und ſeine vorigen Triumphlieder ebenſo weit zu übertreffen, als dieſer letzte Sieg unſeres glorreichen Königs alle vorher erfochtene übertroffen. Doch er hat unſere Zweifel beſchämt, und wir wollen in Zukunft ſeiner Muſe nie weniger zutrauen, als den Waffen des Heeres, unter welchem, auch nur ein gemeiner Soldat zu ſein, keine geringe Ehre iſt. Gleich Anfangs redet er ſeinen Geſang an, und ſchreibet ihm alle die Würde und Erhabenheit vor, in welcher er erſchallen müſſe. Hierauf führt er Gott redend ein, und man urtheile, ob jemals ein Dichter Gott würdiger hat reden laſſen.

(Ein Starker, ein Allmächtiger bis Sein Donner ſprach es nach.)

Hierauf folgt eine nähere Beſchreibung der Schlacht, und die hiſtoriſchen Umſtände, die er mit einſtreuet, ſind der ſtrengſten Wahrheit gemäß. Auch hierin betritt der Grenadier den Weg der alten Skalden, die es für zuträglicher hielten, daß die Nachwelt einſt ihre Lieder mehr wie glaubwürdige Chroniken, als wie ſchöne Erdichtungen ſänge. Wir wollen uns aber jetzt in keine weitläuftigere Anpreiſung einlaſſen, ſondern nur noch melden, daß auch das allererſte von ſeinen Siegsliedern, auf den Sieg bei Lowoſitz, mit zugleich im Druck erſchienen iſt. Es erſcheint ein wenig ſpät, aber doch nicht ſo ſpät, daß es intereſſant zu ſein, aufgehört habe. Die Anordnung, die der König zur Schlacht macht, wird unter andern vortrefflich beſchrieben:

Dort, ſpricht er, ſtehe Reuterey!
Hier Fußvolk! — Alles ſteht!
— — — — —
So ſtand, als Gott der Herr erſchuf
Das Heer der Sterne da!
Gehorſam ſtand es ſeinem Ruf
In großer Ordnung da.

Beyde Lieder ſind in den Voſſiſchen Buchhandlungen hier und in Potsdam, das erſte für 3 Gr. und das andre für 2 Gr. zu haben.

Zu S. 101.

Lieder, Fabeln und Romanzen von F. W. G. Leipzig bei David Iverſen. 16 Bog. in 8.

Wir ergreiffen die Gelegenheit, um bei einer neuen Auflage dieſer Gedichte Nachricht von denſelben zu geben. Ihr Verfaſſer, der ſchon längſt die Ehre des deutſchen Parnaſſes geweſen iſt, hat ſich zwar nicht genannt, iſt aber dennoch bekannt genug. Und wie könnte man einem Gleim verkennen? — —

Wir fangen mit den Fabeln an, welche den größten Theil dieſer Sammlung einnehmen.

Das erſte Buch enthält fünfundzwanzig neu erfundene Fabeln. Hingegen gehören von den fünfundzwanzigen des zweyten Buchs nur die drey erſten dem Verfaſſer; die übrigen hat er nach dem beygefügten Verzeichniſſe aus alten und neuen Dichtern genommen. Vor einem jeden Theile ſtehet eine poetiſche Zueignungsſchrift an des Prinzen Friedrichs von Preußen Königl. Hoheit, in welchen viel Schönes enthalten iſt. Von dem großen preußiſchen Monarchen heißt es in der Zueignungsſchrift des erſten Buches:

— — — Oft erholt er ſich ein wenig
Vom Ungemach der Monarchie;
Dann hat das ſtille Sans-Souci
Den Philoſophen, nicht den König.

Da denkt er denn in ſeiner großen Seele
Gedanken, wie die Marc Aurele,
Und lieſt.
O Prinz, o wag es doch einmal
Und trag in ſeinen Bücherſaal
Dies Fabelbuch, Dein Spiel.

(Der Held, der jetzt auf einem ganz andern Wege der Unſterblichkeit entgegen zu eilen genöthigt iſt, mag ſich unter dem freudigen Zuruf der Völker ſehr oft nach der philoſophiſchen Muße auf dem ſtillen Sans-Souci zurückſehnen!)

Unter den eigenen Erdichtungen unſers Verfaſſers verdienen die zehnte, zwölfte und dreyundzwanzigſte des erſten Buchs, wie auch die zwey erſten des zweyten Buchs, allen andern vorgezogen zu werden; und auch dieſe ſind nicht von kleinen Fehlern frey, indem man öfters die Wahrheit, Einheit und Moralität der äſopiſchen Fabeln vermißt. Hiergegen beſitzt unſer Dichter die Gabe zu erzehlen in einem ſehr vorzüglichen Grade, und dieſes iſt bey dem Fabeldichter wenigſtens ein eben ſo großes Verdienſt, als die Gabe zu erfinden. La Motte wird mit allen ſeinen Erfindungen ſelten geleſen und La Fontaine hat ſich durch ſeine meiſterhafte Art zu erzehlen einen vorzüglichen Platz unter den Dichtern erworben, die die Zeiten Ludwigs des Vierzehnten, oder vielmehr die Zeiten dieſer großen Dichter verherrlichen. Unſerm Dichter iſt vorzüglich eine glückliche Kürze eigen, die faſt niemals in das Trockne fällt, und dem Dichter eine beſondere Naivite und Lebhaftigkeit verſchafft, ohne ihn in das Poſſenhafte und Niedrige ſinken zu laſſen. Die dreyzehnte Fabel des zweyten Buchs iſt meiſterlich erzehlt und übertrifft den La Fontaine, aus dem ſie genommen iſt. Wir wollen das Muſter mit der Nachahmung vergleichen.

Die hundert und neunzehnte Fabel, Theil I., des La Fontaine ist:

Le cheval et l'ane.

En ce monde il faut l'un l'autre secourir.
Si ton voisin vient à mourir,
C'est sur toi que le fardeau tombe.
Un Ane accompagnoit un Cheval peu courtois,
Celui-ci ne portant, que simple harnois,
Et le pauvre Baudet si chargé qu'il succombe
Il pria le Chevel de l'aider quelque peu,
Autrement il mourroit avant qu'être à la ville.
La Priere, dit-il, n'en est pas incivile:
Moitié de ce fardeau ne vous fera que jeu.
Le Cheval refusa, fit une petarade
Tant qu'il vit sous le faix mourir son cammarade
Et reconut, qu'il avoit tort.
Du Baudet en cette avanture,
On lui fit porter la voiture,
Et la peau par dessus encor.

Unser deutscher Dichter unter eben dem Titel:

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. Du hast
Auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Thier,
Hilf, liebes Pferdgen, hilf! ich bitte dich, hilf mir.
Was helfen! sagt der grobe Gaul,
Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul,
Trag zu! — — — Ich sterbe! liebes Pferd — —
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär ein Spiel für dich!
Ich kann nicht, sprach das Pferd.
Kurz: Unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man dem Rappen auf;
Des Esels Haut noch oben drauf.

Der Eingang unsers deutschen Dichters ist vortrefflich. Der Vorwurf wird mit vieler Deutlichkeit auseinander gesetzt und die Handlung in jeder Zeile immer mehr und mehr verbreitet. „Ein ledig Pferd ging neben ihm," ist kürzer und weit schöner, als:

Accompagnoit un cheval peu courtois.
Celui-ci ne portant que son simple harnois.

Peu courtois steht hier sehr am unrechten Orte. Der Leser begreift noch nicht, wodurch sich das Pferd diesen Tadel zugezogen hat. Weit besser ist: „Was helfen! sagt der grobe Gaul." „Ne portant que son simple harnois," ist lange

nicht ſo gut, als: „Ein ledig Pferd.“ Die Unterredung des Eſels mit dem Gaul wird von dem franzöſiſchen Dichter bloß erzählt; der deutſche hingegen läßt die Handlung vor unſern Augen vorgehen. Die demüthige Bitte des geplagten Thiers machet mit der beleidigenden Antwort des ſtolzen Gauls einen vollkommenen Contraſt aus. Man glaubt einen unerbittlichen Pachter mit dem Fröhner reden zu hören:

Was helfen! ſagt der — —
Du biſt der rechte Gaſt, du biſt ein wenig faul.
Trag zu! — Ich ſterbe ꝛc.

Wie ſchwach klingt das Franzöſiſche: La prière, dit il, n'en est pas incivile. Sogar die franzöſiſchen Eſel wollen nicht gern unhöflich heißen. En cette Avanture iſt eine bloße cheville.

Die ſehr maleriſche Beſchreibung des Fiſchreigers im La Fontaine:

Un jour sur ses longs pieds alloit, je ne sçai où,
Le Heron au long bec, emanché d'un long cou,
Il côtoyoit une revière, u. ſ. w.

Iſt im Deutſchen glücklich gegeben:

Am Ufer eines Bachs, auf einer Wieſe, gieng
Ein Reiger ernſthaft hin, auf langen dürren Beinen,
Mit langem Hals, woran ein langer Schnabel hieng, u. ſ. w.

Die Worte: „auf einer Wieſe,“ ſcheinen überflüſſig. Die ſechszehnte Fabel: „Der Eſel in der Löwenhaut,“ gleichfalls aus dem La Fontaine, iſt um ein merkliches verſchönert. Man kann dieſes auch von der zwanzigſten aus Gay's Fabeln behaupten. — Wir wollen einen Theil der engliſchen Fabel ſammt der deutſchen Nachahmung herſetzen:

FABLE XLIII.

The Council of the Horses.

Upon a time a neighing steed,
Who graz'd among a num'rous breed,
With mutiny had fir'd the train
And spread dissension through the plain.
On matters that concern'd the state
The Council met in grand debate
A colt, whose eye-balls flam'd with ire
Elate with strength and youthful fire,
In haste stept forth before the rest,
And thus the listning throng addrest.
Good gods! how abject is our race,
Condemn'd to slav'ry and disgrace!
Shall we our servitude retain,
Because our Sires have born the chain?
Consider, friends, your strength and might,
'Tis conquest to assert your right.
How cumbrous is the gilded coach!
The pride of man is our reproach.

Were we design'd for daily toil,
To drag the plough-share through the soil;
To sweat in harness through the road,
To groan beneath the carrier's load?
How feeble are the two legg'd Kind!
What force is in our nerves combin'd
Shall then our nobler jaws submit
To foam and champ the galling bit?
Shall haughty man my back bestride?
Shall the sharp Spur provoke my side?
Forbid it Heav'ns! Reject the rein,
Your shame, your infamy disdain
Let him the Lion first controul,
And still the tygers famish'd growl:
Let us, like them, our freedom claim,
And make him tremble at our name.
A general nod approv'd the cause
And all the circle neigh'd applause, etc.

Der Dichter hat die Rede des Aufwieglers verlängert, aber auch zugleich verſchönert. Wir wollen ihn hören:

Ha! ſprach ein junger Hengſt, wir Sklaven ſind es werth,
Daß wir im Joche ſind. Wo lebt ein edles Pferd,
Das frey ſein will? O wie glückſelig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frey
Und tapfer. In die Selaverey
Bog keiner ſeinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken,
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt,
Auch ſcheuten ſie kein offenes Feld,
Sie graſten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir,
Sind Sklaven, gehn im Joch, arbeiten wie der Stier,
Dem ſchwachen Menſchen ſind wir Starken unterthan,
Dem Menſchen! — Brüder! ſeht es an,
Das unvollkommene Thier!
Was iſt es? Was ſind wir?
Solch ein Geſchöpf beſtimmte die Natur
Uns prächtigen Geſchöpfen nicht zum Herrn;
Pfui, auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er ſtampft?
Sieht man, daß ſeine Naſe dampft?
Iſt er großmüthiger als wir?
Iſt er ein ſchöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?

Und doch iſt er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn, wir fürchten ſeine Macht,
Wir führen ſeinen Krieg und liefern ſeine Schlacht!
Er ſiegt und höret Lobgeſang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,
War unſer Werk, wir hatten es gethan.
Was aber iſt der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor ſeinem Siegeswagen;
Und ach! vielleicht nach dreyen Tagen
Spannt er den Rappen der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch der niedern Sclaverey;
Entreißet euch dem Joch, und werdet wieder frei.
Wie leicht iſt es, wenn wir
Zuſammenhalten! Was meint ihr?
— Er ſchwieg. Ein wieherndes Geſchrey,
Ein wilder Lärm entſtand, und jeder fiel ihm bey, u. ſ. w.

Der Eingang des Engländers iſt etwas langweilig. Wir würden lieber mit dem Deutſchen gleich zur Sache ſchreiten:

Ha, ſprach ein junger Hengſt, u. ſ. w.

Wenn wir nur durch ein einziges Wort unterrichtet worden wären, wen der jüngſte Hengſt anredet.

Gay läßt ihn ſagen:

Shall we our servitude retain
Because our Sires have borne the chain?

Bei dem Deutſchen thut er gerade das Gegentheil. Er beſchreibt den Heldenmuth, die Tapferkeit und die Freyheit ſeiner Vorfahren, und dieſes mit Recht. Das Geſchlecht der Pferde iſt doch unſtreitig einſt frey geweſen, und was iſt natürlicher, als daß ſich ein junger Held, durch die Heldentugenden ſeiner Vorfahren, zu großen Thaten anſpornen läßt?

Der Stolz des aufrühreriſchen Gauls iſt im Deutſchen unverbeſſerlich ausgedrückt:

Dem Menſchen! — —
Das unvollkommene Thier!
Was iſt es? Was ſind wir?
Pfui! auf zwei Beinen nur!

Die folgenden Fragen:

Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er ſtampft?
Sieht man, ſieht man, daß ſeine Naſe dampft? u. ſ. w.

beziehen ſich auf die Beſchreibungen von den Tugenden des Pferdes, die wir im Hiob leſen, und ſind hier dem Eigendünkel des jungen Hengſtes ſehr angemeſſen. Wie lebhaft wird der Undank des Menſchen gegen die willigen Thiere am Ende der Rede beſchrieben!

Was aber iſt der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor ſeinem Siegeswagen,
Und ach! vielleicht nach dreyen Tagen,
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.

Kurz, man wird in der Rede des deutſchen Rebellen weit mehr Ordnung, mehr Lebhaftigkeit und auch mehr Gründlichkeit antreffen, als in der Rede des Engländers. Man wird dieſen Unterſchied auch in der Antwort des alten Schimmels bemerken, welche wir der Kürze halber übergehen.

Nur den Schluß führen wir aus den beiden Fabeln noch an; der engliſche Dichter ſagt:

The tumult ceas'd. The colt submitted.
And, like his ancestors, was bitted.

Der deutſche mit einer ihm eigenen Luſtigkeit:

Niemals beſänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer ſo,
Als dieſer Neſtor ſeine Brüder.
Denn er voran und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle,
Nebſt dem, der ihr Worthalter war,
Begaben alſobald ſich wieder nach dem Stalle.

Es iſt im Uebrigen zu bedauern, daß der Verfaſſer, wie er ſich in einer angehängten Nachricht beklagt, dem Schickſale der beſten Köpfe in Deutſchland nicht hat entgehen können. Sie werden mehrentheils mit einer Menge von mechaniſchen Geſchäften belaſtet, die in ziemlicher Entfernung von den Werken der Muſen ſtehen, und wenn das Genie ſich gleich durcharbeitet, und zu gewiſſen glücklichen Stunden aus dem Felde der Mühſeligkeit in das Feld der Schönheit hinüberſchweift, ſo fehlt es ihm doch an der zwoten Muße, die zur Ausbeſſerung und Wegſchaffung der kleinen Fehler erfordert wird. Er dichtet, weil ihn das Dichten beluſtiget; die Ausbeſſerung iſt aber eine Arbeit, und kann nur von dem unternommen werden, der zur Veränderung arbeitet.

Nach den überaus ſchönen Proben, die wir von unſerm Dichter angeführt, wird es unſtreitig den Umſtänden, in welchen der Verfaſſer lebt, zuzuſchreiben ſein, daß er ſich ſelbſt ſo ungleich iſt, und in andern Stellen eine ziemliche Nachläſſigkeit verräth. Die vierte Fabel aus dem La Fontaine, die Milchfrau, iſt weit unter dem Original und wimmelt von müſſigen Ausdrückungen.

Die vierundzwanzigſte, der Fuchs und der Rabe, die La Fontaine ſo meiſterlich erzählt, hat in der Nachahmung Vieles verloren. (Man ſehe in Gellerts Vorrede zu ſeinen Erzählungen und Fabeln, wie ſchön die Fabel von einem alten ſchwäbiſchen Dichter iſt beſungen worden.) Wir zweifeln nicht, daß es der Herr Verfaſſer ſelbſt eingeſehen habe, aber wir verwundern uns, daß er nicht, ſtatt der fünf und zwanzig Fabeln im zweyten Buche, lieber ungefähr achtzehn vortrefflich erzehlte Fabeln hat liefern wollen.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

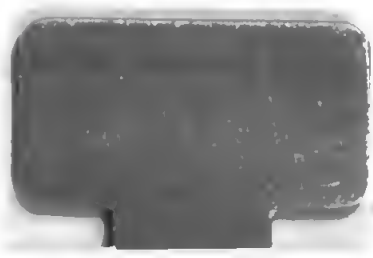
VA1 1525821 SBN

VA1 1525821 SBN

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI